Gedichte

von

Wolfgang Müller.

Frankfurt am Main
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1847.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Inhalt.

	Seite
Weihe	
Junge Lieder I. — XI.	1
Fahrende Gesellen.	
Studenten 1 u. 2.	69
Der Abenteurer	72
Der alte Zecher	75
Der Reiter	78
Der Jäger	81
Der Seemann	82
Der Handwerksbursch	
1. Auf der Wanderschaft	85
2. In der Kneipe zum stillen Vergnügen	87
Der Soldat	
1. Vor der Schlacht	90
2. Auf der Wacht	91
3. Nach dem Siege	93
Der Zigeuner	94
Der Poet	96
Sonette I. — XXX.	97
Balladen.	
Altenahr	131
Herzog Otto's Liebe	136
Der Priester von Marienburg	139
Der blinde Schutz	143
Anna	147
Ein Grab in Köln	150
Johann von Böhmen	155
Der Mönch von Heisterbach	158
Harald	161
Schönster Tod	166
Jakob von England	169
Liebesgeschichte	171
Wickher	175
Der Mönch vor Heinrich IV. Leiche	178
Meister Tancho	183
Geisterschlacht	189
Märchen	191

Seite

Schwert und Pflug 196
Die Heimathlosen 198
Wolfdietrichs Buße 203
Wilhelm von Holland 206
Nächtliche Erscheinung zu Speier 211
Vergeldte Blätter I. — XX. 215
Begegnungen.
Pauline 235
Gerenata 257
Clara 262
Veronika 266
Nanet 269
Johanna 273
Auguste 276
Elisabeth 281
Emilie 284
Stillleben der Natur.
Bilder der Haide I. — XII. 291
Maitrauß I. — XII. 302
Strandmuscheln I. — IX. 313
Sommerblumen I. — IX. 321
Herbstblätter I. — XIV. 331
Blätter des Angedenkens
Lebensmuth 347
Auf Karl Immermann's Grabe 350
An C. A. Leißring 351
An August von Platen-Hallermunde 358
An Jakob Becker 363
An Alfred Meißner 368
Sancta Simplicitas. An Th. Althaus 373
Elegien.
Melusine 379
Aus dem Taunus 399
Walter an Emma 409
Melodien I. — L. 421

An Emilie.

Weihe.

Da liegen sie zu Hauf gesammelt
Die Zeugen schöner Jugendzeit,
Im Dichterrausch dahin gestammelt
Die junge Lust, das junge Leid!
In ihrer bunten Schaar gemahnen
Sie mich gleichwie ein bunter Strauß,
Zwecklos gepflückt auf wilden Bahnen,
Zieht man in Wald und Feld hinaus.

Wem ich sie gebe? Welche Frage!
Du weißt es, süßes Herzgespiel!
Du holdes Sternbild meiner Tage,
Du aller Lebensfahrten Ziel!
Laß mich sie an die Brust dir stecken,
Dort ruhen sie im besten Port!
Soll ich sie neu zur Blüthe wecken,
Dann trage du sie fort und fort!

In ihnen dröhnt kein wildes Streben,
Weltstürmend brausen sie dir nicht,
Sie malen dir des Freundes Leben
Im hellen Jugendmaienlicht.
Was hier der Dichter ausgesprochen
Im heimlichen Poetenzelt,
Es ist des Herzens stilles Pochen,
Der Seele tiefgeheime Welt.

Es zeigt dir meiner Lenze Rosen
Und meiner Winter starren Zorn,
Wie ich gepflückt der Liebe Rosen,
Geblutet an der Liebe Dorn;
Es führt dich zu der Freunde Schaaren,
Zu grosser Seelen edelm Chor,
Volksbilder will es offenbaren
Und Sagen flüstern dir ins Ohr.

Fremdklingend wie verlorne Glocken,
Die lau der Wind vom Walde bringt,
Wie leichtverwehte Blüthenflocken,
Mahnt Manches, was der Freund dir singt;

Doch oft auch findeſt du drin wieder
Dein eignes ſüßes liebes Bild.
So nimm ſie all die kleinen Lieder,
In ihnen ſei dem Dichter mild!

O dank dir, wenn ſie dich beglücken!
Dann ſind ſie heimiſch eingekehrt.
Dein reines kindliches Entzücken
Macht ſie mir doppelt lieb und werth!
O fändeſt du den Freund in ihnen,
Der treu ſein ganzes Leben ſtand,
Ein höchſtes Gut ſich zu verdienen,
Bis er in dir ſein Endziel fand!

Junge Lieder.

(1341)

I.

Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land!
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn,
O wo ich geschwelget in Liedern und Wein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Dich grüß ich, du breiter grüngoldiger Strom,
Euch Schlösser und Dörfer und Städte und Dom,
Ihr goldenen Saaten im schwellenden Thal,
Dich Rebengebirge im sonnigen Strahl,
Euch Wälder und Schluchten, dich, Felsengestein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Dich grüß ich, o Leben, mit sehnender Brust,
Beim Liede, beim Weine, beim Tanze die Lust!
Dich grüß ich, o theures, o wackres Geschlecht,
Die Frauen so wonnig, die Männer so recht!
Eur Streben, eur Leben, o möge es gedeihn:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land!
Mein Herz iſt am Rhein, wo die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebſte mein denket mit wonnigem Glühn!
O möget ihr immer dieſelben mir ſein!
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

II.

Im grünen Wald, im grünen Wald,
Da mag ich gerne ſchweifen,
Und durch die Eichen und Buchen bald,
Bald durch die Tannen ſtreifen.

Das iſt ein friſches Rieſengeſchlecht,
Es ſind meine Freunde, die Bäume;
Und daß ſie mich lieben von Herzen recht,
Sind keine thörichten Träume.

Sie ſtrecken die grünen Hände hervor,
Wenn ich im Wald erſcheine,
Sie wiegen mich in den Armen empor
Zu friſcher Lüfte Reine.

Da wird mir ſo heimlich, ſo wohl zu Muth,
Als wollten mich Märchen umdüſtern;
Und fröhlich ſchwillt und quillt mein Blut,
Derweil die Bäume flüſtern.

Sie sagen mir, daß sie im Boden schaun
Das kriechende Volk der Zwerge,
Wie sie von Demanten und Gold erbaun
Der Erde Thäler und Berge.

Sie sagen, daß sie den Himmel sehn
Mit ihrer Kronen Wipfel,
Und daß für die weite Erde wehn
Als Freiheitfahnen die Gipfel.

III.

Den Berg umglüht ein Sonnenſtrahl,
Ein lauer Hauch erwärmt die Luft,
Es ſingt ein Finke durch das Thal,
Im Garten ſpür ich Veilchenduft.

Was ſchlägſt du Herz ſo friſch und wild?
Das iſt noch nicht des Frühlings Luft.
Und iſt ers nicht, wogt doch ſein Bild
Mir reich in ahnungsvoller Bruſt.

IV.

Nun iſt die holde Maienzeit,
Warm geht die Luft, ſüß weht der Duft.
Nun komm heraus, du braune Maid,
Die lang erſehnte Stunde ruft!
Sieh mild herab auf mein Geſchick,
Den Gram und Kummer, löſe ſie
Mit einem Wort, mit einem Blick,
Du ſüße liebliche Marie!

Du thateſt mir ſo hold Gewalt,
Daß ich für dich in Lieb' entglübt,
So wonnig biſt du von Geſtalt,
So voller Anmuth von Gemüth.
Bei dir wird arm, was hoch und reich,
Ein liebres Weſen ſah ich nie;
Du ſtehſt ob jeglichem Vergleich,
Du ſüße liebliche Marie!

Das iſt ſchon lange Jahre lang,
Daß ich dir trage dieſen Sinn:
Zu Luſt und Tanz und zu Geſang
Bin ich gefolgt dir immerhin.
Und fehlteſt du bei Feſt und Spiel,
Dann ohne mich wohl lachten ſie:
Du warſt der ſtillen Wünſche Ziel,
Du ſüße liebliche Marie!

O treib mit ihm nicht länger Scherz,
Der gern ſein Leben für dich giebt!
O quäle länger nicht mein Herz,
Das einzig fehlt, weil es dich liebt!
Ach, ohne deine Liebe, Maid,
Geneſt die wunde Seele nie;
Heil' mich in dieſer Maienzeit,
Du ſüße liebliche Marie!

V.

O Liebessegen
All überall!
Auf allen Wegen
Des Frühlings Schall:
Rings blau die Lüfte,
Die Erde grün,
So frische Düfte,
So volles Blühn!

Nun komm, begrüße
Den Maienstrahl,
Schwärm mit, o Süße,
Durchs helle Thal!
O laß uns stehen
In Wald und Feld,
Vom Berge sehen
Weit in die Welt!

Der Lerche Lieder
Wehn in die Höh',
Wir sitzen nieder
Im weichen Klee,

Von Blüthenzweigen
Licht überdacht:
Wie blüht so eigen
Der Erde Pracht!

Wir ſind verſunken
In ſtiller Luſt:
Wir neigen trunken
Uns Bruſt an Bruſt.
Und die Ergüſſe
Der Liebe ſind
Nur ſüße Küſſe,
Nur Blicke, Kind.

So ganz ergeben,
Ich dein, du mein!
Ein einig Leben
Webt in uns zwein!
O ſchönſte Triebe
Im Weltenall!
O Lenz, o Liebe,
Allüberall!

VI.

Der Sommerabend ſchauet
So ſtill aufs Erdenreich,
Tiefer der Himmel blauet,
Des Weſtens Roth wird bleich.

An den Bergen verglühet
Der goldne Abendſchein,
Still heimlich rauſchend ziehet
Unten der tiefe Rhein.

Es duften Reben und Roſen
Um das freundliche Haus,
Liebliche Mädchen koſen
Von dem Balkon heraus.

Sie ringen und umſchlingen
Sich ſpielend Bruſt an Bruſt,
Saiten und Lieder erklingen
Und werden verſchollene Luſt.

Ich wandle auf und nieder
Mit meinem seligsten Traum:
Verklungen sind längst die Lieder,
Ich weiß es selber kaum.

Und wie ich erwache, dunkelt
So groß mich an die Nacht,
Der Himmel sterndurchfunkelt,
Die Berge in ruhiger Pracht.

VII.

Wer will nach Zahl, wer will nach Zeit
Die ſüßen Küſſe meſſen?
Ach, in des Kuſſens Seligkeit
Iſt alle Welt vergeſſen!
O Liebe, Wonne, Jugend, Glück
Will ſich im Kuß vermählen;
Gieb mir den Kuß, nimm ihn zurück:
Eins werden drin zwei Seelen!

Ein heller Garten jedes Herz,
Und Blumen unſre Lippen!
Wer wurde müd, mit ſüßem Scherz
Den Honig dort zu nippen?
Wie Bienen in die Kelche, Kind,
So ſind wir drein verſunken —
So emſiglich — und endlich ſind
Die Seelen wonnig trunken.

VIII.

Es läuten die Glocken ihr volles Geläut,
Maiabend war gestern und Maitag ist heut,
Und gestern da war ich noch ledig und leer,
Heut führ ich mein Mailieb am Arme daher.

Mein Mailieb, o gestern, wie war es schön,
Wie blaute der Himmel, wie grünten die Höhn!
Wir Burschen, wir zogen zum Walde hinaus,
Und brachten im Jubel den Maibaum nach Haus.

Bald ragt in die Luft er am Schützenhof dort.
Da wurden versteigert die Mädchen vom Ort.
Wer auf dich geboten? Ich bins nicht allein;
Du warest die Theurste, — die Theurste war mein!

Zu sorgen für dich, war zu kurz mir die Nacht:
Dir hab ich die prächtigen Maien gebracht,
Ich stellte dir Blumen vor Fenster und Thor,
Ich sang dir mit Freunden den herrlichsten Chor.

Nun läuten die Glocken ihr volles Geläut,
Schallmeien und Flöten, sie klingen uns heut;
Nun bringe den Strauß mir, ich bringe den Kranz,
Mein Mailieb, o folge mir fröhlich zum Tanz!

Und wenn auch, mein Mailieb, die Bohnen verblühn,
Uns soll nicht mit ihnen die Liebe verglühn,
O nenne dich, Herzlieb, dann ferner auch mein!
Ich bin und ich bleibe in Ewigkeit dein.

IX.

Auf eines Berges Höhen,
Da ſteh ich hingebannt:
So weit die Blicke gehen,
Liegt abendſtill das Land,
Des Himmels Wölbung blinket
In tiefem dunkelm Blau:
Wie eine Kirche dünket
Mich jetzt der Weltenbau.

Hochroth in Purpur blühet
Der Weſten wunderbar,
Im Weltentempel glühet
Er wie ein Hochaltar.
Es ſtrahlt uns draus entgegen
Die Sonn' im Untergang:
Sie winkt den Abendſegen
Das weite Land entlang.

In Stadt und Dörfern klingen
Die Glocken vollen Klang,
Auf leisen hellen Schwingen
Verhallt der süße Sang;
Da ziehn am Himmelsbogen
Gewalt'ge Wolken um,
Von Schatten wird umzogen
Des Altars Heiligthum.

Dann schweigt es in den Lüften,
Des Westens Roth vergeht,
Von süßen Blumendüften
Nur steh ich rings umweht;
Der schöne Tag verglühte,
Doch meiner Seele nicht:
Heim geh ich, im Gemüthe
Voll Fülle, Segen, Licht.

X.

Aus deinem lieben Munde
Vernahm ichs tausendmal:
In meiner Augen Grunde
Säbst du des Himmels Strahl.

Doch seh ich in den deinen
Die Welt, so groß und weit,
Den Himmel und die Erde
Und ihre Seligkeit.

XI.

Es ſtreckt der Wald die Zweige ſo grün
In den blauen Frühlingsmorgen,
Die Gipfel in duftigem Lichte blühn,
Die Stämme im Schatten geborgen.

Da ſprengen die luſtigen Reiter herein,
Die flatternden Fähnlein fliegen;
Es ſchmettern der Hörner Lieder darein,
Die klingend im Walde ſich wiegen.

Und wie es wallt, und wie es ſchallt
In brauſendem Jugendgeflute,
O du ſtolzer grünender Frühlingswald,
So waldgrün wird mir zu Muthe!

XII.

Tief Blick in Blick, heiß Mund an Mund,
Laß Herz am Herzen ſchlagen!
Doch, was die Liebe iſt, mein Kind,
Das mußt du mich nicht fragen!

Wer wahrhaft liebt, der hat nicht Zeit,
Sie in das Wort zu binden;
Wer einſt geliebt, dem liegt es weit,
Er wird es nicht mehr finden.

Was ſoll das Wort? — Den ſel'gen Blick,
Den ſtillen Druck der Hände,
Den heißen Kuß erſchöpfſt du nicht
In Worten ohne Ende.

O liebe nur, o liebe nur,
O ſeufze, ſchmachte, weine,
O juble, lach'! — in allem bleibt
Die Lieb die ewig eine.

Tief Blick in Blick, heiß Mund an Mund,
Laß Herz am Herzen ſchlagen!
Doch was die Liebe iſt, mein Kind,
Das mußt du mich nicht fragen!

XIII.

Heraus, heraus, kommt aus dem Haus,
Zu ſchwärmen unbefangen!
Das Jahr iſt voll — des Herbſtes Zoll,
Wir wollen ihn empfangen!
Er rauſcht mit Klang und mit Geſang,
Er glänzt im Sonnenſtrahle,
Sein Ueberfluß lockt zum Genuß
Hinaus in Berg' und Thale.

Dort haltet an mit eurem Kahn,
O nehmt mich mit, Geſellen!
Die Wimpel wehn, die Ruder gehn,
Fort auf den grünen Wellen!
Die Waſſerbahn hinab, hinan,
Voll bläht die Segelflügel!
O dort zum Strand, o dort zum Land,
An jenen Rebenhügel!

Da ziehn sie hin in hellem Sinn
Mit Körben und mit Tonnen,
Und ihr Gemüth ist froh erglüht
Zu vollen Erndtewonnen.
O laßt mich ein in eure Reihn,
Winzer und Winzerinnen!
Ich habe Muth und frisches Blut,
O laßt mich mit euch winnen!

Die Traube lacht in schwerer Pracht,
Augen und Herz zu weiden;
An deiner Seit, du süße Maid,
Laß mich die Traube schneiden!
Da binden sich so wonniglich
Gefühle, Worte, Lieder:
Vom Aug' ein Gruß, vom Mund ein Kuß,
O nimm, o gieb sie wieder!

Im Rebenkranz nun komm zum Tanz!
Flöten und Geigen klingen,
Vom Lichterstrahl erglänzt der Saal,
Laß uns den Reigen schwingen!

Der Becher blinkt, der Zecher trinkt
Den goldnen Wein vom Rheine;
Thu mir Bescheid, du süße Maid:
Ich Deiner und du Meine!

Nun Arm in Arm, umschlungen warm,
Laß uns die Nacht genießen!
Rings Feuer glühn, Raketen sprühn,
O hör sie jauchzen, schießen!
Allüberall nur Freudenschall:
O sel'ge volle Stunde!
Der Himmel zeigt sich hold geneigt
Rings unserm jungen Bunde.

Heraus, heraus, kommt aus dem Haus,
Zu schwärmen unbefangen!
Das Jahr ist voll — des Herbstes Zoll,
Wir wollen ihn empfangen!
O Rebenblut in goldner Flut
Hat sprudelnd er gegeben,
Und meiner Brust Zier, Segen, Lust:
Ein sel'ges Liebeleben.

XIV.

O danke nicht für dieſe Lieder,
Mir ziemt es, dankbar dir zu ſein;
Du gabſt ſie mir, ich gebe wieder,
Was einſt und jetzt und ewig dein.

Dein ſind ſie alle ja geweſen,
Aus deiner lieben Augen Licht
Hab ich ſie treulich abgeleſen.
Kennſt du die eignen Lieder nicht?

XV.

O klingender Frühling, du ſelige Zeit!
Und biſt du vorüber, uns thut es nicht leid:
Wir liebten uns geſtern, wir lieben uns heut,
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut!

Einſt holten wir Burſche die Birke voll Muth,
Und zogen zum Dorfe, die Maien am Hut;
Da traten die Mädchen aus jeglichem Haus,
Mir lachteſt du, Herzlieb, verſtohlen heraus.

Das Feſt ging vorüber, da gabſt du zur Stund
Die Hand mir zum Drucke, zum Kuß mir den Mund;
Mein warſt du, o Schatz, und, o Schatz, ich war dein:
Wir wollten verbunden in Ewigkeit ſein.

Und ſieh, nicht umſonſt ſtand die Roſ' auf der Haid,
Ich brachte den Strauß dir, du wonnige Maid;
Wir theilten zur Erndte den Tanz und das Lied,
Wir ſchnitten die Trauben und wurdens nicht müd.

Jetzt ſtürmet der Winter ſo kalt durch die Welt,
Wir können nicht jubeln durch Berge und Feld,
Wir ſitzen zu Hauſe, Ein Herz und Ein Sinn.
Im Herzen iſt Sommer, blüht Liebe darin.

O klingender Frühling, du ſelige Zeit!
Und kehrſt du, für ewig vereint ſind wir beid:
Wir liebten uns geſtern, wir lieben uns heut,
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut!

XVI.

Vater, Mutter, laßt das Klagen,
Laßt die Thränen, Schweſter, Brüder!
Auch die Freunde — ach, ſie ſchlagen
Traurig ihre Augen nieder.

Wollt' ich klagen, wollt' ich weinen,
Wie viel Thränen müßten fallen!
Ihr doch ſcheidet nur von Einem,
Und ich ſcheide von euch Allen.

XVII.

O komm hervor, du holdes Bild,
Aus meines Herzens Schreine!
Es war am Ruder, wo ich stand,
Die schönste Nacht am Rheine:
In klarer Tiefe floß der Strom,
Die Luft in Balsamreine,
Und dämmrig lagen Berg und Thal
Im weichen Vollmondscheine.

Doch vor mir klang im schlanken Kahn
Ein lautes Jugendleben,
Die frischen Häupter waren grün
Umkränzt mit Sommerreben,
Die schönste Rose schwamm im Wein,
Den voll der Rhein gegeben:
Frisch schlürfte rings der Jünglingskreis,
Die Mädchenschaar mit Beben

Ein Knabe ſang das hellſte Lied
Zur Luſt der ſel'gen Stunde,
Von Liebe, Freundſchaft, Freiheitsglück
Enthüllt' es tiefe Kunde.
Die Herzen löſte all der Sang,
Es klang aus jedem Munde;
In tiefer Nacht ſchwoll laut die Luſt
In unſerm jungen Bunde.

Und feierlich lag rings Natur
In großem ernſtem Schweigen;
Sie wollte höher im Gebirg,
Im Strom ſich tiefer zeigen.
Es war, als wollt' in unſre Luſt
Sich Erd und Himmel neigen:
O Jugend, Liebe, Freundſchaft war
So hold und ſchön uns eigen.

XVIII.

Wie ich jüngſt mit langem Kuſſe
Mich aus deinen Armen wand,
Sah ich eine helle Thräne,
Die im treuen Blick dir ſtand.

Und ſie fiel in meine Seele,
Schwoll empor zum vollen See,
Schwoll zum Ocean von lauter
Liebeluſt und Liebeweh.

XIX.

Iſt der laute Tag verſchollen
Mit des Lebens lauten Fluten,
Schaut ins Land der ſtille Abend,
Wie mit Heiligenſcheinesgluten

Aus den Städten, aus den Dörfern
Klingen Vesperglocken nieder,
Singen für die müden Menſchen,
Für die Erde Schlummerlieder.

Und der Dämmrung Silberſchleier
Steiget aus des Rheines Spiegel,
Windet ſich durch Bergeſchluchten
Um die blühnden Rebenhügel.

Nur die ſtolzen Siebenberge
Glühn im rothen Abendſtrahle,
Und erglühend glänzen größer,
Stolzer ſie in alle Thale.

Schönes Land, du Land der Heimath,
Meiner trauten, lieben, süßen,
Nur vorüberfahrend kann ich
Dich aus vollem Herzen grüßen!

XX.

Wär mir bald der Tod beſchieden,
Jetzt im Lenze möcht ich ſterben,
Um ein Grab mir ſtill zufrieden
In der Frühlingserde zu erwerben.

Alle Lieder, die von Liebe
Und von Lenz durchs Herz mir wehen,
Würden dann als Blumentriebe
Noch aus meinem Grabe ſtill erſtehen.

XXI.

Es zieht herauf die ſtille Nacht
Und decket alles Land;
Groß ruhig liegt in Sternenpracht
Der Himmel ausgeſpannt.
Es gehet ſtill und leis die Luft,
Rings ſchlummert Blum' und Baum:
O nur ein Klang, o nur ein Duft,
Ein leiſer Schöpfungstraum!

Das iſt für mich die ſüße Zeit,
Mein dunkles Herz erglüht,
Und Frieden, Schönheit, Seligkeit
Durchfühlen mein Gemüth.
Mein kühles ernſtes Herze lacht,
Das Tags erſtarret ſtand:
Mein dunkles Herz, die dunkle Nacht,
Sie ſind ſich ja verwandt.

XXII.

O welch ein ödes leeres Land!
Kein Berg, kein Thal, ein dürrer Sand,
Nicht Roſen und nicht Eichen!
Der Lenz iſt da, ich kenn ihn nicht;
Der Erd', des Himmels Angeſicht,
Hier trägt es andre Zeichen.

O welche kalte ſtolze Schaar
Der Liebe fremd, des Glaubens bar,
Voll Zweifel und voll Rügen!
Sie prunken mit Verſtand und Herz;
Doch kann ich mich in ihren Scherz,
In ihren Ernſt nicht fügen.

Wie ſchön war doch die Jugendzeit!
Wie ſchön die Heimath, die ſo weit
Mit allen Liebeswegen!
Hier ſchleich ich kalt und leer dahin,
Als wenn zerknickt dem jungen Sinn
Jugend und Liebe lägen

XXIII.

Die Nacht iſt mir geweſen,
Ich ſah ein Engelein,
Das ſegnete mildlächelnd
Ringsum die Lande ein.

Es fiel ein ſanfter Regen,
Als früh ich aufgewacht,
Und als ich ausgegangen,
Lag Alles in Blüthenpracht.

XXIV.

Den Zweig an den Hut,
In die Kehle das Lied,
Ins Herz frischen Muth,
Denn der Tag erglüht!

Mein Wandergenoß
Iſt der Morgenwind,
Er ſcheuchet den Troß
Der Nebel geſchwind.

Und in duftigem Glanz
Blüht ringsum die Welt,
Dunkler Wälder Kranz,
Saatwogendes Feld.

Dort hinter den Höhn
Wallt dunkel das Meer,
Luſtig ſegelnd gehn
Schiffe drüber her.

Städt' und Dörfer erſtehn,
Entſchleiert vom Duft,
Vögel und Glocken wehn
Durch die ſtille Luft.

Und Leben und Kraft
Ueberall, überall!
Das wirket, das ſchafft
Duft, Farbe und Schall.

Ich habe voll Luſt
Mein Herz ausgeſpannt,
Es ſpiegelt die Bruſt
Himmel, Meer und Land.

Der jungen Natur
Schau ich ſtets ins Geſicht.
Friſch, folge der Spur,
So alterſt du nicht!

XXV.

Im fernen Weſten weileſt du
Und ich im Oſten fern,
Ich finde weder Raſt noch Ruh,
Bei dir fänd ich ſie gern.
O als wir einſt gelacht, geſcherzt
In ſtiller Seligkeit,
O als wir uns geküßt, geherzt,
Wohl war es ſchöne Zeit!

Viel Berge ſtehn, viel Flüſſe gehn,
Viel Monde ſind dis hin,
Doch über Zeiten, Länder, Seen
Steht nur nach dir mein Sinn.
O über Tag, o über Nacht
Iſt ſchwer um dich die Bruſt,
Von dir geträumt, von dir gedacht
Hab ich in Leid und Luſt.

Und Alles mahnet mich an dich,
Der Wald, der Strom, die Au:
Du schaust mich an so wonniglich
Aus Blume und aus Thau,
Du singst mich an im Vogelsang,
Du hauchst mich an in Duft;
Wir schwärmten ja viel Tage lang
Durch milde Frühlingsluft.

Zur Wolke und zum Vogel blick
Ich in die Lüfte hin,
Und tausend Liebesgrüße schick
Ich dir aus treuem Sinn.
Ach immer denk ich nur zurück
An ferne Seligkeit:
Mein Stern, mein Himmel und mein Glück!
Wohl war es schöne Zeit!

XXVI.

Du lagſt in frühlingsgrünem Schein
Dereinſt, o Erde, ausgeſpannt,
Gleichwie geſchmückt mit Edelſtein,
So glänzte blumenleuchtend dein Gewand.

Als Freier zog der Lüfte Schwarm
Aus Oſt und Süd zu dir heran,
Sie herzten, küßten ſich ſo warm,
Doch keiner hielt bei dir auf ſeiner Bahn.

Du biſt jetzt alt, ſie ziehn zurück
Als laute Stürm' aus Weſt und Nord,
Vergeſſen iſt ihr Liebesglück,
Sie ſpotten dein und ziehen brauſend fort.

Der Himmel blieb dir treu allein,
Er hat umhüllt ſein Angeſicht,
Bedeckt des Sonnenauges Schein
Mit dumpfen ſchweren Wolken ſchleierdicht.

XXVII.

Haſt du von den Fiſcherkindern
Das alte Märchen vernommen,
Die auf dem ſchwanken Kahne
Allein ins Meer geſchwommen?

Sie pflückten ſich Waſſerroſen,
Sie ſangen der Lieder viele,
Sie herzten und küßten einander
In ſüßem Wechſelſpiele.

Sie haben den Strand verloren,
Als ſich der Tag entſchwungen,
Sie kehrten nimmer wieder;
Ihr Name iſt verklungen. —

Und weißt du: wir ſind die Kinder,
Die Maid du, ich der Knabe;
Das Meer iſt unſre Liebe,
Die wird uns wohl zum Grabe.

XXVIII.

Blüthenweiß beſtreuet ſchaute
Durch das Fenſter ich die Länder,
Drüber hell der Himmel blaute.
Sinds des Frühlings Blüthenbänder?
Ach ein Reif wars; in der Sonne
Warmem Strahl iſt er verſchwommen,
Und beklommen
Dacht' ich an vergangnen Frühlings Wonne.

Schöne Zeiten ſtiegen nieder:
Helle Blicke, heiße Küſſe!
Ruhten ſüß umſchlungen wieder.
Sinds der Liebe alte Grüße?
Ach ein Traum wars, den der Sonne
Früher Strahl hinweggenommen,
Und beklommen
Dacht' ich an vergangner Liebe Wonne.

XXIX.

Die Luft ſo ſtill und der Wald ſo ſtumm
An dieſer bewachſenen Halde:
Ein grüngewölbtes Laubdach ringsum,
Ein Wieſenthal unten am Walde.

Wildblühende Blumen ſprießen umher,
Rings fließen ſuße Düfte,
Ohne Rauſchen raget der Bäume Meer
Hoch in die ſonnigen Lüfte.

Nur Amſelſchlag einſam und weit,
Und Falkenſchrei aus der Höhe,
Und nichts Lebendiges weit und breit
Als im Waldthal graſende Rehe!

Natur in dein Leben, ſtill und kühl,
Liege ich ſelig verſunken:
Ein ſüßes Kindermärchengefühl
Macht mir die Sinne trunken.

XXX.

Auf dem ſchlanken Kahne fuhren
Luſtig wir hinab den Rhein:
Thal und Berg und Burg erglänzten
Blau im duft'gen Morgenſchein.

An den Ufern Thürm' und Städte,
Blitzend ſchien die Sonne drauf,
Bunte, ſonntagsfrohe Menſchen
Grüßten jauchzend unſern Lauf.

Auf dem Decke klangen Lieder,
Jubelnd kreiſte der Pokal;
Leicht dem Augenblick ergeben,
Dachte keiner ſeiner Qual.

Alle hatten ſich gefunden
In dem ſüßen frohen Spiel;
Auf der Fluten Strömung lauſchend,
Stand ich einſam an dem Kiel.

Wolken, Vögel ſah ich fliegen
Durch des Himmels blaue Pracht,
Und ich hab in weicher Sehnſucht
Deiner, fernes Lieb, gedacht.

XXXI.

Wir wuchſen in demſelben Thal,
Wir wohnten nahe Haus bei Haus,
Wir ſuchten uns vieltauſendmal
Und fanden uns Tag ein Tag aus.

Gebet und Märchen, Lied und Spiel,
Das Alles lernten wir vereint,
Wir lachten und wir jauchzten viel,
Und haben oft auch ſtill geweint.

Ich wuchs zum Jüngling, du zur Maid,
Wir träumten noch denſelben Traum,
Und ſuchten treu wie allezeit
Den Sitz am oft umſpielten Baum.

Dort ruhten wir am Abend oft,
So voll, ſo warm, ſo reich die Bruſt:
Wie ward geahnt, wie ward gehofft
In flüſternd liebeſel'ger Luſt!

Wir wurden dennoch liebemüd
Und zogen beide ferne fort;
O du verglüheſt tief im Süd,
Und ich vereiſe hoch im Nord!

Was trieb uns über Meer und Land?
Wir wiſſens nicht und glühn vor Scham —
Du fehleſt mir, ich fehle dir,
Und beide welken wir vor Gram.

XXXII.

Das iſt die Stadt, ſo wie vor Zeit
Ich ſie zurückgelaſſen:
So lagen rings in Dunkelheit
Die hohen Giebelgaſſen,
So ragte dort in ernſter Pracht
Der Dom zum Himmelsbogen,
So kam die weiche Sommernacht
Auf linder Luft gezogen.

So quoll der Roſenduft, ein Meer,
Von Mädchenfenſtern nieder,
So klangen von den Gärten her
Die Nachtigallenlieder,
So hat vom Markte nimmermüd
Der Brunnen einſt gerauſchet,
So klang das Lied, das ſüße Lied,
Dem fern ich oft gelauſchet.

Daſſelbe Bild! — doch an die Bruſt
Schlägt es nicht wie vor Jahren,
Als ich voll Jugendmuth und Luſt
Ins Leben bin gefahren.
Dahin iſt meiner Tage Stern,
Jugend und Lieb vergeben,
Und mir iſt fremd und kalt und fern
All dieſes junge Leben.

XXXIII.

Wir ſind bleich und krank geworden,
Seit wir ſo geſchieden leben;
Doch begegnend glühn wir beide,
Wagen nicht das Haupt zu heben.

Ach, begegnend jezuweilen,
Glühen Augen uns und Wangen,
Blühn die Lippen, wie vor Zeiten,
Als wir liebend uns umfangen.

In der Glut, ach, ſcheint nur wieder
Alte längſtverlorne Liebe:
Aus dem Herzen in das Antlitz
Steiget ſie geſpenſtiſch trübe.

XXXIV.

Die ſtolzen Berge ſtrecken
Dunkel die Häupter empor,
Und Felſenzacken recken
Wie Arme draus hervor.

Am Berge düſtert und träumet
Der Wald ſo wunderbar,
Im Thale flüſtert und ſchäumet
Rauſchend die wilde Ahr.

Die Gegend ſchaut mich ſo dunkel
Geſpenſtiſch unheimlich an,
Plötzlich mit lichtem Gefunkel
Betritt der Mond die Bahn.

Die Wellen zittern und beben,
Er küßt ſie mit goldenem Kuß;
Da ſeh ich tanzen und ſchweben
Badende Elfen im Fluß.

XXXV.

Auf die dunkle Erde ſenket
Sich die Chriſtnacht groß hernieder,
Und ich geh, verhüllt im Mantel,
Durch die Straßen auf und nieder.

Kerzenreiche Weihnachtsbäume
Seh ich in den Zimmern ſtehen,
Und an einem hellen Fenſter
Kann ich nicht vorübergehen.

O wie jauchzen rings die Kinder
In dem Glanz der hellen Kerzen!
Luſt durchglüht den Blick der Eltern!
Jubelvoll ſind alle Herzen!

An des Vaterhauſes Freuden
Denk ich, während ſtill ich kehre;
Leiſe zieht es durch die Seele:
Wenn ich doch ein Kind noch wäre.

Tolle Wünſche! — Sind es Thränen,
Die mir aus dem Aug gebrochen?
Ach, ein Kind bin ich geworden,
Wie ich leis den Wunſch geſprochen.

XXXVI.

Wie hat noch geſtern in fröhlichem Schein
Der Himmel gefunkelt, die Erde gelacht!
Ueber Nacht da brach ein Froſt herein,
Hat Himmel und Erde düſter gemacht.
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Hat Himmel und Erde düſter gemacht.

An der Linde geſtern da nennt ich ſie mein,
O innig umſchlungen, o grün überdacht!
Ueber Nacht da brach ein Froſt herein,
Heut hab ich die Stunden mit Warten verbracht.
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Heut hab ich die Stunden mit Warten verbracht.

Ich gab ihr gestern die Rose rein,
Sie war von Düften und Farben entfacht.
Ueber Nacht da brach ein Frost herein,
Heut finde ich Dornen statt blühender Pracht.
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Heut finde ich Dornen statt blühender Pracht.

O gestern die Schwüre: du mein, ich dein!
O ewiger Treue fesselnde Macht!
Ueber Nacht da brach ein Frost herein,
Vorbei! — nimm dich in der Liebe in Acht!
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Vorbei! — nimm dich in der Liebe in Acht!

XXXVII.

Ach, eine dunkle Blume iſt mein Herz:
Es blüht gleich der Viol der Sommernacht,
Nachts ſchließt es auf des Kelches trübe Pracht,
Nachts haucht es aus der Düfte Balſamſchmerz.

Und jubelt Morgens Berg und Wald und Au,
Da ſteht es ſtill und träumt in ſich hinein,
Und tief darin bricht ſich der Morgenſchein
In Thränen, meiner dunkeln Blume Thau.

XXXVIII.

Ich kann es dir nicht ſagen,
Wie ich ſo verloren bin,
Mein Herz iſt mir zerſchlagen,
Zerriſſen iſt mein Sinn:
Ich bin ſo krank und trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Am blauen Himmel ziehen
Die Wolken luftig hin,
Im Feld die Bäume blühen,
Die Saaten grünen drin;
Ich ſeh hinüber ſo trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Die Lüfte füllt ein Klingen,
Die Vöglein jubeln drin,
Blühende Jungfraun ſingen
Durch helle Gärten hin:

Ich lauſche hinaus ſo trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

O Lenz, dich grüßt das Leben
Durch Erd' und Himmel hin.
Was ſoll ich Armer geben?
Der Schmerz iſt mein Gewinn:
Ich traure krank und trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Ich kann es dir nicht ſagen,
Wie ich ſo verloren bin,
Mein Herz iſt mir zerſchlagen,
Zerriſſen iſt mein Sinn:
Ich bin ſo krank und trübe,
Dahin iſt meine Liebe,
Mein Leben iſt dahin!

XXXIX.

Die Haide iſt braun, einſt blühte ſie roth,
Die Birke iſt kahl, grün war einſt ihr Kleid; —
Einſt ging ich zu zwei'n, jetzt geh ich allein, —
Weh über den Herbſt und die liebloſe Zeit!
O weh, o weh,
Weh über den Herbſt und die liebloſe Zeit!

Der Fink iſt verſtummt, einſt ſang er ſo hell,
Die Nachtigall ſchlug, jetzt ſchweiget ſie müd; —
Einſt ſang ich zu zwei'n, jetzt ſing ich allein
Von meiner verlorenen Liebe ein Lied.
O weh, o weh,
Von meiner verlorenen Liebe ein Lied!

Einſt blühten die Roſen, jetzt welkten ſie all,
Voll Duft war das Kraut, jetzt zog er heraus; —
Einſt pflückt ich zu zwei'n, jetzt pflück ich allein,
Es wird ein dürrer, ein duftloſer Strauß.
O weh, o weh,
Es wird ein dürrer, ein duftloſer Strauß!

Die Welt iſt ſo öd, einſt war ſie ſo ſchön,
Einſt war ich ſo reich, jetzt bin ich voll Noth; —
Einſt ging ich zu zwei'n, jetzt geh ich allein; —
Mein Lieb iſt falſch, o wäre ich todt!
O weh, o weh,
Mein Lieb iſt falſch, o wäre ich todt!

XL.

Um Liebe ſoll nicht gebettelt ſein,
Denn Liebe iſt zu groß, zu hehr:
Sie iſt ja wie der Himmel hoch,
Tief wie das tiefe Meer!

Die Bruſt gebiert ſie froh und frei,
Sie leuchtet drin mit Himmelsglanz,
Sie will nicht Gold und Edelſtein,
Nein, Liebe voll und ganz.

In ihrem träumeriſchen Reich
Trug ich der Krone dunkeln Schein,
War ich ein König mächtig ſtolz,
Ein König, mein und dein.

Doch warſt im goldnen Zauberland
Du nicht die milde Königin:
Um Liebe haſt du nicht geliebt,
Ich weiß nicht deinen Sinn.

Ich weiß nicht deinen ſtolzen Sinn
Und reiß mich blut'gen Herzens los.
Nimm, liebeleere Nacht, mich auf,
Unheimlich, düſter, groß!

Doch fern vereinſamt, wie ich bin,
Ich glüh in eigner Liebe Licht,
Ein König bleib ich auch allein,
Und Könige betteln nicht.

Um Liebe ſoll nicht gebettelt ſein,
Denn Liebe iſt zu groß, zu hehr:
Sie iſt ja wie der Himmel hoch,
Tief wie das tiefe Meer!

Fahrende Gesellen.

Studenten.

1.

Iſt das des Schenken geprieſen Haus?
Es ſieht doch gar ſo düſter aus,
Es heißet drin zum goldnen Mond,
Wohl glaub ich, daß die Nacht hier wohnt.
Gibts denn keine beßre Schenke im Ort? —
Trag nur das Bündel wieder fort!

Doch halt, da öffnet ſich die Thür!
Ein roſig Mägdlein tritt herfür,
Ja, dieſer Augen Sternenſchein,
Er lockt mich in die Nacht hinein,
Daß ich den Wein da eben probier. —
Mit meinem Bündel warte hier!

Ein helles Kelchglas bringſt du da,
Wie ich noch nie ein ſchönres ſah;
Fürwahr der Wein iſt klar und gut!
Er glänzt und wärmt wie Sonnenglut!
Ei, hier iſt Sonn'- und Tageſchein! —
Hier bleib ich, bring das Bündel herein!

2.

Jubelnd ſitzen wir und trinken
In den luſt'gen Rebenlauben,
Voller Ahnung reifend blinken
Ueber uns die goldnen Trauben.

Und die warme Sommerſonne
Strahlt vom blauen Himmelsdome,
Strahlet ob der Laube Wonne,
Ob den Landen, ob dem Strome.

Und die Berge heben prachtig
Ihre rebengrunen Kronen,
Graue Felſen ſtarren mächtig,
Drauf die alten Burgen thronen.

Wie im Selbſtbewußtſein ſpiegeln
Sich die Lande in dem Rheine,
Mit den Thälern, mit den Hügeln
Wogt er fort in blauem Scheine.

Aber Berg und Burg und Laube
Und des Rheines tiefe Fluten
Spiegelt mir der Sohn der Traube
In des Römers goldnen Gluten.

Klare, lichte Bilder bluhen
In dem Spiegel dieſer Becher,
Aber doppelt fröhlich gluhen
Drin die jugendmuth'gen Zecher.

Der Abenteurer.

Auf, tummle dich, Hengſt,
Im wildeſten Braus!
Ich will in die Welt,
In das Leben hinaus!

Wer mag an die Scholle
Gefeſſelt ſein?
Duftgrünende Erde,
Blauer Himmel iſt mein!

Hochfelſige Berge,
Fruchtſchwellende Thale
Durchſtreif ich im hellen
Goldſonnenſtrahle.

Ich baue kein Haus,
Ich säe kein Feld,
Meine Wohnung iſt rings
Die endloſe Welt.

Ich pflanze keine Rebe,
Ich preſſe keinen Wein,
Der ſchäumende Becher
Iſt mein, iſt mein!

Ich pflege keinen Baum,
Ich erwarte keine Blüth',
Ich haſche die Frucht,
Die über mir glüht.

Ich freie kein Weib
Zu trägem Genuß,
Ich liebe vom Roß
Den flüchtigen Kuß.

Ich liebe den Freund
Bei Schwert, Trunk und Scherz,
Doch bind ich mich nimmer.
Fahr' wohl Bruderherz.

Ich will nicht die Ruh,
Ich will nicht die Raſt,
Ich bin der Minute
Schnellflüchtiger Gaſt.

Fort, tummle dich, Hengſt,
Im wildeſten Braus!
Ich will in die Welt,
In das Leben hinaus!

Der alte Zecher.

Laß schäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir sprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köstliche Jugend hinein!

Zwar fliegt ums Haupt mir grau und alt
Der Locken sonst so dunkle Flut,
Matt ist der Blick, welk die Gestalt,
Doch sag mir Einer, was es thut?
Seht nur den alten Weinstock hier!
Er wölbt zur duft'gen Laube sich,
Der Blätter und der Blüthen Zier
Trägt er noch stolz und jugendlich.

Laß schäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir sprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köstliche Jugend hinein!

Welch Bild dort durch des Laubwerks Grün!
Da liegt die Welt voll Sonnenschein,
Stolz seh ich dort die Lande blühn,
Und glänzend ziehn den blauen Rhein.
Ich sehe Kähne auf der Flut
Mit windgeschwellten Segeln fliehn,
Die Burg, die grau am Berge ruht,
Schaut, wie sie weit und weiter ziehn.

Laß schäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir sprühenden, glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köstliche Jugend hinein!

Groß saugt sich die Erinnerung
Am Blick aufs jugendblühnde Land:
Hier war ich unter Burschen jung,
Hier schloß ich manches Freundschaftsband;
Hier zog ich jagend in den Wald,
Hier lenkte ich den leichten Kahn,
Hier hat mein Jugendlied geschallt,
Hier führte ich den Reigen an.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden, glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

O allerſchönſte, liebſte Zeit,
So kehreſt du auch mir zurück!
Ich grüß dich, ewig theure Maid;
O herzlich Leid, o ſchmerzlich Glück!
In meinen Arm, an meine Bruſt!
Stets blüht der Liebe Allgewalt.
O, welche jugendfriſche Luſt,
Iſt auch das Haupt mir grau und alt!

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden, glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

Der Reiter.

Und reiten wir ins Gefild hinein,
Liegt ſtill noch die Erde im Nebelſchein:
Es rauchet der Fluß, es dampfen die Felder,
Noch ſchlafen die luſtigen Vögelein,
Blauduftig liegen die Berge und Wälder.
Friſchauf!

Da ſchallt vor dem Zuge der Hörner Laut
Und wecket des Tages prächtige Braut:
Sie blinket hervor an den Höhen, die Sonne;
Und wie ſie rings in die Lande ſchaut,
Erwachet Alles in jubelnder Wonne.
Friſchauf!

Die Blumen erstehen aus duftigem Traum,
Im Morgenwind schüttelt die Zweige der Baum,
Die Lerchen entschweben mit Wirbeln und Singen;
Es glänzet des Landes unendlicher Raum,
Und drüber die Morgenglocken erklingen.
Frischauf!

Durchs Städtchen geht es in Saus und Braus,
Die Mädchen schauen verschlafen heraus;
Wir grüßen hinter den Lädchen die Schönen.
Wenn Andre erwachen, da ziehn wir nach Haus!
Die Rosse stampfen, die Hörner ertönen!
Frischauf!

Der Jäger.

Waldeinſamkeit! Ins ſchwellende Moos,
Da ſtreck ich mich hin, hoch über mir groß
Wölbt grün ſich das Dach von Zweigen;
Rings wilde Blumen blühn — und kühn,
So ſtürzt ſich der rauſchende Bach durchs Grün:
Sei gegrüßt du Jugendreigen!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Jugend ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! O du friſche Schau!
Durch der Blätter Spiel des Himmels Au,
Das Blau durch die grünen Gipfel!
Und die Wolken fliegen daher — und hehr
Erhebt der Wald in der Lüfte Meer
Als Freiheitsfahnen die Wipfel.
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Freiheit ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinsamkeit! Wie die Taube girrt!
Die Amsel als Herold zieht und schwirrt,
In den Gipfeln singet sie sonnig,
Aus den Höhen der Falke schreit — und weit
Herauf träumt die alte und süße Zeit:
O Liebe du grüßest so wonnig!
Mein Horn soll es sagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Liebe so froh, so froh,
In den lustigen Sommertagen!

Waldeinsamkeit! Wie der Wald rings spricht:
Grüngoldene Strahlen und dämmerndes Licht
Und Duften und Rauschen und Klingen!
Die Bäume, die Vögel, der Quell — und schnell
Durchtönen die Seele Gesänge mir hell:
Frischauf, in den Wald sie zu schwingen!
Mein Horn soll es sagen und tragen,
Trariro, Trariro,
Wie bin ich der Lieder so froh, so froh
In den lustigen Sommertagen!

Der Seemann.

Ich grüße dich blaues unendliches Meer!
Wie dehnst du so weit und gewaltig die Brust!
Die Lande der Erde umgürtest du hehr,
Du spielst mit den Wolken des Himmels in Lust.
Blau oben die Lüfte, blau unten die Flut,
Der Himmel so nah und die Erde so weit,
Und Ruh, wo der Blick auf den Wassern ruht!
So flieh ich das Leben, vergesse die Zeit.

Hier herrschet kein Fürst, hier waltet kein Recht
Als was in dem Herzen von Ewigkeit glüht,
Und gleich ist der König und gleich ist der Knecht
Gleich machen die Fluten ein jeglich Gemüth.
Die herrliche Freiheit, sie waltet noch hier,
Wenn längst sie den Städten und Ländern entflohn
Du Freiheit, der Fluten urewige Zier,
Ich bin dein treuer, ausdauernder Sohn!

Mich trug auf dem Meere die Mutter im Leib,
Es kreuzte der Vater im Ocean draus,
Und ferne gebar mich das muthige Weib
Im Windesgetose, im Wellengebraus.
Drum lieb ich die wogende Heimath so sehr,
Ob brausend sie brüllt, ob friedlich sie ruht:
Mir macht das Gelobe die Träume nicht schwer,
Nicht trübet es hoch auf dem Mast mir den Muth.

Schon fünfzig Jahre durchflog ich das Meer,
Bald lag es in Ruhe, bald schäumt' es im Wind;
Und lassen möcht' ich es nimmermehr,
Ich bleibe des Oceans stürmendes Kind.
Ich hasse die Städte, ich fliehe den Strand,
Ich schweif auf dem Schiffe hinauf und hinab;
Ich nenn euch, ihr Fluten, mein Vaterland,
Ich will euch auch nennen mein endloses Grab.

Ich grüße dich, blaues, unendliches Meer!
Wie dehnst du so weit und gewaltig die Brust!
Die Lande der Erde umgürtest du hehr,
Du spielst mit den Wolken des Himmels in Lust.

Blau oben die Lüfte, blau unten die Flut,
Der Himmel ſo nah und die Erde ſo weit,
Und Ruh, wo der Blick auf den Waſſern ruht.
So flieh ich das Leben, vergeſſe die Zeit.

Der Handwerksbursch.

1. Auf der Wanderschaft.

Die Luft wird warm, der Himmel blau,
Mich hält's nicht mehr im Haus.
Herr Meister und Frau Meisterin,
Ade, ich zieh hinaus!

Im Sommer und im Winter bin
Zum Werk ich froh bereit;
Doch wenn die Schwalbe kommt und geht,
Das ist die Wanderzeit.

Ich komme, flüchtiger Gesell,
Du Schwalbe hoch und fern,
Das Maien- und das Erntefest
Das sehn wir beide gern.

Im Frühling blüht es draus und drin,
Die Erde und die Brust,
Im Herbste schwelgt das muntre Volk
In seiner Ernte Lust.

Im Frühling liebt die Dirn' und giebt
Mir gern den ſüßen Kuß,
Der Winzer ſchenkt im Herbſte mir
Von ſeinem Ueberfluß.

Die goldne Mitte hab ich mir
Gewählt mit weiſem Sinn:
Und zwiſchen Sommer und Winterzeit
Da liegt ſie mitten drin.

Und zwiſchen Lehr' und Meiſterei,
Da liegt ſie golden auch:
Das Handwerksburſchenleben iſts,
Das iſt der beſte Brauch.

Halt Schwalbe! O, du fliegeſt weg,
Ich mache Raſt und Ruh.
Wär nur der Ranzen nicht ſo ſchwer,
Und drückten nicht die Schuh'!

2. In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Wer rühmt nicht das Wirthshaus, an das er gewohnt?
Der lobt ſich die Sonne, der lobt ſich den Mond.
Ob im Bär, ob im Schwanen am beſten es ſei
Ich zieh an Planeten und Thieren vorbei
In die Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Unfern von dem Dorf liegt gemüthlich das Haus,
Der Weg grad ſo weit, man kommt durſtig hinaus,
Man reibt ſich die Stirn, man wiſcht ſich den Mund,
Die Leute ſind freundlich, der Wein iſt geſund
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Der Storch baut am Schornſtein, die Schwalbe am Dach,
Die Tauben umfliegen den Giebel gemach,
Die Hühner und Enten umplaudern den Miſt:
Nun ſeht mir doch Alle, wie wohnlich es iſt
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen!

Wie trinkt sich der Sechsundvierziger süß!
Man schlürft sich so leis in das Paradies,
Man glaubt sich bei Gott und bei Englein verirrt
Wenn die Wirtin nicht keift, wenn nicht zanket der Wirth
In der Kneipe zum stillen Vergnügen.

Doch kommt es dazu, dann erwachen sie all,
Das giebt euch den herrlichsten Sonntagskrawall,
Da nehmen sie hüben und drüben Partei,
Der Hans und der Kunz, das giebt ein Geschrei
In der Kneipe zum stillen Vergnügen!

Erst bleibt es beim Wort, erst bleibt es beim Zank,
Dann gehts über Tisch, dann gehts über Bank,
Blau zeichnet manch Auge die stämmige Faust,
Das lästert und tobet und wirbelt und braust
In der Kneipe zum stillen Vergnügen!

Mistgabeln führt der und ein Andrer den Krug,
Die Weiber sie schwingen die Besen mit Fug,
Der fährt aus dem Fenster, der fällt durch die Thür:
Wo kommen doch alle die Menschen herfür
In der Kneipe zum stillen Vergnügen?

Es ſchnattert die Ente, es gackert das Huhn,
Sie können mit Hahn und mit Entrich nicht ruhn;
Doch miſcht ſich der Spitz gar keck in den Braus,
Reißt dem Peter den Boden zur Hoſe heraus
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Die Margret vom Speicher ergreifet den Topf,
Und gießt ihn der keilenden Schaar auf den Kopf;
Und ſind wie begoſſene Pudel ſie naß,
Da geht erſt vorüber der prächtige Spaß
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Nach der Arbeit ſchmeckt es noch einmal ſo ſüß:
Man ſchlürft ſich ſo leis in das Paradies,
Man hört die Baßgeigen der Engelein.
Das All thut der ſechsundvierziger Wein
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen!

Der Soldat.

1. Vor der Schlacht.

Fahr wohl du schöner Tag, du grüne Erd,
Du tiefer Himmel, dem die Sonne sinkt!
Fahr wohl, mein Freund, Genosse du vom Schwert!
Die dunkle Stunde der Entscheidung winkt.

Tod, Schreckensfürst, du trüber Lebensfeind,
Erschrecke den, der Sklav' und Schurke ist!
Fäll den Tyrannen, der dir fleht und weint,
Doch wiss', daß sich der Freie nicht vergißt!

Wer stürbe denn in dunkler Stube gern?
Sein Name glänzet nicht der künft'gen Welt.
Stirb jung, ein Held! Das gibt ein neuer Stern,
Ein Stern der Nacht am großen Himmelszelt.

Die stolze Welt liegt da: das Schwert zur Hand!
Spielt auf, ihr Pfeifer, ras't ihr Hörner drein!
Der Sieg der Freiheit und dem Vaterland!
Wer möcht'e nicht bei braven Todten sein!

2. Auf der Wacht.

Gegrüßt, o Licht, das oſtwärts ſchwimmt!
Junger Tag, der über die Hügel klimmt!
Ruhſelig liegt das dämmernde Feld,
Als hätte nicht Feinde die ſchöne Welt.
Ich habe getreu die Stunden verbracht
Auf ſtiller Wacht.

Seltſame Raſt auf dem Friedhof hier!
O doppelt ruhiges Nachtquartier!
Die Todten tief im kühlen Grund,
Auf den Gräbern der Brüder ſchlummernde Rund!
Gott weiß, was ich da nicht alles gedacht
Auf ſtiller Wacht.

Wer ſagt, ob heut nicht das Schwert erklingt,
Die Trommel nicht wirbelt, die Fahne ſich ſchwingt?
Ob manches ſtolze Reiterherz
Heut nicht verblutet vom blinkenden Erz?
Ob ich ſelbſt nicht ſtand vor der letzten Schlacht
Auf ſtiller Wacht?

Wer sagt, ob nicht die Brüderschaar,
So muthig, so roth, so frisch, so wahr,
Am Abend schlummert ewig stumm,
Wie die Todten hier in den Gräbern herum,
Daß Keiner mehr zieht, für die Freunde bedacht,
Auf stille Wacht?

Was weiß der Soldat vom nächsten Tag,
Was, ob er ruhen, ob reiten mag?
Was weiß er, ob er ins Leben fliegt,
Ob er röchelnd auf grüner Haide liegt?
Wer Waffen trägt, steht Tag und Nacht
Auf stiller Wacht.

Doch horch, die Lerche, die luftwärts klimmt!
Gegrüßt, o Licht, das im Osten glimmt!
Die Sonne strahlt, die Nebel verwehn:
So muß es zum leuchtenden Tage gehn!
Glückauf, Trompeter, blase mit Macht
Auf stiller Wacht!

3. Nach dem Siege.

Stolz kamen sie her mit gerüsteter Macht,
Die Namen voll Glanz und Jeder ein Held,
Musik war Allen das Brausen der Schlacht,
Ein Altar des Ruhms das blutige Feld.

Sie kamen wie Wellen des Meeres in Wuth,
Wenn der Geist des Sturmes die Tiefen empört;
Sie kamen wie Wind, der in Bergen geruht,
Wenn der Herbst ihm die lästigen Fesseln zerstört.

Doch empfingen wir sie, wie der Fels die Flut,
Die in Staub am granitenen Steine zerschellt.
Frisch Mann gegen Mann und Muth gegen Muth!
Uns winkte der Sieg, uns gehöret das Feld!

Der Zigeuner.

Flüstert ihr Flöten und jauchzet ihr Geigen!
Lasset die Töne der Hörner entsteigen!
Klinge, o Cymbal, mit Macht in die Weise!
Blühende Paare, nun wirrt euch im Kreise!

Harren die Tänzer so frisch und so muthig,
Augen so leuchtend und Herzen so glutig,
Klirren so keck an den Fersen die Sporen:
Jeder erkürend und jeder erkoren!

Stehen die Mädchen so fröhlich und rosig,
Stirnen so heiter und Wangen so kosig,
Zierliche Falten und schwellende Mieder
Hüllen die schmucken beweglichen Glieder.

Schwingen sich alle so leicht und behende,
Stemmen sich kräftig zur Hüfte die Hände,
Stampfen den Boden mit schnellendem Fusse;
Flustern sich zu in vertraulichem Gruße.

Freudiges Ringen und zierlich Umſchlingen,
Sich in berauſchendem Taumel zu ſchwingen!
Seliges Necken und ſeliges Scherzen,
Suchen und Finden begeiſterter Herzen!

Wie ſie ſich ſcheiden und meiden und fliehen,
Wie ſie ſich ſuchen mit heißem Erglühen,
Wie ſie ſich finden nach kurzem Entſchwinden!
Wer ſah helleren Reigen ſich binden?

Glückliche Jugend: in ſchwärmenden Paaren
Frei unbekümmert ins Leben zu fahren,
Selig die ſeligen Stunden zu nippen,
Glut in den Augen und Rauſch auf den Lippen!

Bildniß des Daſeins, behaglich und heiter!
Windet und bindet die Tänze nur weiter,
Findet im Leben ſo köſtliche Stunden,
Wie ſie im Tanze euch heute verbunden!

Flüſtert ihr Flöten und jauchzet ihr Geigen!
Laſſet die Töne der Hörner entſteigen!
Klinge, o Cymbal, mit Macht in die Weiſe!
Blühende Paare, nun wirrt euch im Kreiſe!

Der Poet.

Brütet nur ob meinen Liedern,
Kritelt nur, ihr feinen Richter!
Sollt mirs einmal doch bekennen:
Sebt, auch dieser war ein Dichter.

Heißt es nicht, man soll am Grabe
Eines luft'gen Spielmanns holpern?
Ei, da soll von euch noch Mancher
Ueber meinen Hügel stolpern!

Und dann sieh er auf und fluche
Dem nichtswürdigen Gelichter,
Hat er doch bekennen müssen:
Trunten der war auch ein Dichter.

Sonette.

I.

Wie freut mich dieſe volle Jugendblüthe,
In der die hochgewachſnen Formen prangen,
Die dunkeln Haare und die roſ'gen Wangen,
Das Lippenpaar, das für den Kuß erglühte.

Die Augen voller Luſt, Verſtand und Güte,
Das Lächeln, das dein Antlitz ſüß umfangen,
Gang und Bewegung, frei und unbefangen,
Sie deuten mir das lieblichſte Gemüthe.

O Sterne, Vögel, Blumen, Himmel, Sonnen,
Und was ſonſt dieſen holden Wundern gleichet,
Wie füllt ihr Anblick uns das Herz mit Wonnen!

Doch wenn ein ſolches Bild den Geiſt beſchleichet,
Iſt jene Seligkeit alsbald zerronnen:
Hier hat Natur den Gipfel ja erreichet!

II.

O Wölbungen der Stirne, welche ragen
Groß, hoch und klar aus dunkeln Lockenwellen!
O Augen, welche bald ſich leuchtend hellen,
Und bald von fernen tiefen Träumen ſagen!

O zwiſchen Wangen, die zum Wettſtreit fragen
Die Roſen all, der Lippen ſüße Schwellen,
Wo tiefe Seligkeiten friſchauf quellen,
Und dieſes Haupt, vom ſchlankſten Leib getragen!

Ein hold Gemüth, dem Ernſt, dem Scherz ergeben,
Das Güt' und Herzlichkeit zum Sitz erkoren,
Und das die Lieb' und Anmuth tief durchweben!

Ein Weib ſo ſchön, ſo tugendreich geboren,
Hat ſo durchgriffen meines Geiſtes Leben,
Daß ich, betrachtend es, mich ſelbſt verloren.

III.

Nur aus der Ferne kann ich dich beſchauen!
Dann ruhn die tiefen ſel'gen Blicke lange
Auf Haar und Augen und auf Lipp' und Wange
Und auf den Gliedern, die ſich herrlich bauen.

Zu nahen dir, beſaß ich nie Vertrauen,
Zu dir zu reden, iſt das Herz mir bange;
Nie ward berührt von deiner Stimme Klange
Mein furchtſam Ohr, du Zierde aller Frauen!

Es leben andre frei und ungebunden
In deinem Kreis; es ſagt dir der Verwegne
Leicht, heiter, friſch, was er für dich empfunden.

Doch ich, von deiner Schönheit trunken, ſegne
Von ferne dich; ich preiſe ſchon die Stunden,
Du ſchönes Kind, worin ich dir begegne.

IV.

Mich ſelber hab ich nun ſo ganz verloren,
Ich ſchau in mich und kenne mich nicht wieder.
Wo ſind die frohen Thaten, ſüßen Lieder,
Die unbefangen einſt der Ge[illegible]boren?

Dein denk ich, wenn aus goldnen Morgenthoren
Der Tag erbebt ſein ſtrahlendes Gefieder;
Dein denk ich, ſinkt die dunkle Nacht hernieder.
Es iſt ein Wahn und doch, wie gern erkoren!

Mir ſelber fremd, kann ich mich nicht verſtehen,
Mein Wort ſchier fürchtend, brüt ich hin in Schweigen,
Ich bebe faſt, mein Spiegelbild zu ſehen.

Doch mag ich gern mich ein Verlorner zeigen;
Statt meiner iſt — o Heil, daß es geſchehen! —
Ein hohes, liebes, holdes Bild mein eigen.

V.

Wie sind die alten Zeiten doch vergangen!
Nicht fröhlich kann ich durch die Welt mehr singen;
Nach einem Ziel nur mag die Seele ringen:
Du bist's, an der die Wünsche alle hangen.

Und seh ich dich, so glühen mir die Wangen,
Bei dir zur Rede kann ich schwer mich zwingen:
Es lahmen plötzlich mir des Geistes Schwingen,
Ich bin mir selbst benommen, scheu befangen.

Nur fernher sucht mein forschend Aug' dich immer,
Dann küssen sich die Blicke jezuweilen,
O trennte solch' Begegnen doch sich nimmer!

O dürfte Lipp' an Lippe küssend eilen!
O flüchtete in dieser Stunde Schimmer
Sich Seel' in Seel', um ewig dort zu weilen!

VI.

Nie werd ich handeln gegen Recht und Sitten;
Drum was ich thue, sei mir unbenommen.
Nie sahst du über Maß mich gehn und kommen,
Nie über Maß mich folgen deinen Schritten.

Was gehts dich an, steh in der Nächte Mitten
Ich vor dem Hause, wo du wohnst, beklommen?
Was gehts dich an, will mir dein Bild nur frommen?
Was gehts dich an, wenn ich um dich gelitten?

Nie wird mein kühnres Wort sich zu dir wagen:
Stets magst du freudig ungestört erhören,
Was, die mit Rang und Reichthum prunken, sagen.

Ein schlichter Sänger bin ich; mir gehören
Nur stille Lieder, Lasten leicht zu tragen,
Und Lieder werden dir die Ruh nicht stören!

VII.

Du ziehſt in Schönheit wie die Nacht, Maria,
Geheimnißreich, gewaltig, hehr und prächtig!
Das reiche Haar umwallt dich dunkelflechtig,
Die Augen blühn wie Sternenpracht, Maria!

O träumeriſche Sternenpracht, Maria!
So blüht der große Himmel klar allnächtig,
Du ziehſt in Herrlichkeiten zaubermächtig
Und unbewußt doch deiner Macht, Maria!

So folg ich ſtille deinen ſtolzen Pfaden,
Bezaubert ganz und meiner ſelbſt vergeſſen
Und übervoll von dir die Bruſt, Maria!

O durft' ich nur vor dir das Herz entladen
Von den Gefühlen, die mich drängend preſſen!
Endloſes Leid, endloſe Luſt, Maria!

VIII.

Bald voller Jubel hoch empor getragen
Und bald in ſtillem Kummer faſt vergangen,
Bald freud'gen Lebens voll und bald befangen,
Bald unſtet, bald voll herzlichem Behagen!

Die Nächte träumen, wachen an den Tagen,
In Aengſten voller Muth, in Luſt voll Bangen,
Gepeinigt von des Zweifels gift'gen Schlangen,
Nach tauſend Zeichen forſchen voller Zagen!

Auf hoffnungsleerem Meer der Sehnſucht gleiten,
Nur unbeſtimmten Wünſchen hingegeben,
Dann wieder feſte Plane ſtark bereiten!

In einem Blicke ſich zu ſammeln ſtreben,
Und ſonſt verlieren ſich in Raum und Zeiten!
Ich liebe, ach, und lebe dieſes Leben!

IX.

In deine Augen bin ich oft verſunken!
So tief, ſo wunderbar ſah ich noch keine:
Sie leuchten bald in keuſcher frommer Reine,
Sie ſprühen bald von feurig lichten Funken.

In ihrer Ruhe und in ihrem Prunken,
So gleichen ſie dem edeln Demantſteine,
Der bald nachahmt des Waſſertropfens Reine,
Bald leuchtend ſprüht von mächt'gem Glanze trunken.

Ich ſeh dich drin die ganze Seele tragen;
In Luſt und Leiden ſind ſie gleich entzündlich,
Daß ſie getreu von jeder Stimmung ſagen.

Eins nur iſt dunkel, forſch' ich auch allſtündlich:
Wenn meine Augen dich um Liebe fragen,
So bleibt dein Gegenblick mir unergründlich.

X.

An jene Liebe mag mein Geiſt nicht denken,
Die ſich gefällt in kleinlich ängſt'gem Trachten,
Der Liebſten Wünſche taglang zu beachten,
Die des Empfangens nur gedenkt beim Schenken.

Mir giebt die Lieb' ein freud'ges Deingedenken,
Mir blüht in ihr ein inniges Betrachten:
Die Lieb' in dir, dich in der Liebe achten,
Dahin allein mag ſich mein Geiſt verſenken.

Mit Gut und Schönheit kann ich nicht beglücken;
Drum mögen Andre tändelnd mit dir ſcherzen
Und dich mit Ehre, Glanz und Ruhme ſchmücken.

Was frommts, will meine Armuth oft mich ſchmerzen?
Mein Troſt iſt: wer bewahrt voll von Entzücken,
Gleich mir, dein edles hohes Bild im Herzen!

XI.

Nur in der Nächte heimlich ſtillen Träumen
Wagt es die Seele Bilder ſich zu ſchmücken,
Die, ach, nur kurze holde Zeit beglücken,
Bis aus dem Oſt des Tages Strahlen ſchäumen.

Wir wandeln ſelig unter Blüthenbäumen,
Dort wag ich leis die Hände dir zu drücken,
Mund ſchwillt an Mund in himmliſchem Entzücken.
So ruhn wir an des Stromes Blumenſäumen!

Ach, kommt der Tag mit ſeinem kalten Leben,
Iſt meine Seele trübe, wund, zerſchlagen,
Daß ſie geträumt, was nimmer ſich begeben.

Doch iſt geſtählt ſie, Schlimmres zu ertragen,
Sie wird die Liebe zu beenden ſtreben,
Wie ſie begonnen, männlich, mit Entſagen!

XII.

Ich habe doch das höchste Glück genossen,
Ich brauche vor dem Tod nicht mehr zu beben;
Was ewig jung hält durchs verwirrte Leben,
O, dieser Zauber hat sich mir erschlossen.

In dir sah ich, von Jugend hold umflossen
Die ew'ge Schönheit; göttlich, heiter, eben,
Hat sie den Himmel mir ins Herz gegeben,
Den heil'gen, wahren, dem sie selbst entsprossen.

Gesegnet seist du, denn mein schönstes Hoffen
Hat sich in dir erfüllt; und das Verderben
Vermeidet mich, seit mich dein Blick getroffen.

Wer Schönheit sah, fürwahr, er kann nicht sterben,
Ihm steht ein volles reiches Leben offen:
Sie preisend muß er Ewigkeit erwerben.

XIII.

O gält' es Kraft und Muth, dich zu erringen,
Ich würde nimmer müd um dich zu ſtreiten,
Ich wollte ſegeln durch des Meeres Weiten,
Der Alpen höchſte Zacken überſpringen.

Und könnten dich erfechten ſcharfe Klingen,
Ich wollte gegen ganze Heere reiten;
Und ſchreckten Zauber mich von allen Seiten,
Dein Bild im Herzen, würd' ich ſie bezwingen.

Doch ſelten heiſcht die Liebe kühnes Wagen;
Wer kann, was ihr gefällt, wohl recht erkunden?
Wer kann, was ſie begehrt, wohl recht erfragen?

Den ſüßeſten Verein hat oft gebunden
Ein einzig Wort voll ſüßem bangem Zagen. —
O wer ſolch holdes Zauberwort gefunden!

XIV.

Wenn du mich liebſt, laß mich nicht fürder bangen!
Wozu dies ſtrenge herriſche Verhalten?
Gib warme Blicke endlich nach den kalten,
Statt ſpröder Starrheit zeige mir Verlangen!

O laß mich nicht in böſen Zweifeln hangen
Ob deiner Stirne hochgelegten Falten!
Was ſcheinſt du Andre höher noch zu halten,
Wenn du ins Herz mein Bildniß haſt empfangen?

Fern liegt die Härte jungfräulicher Scheue,
Drum laß die nicht gefühlte Kälte ſchwinden,
Sonſt trifft dich endlich ſelber bittre Reue!

O ſolch abſtoßend Weſen kann nicht binden
Mein unerfahrnes Herz, das ſo voll Treue,
Wie du wohl ſchwer ein zweites möchteſt finden.

XV.

Zu bald verlaß ich diese Zauberkreise,
Nicht ohne Wünsche hab ich sie durchzogen;
Wie hoch begeistert oft mein Herz geflogen,
Ich schwieg, nur meinem Lied vertraut ich leise.

Heil dir! O könnte deines Dichters Weise
Das lenken, was hoch überm Himmelsbogen
Das Schicksal groß und fest und klar gepflogen,
Dann fiel dein Loos wohl dir und mir zum Preise!

Gescheh es nie; doch wenn dir einst im Leben
Verwehn des Glaubens und der Liebe Lichter,
Die Frauenherzen hold als Trost gegeben,

Lies diese Lieder, die ich dir zu schlichter
Erinnrung gab. Ich würde freudig beben,
Wär dirs ein Trost, daß dich geliebt ihr Dichter.

XVI.

Ach, fern von dir, iſt mir das Herz zerſchlagen,
Aus trüben Augen kann ich kaum mehr ſchauen,
Die Sonne blinkt ſo matt, die Lüfte grauen,
Und nebeldumpf dahin die Wolken jagen.

Die Vögel ſingen ſchmerzlich tiefe Klagen,
Braun ſtarrt der Berg und düſterfarb die Auen,
Es ſchleicht der Fluß ſo klanglos durch die Gauen:
Mir dehnt ſich Stund an Stund zu langen Tagen!

Hinaus, mein Herz, zu hohen Bergeswegen! —
Ich ſchau ins Land, wo ſich die Pfade breiten,
Die zu dir gehn, dem liebſten Ort entgegen.

Ach wie die Vögel ziehn, die Kähne gleiten,
Auf Wald und Bergen ſich die Wolken regen:
Ich weine ſtill gedenkend alter Zeiten.

XVII.

Je mehr ich ſtrebe mich zu überwinden
In dieſer Liebe, ach, je mehr verſtricke
Ich mich hinein; je mehr ich dieſe Blicke
Vergeſſen will, je mehr möcht ich ſie finden.

Ich ſeh die Ruh mir immer weiter ſchwinden,
Je mehr ich ſie erſtreite vom Geſchicke;
Sie flieht mich ſelbſt im kurzen Augenblicke,
Trotz allen Kämpfen läßt ſie ſich nicht binden.

Das iſt der Liebe wunderbares Weſen!
Wen ihr allmächt'ger ſcharfer Pfeil getroffen,
Der wird trotz allen Mitteln nicht geneſen.

Er kann nur einzig dann Erleichtrung hoffen,
Wenn er der Liebe, die ihn hold erleſen,
Ans Herz ſich ſchmiegt, hingebend, warm und offen.

XVIII.

Ach, oft ergreift mich wohl ein wildes Bangen,
Die Seele möchte strömen laut in Klagen,
Daß diese Liebe, die mein Herz getragen
Als helle Blüthe, ohne Frucht vergangen.

Ich bin nicht hoch, drum schwieg ich mein Verlangen;
Denn, ach, in diesen buntgeschminkten Tagen
Was gelten Herzen, die für Schönheit schlagen?
Reich mußt du spenden, willst du reich empfangen.

Wer mag vor solcher leeren Zeit nicht beben,
Die mit Begierde nur nach wilder neuer
Zerstreuung sucht, um rasch dahin zu leben?

Mir dient zum Trost, daß immer ich mit treuer
Begeisterung der Wahrheit war ergeben,
Treu hütend meiner Liebe heil'ges Feuer!

XIX.

Wie trag ich dieſes Glück? Die Zeiten ließen
So ſchlimm ſich an. Wie heiter ſie ſich wenden!
Ich wähnte Lieb' und Treue zu verſchwenden,
Ich dachte nie befriedigt zu beſchließen.

Jetzt darf ich gar das höchſte Glück genießen.
An ihrer Bruſt beginnen und vollenden
Die Tage ſich; ich ſeh von allen Enden
Den reichſten Segen in mein Leben fließen.

Wie das mir kam? Ich ſtand mit ihr alleine,
Wir wechſelten in langem Blick die Kunde
Von unſrer Liebe, und ſie war die meine.

Dann lag zu langem Kuſſe Mund an Munde!
Sie floh hinweg, daß ſie im Stillen weine.
Das war der Anfang zu dem ſchönſten Bunde.

XX.

Du fragest mich, warum die Lieder schweigen,
Die unablässig sonst dem Geist entquollen?
Nichts hab ich mehr zu wünschen und zu wollen:
Das Glück, nach dem ich rang, ist ganz mein eigen.

Am liebsten mögen wilde Lieder steigen
Aus Herzen, weichgestimmten, sehnsuchtvollen,
Aus Seelen, die voll Gram verschmähet grollen;
Und Leid und Sehnsucht kann ich dir nicht zeigen.

Ich plaudre, tändle, herze, scherze, küsse,
Du giebst mir Antwort, Brust an Brust gedrungen:
Das sind des Lebens lieblichste Genüsse.

Heil mir, daß ich der Einsamkeit entsprungen!
Mehr werth ist mir, als alle Liedergüsse,
Das kleinste Wort, das deiner Lieb' entklungen!

XXI.

Ach Alles, was du einſt mit mir gefühlet,
All die Beſeligungen dieſer reichen
Und holden Liebe, hat mit allen Zeichen
Die Zeit von deinem Weſen abgeſpület.

Was im Begegnen uns voreinſt durchwühlet, —
Ein Zittern, Beben, ach, ein ſchnell Verbleichen,
Ein ſchnell Erröthen im Vorüberſchleichen, —
Du denkſt nicht dran, ſo biſt du abgekühlet.

Mein Bildniß möchte immer dir entſchwinden;
Denn meinem Weſen iſt nicht eingeſchrieben
Reiz, Anmuth, Schönheit, Glück, um dich zu binden.

Doch Eins iſt immer ſchmerzhaft mir geblieben:
Weh dir, dir fehlt das ſchöne Nachempfinden
Für unſrer Jugend volles erſtes Lieben!

XXII.

Laß ruhn auf deinen Zügen meine langen
Begier'gen Blicke, wo einſt manche Stunde
Sie ruhten, als in ſel'gem Liebesbunde
Glückſelig Geiſt den Geiſt in ſich empfangen.

Laß ruhn den Blick auf deinen ſchönen Wangen
Wo meine lagen, auf dem ſüßen Munde,
Wo meiner ſchwoll, in deiner Augen Grunde,
Wo Seele ſich an Seele feſtgehangen.

Ich wünſche nichts, als leis heraufzuſchwören
Die bleichen Schatten längſtvergangner Stunden;
Schmerzſel'ge Luſt will mich dazu bethören.

Ach, ich erlebe, was ich einſt empfunden:
Die alten Schwüre wähn ich neu zu hören,
Und brennend bluten all die alten Wunden!

XXIII.

O zürne nicht, wenn ich nach deinen Tritten
So wie vor Zeiten noch die meinen lenke,
Wenn ich in Flur und Gärten mich verſenke,
Die ich ſeit langen Tagen nicht durchſchritten;

Wenn ich vor deinem Hauſe oft inmitten
Der tiefen Nächte ſteh. Daß ich dich kränke,
Geſchieht es nicht; doch ſchmerzt es dich, bedenke,
Was ich um dich nicht alles ſchon gelitten.

Was gehts dich an! Du brauchſt nicht mehr zu lauſchen,
Du hörſt von mir nicht fürder Huldigungen,
Nicht Wünſche, Herz um Herz mit mir zu tauſchen.

Ich folge dir, um an Erinnerungen
Glückſel'ger Zeiten ſtill mich zu berauſchen;
Ach, ſtatt der Luſt hält Wehmuth mich umſchlungen!

XXIV.

Es ſcheinet faſt, du haſt die Zeit vergeſſen,
Als wir uns ſuchten einſt an allen Tagen,
Bis wir nach langem Wunſch im Arm uns lagen,
Nach Willen uns zu küſſen und zu preſſen;

Wo wir geſchieden Nächte lang geſeſſen,
In ſtillen Thränen, bald voll bittern Klagen,
Von ſelger Luſt bald voll. Bis zum Entſagen
War Freude und war Kummer unermeſſen.

O leugne nicht, daß Liebe das geweſen,
Was du mir weihteſt; menſchlich edle Einheit,
Sie ſchmückte dein jungfräulich keuſches Weſen.

Dich lockte, ach, des Glanzes eitle Kleinheit,
Als ſpäter du im Buch der Welt geleſen;
Die Liebe floh dir mit der Seele Reinheit.

XXV.

Als schönstes liebstes Bild muß ich dich nennen,
Das mir ins Leben fiel; du hast vor allen
Dem jugendheitern Sinn voreinst gefallen;
Drum ging nach dir mein Trachten und mein Rennen.

Du lehrtest mich die süße Liebe kennen
Und hast erhöret meines Herzens Lallen:
Wir bauten einer Liebe Tempelhallen;
Ach, wir gedachten nimmer uns zu trennen!

Ich hab dir froh geopfert all mein Leben;
Die heiligsten Gefühle und Gedanken,
Mein Sein war ganz dir selig hingegeben.

Ach, du vergaßest es! Dein leichtes Schwanken,
Es ließ ein Herz, — Gott mög es dir vergeben! —
Das froh wie keines war, zum Tod erkranken.

XXVI.

Es war zu jeder Zeit umsonst mein Streben
Zu forschen, ob aus innerm Seelendrange
Du mich verlassen, ob in hartem Zwange
Du fremder Ueberredung nachgegeben.

Doch kühn darf sich das Wort zu dir erheben,
Daß du ein Herz verschmäht von gutem Klange
Und einen Geist, dem in des Lebens Drange
Die Schönheit und die Freiheit rechtes Leben.

Verwachte Nächte und verweinte Tage
Lag ich dem Gram in harten dürren Armen;
Ich litt um dich, wie nimmermehr ichs sage.

Doch fleh ich nicht um niedriges Erbarmen.
Einst blüht der Geist aufs Neu: durch Leid und Plage
Kann ja die reiche Seele nicht verarmen!

XXVII.

Wer will verlorne Liebe nicht beklagen!
Ich ſag es laut, ich mußte ſie beweinen,
Und dennoch will mir oft als Glück erſcheinen
Ach, unſrer Seelen zeitiges Entſagen.

Ich hätte mich zuletzt nach langen Tagen
In dir geirrt; anhangend nur dem Kleinen,
Dem Mittelmäß'gen mußteſt du erſcheinen,
Wo mir das Herz für Großes nur geſchlagen.

Jetzt blieb die Liebe nur für kurze Zeiten,
Doch Roſen glich ſie, hellen Lenzgeſchenken,
Die ſich durch klangdurchtönte Gärten breiten.

Und will ich in Erinn'rung mich verſenken,
So bleibet ſie, ſo lang mir Tage gleiten,
Dem Geiſt das freudenreichſte Angedenken.

XXVIII.

Leb wohl, leb wohl auf alle Erdentage!
Ich will dich nun für ew'ge Zeiten meiden,
Erſtorben iſt die Liebe in uns beiden,
Wir ſind uns todt, und ich, mein Kind, entſage.

Nicht Liebeswünſche, Liebesluſt und Klage
Erklingt dir fürder; magſt du froh dich weiden
Am ſüßen Leben, magſt du bitter leiden,
Ich thu nach dir nun fürder keine Frage.

Doch weih ich meine Bruſt noch zum Altare:
Du ſtehſt darin in jungfräulicher Reine,
Der Gürtel ſchmückt den Leib, der Kranz die Haare.

Ruh keuſch und hell in dieſem feſten Schreine!
Als meiner erſten Liebe Bild bewahre
Ich dich in ewig heil'gem Glorienſcheine.

XXIX.

Als ich dich liebte, liebteſt du nicht wieder,
Du ſaheſt leiden mich, den Wunden, Armen,
Ach, ohne Mitgefühl und ohn' Erbarmen;
Da ſtarb mein Herz, es ſchwiegen ſeine Lieder.

Zu einem Andern flog mit Glanzgefieder
Dein junger Sinn; du hoffteſt zu erwarmen
In des Geliebten lebensvollen Armen,
Doch floh er dich und bog dein Leben nieder.

So ſehn wir wieder uns nach langen Tagen
Verhärmt, vergrämt; wir haben gleiche Leiden
Ach, um verlorne Liebe nun getragen!

Es hat den Andern Keiner zu beneiden,
Wir ſehn verſöhnt uns an mit bangem Zagen:
O ſchöne junge Liebe ſtarb uns beiden!

XXX.

So mußte dieſe Liebe denn entſchweben:
Im Wind zerſtoben iſt das ſel'ge Scherzen!
Die Herzen todt! Ich zünde an die Kerzen:
Ich will das Leichentuch noch einmal beben.

Die Jugend hin, der beſte Theil vom Leben!
Zerriſſen, ach, der beſte Theil vom Herzen!
Einſt doppelt froh durch dich, dann voller Schmerzen!
Allein jetzt gilt es länger nicht zu beben.

Zum letzten Mal red ich von alten Tagen,
Nicht länger ſchwelg ich in verrauchten Wonnen,
Den Schmerz will ich mit Luſt nicht fürder tragen!

Leb wohl, leb wohl, zerronnen iſt zerronnen!
Der Jüngling iſt dahin, die Lieb' zerſchlagen,
Doch iſt die Freiheit und der Mann gewonnen!

Balladen.

Altenahr.

Wo ſie am höchſten ragen
Die Felſen an der Ahr,
Da ſtand in alten Tagen
Das Schloß von Altenahr,
Und ſeine Thürme ſchauten
Mit ihrer Kronen Rand
Gleich Helden, die ergrauten,
Ins hügelwilde Land.

Gleichwie von Neid geſchwollen,
Rauſcht unten tief der Fluß,
Und ſeine Waſſer rollen
Am jähen Felſenfuß,
Als wollt er unternagen
Das Schloß und brechen ein;
Doch trotzt mit feſten Lagen
Das mächtige Geſtein.

Einſt hub ein ander Streiten
Sich dort von wilderer Art,
Da kam von allen Seiten
Viel Kriegsvolk wohlgeſchaart,
Die Biſchöf und die Fürſten
Voll argem Haß voran,
Den Mann voll Freiheitdürſten,
Den Burgherrn einzufahn.

Doch ragt der Fels, der wilde,
Und bietet guten Schutz,
Die Mauern ſind wie Schilde,
Sie ſtehn in ſtolzem Trutz.
Der Feind liegt Tage, Wochen,
Viel Monde, manches Jahr;
Der Muth iſt ſchier gebrochen,
Zerronnen faſt die Schaar.

Einſt ſprengt beim Morgenſtrahle
Der Graf auf hohem Roß,
Gewappnet ganz in Stahle,
Zum höchſten Wall vom Schloß.

Glüh blitzt sein Blick von Grimme
Wie blut'ger Abendschein,
Die lang entwöhnte Stimme
Dröhnt laut ins Thal hinein:

O Feind, der hier vom Schlosse
Verderben oft gewann,
Sieh auf dem letzten Rosse
Des Schlosses letzten Mann.
Dem Weib, den Söhnen allen
Gab Krankheit herben Tod,
Es fielen die Vasallen
In jäher Hungersnoth.

Und sind sie nicht gestorben
In ehrenvollem Streit,
Sie haben doch erworben
Der Freiheit Herrlichkeit.
Frei will ich auch nun scheiden,
Wie meiner Treuen Schaar;
Denn nie kann Knechtschaft leiden,
Der stets ein Freier war.

So hat der Greis gerufen
Und blickt zum Himmel auf,
Treibt auf den Felsenstufen
Das Roß zu wildem Lauf,
Stürzt von der Höhe rasselnd,
Rollt über das Gestein
Bis in die Flut, die prasselnd
Schlingt Roß und Reiter ein.

Wie das die Feinde schauen,
Erfaßt sie Schreck und Graus,
Und aus des Todten Gauen
Ziehn sie verstummt nach Haus.
Das Schloß sank auf den Höhen,
Schon längst ein Raub der Zeit,
Und noch zwei Thürme stehen
Zum jähen Sturz bereit.

Doch lebt die alte Kunde
Noch stets im Volke fort,
Sie lehrt von Mund zu Munde,
Sie lehrt von Ort zu Ort:

Viel beſſer als Verderben
In ſchlimmer Sklaverei
Iſt Kämpfen, Leiden, Sterben
Als Männer, frank und frei.

Herzog Otto's Liebe.

Ei, Herzog Otto ſprich, wohin?
Was ziehſt du träumend durch den Wald?
Kommt dir der Krieg nicht in den Sinn,
Der durch dein Baierland erſchallt?

Er denkt nicht an den heißen Streit,
Ihm thut ſo wohl des Waldesgrün,
Als wollt vergeßne Jugendzeit
Noch einmal fröhlich um ihn blühn.

Das Laubwerk rauſcht ihm Märchen vor,
Die Blumen duften ſüß ihn an,
Aus Baum und Buſch der Vögel Chor
Sie grüßen all den ſchönen Mann.

Der Abend kommt, er merkt es kaum,
Der Traum entweicht, da iſt es Nacht,
Er iſt verirrt im Waldesraum.
Ei, woran hat er denn gedacht?

Da blinkt ein Licht, ein Mühlwerk geht,
Er folgt dem Rauſchen, folgt dem Schein;
Er klopft ans Haus, das vor ihm ſteht,
Die ſchöne Müllerin läßt ihn ein.

Es ſtaunen Beide ohne Laut,
Kaum bieten ſchüchtern ſie den Gruß.
Wie bald wird Schönheit doch vertraut!
Sie koſen wechſelnd Kuß um Kuß.

Er kehrt erſt, wie der Morgen lacht.
Ei, Herzog Otto ſprich, wohin?
Er geht durch grüne Waldesnacht
Mit träumend ahnungsvollem Sinn.

In Wolfſtein auf dem Jägerſchloß
Hat er fortan nicht Raſt und Ruh,
Er geht, des Ritterſchmuckes bloß,
Bei Tag und Nacht der Mühle zu.

Und Ulmen pflanzt er dichtbelaubt
Auf seinem Weg zum Mühlengrund,
Die rauschen leis ob seinem Haupt,
Lockt ihn hinab der schönste Mund.

Ei, Herzog Otto, schöner Held,
Weil deine Liebe denn so stark,
Verlor dein Heer auf blut'gem Feld
Die schöne Brandenburger Mark.

Doch ach, was soll ihm Reich und Kron?
Er gäbe alles hin sogleich,
Denn er beherrscht vom schönsten Thron
Der Liebe helles Wunderreich.

Ob Schloß und Mühle längst zerfiel,
Die Ulmen deuten noch die Zeit,
Und flüstern oft des Abends viel
Von süßer Liebe Heimlichkeit.

Der Priester von Marienburg.

Vor Marienburg der Feste
Liegt der Polen Kriegesmacht,
Schon in zwanzig Stürmen haben
Treu die Deutschherrn sie bewacht,
Und es fehlt dem kleinen Haufen
Nicht der Muth zum längsten Strauß;
Doch im Kampfe langer Monde
Gingen Korn und Weine aus.

Da versammelt in der Kirche
Rachts der Meister seinen Staat,
Fraget jeden um die Meinung,
Fraget jeden um den Rath;
Doch mit lang gesenkten Blicken
Schweiget rings der Ritterkreis.
Sieh! da tritt in ihre Mitte
Würdig ernst ein Priestergreis.

Und er ſpricht: Es iſt nicht Polen,
Deſſen Macht ihr unterliegt,
Nein, es iſt die Qual des Hungers,
Der die Kräfte euch beſiegt.
Solchem Feind mag Niemand ſtehen,
Fliehet drum beim Sternenſchein!
Daß ich täuſche eure Feinde,
Bleib ich auf der Burg allein.

Während ich die Glocken läute,
Morgen an dem Tag des Herrn,
Meſſe ſinge, Orgel ſpiele,
Zieht von dieſem Orte fern.
Dieſe That faßt, dem das Leben
Dürr und thatenlos entſchwand!
Eure Kraft erheiſcht der Orden,
Euern Muth das Vaterland.

Und die Ritter ſchweigen alle,
Ueberredet iſt die Schaar,
Niemand im Gebet verlaſſen
Sie den Alten am Altar,

Kleiden ſich in blanke Panzer,
Rüſten Schwert und Schild und Roß,
Und auf unterird'ſchen Wegen
Laſſen ſie das hohe Schloß.

Morgens bieten alle Glocken
Rings den Landen frommen Gruß,
Mächtig brauſt die volle Orgel
Ihrer Lieder hehren Fluß,
Und des Alten Stimme tönet
Jugendvoll und jugendklar.
An den Mauern feiert betend
Selbſt der Polen wilde Schaar.

Schon erglühet fern der Abend,
Da gewahrt es erſt der Feind,
Daß zu wachen und zu wehren
Niemand auf der Burg erſcheint;
Und mit Stricken und mit Leitern
Klimmen ſie die Mau'r hinan,
Suchen durch des Schloſſes Hallen,
Aber finden keinen Mann.

Horch, da tönt das Läuten wieder
Grüßend in das Abendroth!
Und sie stürmen zu den Glocken,
Finden dort den Alten todt.
Mit dem letzten Ton entflogen
War sein Geist zum ew'gen Licht.
Und sie schweigen um den Todten,
Der so treu erfaz der Pflicht.

Der blinde Schütz.

Keck raget Sonneck oben,
Drin zecht ein Ritterkreis,
Sie trinken, ſingen, toben,
Sie prahlen wirr und heiß:
Wer wohl beim Stechen, Schlagen,
Beim Reiten im Turnei,
Wer wohl als Schütz beim Jagen
Der beſte Ritter ſei!

Da lallt der Burgherr trunken:
Ihr Herrn, ich ſeh kein Heil
In euerm eiteln Prunken,
Ich weiß den beſten Pfeil.
Auf viele hundert Stunden
War er der Jäger Schreck,
Ich hab ihn überwunden,
Den Schütz von Fürſteneck.

Und bis er einſt verendet,
Rührt er nicht Schwert und Spieß,
Er ſchmachtet mir geblendet
Im tiefſten Burgverließ.
Doch waget nur, ihr Stolzen,
Ich wette hoch und viel:
Der Blinde ſchießt den Bolzen
Ins aufgeſteckte Ziel!

Da ſchallt ein wildes Schreien,
Ein Klatſchen Hand in Hand,
Bis zwiſchen zwei und zweien
Der Preis der Wette ſtand.
Dann gibt der Herr ein Zeichen,
Die Diener ſehens kaum,
So holen ſie den Bleichen
Aus düſterm Kerkerraum.

Er tritt zum wüſten Kreiſe,
Ein wunderbares Bild,
In einfach edler Weiſe,
In Schönheit jung und mild;

Umſtarrt von Kettenringen,
Beraubt der Augen Schein,
Will ihn der Burgherr zwingen
Zum Schuß; doch ſpricht er: nein.

Und jener droht mit Zwange,
Mit Folter und mit Tod.
Sieh! auf des Blinden Wange
Erglüht ein leiſes Roth:
Gott laß es mich erreichen!
Wohlan, ich waz es ſchon!
Gebt für den Pfeil das Zeichen,
Wohin ihrs ſteckt, den Ton!

Und ſieh, zum Boden klinget
Ein Becher! — Schieß jetzund!
Der Burgherr ſprichts, da dringet
Ein Pfeil ihm in den Mund,
Durchbohrt das Hirn inmitten,
Ein Blutſtrom quillt hervor,
Sein Leben iſt zerſchnitten,
Er ſinkt dahin, der Thor.

Der Kreis der Ritter zittert
Und angſtvoll ſtarrt ihr Blick,
Durch jedes Herz gewittert
Das plötzliche Geſchick.
Nur Röcheln klinget wieder,
Der Blinde horchet zu,
Er ſenkt die Armbruſt nieder:
Nun hat der Wüthrich Ruh!

Anna.

Es ſchwelgen die Gäſte im leuchtenden Saale,
Da ſchäumen die Weine, da blinken Pokale,
Da locken die Flöten, die Hörner, die Geigen,
Da fliegen die Paare zum luſtigen Reigen.

Und ſieh, aus der Thüre verbergendem Dunkel
Tritt plötzlich ein Ritter ins frohe Gefunkel!
Reich glänzet die Rüſtung, lang wallen die Haare,
Hell blitzen die Augen, verſchlingend die Paare.

Er muſtert im Saale der Gäſte Geſtalten,
Die Ernſten, die Frohen, die Jungen, die Alten,
Er holt ſich zum Tanze mit leichtem Gekoſe
Die jüngſte, die ſchönſte aufblühende Roſe.

Ein Blick — und erröthend ſchaut ſtille ſie nieder;
Ein Wort — und die Blicke hebt ſeufzend ſie wieder,
Ein Blick — und es weinen die Augen ſo ſchmerzlich,
Ein Wort — und es lächeln die Lippen ſo herzlich!

Welch Kommen, welch Gehen, welch Sagen, welch Flüſtern
Im Saal, dem beglänzten, im Erker, dem düſtern!
Welch Drücken der Hände, welch Küſſen, Umſchlingen!
Sie möchten mit Blicken wohl ganz ſich durchdringen.

Spät ſchweigen die Tänze, es dunkeln die Kerzen,
Matt glänzen die Augen, matt ſchlagen die Herzen;
Es gehen die Gäſte, es weichet der Flitter,
Heim ziehet das Mädchen, fort reitet der Ritter.

Doch Tage und Nächte gedenket ſie ſeiner,
Sie ſinget, ſie betet, ihr Alles iſt Einer.
Sie hofft vom Balkone, ſie weinet durchs Zimmer;
Der Ewiggeliebte erſcheinet ihr nimmer.

Die Augen verglänzen, es bleichen die Wangen,
Ach, Leben und Luſt iſt der Seele vergangen!
Sprich', wareſt du, Kranke, beim Feſt im Gekoſe
Die jüngſte, die ſchönſte aufblühende Roſe?

Bald flechten ihr Mädchen den Kranz in die Locken,
Grablieder erklingen, es läuten die Glocken,
Es wallet die Jugend zum Grabe der Lieben —
Nur Einer, nur Einer iſt ferne geblieben.

Ein Grab in Köln.

Du siehst des Klosters weiten Hof, die Gruft deckt jener graue Stein,
In dieser Mauern düsterm Raum lacht frühlingsgrün das Grab allein.
Es kost so warm die Sonne drauf, die Wolken drüber halten ein,
Der Vogel grüßt es aus der Luft, es glühet drum der Rosenschein.

Hier ruht, von dem ich dir erzählt, das wundersame Bruderpaar,
Das in derselben Schmerzenstund die Mutter schmerzenfroh gebar.
Die Kinder sogen Eine Brust, Ein Priester taust sie am Altar,
Und Eine Liebe pflegte sie, sie wuchsen stark und wunderbar.

Mit braunem Haar, mit blauem Aug, darin des
Lebens frischer Strahl,
Verspielten sie die Jugendzeit im Sonnenschein
durch Berg und Thal.
An Antlitz gleich und an Gestalt und gleich an
Herz und Sinn zumal,
So wärmte jeder sich mit Lust an goldner Bru-
derliebe Strahl.

Da rief der Krieg, die Trommel scholl, die Ban-
ner wallten stolz hinaus,
Für Vaterland begeistert ließ das Jünglingspaar
sein Ahnenhaus;
Sie sattelten die Hengste schnell und flogen zu
der Schlachten Braus,
Die Siegesfahnen trugen sie und sangen kühn
dem Heer voraus.

So ritten sie voll wildem Muth des Tags vereint
von Schlacht zu Schlacht,
In Einem Zelt verträumten sie denselben Traum
im Schlaf der Nacht;

In Luſt und Leid hat jeder nur des Andern Luſt und Leid bewacht;
Sie zogen treu verſchlungen heim, als nach dem Sieg der Frieden lacht.

Wenn Einer liebt, wenn Einer haßt, muß jener dann daſſelbe nicht?
Sie ſchauten Eine Jungfrau beid', in beiden Herzen ward es Licht;
Sie liebten beide tief und warm und übten beide Bruderpflicht,
Sie gönnten beide ſich das Glück und thaten beide ſtill Verzicht.

Die Liebſte ſoll des Andern ſein! Und heimlich zogen beide fort,
In heil'gem Eifer eilten ſie zugleich an einen heil'gen Ort,
Und fanden beide wieder ſich in eines Kloſters Ruheport,
Sie ſagten ab der frohen Welt, gelobten beid ihr Prieſterwort.

Sie kämpften froh im Heer des Herrn, wie einſt
für ihrer Freiheit Pfand;
Zur Meſſe klang die Orgel laut, die Glocken
tönten durch das Land,
Die Kirchenfahnen flatterten, es rauſchte manches
Goldgewand,
Und Gottes ſegnend Heiligthum erglänzte in der
Brüder Hand.

Ihr Haar ward grau, ihr Leib ward alt, die Liebe
blühte fort in Luſt,
Es wärmte jeder ſich als Greis noch an des
Bruders glühnder Bruſt.
Sie ſtarben an demſelben Tag, und keiner litt
des Freunds Verluſt:
Die Leiber faſſet Eine Gruft, die Geiſter Eine
Himmelsluſt.

Die Sonne ſinkt. Wie ſpielet hier ſo lind und
leis die Abendluft!
Wie glüht des Weſtens Abſchiedskuß! Wie hellen
Gruß der Vogel ruft!

Es ſtehn, verſchlungen Zweig' und Laub, zwei Roſenſträuche auf der Gruft;
Sie einen hold die Blüthenglut, ſie einen hold den Blüthenduft.

Johann von Böhmen.

Bei Creſſy ſtellt ſich heiß die Schlacht
Der Franken und der Briten;
Mit wildem Haß, mit ſtarker Macht
Sind ſie zu Feld geritten.
Dem Franken hilft der Böhmen Heer,
Das Herr Johann beſtellte;
Doch führt der Greis ſie ſelbſt nicht mehr,
Er ſitzet blind im Zelte.

Und wie nun raſt der Lärm vom Kampf,
Die Trommel mit dem Horne,
Der Führer Ruf, das Roßgeſtampf,
Da ſpringt er auf im Zorne:
Ich kann, bin ich auch alt und blind,
Nicht thatenlos mich fühlen,
Das Feu'r, das durch die Adern rinnt,
Im Kampfe will ich kühlen.

Ich will die Waffen, Schild und Schwert,
Ich will zwei treue Knappen!
Ihr kettet mir mein edles Pferd
Inmitten eurer Rappen.
Dann hin! — es jauchzt die Schlacht empor!
Horch! Waffen, Rufen, Schnaufen!
Euch führt das Aug, mich führt das Ohr,
Hin in die dicksten Haufen!

Und fertig stehn sie vor dem Zelt,
Fest Mann an Mann geschlossen!
Dann klingt der Sporn, es dröhnt das Feld
Von drei sturmschnellen Rossen.
Die Knaben fliegen froh und wild
Zum ersten Heldenritte,
Der Greis, ein hehres blindes Bild,
Ragt hoch aus ihrer Mitte.

So stürzen sie zum Kampf hinan
Mit mächt'gen Schwertesstreichen,
Und lassen ihre Heldenbahn
Bedeckt mit blut'gen Leichen.

Dann ſinken ſie, des Todes Preis,
Die Tod gefäet haben,
Wie Winter weiß der Königsgreis,
Wie Lenz die beiden Knaben.

Fahr wohl, Blauhimmel, Erdenpracht,
Ihr Brüder all hienieden!
Durch ſchönen Tod in freier Schlacht
Gehn wir zum ew'gen Frieden! —
Der Sieger Eeward ritt heran,
Der Herr vom Britenreiche,
Und deckte weinend mit der Fahn
Des blinden Königs Leiche.

Der Mönch von Heisterbach.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort,
Der Ewigkeit sinnt still und tiefer nach,
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er liest, was Petrus der Apostel sprach:
Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag. —
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht. —
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten ſchnell,
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor,
Er ſtutzt — doch ſieh! ſchon glänzt die Kirche hell,
Und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach ſeinem Stuhle gehend tritt er ein —
Doch wunderbar — ein Andrer ſitzet dort!
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angeſtaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr.
Er ſagts — da murmelt man durchs Heiligthum:
Dreihundert Jahre hieß ſo Niemand mehr.

Der letzte dieſes Namens, tönt es dann,
Er war ein Zweifler und verſchwand im Wald;
Man gab den Namen keinem mehr fortan! —
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr,
Man nimmt das alte Kloſterbuch zur Hand;
Da wird ein groſſes Gotteswunder klar:
Er iſts, der drei Jahrhunderte verſchwand.

Ha, welche Löſung! Plötzlich graut ſein Haar,
Er ſinkt dahin und iſt dem Tod geweiht,
Und ſterbend mahnt er ſeiner Brüder Schaar:
Gott iſt erhaben über Ort und Zeit.

Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar!
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schickſal nach!
Ich weiß, ihm iſt ein Tag wie tauſend Jahr,
Und tauſend Jahre ſind ihm wie ein Tag!

Harald.

Aus Norden von dem Meere ſteigt ſchwarz herauf die Nacht.
O Dänemark, nie ſahſt du ſo wilde blut'ge Schlacht!
Das Ufer ſtarrt von Waffen, von Schild und Schwert und Speer:
Todt liegt das Heer der Dänen, und todt der Schweden Heer.

Nur Einer harrt lebendig noch auf dem dunkeln Feld,
Er ſteht aufs Schwert geſtützet, ein hoher greiſer Held;
Die edle Stirne decket der Helm mit goldnem Schein,
Die prächt'gen Glieder hüllet der Purpurmantel ein.

Harald, der alte König, brennt eine Fackel an,
Er ſuchet ſeine Todten und holt ſie Mann für Mann,
Er trägt ſie zu dem Strande, wo er im Schiff ſie barg.
Wer hat wohl je geſehen ſo großen edeln Sarg?

Drauf löſt er ſelbſt die Anker und ſteigt am Kiel hinauf,
Er ſtellt ſich an das Ruder und lenkt des Schiffes Lauf;
Und wie es furcht die Woge, ein ſtolzer Segelſchwan,
Da hebt beim Schein der Fackel der Held zu ſingen an:

Fahr wohl, du grüne Inſel, des heißen Kampfes Preis!
Es läßt dich nun für immer des Nordlands Kriegergreis;
Er hat dein Volke gebändigt, wie kühn es war und ſtark,
Und läßt dich wieder fahren, beſiegtes Dänemark!

Dank euch, ihr hehren Götter, hoch in Allvaters Saal!
Ihr habt mir beigestanden auch heut das letzte Mal!
Ich siegt in hundert Schlachten, auch dieser Sieg ist mein!
Doch weh, ich muß der letzte von allen Helden sein!

Die zwölf Genossen fielen, der Scalde wie der Held!
Zerbrochen Schwert und Harfe, sie decken rings das Feld.
Ihr meine Söhne sanket, du edles Zwillingspaar!
Weh, schon im ersten Fluge sinkt so der junge Aar!

Und für zukünftges Streben ist nun mein Leben leer.
Der Tod ist meine Losung, drum nimm mich auf o Meer!
Das Schiff war meine Wiege, das Schiff sei meine Bahr,
Es sei mein Grab der Ocean, der meine Heimath war!

Du gabst mir Haß und Liebe und ew'ge Freiheitslust,
Drum stürz ich mich in Wonne, o Meer, an deine Brust.
Dort ruh ich mit den Helden, indeß die Geister fliehn
Und zu den hehren Göttern im Aasensaale ziehn.

Die alten Augen glühen, es fliegt das graue Haar,
Es schwingt der Held die Fackel, sie brennt im Winde klar,
Dann wirft er schnell sie nieder, hell leuchtet auf die Glut:
Das Schiff zieht mächtig brennend dahin auf klarer Flut.

Und hohe Wellen fassen das Fahrzeug, wie es zieht,
Und singen gar ein schaurig und ernstes Grabeslied,
Sie schaukeln wie die Wiege den Heldensarg daher.
Wie sanft bist du als Mutter, du altes blaues Meer!

Und wo am Himmelsrande der Brand verglühet fern,
Da taucht aus blassem Nebel herauf ein neuer Stern,
Der vor den andern prächtig zum Aetherraume kreist:
Mich will es schier bedünken, es ist des Helden Geist.

Schönſter Tod.

Die Schärpe ſchlang er um den Leib,
Die Fahne ſchwang er in der Hand;
Die Schärpe gab das ſchönſte Weib,
Die Fahne gab das Vaterland.

So ritt er kühn voran dem Heer
Und ſang viel Lieder friſch und neu:
Manch Lied von tapfrer Männer Wehr,
Manch Lied von echter Lieb und Treu.

Stets ſang voll Muth er ins Gefecht,
Stets ſang er aus der Schlacht voll Luſt,
Die Fahne trug er hoch und recht,
Die Schärpe treu an treuer Bruſt.

So ging er auch zum letzten Sieg,
Voran das Banner und das Band:
Geendet iſt der wilde Krieg,
Gerettet iſt das Vaterland.

Im Felde blieb der Krieger Zier,
Sein Leben brach im Todesſchmerz,
Den Helden decket das Panier,
Die Schärpe deckt das treue Herz.

Da ſtand der alten Krieger Schaar;
Sie weinten wie in großer Noth,
Doch allen tönts im Herzen klar:
Das iſt des Helden ſchönſter Tod.

Jakob von England.

Fahr wohl, du stolzes Heimathland,
Smaragdnes Briteneiland!
Und habt ihr schnöde mich verbannt,
Ich lieb euch noch wie weiland.
Gedeiht und wachset voll und hehr
An allen Herrlichkeiten,
Das erste Volk zu Land und Meer,
Seid, Briten, alle Zeiten!

Herr Jakob, Fürst von Engelland,
Er sprachs in düsterm Muthe,
Und ferner schwand der grüne Strand
Im hohen Meergefluthe.
Das segelreiche Schiff zog fort
Auf weiter Wasserwüste,
Es gab ein scharfer Wind aus Nord
Geleit an Frankreichs Küste.

Und Albions vertriebnen Sohn
Heißt bald Paris willkommen:
Herr Ludwig hat am festen Thron
Ihn gastlich aufgenommen.
Er hört mit Zorn, daß Herrngebot
Der Brite kühn gebrochen,
Er giebt ihm Schutz in seiner Noth
Und spricht: Das sei gerochen!

Er sendet seine Flotte aus,
Zu bänd'gen die Rebellen,
Die kühn im wilden Meeresbraus
Sich Frankreichs Schiffen stellen.
Und bei Calais entbrennt die Schlacht,
Da fechten viele Kühnen;
Erwartungsvoll hält Jakob Wacht
Auf nackten Uferdünen.

Horch, welch Getöse, Blitz und Knall!
Die Fluth verschwimmt im Dampfe!
Nun Siegsgeschrei allüberall!
Altengland siegt im Kampfe.

Da hebt ſich ſtolz des Königs Bruſt,
Ob auch ſein Volk ihn bannte:
Ihr habt gethan, wie ihr gemußt,
Wie ich euch Briten kannte!

Und habt ihr ſchnöde mich verbannt,
Ich lieb euch noch wie weiland.
Fahr wohl, du ſtolzes Heimathland,
Smaragdnes Briteneiland!
Gedeiht und wachſet voll und hehr
An allen Herrlichkeiten,
Das erſte Volk zu Land und Meer,
Seid, Briten, alle Zeiten!

Liebesgeſchichte.

Es war im Mai, weit lag das ſonnige Land
So ahnungsſchwellend da im Grün:
Von röthlich weißen Blumen wogten rings
Die ſtolzen Bäume, duftend ſtand der Klee,
Waldvöglein grüßten ſingend ſich im Flug,
Zwei Sonntagsglocken klangen aus der Fern,
In dieſem Thal die eine, jene dort;
Und durch der lichten Birken ſchwankes Laub,
Durch dunkler Buchenwipfel Dämmernacht
Zog auf zum Berg ihr ernſtes Feierlied,
Bis wo aus dichter Eichen Zweigen grau
Gebrochne Thürme trauernd niederſehn.

Dort ſtand am Weg der alte Lindenbaum,
Der in die weiten Lande ſchauend, froh,
Ein hoffnungsgrüner Gruß, die Zweige hob.

Zwei Kinder gingen jugendjubelnd hin,
Aus dieſem Thale ſie, aus jenem er.
Und an dem alten Baume ſahn ſie ſich
In raſchem, eilendem Vorübergehn.
Die hellen Augen ſchlugen ſcheu beim Gruß
Sie niederwärts, ſie ſagten ſich kein Wort,
Sie bebten beide, blickten ſcheu ſich um,
Doch nicht ins reiche Land. Sie gingen heim,
In dieſem Thale ſie, in jenem er.
Sie wurden plötzlich beide ja ſo ſtill
Und waren doch ſo voll und reich in ſich,
Groß, klar und heilig rein ward beider Herz:
Er kam als Jüngling, ſie als Jungfrau heim.

Wohl wars ein flüchtiges Begegnen nur,
Ein flücht'ger Blick, ein überflücht'ger Gruß;
Doch um von dieſem Augenblicke ſtets
Einander feſt zu halten, ſich zu ſehn
Und ſich zu grüßen ſtets — die Liebe ward! —
Ihr Bild trug Tag und Nacht er in der Bruſt:
Das ſchlanke Kind mit goldnem Flechtenhaar,
Mit ſeiner Wangen zart durchſicht'gem Roth,
Mit ſeiner blauen Augen tiefem Blick,
Mit jeglicher Bewegung Innigkeit.

Und ſo auch trug das Mädchen Tag und Nacht
Das Bild des braungelockten Knaben nach,
Der wild das blüh'nde Haidekraut durchſchritt,
Doch ſanft aus treuen braunen Augen ſah.
O hätte jeder ſein verklärtes Bild
Doch in des andern reiner Bruſt geſehn!
Doch träumten ſie vereinſamt und getrennt
Den ſüßen Traum der erſten Liebe fort.
In ſeinem Thale ſah ein Jeder ſtill
Des lieben Frühlings helle Pracht verblühn.
Er pflegte Roſen, Lilien pflegte ſie;
Die Taube koſte ſie, den Falken er.
Die Vögel ſandten beide in die Luft
Mit Hoffnungen und Wünſchen ohne Zahl.
Den duft'gen frühen Morgen grüßten ſie
Mit manchem Lied und auch mit manchem Lied
Des ſtillen Abends träumeriſche Pracht;
Sahn jeder Wolke, jedem Vogel nach,
Der durch des Himmels goldne Röthe flog,
Und gaben ſehnſuchtheiße Grüße mit.
Sie weinten um einander manche Nacht,
Und ſchliefen ſie, ſo brach ein flücht'ger Traum
Der ſüßen Ruhe kaum gekanntes Glück.
Wohl ſtieg ein Jeder oft zum ſtolzen Berg

Und saß erwartungsbang am Lindenbaum
Und schaute über wogende Hügelreihn
Und dunkelgrüne Wälder in das Land,
Das blau und blauer, fern und ferner schwand. —
O stets vergebens! — nimmer sahen sie
Sich wieder als im trügrisch kalten Traum.

Der Winter floh und wieder ward es Mai,
Die Erde grünte hell im Sonnenschein;
Der Vogel sang, die Blume blühte licht,
Und aus den Thälern über Berg und Wald
Klang zu der Linde wieder das Geläut.
So kam der Frühling manches liebe Mal.
Sie aber dachten, wann er rauschend klang,
Sehnsüchtig, wenn auch noch so weit getrennt,
An die Begegnung bei dem Lindenbaum.
Sie nannten's heilig ihre erste Liebe!

Wickher.

Fern von des Rheines Heimathſtrand
Zog ins gelobte heilige Land
Mit Gottfried Bouillon ſchlecht und recht
Wickher, ein deutſcher Lanzenknecht.
Durch Paleſtinas Berg' und Thale
Wards Manchem heiß im Sonnenſtrahle.
Die Rüſtung, die der Recke trug,
Drückt ihn und ſeinen Gaul genug,
Da dacht er an den grünen Rhein
Und ſeinen kühlen goldnen Wein.
Und wie er dachte, wie er träumte,
Kams, daß er hinter dem Zuge ſäumte.
Er ſprach: Die Hitze drückt zu ſehr,
Zur Nachtzeit hol ich ein das Heer!
Und legte ſich in die hohe Haide,
Das Pferd erlabt ſich auf der Weide.

Doch will ihn kaum der Schlaf umhüllen,
Da ſtöret ihn ein furchtbar Brüllen,
Und ſieh, es ſtürzt ein mächtig Thier
Aufs Rößlein aus dem Waldrevier.
Der wackre Deutſche war nicht faul,
Er liebte ſeinen treuen Gaul,
War gleich bereit mit Schild und Schwert
Zu kämpfen für das gute Pferd.
Kaum ſieht das Thier den kecken Mann,
Läßt es das Roß und fällt ihn an.
Da ſieht er wehn die langen Mähnen,
Dazwiſchen den weiten Rachen gähnen,
Die Augen blitzen wie Feuer hell,
Der Leib iſt ſtark, die Füße ſchnell;
Es ſpringt an den Schild mit der Krallentatze.
Ei, rief der Knecht, verfluchte Katze!
Und rüſtig ſpaltet er ſogleich
Des Thieres Haupt mit einem Streich.
Voll Schmerzen brüllts zum letzten Mal
Und röchelnd ſtürzt es dann zuthal.
Der Deutſche ſiehts mit kaltem Blut,
Da ſcheint der Pelz ihm gar ſo gut,
Er trennt ihn ſauber mit dem Schwert
Und legt ihn hinten auf das Pferd.

Der Abend kam indeß heran
Und weiter zog der deutsche Mann.
So kam er in ein Dorf geritten,
Da liefen die Leute aus den Hütten
Und staunten an die zottige Haut,
Riefen ihm zu und jubelten laut,
Sagten: Nun wäre die Gegend frei,
Er hab erlegt den großen Leu.
Als er die Männer höret sagen,
Daß er der Thiere König erschlagen,
Von dessen Muth und wilder Stärke
Man ihm erzählt viel Wunderwerke,
Da wendet sich der Knecht fürbaß,
Der längst den harten Strauß vergaß,
Besieht die Haut sich für und für:
Eine gelbe Katze schien es mir.
Längst hätt ich gern den Leu gesehn,
Nun ists mir schier im Traum geschehn,
Daß ich gar einen hab erschlagen! —
Und ritt voran mit gutem Behagen.

Der Mönch vor Heinrich IV. Leiche.

Der Herbst zog dunkel um die Höhn,
Der Sturm flog durch die Wolken hin,
Vom Rheine brauste laut Gestöhn,
Verödet lag ein Eiland drin.
Da stand ein Sarg auf dunkler Bahr,
Ein Mann davor im Mönchsgewand,
Mit dunkelm Blick, mit grauem Haar,
Zur Leiche schauend unverwandt:

So grüß ich, Kaiser Heinrich, dich!
Von Palestina trieb mich's her;
Als deine Kunde zu mir schlich,
Fand ich nicht Ruh in Land und Meer.
Zerrissner, unglückvoller Mann,
Den Jeder floh in Furcht und Scheu,
In Reiches Acht, in Bannes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!

Dein Herz war edel, mild und gut,
Es wuchs zu kühner Thatenluſt,
Da riſſen dich mit böſem Muth
Zwei Prieſter von der Mutterbruſt;
Die Seele haben ſie verheert,
Von keuſcher Mutterlieb' gepflegt:
Den Leichtſinn hat dir Adalbert,
Die Starrheit Hanno drein gelegt.

Als Jüngling wareſt du umſpürt
Von Wölfen rings im Lammgewand;
Die dich berauſcht, verhetzt, verführt,
Sie hielten dich in feſtem Band.
Sie machten dir das Weib verhaßt,
Das treu dir bis zum Tode blieb,
Sie haben ſchnöd mit dir gepraßt,
Bis dich ihr Trug nach Sachſen trieb.

Dort warſt du hart und raſch und wild,
Doch warſt du auch der Falſchheit Spiel,
Dein Herz blieb ſtets verſöhnbar mild,
Bis die geliebte Harzburg fiel.

Es brach der Feind die Gräber auf
In dem verbrannten Lieblingsſchloß,
Da ſchlugeſt du im Siegeslauf
Voll Heldenzorn ihm Mann und Roß.

Dann rief Gregor, der kühn die Macht
Des Himmels und der Erd gewann;
Dich, der ſchon in des Reiches Acht,
Traf ſtolz der Große mit dem Bann.
Zwar ſetzteſt du ihn ab in Wuth,
Doch botſt du wieder gern die Hand;
Allein mit Bertha, ſonder Hut,
Zogſt du zur Sühn in Feindes Land.

Wohl traf dich da der Winter kalt
Auf Alpenhöhen, ſtarreeiſt;
Doch kälter jenes Manns Gewalt,
Der nie gewankt im ſtolzen Geiſt.
Du mußteſt vor Canoſſa's Schloß
Drei Tag' und Nächte büßend ſtehn,
Im Winterfroſt, verhöhnt vom Troß!
Er ließ dich kaum geſühnet gehn.

Es ſtarb Gregor, doch wuchs ſein Zorn
Treu durch der ſpätern Päbſte Herz,
Sie öffneten des Aufruhrs Born,
Die Fürſten hoben ſchnöd ihr Erz.
Du ſtandſt in alter Kaiſerpracht
Und triebſt die Gegenkönige fort:
Es ſank dir Rudolph's Pfaffenmacht,
Und Hermann hier und Eckbert dort.

Doch weh, die Söhne übten dann
Am eignen Vater Hochverrath!
Konrad hub frech in Welſchland an
Und ſtarb an früh mißlungner That.
Dein Heinrich ſelbſt, dein liebſter Sohn,
Er ſteckte Aufruhrfahnen auf;
Du biſt, verrathner Greis, entflohn,
Durch Berg und Wald ging irr dein Lauf!

Da fraßeſt du den Vaterſchmerz,
Allein, geächtet und gebannt,
Bis dich der Sohn, das Eiſenherz,
Zu Ingelheim in Feſſeln band.

Er riß dir Kron und Purpur ab,
Du flohst und starbst im fremden Land;
Sie gönnten dir kein ehrlich Grab,
Sie setzten dich auf diesen Strand!

So grüß ich, Kaiser Heinrich, dich!
Von Palestina trieb michs her;
Als deine Kunde zu mir schlich,
Fand ich nicht Ruh in Land und Meer.
Zerrissner, unglücksvoller Mann,
Den Jeder floh in Furcht und Scheu,
In Reiches Acht, in Pabstes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!

Er sprachs und hob den Leichensang:
Die Psalmen klangen Tag und Nacht;
Er sang fünf lange Jahre lang,
Da ward gelöset Bann und Acht
Die Leiche fand zu Speir im Dom
Ein prächtig Kaisergrab sofort.
Oed blieb das Eiland in dem Strom.—
Der Mönch zog ungenannt von dort.

Meister Tancho.

Zu Aachen durch die Gaſſen
Da tönte luſt'ger Braus;
Von Mann und Weib verlaſſen,
Stand öde jedes Haus.
Mit ſeinem Hofgelage
Kam ſelber Karl zur Schau.
Es war an dieſem Tage
Vollbracht des Domes Bau.

Gott wird mit Wohlgefallen,
Begann der Kaiſer laut,
Bewohnen dieſe Hallen,
Die wir ihm aufgebaut.
Für unſrer fleiß'gen Hände
Vieljähriges Bemühn
Wird reichen Segens Spende
Im Gotteshaus uns blühn.

Doch fehlt der Mund, der helle,
Der uns zu kommen heißt,
Wenn sich der Gnade Quelle
Im Heiligthum erweist.
Mit ihrem freud'gen Schallen
Fehlt noch die Glocke hier:
Drum bringet von Sankt Gallen
Tancho, den Gießer, mir!

Der Meister ward gerufen,
Und Karl gab ihm zur Stund
Gediegner Silberstufen
Dreitausend schwere Pfund;
Und Kupfererz und Eisen
Gab er in Fülle aus,
Und ließ zur Arbeit weisen
Ihm ein gelegen Haus.

Ans Werk gab unverdrossen
Der Künstler sich alsdann,
Doch seine Thür verschlossen
Hielt er vor Jedermann;

Nicht, daß die Störung ferne,
Ihm lag Betrug im Sinn,
Das Silber hätt er gerne
Vertauscht mit schlechtem Zinn.

Und als dahin drei Wochen,
Da war das Werk vollbracht,
Die Form ward abgebrochen:
Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder,
Die Sprüche Zeil an Zeil,
Im Sonnenglanz die Schilder!
Dem hohen Meister Heil!

Mit freud'gen Angesichtern
Steht rings das Volk im Kranz,
Doch in des Erzes Lichtern
Merkt keiner falschen Glanz.
Man zieht zur Glockenstube
Die Glock' und fügt sie ein;
Und frohe Jubelrufe
Erschallen mächtig drein.

Und Karl tritt aus der Menge
Zuerſt zu läuten vor,
Er rührt die Glockenſtränge,
Kein Laut dringt in ſein Ohr:
Nicht liegts an meiner Stärke,
Die regte Größres ſchier,
Es lieget an dem Werke.
Den Meiſter rufet mir!

Und Tancho tritt inmitten,
Im Auge grimme Glut,
Er geht mit ſchwanken Schritten,
Er reißt am Seil mit Wuth.
Ein Praſſeln und ein Toben
Dröhnt durch die Hallen dann:
Der Klöpfel fällt von oben
Und trifft den falſchen Mann.

Wie ſie ihn ſtürzen ſehen,
Und ſehn des Blutes Lauf,
Da ſtaunt das Volk, da gehen
Ihm erſt die Augen auf.

Und weitum Alles ſchweiget,
Der alte Kaiſer ſpricht:
Wo Gottes Hand ſich zeiget,
Da reden Menſchen nicht.

Geisterschlacht.

Mächtig hat die Schlacht begonnen:
Hörner schallen, Fahnen fliegen,
Panzer strahlen, Speere blitzen,
Wirbelnd ist der Staub gestiegen,
Und die Rosse schlagen wiehernd
Rings das Feld mit harten Hufen,
Und dazwischen tönt und dröhnet
Wilder Führer wirres Rufen.

Manchen Kampf hat Rom gesehen,
Aber nimmer solch ein Streiten,
Wo die Tiber ihre Wellen
Wälzt in sonnigen Gebreiten!
Dreimal ist der Tag gequollen
Aus des Ostens Strahlenbrunnen,
Dreimal frisch im Kampf entglühet
Sind die Römer mit den Hunnen!

Erſt am dritten Tage ruhet
Das Gefild vom grauſen Kampfe:
Es verklingt der Waffen Dröhnen,
Und der Roſſe laut Geſtampfe,
Es verklingt der Krieger Röcheln
Und der Todesruf der Weiber —
Alle ſanken — ringe gemiſchet
Liegen Freund- und Feindesleiber!

Todesſtille — keine Sterne —
Nebel hüllt den Himmelsbogen!
Nur unheimlich rauſchend ferne
Zieht der Strom mit tiefen Wogen;
Schwirrend zieht das Nachtgevögel
Ob den hingeſunknen Schaaren:
Denn die Nacht will hier des Schweigens
Altgewohntes Recht bewahren.

Horch, da läutet von Sankt Peter
Ernſt die mitternächt'ge Stunde.
Sieh, da heben und beleben
Sich die Leichen in der Runde!

Ha, wie sie vom Traum erwachend,
Rasch nach Schild und Speeren fassen!
Will euch Kampfeswuth und Rache
Noch im Tod nicht ruhen lassen?

Halberstarrte Riesenleiber,
Wie sie in die Lüfte streben!
Aber wie sie höher steigen,
Füllt sie neues heißes Leben.
Und der Hunnen strupp'ge Horden
Schaaren trotzig sich zur Rechten,
Auf der Linken, stahlgerüstet,
Römerlegionen fechten.

Blutlos wundervolle Streiter!
Ein gespensterhafter Gräuel!
Sich durchbohrend, sich zerschlagend,
Wirrt sich in der Luft der Knäuel.
Bald hebt sich die Hunnenfahne,
Bald der Römer Kreuzstandarte:
Endlos mehren sich die Schaaren,
Endlos wächst der Kampf, der harte.

Sieh, ein wilder Greis vor allen
Schwebt auf goldnem Schild getragen,
Dem die grauen Locken flatternd
Um das glühnde Antlitz ſchlagen!
In den mächt'gen Händen führet
Er die hochgeſchwungne Geißel:
Sieh es iſt der Hunnenkönig,
Attila, die Gottesgeißel.

Aus der Römer Schaaren drängen
Edeln Blicks ſich drei Geſtalten.
Sieh, den Greis mit zweien Knaben,
Die den müden Arm ihm halten!
Hinter ihm ſeh ich Manipeln
Sich in reichem Zug bewegen.
Held Aetius, du Römer,
Wirſt das grimme Wild erlegen!

Wilder wirren ſich die Maſſen,
Grimmer kämpfen rings die Krieger,
Und es ſtürmen auf einander
Schon die Führer. — Wer iſt Sieger? —

Heil, das Kreuz glänzt triumphirend! –
Da verbleicht der Geister Stürmen,
Und das goldne Frührot leuchtet
Ueber Roma's grauen Thürmen.

Märchen.

Es liegt so abendstill der See
Und spiegelt des Westens bleichende Glut,
Am Ufer trinket der Hirsch und das Reh,
Und Schwäne durchkreisen die stille Flut.

Der Fischerknabe löset den Kahn,
Mit plätscherndem Ruder hinaus er zieht;
So träumerisch schaut ihn der Abend an,
Er weiß nicht, wie seinem Herzen geschieht.

Die dunkeln Wellen umflüstern ihn
In singendem Spiele weit und breit,
Vom Ufer die Wälder umdüstern ihn
Und die träumenden Berge stolz und weit.

Die leiſe kühlende Abendluft
Durchſpielt ſeiner Locken goldene Pracht,
Die Uferblumen entſenden Duft
Und neigen die Häupter zum Traum der Nacht.

Nur die Waſſerroſen ſchaun noch heraus
Doch nicken ſie ſchlummermüd ihm zu,
Sie tauchen nach ihm aus dem feuchten Haus,
Doch ruft ſie der Abend zur Wellenruh.

Da ſchwindet ſein Traum und das Steuer ruht,
Es glühet der Blick in plötzlicher Luſt;
Er neigt ſich hinab, er greift in die Flut,
Er pflückt eine Roſe und ſteckt ſie zur Bruſt.

Doch horch, da rauſchen die Wälder laut,
Es hebt der See ſich brauſend empor,
Und plötzlich über die Hügel ſchaut
Der rothe Vollmond zornig hervor.

Und es ſpricht der See mit wogender Bruſt:
Was ſtörſt du die Kinder in meinem Haus?
Und es rauſchet der Wald: Sie ſind meine Luſt,
Was führſt du die ſüßen Schweſtern heraus?

Doch der glühende Mond blickt wild auf ihn:
Was buhlest du um mein Blumenlieb?
Und der Knabe in Angst flieht rudernd dahin,
Im Haus bei der Mutter, da birgt er sich trüb.

O Mutter, es brauste der See empor,
Es rauschte der düstere Wald mir nach,
Am Berg trat zornig der Vollmond hervor,
O Mutter, weil ich die Blumen brach!

Schwert und Pflug.

Einſt war ein Graf, ſo geht die Mähr,
Der fühlte, daß er ſterbe;
Die beiden Söhne rief er her,
Zu theilen Hab und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief da der alte Degen;
Das brachten ihm die Söhne werth,
Da gab er ſeinen Segen:

Mein erſter Sohn, mein ſtärkſter Sproß,
Du ſollſt das Schwert behalten,
Die Berge mit dem ſtolzen Schloß
Und aller Ehren walten.

Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir ſei der Pflug gegeben:
Im Thal, wo ſtille Hütten ſind,
Dort magſt du friedlich leben.

So ſtarb der lebensmüde Greis,
Als er ſein Gut vergeben;
Die Söhne hielten das Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch ſprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schloſſe und dem Krieger?
Was ward denn aus dem ſtillen Thal,
Was aus dem ſchwachen Pflüger?

O fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg iſt wüſt, das Schloß zerfiel,
Das Schwert iſt längſt zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenſchimmer,
Da wächſt und reift es weit und breit:
Man ehrt den Pflug noch immer.

Die Heimathloſen.

Als in den Staub Jeruſalem, die prächtige, getreten war,
Da rief das Wort des Römers ſtolz aus den Ruinen ſeine Schaar;
Fern in das Land, fern übers Meer verklang der Tuba Siegeslied,
Verſchwand der Krieger Jubelzug, entſchwebte fern der goldne Aar.

Da kehrten ſcheu die Juden heim aus heil'ger Zederhaine Nacht,
Sie ſpähten fern ſchon nach der Stadt, der Zinnen und des Tempels Pracht;
Vergebens irrte rings der Blick, ihn düſterte die ſtumme Furcht:
Sie fanden, ach, nur Staub und Schutt, wo ihre Heimath einſt gelacht.

Wohl suchte jeder nach dem Ort, wo einstens
stand sein liebstes Gut;
Doch Asche bot die Stätte nur, verlöschend
drunter stille Glut.
Sie sammelten am Abend sich, wie früher, wo
der Tempel stand:
Gebrochen war das Gotteshaus, gebrochen war
des Volkes Muth.

An der zerfallnen Säulen Pracht, da saßen schweigend sie umher
Und milderten den großen Schmerz durch manche schöne Wundermähr:
Sie dachten, wie durch Babel einst der Tempel fiel und wieder stieg,
Und an das Heil aus Davids Stamm. Sie sprachen viel und hofften mehr.

Da plötzlich zur Versammlung trat mit Angstgeschrei ein wilder Greis,
Das Haar gesträubt, das Auge matt, das Antlitz bleich und kalt wie Eis;

In Angſt verſagte faſt das Wort, ſo ſtand er in der ſtillen Schaar,
Ein trübes, ſchreckenvolles Bild, daß ſich entſetzte rings der Kreis:

Weh dir auf immer, Iſrael! dir ward der Herr gleichwie ein Feind,
Er hat in Feuer dich geſetzt, daß rings den Völkern es erſcheint;
Er hat zerſtört dein Heiligthum, zertreten deinen Hochaltar;
Weh Iſrael, ſchier hab ich mir vor Schmerz die Augen ausgeweint!

Wohl klagte ſo, das Herz voll Qual, vereinſt der göttliche Prophet,
Als er auf Salems Trümmern ſaß, von Schutt und Aſche rings umwebt.
Fern an den Waſſern Babylons klang ſeines Volkes Jammer nach;
Dort ſaßen ſie und weineten, um Zion flehte ihr Gebet.

Doch war zerstört auch ihre Stadt, lag fern der Ahnen heilig Land,
Sie trugen die Verheißung mit, die treu sie an das Leben band:
Die Hoffnung, daß aus Davids Stamm erwachsen soll der Völker Heil —
Der Römer nahm die Heimath euch, — ich nehm euch dieser Hoffnung Pfand.

Ihr wißt, daß ich der Hüter war von jenes Königs letztem Sproß,
Dem zarten Jüngling, der in sich des ganzen Volks Erwartung schloß;
Der Feind erschien, ich führt' ihn fort, er lenkte krank hinweg den Hengst:
Fern liegt er auf dem Wüstensand, getroffen von des Tods Geschoß.

Weh Zion, daß der Herr dein Feind! doch halte treu am Glauben nur;
Nicht weil dir alle Hoffnung schwand, tritt in des Nazareners Spur,

Er iſt ein trüg'riſcher Prophet! — Der Ausgang iſt
des Herrn allein!
Bewahret das Geheimniß drum, auf leiſtet mir
den heil'gen Schwur!

Wohl gaben ſie dem Greis den Eid, er ſinkt
entſeelt zu Boden dort,
Und rings erhebt ſich ein Geheul, ſo hat ſie all
erfaßt das Wort.
Ach heimathlos und hoffnungsleer — wem ſinket
da nicht aller Muth?
Ein Jeder ſucht nach Weib und Kind und irret
von der Stelle fort.

Tief das Geheimniß in der Bruſt, durchkreuzen
ſie die Meere weit,
Durchziehen ſie die breite Erd, durchleben ſie die
große Zeit;
Und zucken auch die Lippen oft, ſo drükt der
Schwur das Wort zurück;
Doch liegt auf jedem Antlitz tief der Schmerz der
Hoffnungsloſigkeit.

Wolfdietrichs Buße.

Wolfdietrich, der alte Held,
Er tritt aus seinem Schlosse,
Gewappnet, wie zum Kampf im Feld
Schwingt er sich hoch zu Rosse;
Noch grüßt er seiner Helden Chor
Und jaget durch das hohe Thor
Wolfdietrich der Alte.

Ihm blühet Kraft, ihm glühet Muth
Noch manchen Feind zu schlagen,
Doch mahnt der weißen Locken Flut,
Der Weltlust zu entsagen;
Drum macht den letzten Ritt er nun:
Im Klosterpert will Buße thun
Wolfdietrich der Alte.

Die Mönche hören sein Begehr
Und nahn von allen Seiten,
Sie holen Fahn und Meßbuch her,
Zur Kirch ihn zu geleiten.
Sie beten und sie singen schon;
Mit Unmuth siehts der Heldensohn
Wolfdieterich der Alte.

Es wollte niemand bei mir sein
Als ich beging die Sünden,
Vergebung hoff ich auch allein
Durch mich bei Gott zu finden.
So spricht und treibt sie all hinaus
Und schließt das hohe Gotteshaus
Wolfdieterich der Alte.

Und betend bis um Mitternacht
Verbringt er am Altare,
Und lehnt im Chor sich wohlbedacht
Drauf an die Todtenbahre.
Dann zieht sein Schwert, beschwört zur Stund
Der Feinde Geister aus dem Grund
Wolfdieterich der Alte.

Da taucht aus kaltem Grabesschooß
Die Schaar der Schreckgestalten,
Es grinzen Schädel bleich und bloß
Aus langer Kleider Falten,
Viel Hände sind nach ihm gereckt:
Doch sieht die Geister unerschreckt
Wolfdieterich der Alte.

Wohlauf zum Kampf! so ruft der Held,
Wild wie in jungen Tagen.
Die Mann für Mann er einst gefällt,
Will er zugleich jetzt schlagen.
Da saußt das Heldenschwert um ihn;
Es bringt die Geister selbst zum Fliehn
Wolfdieterich der Alte.

Und als vom Feind die Stelle rein,
Streckt müd der Held sich nieder;
Ein Engel löst beim Morgenschein
Den Geist vom Band der Glieder.
Und wie zur Mess die Mönche nahn,
Gewahren sie, wie Buß gethan
Wolfdieterich der Alte.

Wilhelm von Holland.

O wollte der Himmel nur blauen, die Erde nur blühn,
Ich ritt in die Haiden roth, in die Wälder grün,
Ich gäbe dem blumigen Frühling ein einsam Geleit,
Und fände die Hütte und fände die rosige Maid!

Leis sprach Herr Wilhelm von Holland das heimliche Wort,
Er zog nach Köln im eisigen Winter fort,
Es glänzten um ihn die Ritter, es lärmte der Troß;
Er ritt still träumend dazwischen auf prächtigem Roß.

Bald grüßte die heilige Stadt am brausenden Fluß:
Drin klingen die Glocken, dem Fürsten ein freundlicher Gruß;

Er zieht in die wogenden Straßen durchs dunkele Thor;
Laut jauchzet das Volk: kaum klingt es dem Träumer ins Ohr.

Und freudig empfängt ihn der warme glänzende Saal,
Kronleuchter schimmern, gespiegelt viel tausendmal,
Stolz rauscht die Musik durch des Raumes üppigen Glanz,
Und ringsum windet und bindet sich reizend der Tanz.

Es blühet und glühet der Mädchen holdselige Schaar,
Im Reigen umringt und umschlingt ihn manch liebliches Paar,
Sie kommen und gehen, lächelnd im kosigen Spiel,
Sie singen der Lieder, sie bringen der Blumen ihm viel.

Die Ritter nahn in der Waffen blinkendem Strahl,
Sie heben kredenzend den schäumenden goldnen Pokal,

Sie preisen und rühmen; doch ihm ist alles zur Last,
Er spricht erinnrungssüchtig, der fürstliche Gast:

O wollte der Himmel nur blauen, die Erde nur blühn,
Ich ritt in die Haiden roth, in die Wälder grün,
Ich gäbe dem blumigen Frühling ein einsam Geleit —
Da spricht ihm ins Wort ein Greis: der Lenz ist nicht weit.

Albertus Magnus ist es, er faßt ihm die Hand,
Tief glühet sein Blick, weiß wallet ihm Haar und Gewand,
Er will durch wechselnder Bilder zaubrische Lust
Befreien des Fürsten gedankenverdüsterte Brust.

So zieht er den Kreis, so spricht er ein flüsterndes Wort,
Er schlägt mit dem Stab: da wandelt sich plötzlich der Ort,
Ein Blühen hebt an, der Frühling feiert sein Fest,
Hoch blauet der Himmel, warm treibet die Wolken der West.

Aus zackigen Bergen ergießt ſich der Ströme Lauf,
Die Brunnen rauſchen aus Felſen kühlig herauf,
Bunt grünen Wälder und Wieſen und Fluren umher:
Es lieget das Land ein jubelndes Frühlingsmeer.

Dazwiſchen erhebt ſich der Städte bethürmte Pracht,
Mit Bannern halten die Burgen auf Felſen Wacht,
Die fliegenden Reiter blinken im Sonnenſtrahl,
Die Heerdenglocken ertönen im duftigen Thal.

Still zieht durch den klingenden Frühling der fürſtliche Held,
Ihn grüßt in den Lüften der Vogel, die Blume im Feld,
Er zieht nach der Haide und ſchwindet im Waldesraum. —
Da fliehet das Wild und des Lenzes goldener Traum.

Und wieder umrauſcht ihn im Saal die glänzende Pracht,
Er hat nicht der Schaar, nicht des mächtigen Zauberers Acht,

Denn Tänze, Muſik und Menſchen ſind ihm zur Laſt;
Er bleibt traumſelig und ſpricht, der fürſtliche Gaſt:

Wohl mochte der Himmel blauen, die Erde blühn,
Ich ritt in die Haiden roth, in die Wälder grün,
Ich gab dem blumigen Frühling ein einſam Geleit;
Doch fehlte die Hütte, es fehlte die roſige Maid.

Nächtliche Erscheinung zu Speier.

Wach auf! erklingts in des Schiffers Traum,
Wach auf, du Wächter am Strome!
Und über ihm rauschet der Lindenbaum,
Und zwölfe schlägt es vom Dome;
Groß vor ihm steht Einer im dunkeln Gewand,
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halbschlafend, Halbwachend, wie trunken.

Und während er träge löset den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben:
Viel riesige hohe Gestalten nahn,
Er sieht sie nicht schreiten, nur schweben;
Es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid,
Wie Nebel durchziehn sie die Dunkelheit:
So steigen sie all in den Nachen.

Er ſieht ſie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt ſchweigend und fürchtend vom Lande,
Kaum braucht er zu rudern, es flieget der Kahn,
Bald ſind ſie am andern Strande:
Wir kommen zurück, da findſt du den Lohn!
Gleich Wolken verſchwinden im Felde ſie ſchon,
Fern ſcheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert ſinnend zurück
Durch der Nacht ernſtfriedliche Feier,
Wo ſich die Heimath hebet dem Blick,
Das dunkelthürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum;
Und war es Wahrheit, und war es ein Traum,
Er hüllet es tief in den Buſen.

Und ſieh! es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome;
Wohl hält er ſchlaflos heute die Wacht,
Da ſchlägt es zwölfe vom Dome.
Hol über! ruft es vom andern Strand,
Hol über! da ſtößt er den Kahn vom Land.
In ſtiller, banger Erwartung.

Und wieder iſt es die düſtere Schaar,
Die ſchwebend den Nachen beſteiget,
Der Kahn zieht wieder ſo wunderbar,
Doch jeder der Dunkeln ſchweiget;
Und als ſie gelandet zu Speier am Strand,
Giebt jeder den Lohn ihm bebend in die Hand;
Er aber harret und ſtaunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgeſtein
Und Seiden- und Sammtgebilde.
Dann aber umhüllt ſie wieder das Kleid,
Wie Nebel durchflieh'n ſie die Dunkelheit,
Und ſchwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit ſinnendem, tiefem Gemüthe;
Ja, Wahrheit war es, es war kein Traum
Als blendend der Morgen erglühte:
Er hält in den Händen das lohnende Geld,
Drauf glüh'n aus alter Zeit und Welt
Viel ſtolze Kaiſerbilder.

Wohl ſah er manchen Tag ſie an
In forſchenden, ſtillen Gedanken,
Da riefen ſie drüben um ſeinen Kahn,
Das waren die flüchtigen Franken:
Geſchlagen war die Leipziger Schlacht!
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht! —
Der Schiffer verſtand die Erſcheinung.

Vergelbte Blätter.

I.

Was half die Glut, was half der Duft
Der Roſen und der Nelken?
Sie mußten in der Winterluft
Verwelken, ach, verwelken.
Was half in Luft und Strauch und Baum
Der Vögel ſüßes Singen?
Der Frühling mußt, ein duft'ger Traum,
Verklingen, ach, verklingen!
Der Schönheit droht
Der Tod, der Tod,
Ach Alles wird er zwingen.

Was halfen nun der jungen Bruſt
Der Liebe helle Wonnen?
Längſt iſt der Blick und Küſſe Luſt
Zerronnen, ach, zerronnen.

Was half der Wort und Schwüre Schaum
In ſeligem Umſchlingen?
Die Liebe mußt, ein duft'ger Traum,
Verklingen, ach, verklingen.
Der Schönheit droht
Der Tod, der Tod,
Ach Alles wird er zwingen!

II.

Weh, daß mir goldne Morgenpracht
Im Lenz des Lebens hell geglüht,
Daß die Natur so hold gelacht
Mit Klang und Duft in mein Gemüth,
Daß ich dem Freund in junger Luſt
Die Hand gedrückt zu ew'gem Bund,
Daß ich geruht an liebſter Bruſt,
Daß ich geküßt den ſchönſten Mund!

Weh, daß wohin ich muthig ſchoß,
Wo ich des Lebens Feld durchjagt,
Die Blüthe brach, die Frucht genoß,
Wie es dem jungen Sinn behagt!
Es kam die Zeit, die böſe Zeit,
Wo ich entſagen mußt in Schmerz:
Die ſüßen Träume liegen weit,
Die Welt iſt leer und todt das Herz.

Weh, daß das Leben nicht zerbricht,
Gleich einem Tag voll Tropenpracht:
Erſt plötzlich Farbe, Glut und Licht,
Dann plötzlich dunkle Sternennacht!
Wenn Jugend Luſt und Lieb uns ſtirbt,
Dann hat das Leben nichts als Noth.
Glückſelig Jeder, der erwirbt
In freud'ger Jugend friſchen Tod!

III.

Du haſt an der Liebe Verrath geübt,
Und weißt du, was du gethan?
O, Himmel und Erde haſt du betrübt,
Und die Rache, ſie kommt dir an.

Dann fühlſt du mit deinen Augen nicht mehr
Wie die Sonne herrlich lacht,
Wie Berg, Thal, Strom ſo weit und hehr,
Wie ſo lockend die Erdenpracht!

Am Veilchenduft iſt die Luſt dir vergällt,
An der Roſen rothem Schein,
Du ſiehſt die ſchlanken Lilien entſtellt;
Natur iſt für dich zu rein.

Es ſtört dir den Schlaf des Sproſſers Lied,
Das durch die Nachtluft klingt,
Dieweil der Ton, wie ſo treu er zieht,
Deine Untreu ins Herz dir bringt.

Und, ach, das reinſte Menſchengeſicht,
Du hältſt es für falſch und ſchlecht.
O übe an dir das ſtrenge Gericht,
Du übſt es an dir mit Recht!

Ach Gott, als der letzte Frühling ſchied,
Da warſt du mir gut und treu,
Und jetzt — weh dem, der die Liebe verrieth!—
Einſt nagt dir am Herzen die Reu!

IV.

Leiſe umweht die Sternennacht
Rings das gewalt'ge Himmelszelt,
Träumeriſch ſchifft der Mond und wacht
Ueber der dunkeln Welt;
Ein Friedensengel zieht umher,
Gießt Schlummer erdenwärts.
Ich ziehe ruhlos ſtumm und ſchwer:
Du liebſt nicht mehr mein Herz.

Oede und leer ſteht nun das Haus,
Einſtens durchwallt von Licht und Duft,
Keine Muſik mehr haucht es aus
In die balſamiſche Luft;
Wo ſie einſt ſprach, iſt Alles leer,
Verſtummet Spiel und Scherz.
Ich ziehe ruhlos ſtumm und ſchwer:
Du liebſt nicht mehr mein Herz.

Unten da blüht die Linde reich,
Aber ich lehn mich nicht mehr dran,
Und mein Gesang, so sehnsuchtsreich,
Zieht nicht mehr zum Altan.
Ich ward verschmäht! Was will ich mehr
Als schwelgen tief im Schmerz?
Ich ziehe ruhlos stumm und schwer:
Du liebst nicht mehr mein Herz.

V.

Wenn jemals du im Unglück weinſt,
Komm, ruh an meinem Buſen aus;
Wenn du dich je verloren meinſt,
Iſt meine Bruſt dein Heimathhaus!

Hier triffſt du noch den Sonnenſchein,
Den keine Wolke dir entzieht:
Dein Hand und Herz, getreu und rein,
Bis mir der letzte Athem flieht!

Was wär die Liebe auch, mein Herz,
Blieb ihr nicht treu der heil'ge Gott,
Hielt ſie nicht feſt in Luſt und Schmerz,
Trüg ſie nicht ſiegreich Ruhm und Spott.

Ich weiß es nicht, — was liegt auch dran —
Ob du mich kalt verrathen haſt.
Das weiß ich nur, dich bet ich an,
Doch niemals werd ich dir zur Laſt.

Ich weiß, daß meine Liebe ſiegt,
Denn ſie iſt heilig und gefeit;
Ob nie mein Herz an deinem liegt,
Sie ſieget über Raum und Zeit.

Wenn jemals du im Unglück weinſt,
Komm, ruh an meinem Buſen aus;
Wenn du dich je verloren meinſt,
Iſt meine Bruſt dein Heimathhaus!

VI.

Ach, als mich band der Schönheit Macht
Vor Zeit in Luſt und Schmerz,
Das war ein Glück, als Tag und Nacht
Ich dein gedacht, mein Herz!
Ich nippte ſchon in Seligkeit
Manch ſüßer Stunden Schaum,
Doch war des Lebens hellſte Zeit
Der jungen Liebe Traum.

Als ich dich ſah, ich ſtand berauſcht
Wie unterm Maienbaum,
Wo man des Frühlings Klängen lauſcht,
Bedeckt von Blüthenflaum.
Dein lieber Blick, dein weiches Wort,
Noch iſts mein Lebensglück;
Ich gäb um goldnen Zauberhort
Die Stunden nicht zurück.

Das war ein Glück, als in die Bruſt
Ich dir mein Nachtlied ſang;
Erröthend bebteſt du vor Luſt,
Als drin dein Name klang.
Mein Lied tönt beſſer jetzt gereift,
Dem Hörer mehr zu Dank,
Ich bin nach Liedern alter Zeit,
Nach junger Liebe krank.

Vielleicht ruft mich zum goldnen Tiſch
Einſt lächelnd das Geſchick,
Luſt, Ehre, Ruhm kredenzt es friſch
Mir bald mit heiterm Blick;
Zurück ſchau ich ſehnſüchtig weit
Nach ferner Jugend Saum:
Mir war des Lebens hellſte Zeit
Der jungen Liebe Traum.

VII.

Nicht an die Orte taugt mein Sinn,
Wo frisch im Lenz die Jugend schwärmt,
Ich zieh durch stille Gärten hin,
In jungen Jahren alt, verhärmt;
Ich trink im Lenz den Thränenwein,
Ich feier' allein die Trauerzeit,
Als Gäste ruf ich mir herein
Die Schatten der Vergangenheit.

Wie düftig rings die Kräuter blühn!
Ach jede Pflanze macht mir Noth:
An Freunde mahnt das Immergrün, —
Die einen falsch, die andern todt, —
Die Rose spricht mit dunkler Glut,
Daß längst die Liebe über ist;
Die Myrthe trübt mir ganz den Muth,
Ach, weil du mir verloren bist.

VIII.

Ich liebe dich noch immer
Wie einen hellen Traum,
Wie duft'gen Abendschimmer
Am fernen Himmelssaum.

Dein Bild in meinem Herzen
Der Wolke gleicht es dort,
Die lauen Winde scherzen
Sie leis im Aether fort.

Dein Denken ist mir labend
Wie süßer Rosenduft,
Der voll am Sommerabend
Durchweht die warme Luft.

Von dir zu reden, klinget
Mir wie ein süßes Lied;
Das ferne Echo singet
Es nach, bis es verzieht.

Ich liebe dich noch immer
Wie einen hellen Traum,
Wie duft'gen Abendschimmer
Am fernen Himmelssaum.

IX.

Ach, wenn du durch die fremden Schaaren gehst
Wie traurig ists, daß du alleine stehst!
Du fühlst, die Jugendwunder sind vergangen!
Die treuen Augen, die dich einst beglückt,
Die süßen Stimmen all, die dich entzückt,
Sie sind dir fern, das Grab hält sie umfangen.

Ziehn schönere Gestalten auch vorbei,
Du kennst sie nicht, dir ist es einerlei,
Ihr sonnig Lächeln macht dein Herz nicht pochen;
Ihr sprühnder Blick brennt andre Seelen wund,
Zu andern Ohren singt ihr blühnder Mund:
Du aber fühlest doppelt dich gebrochen.

Und wenn auch Einer freundlich zu dir spricht,
Die alten guten Herzen sind es nicht,
Die einst du sahst mit dir ins Leben steigen;
Oft klingt ein Seufzer klagend aus der Brust,
Du fragst: Wo sind sie, Freunde, Jugend, Lust? —
All deine Antwort ist ein dumpfes Schweigen!

Und zaubert Bilder ſelbſt die Phantaſie,
Der Jugend Leichen, ach, belebt ſie nie,
Du ſtarrſt auf todte Lippen, Augen, Wangen;
Kein Segenſpruch ertönt dir, wie du flehſt,
Wie traurig iſts, daß du alleine ſtehſt:
Du fühlſt, die Jugendwunder ſind vergangen.

X.

Stets ſei dein Wort ſo hold und gut,
So huldreich mild ſei ſtets dein Blick!
Doch, ach, wird dieſe ſüße Glut
Jemals erleichtern mein Geſchick?

Die Seel' iſt todt; des Frühlings Luft,
Der Sonnenſtrahl, das Blüthenmeer
Und dieſer balſamvolle Duft,
Mir trifft er längſt das Herz nicht mehr!

Und ſelbſt ein Menſchenangeſicht
Voll Jugend, Liebe, Wonne, Glück,
Bringt meinem dunkeln Herzen nicht
Den hellen Jugendmuth zurück.

Ich ſeh die Welt ſo todt und leer,
Das Leben duft- und farbenlos,
Der Geiſt iſt mir ein Wüſtenmeer,
Dem Sonnenbrand und Sturme bloß.

Ach, Herz und Sinn hat ausgestrebt:
Ich weiß nicht mehr von Haß und Huld,
Ich hab mein Leben all verlebt.
Das ist verlorne Liebe schuld.

O folterte sie noch das Herz
Mit stillem Gram, mit tiefer Pein!
Ich wollte jubeln; denn wo Schmerz,
Da tritt auch noch die Lust herein.

Doch, ach, es schaut Erinnerung
Und Zukunft dumpf und schwer mich an,
Ich wandle, bin ich auch noch jung,
Alt, öd und kalt schon meine Bahn.

O diese Kälte! welch ein Loos!
Sie ist der schwerste Fluch dem Sinn.
Ich ziehe ruh- und hoffnungslos,
Ein Ahasver, durchs Leben hin.

Stets sei dein Wort so hold und gut,
So huldreich mild sei stets dein Blick!
Doch, ach, wird diese süße Glut
Jemals erleichtern mein Geschick?

XI.

Du pflückst die Blätter ab dem Rosenstrauch,
Daß er noch einmal blüh im Herbstesbauch;
In Sturm und Wind laß sie nicht blühen, Kind,
Wenn ihre Schwestern all gestorben sind.
Laß welken, laß welken!

Zerstöre nicht der Lieb Erinnerung,
Daß neue Lieb im Herzen werde jung!
Sie blüht nicht hell in späten Jahren, Kind,
Wenn ihre Mitgefühl' erloschen sind.
Laß welken, laß welken!

XII.

O nimmer vergeß ich den ſonnigen Tag,
Als ich an deinem Buſen gelacht;
Als ich dir am pochenden Herzen lag,
O nimmer vergeß ich die heiße Nacht!

Dein Auge ſtrahlte ſo groß und heiß
Wie Sonnenlicht in den Nebeltraum,
Deine Arme umrankten mich leuchtend weiß,
Wie Reben den ſchlanken Ulmenbaum.

Dein Wort, es rauſchte mächtig und wild
In meine junge begeiſterte Bruſt:
Du ſchönes köſtliches Menſchenbild,
Du gabſt mir die erſte unendliche Luſt!

Doch was du mir gabſt, du haſt es zerſtört!
O blieb ich dir ſtets vom ſüßen Leib!
Du haſt mich zum wilden Wahnſinn bethört,
Du mächtiges, zauberhaftes Weib!

Und immer noch denk ich an dich zurück,
Berauscht von Liebe, durchzuckt von Haß;
Du bist mein Unheil, du bist mein Glück!
Noch folgt mir dein Bild ohn' Unterlaß!

O nimmer vergeß ich den sonnigen Tag,
Da ich an deinem Busen gelacht;
Als ich dir am pochenden Herzen lag,
O nimmer vergeß ich die heiße Nacht!

XIII.

Ein Heil kamſt du gezogen
In meine trübe Welt,
Du warſt mein Regenbogen
Auf dunkelm Himmelszelt.
Ach Gott, daß dieſes Lieben
Hinweggetrieben,
Daß all die ſüße Zeit
Weit, ach, weit!

Du wareſt mir der Morgen
Nach wilder Wetternacht,
Du haſt mein Herz geborgen
In deiner Sonnenpracht.
Ach Gott, daß dieſes Lieben
Hinweggetrieben,
Daß all die ſüße Zeit
Weit, ach, weit!

Ein Wort aus Himmelshöhen
Warst du mir wunderbar;
All Wirrsal mußt vergehen,
Mein Geist ward froh und klar.
Ach Gott, daß dieses Lieben
Hinweggetrieben,
Daß all die süße Zeit
Weit, ach, weit!

Ich denk an dich noch immer
Gleichwie an all mein Glück;
Die Zeiten bringens nimmer,
Ach, nimmermehr zurück!
Ach Gott, daß dieses Lieben
Hinweggetrieben,
Daß all die süße Zeit
Weit, ach, weit.

XIV.

Wieder grünen diese Thale
Ach, als wäre nichts geschehen:
Muß ich nicht im Maienstrahle
Einsam zwischen Wundern gehen?

Bunte Frühlingsvögel tauschen
Schmetternd ihre wilden Lieder;
Ach, ich zieh mit ihr zu lauschen,
Nicht mehr selig auf und nieder.

Blüthenbäume streuen Flocken,
Auen duften, Wiesen glänzen;
Doch ich darf die blonden Locken
Nicht mehr mit den Blumen kränzen.

Volle Wasserfälle schäumen
Stets noch zwischen Fels und Rüstern,
Nicht mehr hör ich an den Bäumen
Ihre süße Stimme flüstern.

Weh, verrauſcht ſind Küſſ und Gluten,
Hin der holden Liebe Schimmer!
Hingeſtrömt, wie dieſe Fluten
Nimmer kehren, kehrt ſie nimmer.

Ach, was zeigſt du deine Schätze,
Frühling, einem Geiſt voll Schmerzen?
Oede ſind die ſchönſten Plätze
Einem öden wunden Herzen!

XV.

Wenn ausgepocht dies müde Herz
Und tief im kühlen Rasen ruht,
Dann faßt dich doch vielleicht ein Schmerz,
Daß ihm entfloh die süße Glut;
Du denkst der Zeit, wo du als Stern
Erleuchtet seine Dunkelheit,
Wo du aus Lebenswüsten fern
Ihm gabst ein freundliches Geleit.

Und dein erweichtes Herz durchklingt
Ein Lied, das einst der Freund dir sang;
Drin fühlst du, wie gesangbeschwingt
Sein junger Geist nur dich umschlang,
Wie kein Gebet der Lipp' entquoll,
Das nicht zuerst für dich gefleht,
Und wie sein Segen liebevoll
Für alle Zukunft dich umweht.

Und du verzeihſt, was irrend einſt,
Was thöricht jung ich mir vergab;
Die Thräne, die vielleicht du weinſt,
Wäſcht meiner Jugend Fehler ab.
Und freudig dann vor dir erhebt
Mein ſtilles Bild ſich friſch und klar:
Du fühlſt, daß wie ich dir gelebt,
Bereit ich dir zu ſterben war!

XVI.

O du ſüße Zeit,
Junger Liebe Glück,
O du liegſt ſo weit,
Kehrſt nie zurück!

O wie ſchnell erſteht
Der Blumen Duft!
O wie ſchnell verweht
Ihn die leiſe Luft!

O wie ſüß erklingt
Ein Liebeslied!
O wie leicht beſchwingt
Es wieder flieht!

O wie hold beglückt
Ein heller Traum!
O wie ſchnell entrückt
Seiner Bilder Schaum!

O die Knospe blüht!
Und ein Augenblick,
Dann iſt verglüht
Ihr Lenzgeſchick.

O du ſüße Zeit,
Junger Liebe Glück!
O du liegſt ſo weit,
Kehrſt nie zurück!

XVII.

Du biſt doch arm, ſo reich du ſcheinſt,
Weh dir, mein Kind!
Und ob du lachſt, du weinſt dereinſt,
Weh dir, mein Kind!
Statt reicher Liebe wähltest du
Leichtſinnig armen Glanz,
Du ſuchteſt in der Pracht die Ruh
Und du verlorſt dich ganz.

Vom dumpfen Rauſch erwachſt du ſchwer,
Weh dir, mein Kind!
Dann fühlſt du, wie dein Leben leer,
Weh dir, mein Kind!
Die Schaar, die glänzend dich umſchwärmt,
Du ſiehſt ſie arm und kalt,
Du ſinnſt auf alte Zeit verhärmt,
Zur Rückkehr, ach, zu alt.

Dir fehlt, was hochbeſeelt, ein Herz.
Weh dir, mein Kind!
Weich für die Luſt, ſtark für den Schmerz,
Weh dir, mein Kind!
Schlaflos bringſt du die Nächte hin
In irrer wirrer Noth,
Und dem du Alles warſt — ich bin
Längſt fern die oder todt!

XVIII.

Ob ſie meiner noch gedenket,
Wie es Nachts vor Zeit geſchehen,
Nun ich ſtreife gramverſenket
Durch die Länder, durch die Seen?
Ob ſie meiner noch gedenket?

Ob ſie noch die Lampe zündet,
Meinen Leuchtthurm an den Scheiben,
Der im Dunkel mir verkündet,
Daß ich kommen ſollt und bleiben?
Ob ſie noch die Lampe zündet?

Ob ſie noch die Weiſen ſinget
Zu dem Mondenſchein zur Laute,
Daß das Thal von Liedern klinget,
Die der Freund ihr einſt vertraute?
Ob ſie noch die Weiſen ſinget?

XIX.

Die Lande liegen in tiefem Duft,
Herbſtlich verhüllt ſind Thal, Fluß, Hügel,
Die Wandervögel durchſchrein die Luft,
Nach Süden trägt ſie der rauſchende Flügel;
Vom Baum auf der Haide fällt Blatt auf Blatt,
Das klingt, als weinte die Erde vollkommen;
Nun der Lenz hin, iſt ſie lebensſatt.
O weh, o weh, der Winter will kommen!

Ich ziehe dumpf und ſtill meine Bahn
Und mühe mich gegen Träume vermeſſen:
Der Jugend Luſt, der Liebe Wahn,
O könnt ich die Küſſe und Lieder vergeſſen!
Ein Windhauch weht ins Geſicht mein Haar:
Graulocken dazwiſchen, ich ſeh es bekommen,
So liebearm und ſo hoffnungbar!
O weh, o weh, der Winter will kommen!

XX.

Wohl froh iſt in der Lenznatur
Das Duften und das Blühen;
Doch kommt der Winter, laß es nur
Verglühen, ja, verglühen!
Und herrlich ſind die Lieder all,
Die durch die Lenzluft gehen;
Doch wird es kalt, ſo laß den Schall
Verwehen, ja, verwehen!
Natur erſchafft
Voll Kraft, voll Kraft
Ein neues Auferſtehen!

Und wird dir falſch ein liebes Herz,
Will dir ein Freund entſagen,
Ach, blut'ge Thränen weint dein Schmerz,
Doch darfſt du nicht verzagen!

Du mußt im Leben ſüße Luſt
Und freud'gen Segen ſehen,
Laß Muth und Hoffnung nie der Bruſt
Verwehen, ja, verwehen!
Der Geiſt erſchafft
Voll Kraft, voll Kraft
Ein neues Auferſtehen!

Begegnungen.

Pauline.

Als Blume hab' ich immer dich gekannt,
Doch deinen Namen find ich nirgendwo.
Die Rose bist du nicht, wie sehr du ihr
An Glanz und Duft, Gestalt und Fülle gleichst;
Das Veilchen nicht, wie in Bescheidenheit
Auch stille blüht und duftet dein Gemüth;
Nicht Tausendschön und Nelke, wenn dein Geist
Auch ihren Regenbogenfarben gleicht;
Und nicht das liebliche Vergißmeinnicht,
Wie sehr es deiner Augen Abbild ist;
Die Lilie nicht, obgleich du schlank wie sie
Und unschuldsvoll wie ihre Farbe bist;
Selbst nicht der Lotos, wenn du auch gleich ihm
Jedweden, welcher seinen Anblick nur
Und seinen Duft genoß, mit Zauberei —
Daß nie er von dir scheiden mag, — umschlingst.
Als Blume hab ich immer dich gekannt,
Doch deinen Namen find ich nirgendwo.

Nie ſah ich deines Gleichen. Kannſ auch ſein?
Wo wär die Blüth', die alle Tugend eint,
Drin einzeln jede ihrer Schweſtern prangt?
Als Blume hab ich immer dich gekannt:
Du biſt die ſchönſte, reinſte, edelſte,
Der Blumenſchweſtern einz'ges Urbild nur.

Coronata.

Oft treibt es mich zum dunkeln Wald aus der Genossen wildem Schwarm,
Dort leg ich der Erinnerung mich in den süßen weichen Arm;
Sie schaut so träumerisch mich an und führt mich über Zeit und Raum:
Sie flüstert mir im Herzen wach der Jugendliebe schönen Traum.

Da taucht Bild auf Bild herauf: der Frühling klingt und blinkt herein,
Der Himmel schwingt sein blau Panier, die Erde wogt in grünem Schein,
Der Garten blüht, es zittert rings der Rosenduft so voll und weich,
Mich küßt das Lied der Nachtigall, mein junges Herz schlägt ahnungsreich.

Und plötzlich stehest du vor mir im Schwanenkleid der Jugendlust,
Du wallest schlank und leicht und hehr, von goldnem Haar umweht die Brust.
Wie Himmel hoch, tief wie das Meer, strahlt deiner Augen blauer Schein.
O könnt ich schwingen mich hinauf, o könnt ich stürzen mich hinein!

Und fürder folg ich rastlos dir; und eh dem Munde fehlt das Wort,
Der Blick, des Herzens Bote, trägt zu dir mir die Gefühle fort.
Am Blick entflammet sich der Blick, am Herzen zündet sich das Herz.
O süßer Jugendliebe Lust! Du weinst im Glück, frohlockst im Schmerz!

Und sieh! dort aus der Wälder Grün, dort aus des Sees blauer Flut
Taucht wieder sich dein Väterschloß, die Thürme stehn in Abendglut,

Aus jenem Erker klingt ein Lied und eine Harfe
tönt dazu:
Es zieht so dunkel sehnsuchtwund ringsdurch der
Thäler tiefe Ruh.

Ich nahe, — lauter schlägt das Herz, — du bist,
umblüht vom Blumenflor.
Du siehst mich — wallend grüßt das Tuch; ich ziehe
durch das hohe Thor.
Ich wechsle mit den Grüßenden laut jubelnd des
Willkommens Kuß:
Aus weiter Ferne trifft auf dich der scheuste, doch
der liebste Gruß.

Geheime Lust! wir finden uns bewußt und wieder
unbewußt!
Es ruhet selig Hand in Hand und Mund an Mund
und Brust an Brust,
Es rauschet durch die Säle hin, es flüstert durch
der Hallen Rund:
Die heißte Thräne weinst du froh und scheu dem
süßgeheimen Bund.

Bald ſehn wir, wo die Linden blühn, wo plätſchernd
der Springbrunnen rauſcht;
Wir tragen Sträuße in der Hand, die wir in frohem
Scherz getauſcht;
Bald ſpielen auf der Wieſe wir im Sonnenſchein
ein blumig Spiel:
Wohl ſind der Mädchen manche hold, doch du biſt
meiner Wünſche Ziel!

Bald reiten wir zum Wald hinaus. Dich trägt ſo
ſchlank und leicht das Roß,
Zur Seite jubelt manches Lied für dich der liebende
Genoß.
So düſter heimlich iſt der Weg durch dieſer Eichen
ſtolze Pracht,
Fern eine Waldhornmelodie klingt durch der Bäume
Dämmernacht.

Bald führ ich dich zum Berg, du ſiehſt im Sonnen-
ſchein die Lande glühn:
Weit größer, reicher ſieh mein Herz im Lichte deiner
Liebe blühn!

Bald fahr ich dich hinaus im See, die weißen
Schwäne vor uns her:
Doch weiter ziehn wir träumend hin auf der Gedanken Liebesmeer!

Der Kuß — die Rose! — Lebe wohl! — Ach ferne
dämmernd liegt die Zeit!
Doch glänzt der Blick, die Wange blüht, die dunkle
Brust wird voll und weit.
O schönes holdes Jugendlieb, begeistert öffnet sich
der Mund,
Und thut des Herzens ferne Lust nachklingend dir
in Liedern kund.

O sitzest du im Erker dann, gleich mir auffrischend
Schmerz und Lust,
Und steigst bei Lied und Saitenspiel erinnernd in
die eigne Brust:
Dann horche, wenn der Abendwind zum Ohr dir
meine Lieder trägt,
Und denke an ein edles Herz, das dir in edler
Liebe schlägt!

Clara.

Du ſtolzes Herz, o trotze nicht
So ſieggewohnter Macht entgegen!
Wenn dir das Leben Roſen flicht,
Dann wandle nicht auf Dornenwegen!
Mich täuſchſt du nicht, ich ſehe klar,
Dir iſt die Liebe hold begegnet:
O fühl es tief, o fühl es wahr,
Daß dich das ſchönſte Glück geſegnet!

Erſcheine nicht ſo kalt und ſpröd,
O ſchaue nicht ſo ernſt und dunkel;
Denn keine Wüſte ſtarrt dir öd,
Dich grüßt ein leuchtendes Gefunkel.
Du haſt bis jetzt geträumt, gelauſcht
An ſel'ger Kindheit Luſtgeſtaden,
O ſieh, wie nun das Leben rauſcht:
Du biſt ins Paradies geladen.

Entbiet dem Lebenslenz den Gruß,
Wie du dem Erdenlenz ihn sangest,
Als du geschürzt mit leichtem Fuß
Durch Feld und Berge jauchzend drangest!
Wie schwärmtest du durch Wald und Au,
Bestreut von frühen Blüthenflocken!
Wie ruhtest du in holder Schau,
Umkränzt mit Grün die blonden Locken!

Wie ist dir jedes Lied so hold,
So tiefgefaßt ins Herz gedrungen!
Wie einer Harfe Saitengold
Hat deine Seele nachgeklungen.
Kein Strahl von einem glühen Stern
Erschien dir, der vergebens brannte:
Du hast die Wunder nah und fern
Erkannt, du blühende Bacchante.

Der Erdenlenz, er ist so schön,
Doch schöner blüht der Lenz der Liebe;
Tritt froh auf deines Lebens Höhn,
Das Herz, die Rose, schießt in Triebe!

Schau in geliebte Augen kühn,
Schau tief in treugerührte Züge!
Sahst du die Welt so jemals blühn,
Dann ſprich: ich fröhne eitler Lüge.

O lauſche auf der Liebe Wort,
Geflüſtert durch des Laubgangs Hallen!
Es reißt die Seele mächt'ger fort,
Als tauſend laute Nachtigallen!
Was will des Himmels klarſter Strahl,
Der in den Mai ſich warm ergoſſen?
In junger Liebe lichtem Saal
Stehſt du, von Glorienglanz umfloſſen.

O ſchau nicht ernſt, o thu nicht kalt,
Treu pflege die geliebten Sorgen!
Es hat ſich vor der Allgewalt
Der Liebe Keiner noch geborgen.
Glückſel'ges Leid, ſchmerzſel'ge Luſt,
Wer hat ihr tiefes Meer ermeſſen?
O laß dich an die heilge Bruſt
Des erſten Lebens heilig preſſen!

Der Dichter mahnt dich weis' und tief:
Er denkt so gern der schönsten Zeiten,
Als ihn die süße Liebe rief
Zu endlos hellen Seligkeiten.
O tritt in diese Tage ein,
Fromm demuthsvoll das Herz entzündet,
Als ob im klarsten Himmelsschein
Ein Engel dir das Heil verkündet!

Veronika.

Auf deinem Wesen ruht ein leiser Schleier:
Er hält dich von der äußern Welt geschieden,
Dahinter führst du stille fromme Feier
Mit leidbewegter Brust, doch voller Frieden.

Du stehest oft so groß und starr in Träumen,
Gleichwie erfaßt von heimlichen Gewalten;
Mag rings der Freude voller Becher schäumen,
Du schauſt wie nach unsichtbaren Gestalten.

In deine Seele bist du ganz versunken,
Als wollten dort sich neue Wunder bilden;
Nur selten sprüht im Blick ein glühes Funken
Aus deines Geists entlegenen Gefilden.

Es lächeln wohl die Lippen süß und schmerzlich,
Es formen Worte sich am schönen Munde;
Wir harren dann im Kreise treu und herzlich,
Doch keinem gönnst du die geheime Kunde.

Wenn unſre Hände treu ſich nach dir ſtrecken,
Wenn unſre Worte freundſchaftlich dir flüſtern:
Sehn wir dich wie aus tiefem Traum erſchrecken,
All unſre Tröſtung kann dich nur umdüſtern.

Du fliehſt gar, die freundlich dich umweben,
Mit wundervollern Weſen zu verkehren:
Nur Sterne, Blumen, Düfte ſind dein Leben,
Nur Lieder können deinen Blick verklären.

Als ob dein Geiſt an keinen Wechſel dächte,
So pflegſt du deine lieben holden Sorgen:
Du flichſt ſie in den luft'gen Traum der Nächte,
Sie wachen mit dir auf am frühen Morgen.

Doch hält dein Geiſt ſich noch ſo feſt verſchloſſen:
Mir dämmert auf, was in der Tiefe brütet,
Ein ſtiller Forſcher löſ' ich unverdroſſen
Geheimniſſe, auch doppelt treu gehütet.

Dein Weſen aber mahnt mich an die Tage,
Die' ahnungweckend vor dem Frühling kommen:
Der Himmel führt ob dunkeln Wolken Klage,
Die Erde liegt in dickem Duft verſchwommen.

Doch Jeder fühlt: bald wird durch alle Räume
Duft, Sang und Farbe zauberglühend ſprechen!
So glaub ich, wird durch deine ſtillen Träume
Aufjauchzend bald der Lenz der Liebe brechen.

Agnes.

Du mahnest mich der Knospe gleich,
Die vor der Blüthe ward gepflückt,
Die nie an Duft und Farben reich
Gestrahlt, beglückend und beglückt;
Mir ist, du wärst ein dürftig Reis
In eines Wasserglases Bann,
Das, scheint die Sonn' auch sommerheiß,
Doch nicht den Kelch entfalten kann.

Gleichwie im Treibhaus wuchsest du,
Man gab dir eben Licht und Luft,
Und spärlich Wärme noch dazu,
Und nannte Welt dir deine Gruft.
Ja, eine Welt, wie sie behagt
Jungfräulicher Bescheidenheit;
Daß draußen eine Sonne tagt,
Sahst du durch Scheiben trüb und weit.

Du sahst den Vater stets als Tropf,
Wie er im rothen Gold gewühlt,
Die Mutter, die an Wäsch und Topf
Und an der Magd den Muth gekühlt.
Freundinnen wurden dir erlaubt,
Ach, alte Jungfern, fromm und kalt,
Auch gar, zu bilden Herz und Haupt,
Brevier und Betbuch mannigfalt.

Drei Oehme und der Muhmen vier
Lud man dir ein zum Weihnachtsfest,
Man sprach davon sechs Wochen schier
Und lebte lang vom Tafelrest.
Sonst gab es wenig Wechsel mehr
Als noch ein Kleid zum Namenstag;
Du hörtest, salbungsvoll doch leer,
Engherzigkeit nur blöd und zag.

Als dir die Zeit der Reife kam, —
Du zähltest eben zwanzig Jahr, —
Gab man dir heut den Bräutigam
Und morgen ging es zum Altar.

Du nahmſt ihn nach der Aeltern Schluß,
Weil keinen Mann du je gekannt,
Und kalt blieb Handdruck, Blick und Kuß;
Doch Schätze häufte dieſes Band.

Der Reichthum, der dir angeſtammt,
Umgiebt dich rings mit glühem Licht;
Doch ruhſt du nicht auf deinem Sammt,
Du trinkſt aus deinem Golde nicht.
Dein Gatte geht der Habgier Bahn,
Du wirkſt und ſchaffeſt müd zu Haus:
Nie klopft die Freude bei euch an,
So gehts Tag ein, ſo gehts Tag aus.

Doch fürcht ich ſehr, du ahneſt einſt,
Was du im trüben Wahn verſäumt;
Oft iſt es mir, daß du noch weinſt,
Weil du ſo rathlos haſt geträumt,
Als träte einſt dir vor den Blick
Des fernen Glückes grünes Land,
Als fühlteſt du noch dein Geſchick,
Daß du im Leben lebſt verbannt.

Du Knospe ohne Farb und Duft,
Ins Wasserglas dahingestellt,
Schau nimmer, wenn der Frühling ruft,
Mit offnem Kelche in die Welt!
Wenn zu der Leidenschaften Tanz
Dein Herz erwacht und zitternd bebt,
Dann fühlst du erst dein Unglück ganz,
Dann fühlst du, daß du nie gelebt!

Johanna.

Sie war vergebens all die Blüthenpracht,
Die deine junge Seele hell durchlacht,
Als dich der ersten Liebe Glut durchzittert!
Ach, keinen Anklang fand dein schlimm Geschick.
Jetzt stehst du da, umflort den treuen Blick,
Mit Gram das demuthsvolle Herz verbittert.

Wohl lockend war's, als reich und hoffnungsvoll
Dein frischer Geist in frische Blüthen schwoll,
Als hätte drüber sich der Lenz ergossen;
Als strömten tausend Düfte draus empor,
Als jauchzte schmetternd draus ein Lerchenchor
Vom Liebehimmelsäther lau umflossen.

Wohl lockend wars, als du in tiefer Nacht
Am laubumwebten Fenster lang gewacht
Und mit den Sternen hoch im Raum geflüstert;
Als mit dem Sprosser Seufzer du getauscht,
Als nach den Schwanen du im Teich gelauscht
Und nach dem Springquell, von Jasmin umdüftert.

Wohl lockend wars, wenn du am frühen Tag
Die Au durchschwärmt, die leis umduftet lag,
Um in der Blumenkelche Glut zu schauen;
Als doppelt tief du deine Lieder sangst,
Als stammelnd du nach neuen Worten rangst,
Um ihnen deine Seele zu vertrauen.

Was du gedacht, geredet und gethan,
Du folgtest stets dem einen holden Plan,
Der Lieb ein heilig Opfer treu zu bringen.
Du suchtest stets dein heißgeliebtes Bild:
Es grüßte dich aus Land und Lüften mild,
Aus jeder weichen Stimme hellem Klingen.

Und Alles, Alles hin! O trübes Loos!
Ob du gefühlt auch rein und ernst und groß,
Dich sollte keine Gegenliebe laben.
All deine schöne, reine Seligkeit,
Gedanken meerestief und himmelweit,
Du mußtest sie als Leichen still begraben.

Drum quält dich jetzt dein düsteres Geschick,
Drum stehst du da, umflort den treuen Blick,
Von Gram das demuthsvolle Herz verbittert.
Doch nein, o nein! o senke nicht das Haupt,
Stets unverloren bleibt, was du geglaubt,
Was du gefühlt, wird nimmer dir zerknittert!

Die Lieb ist höher noch, als was man liebt!
Es war die Schlacke nur, was jetzt zerstiebt,
Doch das Metall erglüht in hellern Funken.
Fürwahr, dein Geist ist lichtes edles Gold!
War dir der Liebe Gegenstand nicht hold,
Mit deinem Herzen geht die Liebe prunken.

Auguste.

Ein Zauber iſts, dich zu betrachten
In deiner Schönheit dunkelm Licht:
Du ſtrahlſt, ſo wie aus tiefen Schachten
Der glühende Karfunkel bricht.
Du wallſt in purpurnen Gemächern,
Umwogt von weiter Kleiderpracht,
Umgrünt von ſchlanken Palmenfächern,
Glanzſtreuend, doch ein Bild der Nacht!

Und ringsumſtaunt dich weich und lüſtern
Die üppige Bewundrerſchaar,
Anbetend hörſt du faſt ſie flüſtern
Vor deiner Reize Hochaltar.

Es neidet dich, wer dir nicht huldigt,
Begeistert doch für Geist und Leib;
Und doch wirst du von mir beschuldigt,
Mir bist du ein verlornes Weib.

Den reinen Geist kann nichts verdunkeln:
Mir schmeichelt nicht der goldne Saal,
Der Spiegel tausendfaches Funkeln,
Der Sammetstoffe bunte Wahl;
Schlägt dein Gewand auch edle Falten,
Du bist doch müde, lahm und matt,
Müht Mund und Blick sich frisch zu walten,
Dein Geist ist dennoch lebenssatt.

Du staunest, daß ich kühn dir sage
Dies nüchtern kalte, wahre Wort.
O Gott, du hattest bessre Tage
In deines ersten Lebens Port!
Ich sah dich, als die Liebe leuchtend,
Ein Blitz, zuerst ins Herz dir traf,
Als Thränen, dir den Blick befeuchtend,
Gescheucht der Kindheit sel'gen Schlaf.

Du jauchzteſt hell aus bangen Sorgen,
Des Zweifels Nebel war zerſtiebt.
O ſonnenvoller Lebensmorgen!
Du liebteſt und du warſt geliebt!
Wie wogte dein erblühnder Buſen,
Wie flog dein dunkles Rabenhaar!
Du fuhrſt, ſo fahren junge Muſen
In eine Zukunft frühlingsklar.

Es hatte deiner Seele Funken
Entglüht des reinſten Dichters Geiſt,
Und ſchwärmend und begeiſtrungstrunken
Haſt du die Luft mit ihm durchkreiſt.
Mit ihm an Sternen hinzuſchweben,
Mit ihm zu ruhn im Märchenzelt:
Das war dein einz'ges ſüßes Leben,
Verſchollen warſt du für die Welt.

Wen hat der Zweifel wohl beſchlichen,
Daß je verrauſche dies Gefühl?
Und doch iſt deine Lieb erblichen:
Du wurdeſt ſtill, du thateſt kühl;

Du tratest, pflicht- und treuvergessen,
Mit einem Andern hin vor Gott:
Dich kalt an kalte Brust zu pressen,
Die Schätze bot. Pfui, welch ein Spott!

Verkauft hast du die junge Seele,
Verkauft den Leib an üpp'gen Glanz;
Daß nun das Glück dir ewig fehle,
Du fühlst es tief, du fühlst es ganz.
Drum schmücket auch bei aller Fülle
Dein Wesen nicht der Unschuld Strahl;
Ob dich auch schminkt die schönste Hülle,
Es trägt die Stirn ein Sündenmal.

Sucht auch dein Wort, dem oft ich lausche,
Die alte frische Jugendkraft:
Mir klingt es nicht im gluhen Rausche,
Den einst dir lieh die Leidenschaft.
Strebt auch dein Auge hell zu gluhen,
Wenn dich umtanzt der flinke Scherz:
Man sieht dirs an, du mußt dich mühen. —
Mich rührt kein Blick, wenn kalt das Herz!

O wärst du, wie du warst, geblieben:
Arm, ohne Schmuck, doch schuldlos, rein!
Dann ständest du nicht wie vertrieben
Aus deines Edens Frühlingsschein.
Nun quält dich allezeit die Reue,
Niemals gesühnt durch Glanz und Pracht:
Du brachst die Liebe, brachst die Treue,
Verlornes Weib, du Bild der Nacht! —

Eliſabeth.

Das iſt die hellſte, klarſte Luſt,
Die leuchtend ſtrahlt auf deinen Zügen!
Zum erſtenmal wird dir bewußt
Des Lebens ſeligſtes Genügen:
Du fühleſt Mutterſeligkeit,
Den höchſten Himmel hier auf Erden,
Du ſtehſt ſo heilig, hoch, geweiht!
O heil dir! du wirſt Mutter werden!

Da dir als Braut der Myrthenkranz
Erblühte hell in dunkeln Haaren,
Da mußte mit der Freude Glanz
Sich noch im Blick die Thräne paaren;

Die helle Jugend blieb zurück,
Die Zukunft galt es zu erproben,
Du durftest bangend nur das Glück,
Das in den Arm dich preßte, loben.

Jetzt erst ward dir der beste Theil,
Denn deine Liebe ist gesegnet.
Prophetisch sprechen alle: Heil,
Ja, Heil ist deinem Haus begegnet!
Du fühlst dich stolz, bewußt und groß,
Darfst hohen Muths die Stirne heben;
Denn ahnungsvoll fühlst du im Schooß
Sich quillend bilden neues Leben.

Das ist die wonnig süße Frucht,
Vom Manne deiner Wahl empfangen:
Jetzt ist die Lieb in edler Zucht
Zu ihrem Gipfel erst gegangen.
Natur thut tiefe Wunder kund,
Lebendig ward die holde Liebe:
Ein Wesen wächst aus heil'gem Bund
Durch zweier Herzen mächt'ge Triebe.

Jetzt fühlst du im Zusammenhang
Mit der Natur dich schaffend bilden:
Nah fühlst du dich dem Sternengang,
Den Blumen nah in den Gefilden!
Du webest mit geheim und groß
Urewig Sein im Weltalls Namen!
O selig ist des Weibes Loos,
Es wahrt der Menschheit ew'gen Samen!

Glück zu! Bald streckt das holde Kind
Im Schooß dir froh die jungen Glieder!
Dann pfleg es heiter, ernstgesinnt,
Den Geist der Eltern gieb ihm wieder!
Es wird dein Stolz, es wird dein Ruhm!
Zieh recht es auf für diese Erden,
Für Liebe, Freiheit, Menschenthum!
O Heil dir, du wirst Mutter werden!

Emilie.

Sprich, welcher Segen kam dir an?
So umgewandelt wie du stehst,
Wie du auf goldner Lebensbahn
So selbstbewußt und sicher gehst!
Rings staunt um dich der Märchenkreis,
Sie alle kennen dich nicht mehr:
Kaum noch ein knospend Rosenreis,
Jetzt eine Blüthe flammend hehr.

Dein Auge war ein schöner Stern
Am morgenblühnden Firmament;
Jetzt strahlt es, daß es nah und fern
Voll Segen sonnenmächtig brennt.
Es war ein leiser Ton dein Wort,
Der in die Nähe Lust verlieh;
Jetzt klingt es seelenstürmend fort
Wie eine stolze Melodie.

Dein Weſen war ein reizend Land,
Wie es vor Frühling keimend liegt,
Wenn aus dem kaum begrünten Sand
Die Lerche liederübend fliegt;
Jetzt lacht es ſchwellend wie der Mai,
Der Blumen ſtreut und Knospen reift,
Und der mit Klang und Düften frei
In alle Menſchenherzen greift.

Dein Geiſt, der kaum noch träumend ſchlief,
Iſt plötzlich jauchzend aufgewacht,
Enthüllend friſch und voll und tief
So reiche nie geahnte Pracht.
Du Bildniß der Begeiſterung,
Was gab dir dieſe üpp'ge Kraft?
Was gab dir dieſen mächt'gen Schwung?
Was gab dir dieſe Leidenſchaft?

Weil dich der treue Freund erkor,
Weil er geöffnet laut die Bruſt;
Weil, was er heilig dir beſchwor,
Ein Echo fand in deiner Luſt;

Weil ihm dein Herz gestehen darf,
Wie es für ihn nur rang und schwoll,
Und alle Ketten von sich warf:
Drum wandelst du so wundervoll!

Drum hat dein Wesen sich so hell
Mit Licht und Klarheit angethan;
Drum ziehst du, eben noch ein Quell,
Als Strom nun glanzbestreut die Bahn;
Drum weißt du, daß er Freude bringt,
Wohin er tritt, dein leichter Fuß;
Daß jedes Wort wie Segen klingt,
Weil selber du ein Segensgruß!

Wie strahlst du schon so edel groß,
Wenn du dem Freund entgegenharrst,
Und, traumversunken in dein Loos,
Nach Wegen, drauf er wandelt, starrst!
Doch leuchtender noch ziehest du,
Von ihm umrankt, durch Wald und Feld!
Dann ists, die Sonne sah dir zu,
Um dich vergessend ihre Welt.

Wenn ich dich ſeh, dann kommts, daß ich
Die höchſte Luſt durchs Herz mir zieht,
Ich möcht, beſiegend Salomo,
Anſtimmen dann das höchſte Lied,
Dich ſchmückend mit dem hellſten Glanz,
Wie die Verzückung ihn erſchaut:
Das Alles thut dein Myrthenkranz,
Du ſüße, liebe, holde Braut!

Stilleben der Natur.

Bilder der Haide.

I.

Starr, unabsehbar, regungslos und braun,
So dehnen sich dahin die dürren Tennen,
Begränzt im Süd durch weite flache Aun,
Im Nord durch Hügel, die im Abend brennen.

Am Himmel ziehn geballte Wolken schwer,
Hier roth beglüht, dort massenhaft umdüstert;
Der Sturmwind braust gewaltig sie daher,
Der mir am Fuß im Haidekraute flüstert.

Gedorrte Blätter wirft er mir ums Haupt. —
Wo wuchsen sie auf grünen Waldeswegen,
Die von den Mutterwipfeln frech geraubt,
Verlorne Kinder, wüst die Welt durchfegen?

Mir wird so trost- und heimathlos zu Muth,
Wie ich verhüllt dem Sturm entgegenstreite,
Als weht ich, selch ein Blatt, aus Sonnenglut
Fort in die todte, herbstesstarre Weite.

II.

Ein Geier ſchwebt gedehnten Flügelſchlags,
Scharfblickend kreiſt er ob den Haidewüſten,
Er ſuchet ſich die Beute dieſes Tags
Mit unabwendbar trotz'gen Mordgelüſten.

Wo weilſt du blut'ges Opfer, ſcheues Thier,
Daß ruheſtörend ich dir Rettung riefe?
Spricht keine Ahnung denn vom Feinde hier?
Umſonſt, umſonſt! — er ſtürzet in die Tiefe.

Es taucht mir auf ein düſtres Lebensbild:
So ſchlägt wohl das Geſchick ob uns die Schwingen,
Wir ſehn es nicht, wie dies getroffne Wild,
Und fühlen erſt ins Herz die Krallen dringen.

III.

Dort aus der braunen Oede ragen grün
Der Tannengruppen freundliche Oasen;
Bestreut von Lichtern, die durch Wolken glühn,
Smaragden gleich inmitten von Topasen.

Mein Herz, nicht ganz vergeh in trübem Muth,
Bist du in einsam weites Leid versunken:
Es überrascht dich noch mit heller Glut
Der holden Freude nie verlorner Funken.

IV.

Seltsame Schau hier auf dem öden Pfad!
Ein Wagen kommt, die müden Rosse keuchen,
Im hohen trocknen Sande knarrt das Rad:
Und doch ein Bild, die Sorgen all zu scheuchen.

Denn blühende Gesichter schauen traus,
Und in die Lüfte wehen grüne Schleier;
Der Becher kreist, es klingt ein Lied heraus,
Und mein gepreßter Busen athmet freier.

So naht uns wohl in krankem, wüstem Schlaf
Der holde Traum mit lächelnder Geberde,
So streift, wo ich nur Einsamkeiten traf,
Ein reizend Märchen hier die düstre Erde.

V.

Rasch eilt vorbei der flutgeschwollne Bach,
Der Haide einz'ger, ängstlich wilder Ufer.
Ach Gott! kein Himmelblau, kein Blätterdach
Erglänzet drin, kein Schilf umweht das Ufer.

Mit keiner Blume spielet er am Saum,
Kein Fisch entspringt den traurig grauen Wellen;
Er denkt an einen alten Waldestraum,
Und eilt sich schönern Orten zu gesellen.

So iſt es mir! Im einſamen Gemüth
Erkrankten und vergelbten die Gedanken.
O dürft' ich wiederum, wo Leben blüht,
Mein dunkles Herz um heitre Herzen ranken!

VI.

Sieh! im Gehölz verlieret ſich der Weg,
Und mich umdüſtern Eich- und Kieferwipfel;
Mit Freude folg ich mehr betretnem Steg,
Da glänzt ein weißes Burghaus durch die Gipfel.

Der ſchlanke Bau, die Thürme hochbedacht,
Sie ſpiegeln ſich im ſtillen, glatten Weiher,
Steinlöwen ſtehen an den Thoren Wacht,
Und auf den Zinnen halten Tauben Feier.

Ich trete ein, mir wird des Gaſtes Recht,
Und Wein und Brod erquicken mich beim Mahle;
Es knüpft ſich der Geſpräche bunt Geflecht,
Und Lieder heben ſich beim Lichterſtrahle.

Ich ruh beglückt von wilden Wegen aus,
Und holde Träume halten mich umfangen;
Ich scheide segnend von dem frohen Haus,
Das frei den unbekannten Gast empfangen.

Gehobnen, frischen Muthes wandr' ich fort,
Und mich umgeben wieder weite Haiden.
Dank jedem treuen Blick und guten Wort:
Am besten sühnt der Mensch doch alle Leiden!

VII.

Die Lüfte halten matte, träge Rast,
Die Haide liegt in grauen Leichenschleiern,
Der Himmel steht, ein düstrer Trauergast:
Natur schaut so verwacht, veraltet, bleiern.

Kalt, duft- und blüthelos liegt Kraut und Strauch,
Kein Vogel lenkt vorbei die raschen Flüge;
Den Tannenbaum am Weg durchweht kein Hauch,
Es senkt der Tod sich auf der Erde Züge.

Kein Flüſtern tönt im Schilf, glatt liegt das Moor,
Als ob kein Kräuſeln mehr den Fluten tauge;
Sie ſind zu matt — der Sumpf ſchaut aus dem Rohr
Gleich wie des Land's gebrochnes dunkles Auge.

VIII.

Am Himmel ſteht der Mond mit blaſſem Glanz,
Zerriſſne Wolken flattern raſch vorüber
Und halten einen wirren, düſtern Tanz,
Bald liegt die Haide heller und bald trüber.

Rings auf dem mattbeglänzten Flächenraum
Seh ich die rieſ'gen Wolkenſchatten fliegen,
Als wär von einer Geiſterſchlacht der Traum
Lebendig vor die Sinne mir geſtiegen.

IX.

Die Knaben, pflegend ihrer Heerde Hut,
Sie ſind daran, ein Feuer ſich zu ſchüren;
Rauchſäulen qualmen aus der rothen Glut,
Hoch in die Lüfte, wo ſie ſich nicht rühren.

Ich ſtehe ſtill und hab des Bildes Acht,
An meine Jugend will es mich erinnern:
So flammte auch, von friſcher Luſt entfacht,
Vereinſt die helle Glut in meinem Innern.

Wie iſt es jetzt? Ach Gott! die Flamm' erliſcht,
Und dunkel wird es, wo der Funken ſprühte!
Doch ſieh, der dumpfe Rauch ſteht unverwiſcht
Dort in der Luft. — Das iſt mein trüb Gemüthe.

X.

Die Haideſchenke ladet mich herein,
Ich trete in die niedre, dumpfe Stube:
Die blinde Ahne lullt den Enkel ein,
Blauäugig lacht vom Bett der friſche Bube.

Sie ſingt ein melancholiſch ernſtes Lied
Eintönig, in gebrochnen, trüben Gängen;
Mein Geiſt, der ſchon auf dunkeln Wegen zieht,
Wird mehr umdunkelt von den müden Klängen.

Und eine Thräne fällt mir in den Trank.
Du armes Kind, mit deinen blühnden Gliedern!
Iſt dir dies karge Leben wohl zu Dank
In dieſen Räumen und bei dieſen Liedern?

Blüht dir die Schönheit, die Natur durchhüpft,
Schwillt dir das Leben je, das goldne, volle?
Du haſt das Recht, doch, ach! das Schickſal knüpft
Dich ewig wohl an dieſe träge Scholle.

XI.

Längſt ſah das Himmelszelt in trübem Muth,
Jetzt fängt es an in Weinen hinzutropfen,
Und immer dichter wird die Thränenflut,
Und nichts vermag den Trauerquell zu ſtopfen.

Da iſt es mir auf meinem ſtillen Gang,
Als hört' ich laut das Herz der Haide pochen:
Des Himmels Weinen und der Erde Klang
Spricht trüb mir von zwei Herzen, die gebrochen.

XII.

Vorüber zieht der Wandervögel Flug,
Sie rauſchen über mir mit ſchlanken Flügeln;
Ein Edelhirſch durchſtreift mit ſicherm Zug
Die Haide heimwärts nach den wald'gen Hügeln,

Der Abend kommt, und aus der Niederung
Erhebt ſich fabelhaftes Dunſtgebilde.
Ich bin am Forſt, mich faßt ein neuer Schwung,
Ich laſſ' mein Träumen und die öde Wilde.

Dort ſeh ich, wie der kühne Senner ſchwirrt,
Herb weht der Duft der Buchen und der Eichen!
Und ſeine Lämmer weidet dort der Hirt, —
Volksglaube ſagt: Es iſt ein gutes Zeichen!

Maistrauss.

I.

Wie liegt die Welt so brütend ahnungsvoll,
Der Jungfrau gleich, die eben aufgeblühet,
Und der von Sehnsucht mild der Busen schwoll,
Weil der Verlobung sie entgegen glühet!

Bald lacht ihr blaues Himmelsauge mild,
Bald hüllt es sich in leichte Wolkenschleier,
Und große Thränen tropfen ins Gefild,
Bald dehnt sie sich in mächtig stiller Feier.

Getrost! schon naht der Frühling Bräutigam
Und wirft dir um die leuchtenden Gewänder,
In lauter Lust verlodert jeder Gram,
Von Duft und Sang erglühen rings die Länder!

II.

Wenn Thier und Pflanze nun der Lenz beſchickt,
Die Kräuter ſprießen und die Vögel proben,
Dann wird des Frühlings Herold bald erblickt,
Im höchſten Baumgezweige ſingt er oben.

Die Amſel iſts, ſie preiſt in jungem Muth
Hoch ob der Erde über allen Wipfeln
Die holden Wunder, die der Frühling thut
In Feldesweiten und in Waldesgipfeln.

III.

Rothwangig friſch nabt mir ein Bettelkind,
Den erſten Veilchenſtrauß mir freundlich reichend;
Sein Wort iſt wie der Duft der Blume lind,
Sein Auge tief, den blauen Kelchen gleichend.

Was trifft wohl schöner die erfreute Brust!
Thut es dies Menschenantlitz lusterleuchtet,
Im schönen Lenz des Elends unbewußt?
Thut es der Strauß, von Morgenthau gefeuchtet?

So kommt uns ähnlich aus der Armuth Hand
Die Maienluft mit lächelnder Geberde:
Hinbrütend erst im Winterschneegewand,
Gibt uns den reichen Lenz die arme Erde.

IV.

Das Maienlicht durchschimmert Wald und Feld,
Vom jungen Grün erglänzen Thal und Hügel,
Es übt die Lieder der umlenzten Welt,
Durch Land und Lüfte wandernd, das Geflügel.

O, wie der Duft von frischen Pflanzen thaut!
Die Halme schießen und die Knospen springen!
Der Vogel, der am Neste freudig baut,
Er thut sein Werk mit wonniglichem Singen.

Wie wunderbar, verſchloſſen, tief, geheim,
In dieſem Thal welch brütend ſtilles Ringen!
Es webt zur reifen Frucht, zum künft'gen Keim,
Draus tauſend ew'ge Lenze neu entſpringen.

Wär ich die Lerche nun in blauer Luft,
Ob all den Wundern ſchwärmend hinzukreiſen,
Und dieſen Lenz in warmem Aetherduft
Betrachtend und genießend laut zu preiſen!

V.

Der Storch mit ſeinem Weib iſt heimgekehrt,
Der Hütte, wo er friedlich baut, zum Feſte.
Ob Sturm und Regen auch daran gezehrt,
Friſch ſchafft das Paar an ſeinem alten Neſte.

Man ſagt, wo ſie am ſchlanken Giebel baun,
Bereitet ſich dem Haus ein ſtiller Segen:
Kein Blitz ſchlägt ein, geſegnet ſind die Fraun,
Und Mann und Kindern hüpft die Luſt entgegen.

Der Armuth Dach, so heilig und geweiht,
Sie suchtens hier, die Freude dran zu binden.
Doch nein — hier wohnt schon die Zufriedenheit!
Sie kamen wohl, um hier das Glück zu finden.

VI.

Der Nachtigallen wilde Lieder ziehn
Wollüstig auf der lauen Nachtluft Schwingen,
Getragne dunkle Klagemelodien,
Die durch die schwarzumhüllten Gärten klingen.

Ich horche, an den Lindenbaum gelehnt,
Hinüber auf die wogend reichen Lieder —
Ach, was der langgezogne Ton ersehnt,
Klingt tausendfach in meinem Geiste wieder.

Ich weiß nicht, tönet Jammer oder Lust
Mir draus zum wunderbar ergriffnen Herzen?
Doch reine Sühne kehrt mir in die Brust:
Zu Seligkeiten macht der Lenz die Schmerzen!

VII.

Von Rindern iſt bedeckt der Wieſengrund,
Die durch den Glanz der Sonne heiter wallen;
Sie ziehn in Feierkleidern hell und bunt
Und laſſen jauchzend oft die Stimmen ſchallen.

Sie ſelbſt wie Flocken, die ein warmer Hauch
Geſchüttelt von den roſigen Blüthenbäumen,
Sie ſuchen nach des Frühlings altem Brauch
Sich Wieſenblumen in den grünen Räumen.

Was tragt ihr da? O, Himmelsſchlüſſel ſinds!
Sie halten mir die Primeln hoch entgegen.
So nennt das Volk ſie mit dem Mund des Rinds,
Sie öffnen ja des Frühlingshimmels Segen.

VIII.

Horch, die Erinnrung ferner Jugendzeit!
Da ziehen hin des Dorfes jüngste Söhne!
Die Weidenflöten tönen laut und weit —
Sind sie auch rauh, ich liebe diese Töne.

Und kümmert sie nicht Takt und Melodie,
Die Knaben sind die Frühlings-Musikanten.
Es klingt wie Vogellieder-Harmonie,
Die neubegrünte Wälder hell entsandten.

Seltsame Zeit! Nicht die lebend'ge Brust
Allein läßt ihre laute Wonne schallen,
Der stumme Zweig wird selbst erweckt zur Lust
Und muß mit Tönen in die Freude hallen.

IX.

Schließt auch der Tag die müden Augen zu,
Endlos will seine Luft sich noch verlängern:
Volltönig stört Gesang des Dorfes Ruh,
Die Lieder sinds von ländlich frischen Sängern.

Den jungen Dirnen sind sie zugedacht,
Die ahnungsvollen Herzens sie belauschen;
Still trinkt sie ein die balsamduft'ge Nacht,
Auf lindem Hauch sie in das Land zu rauschen.

Volkslieder sinds, so lust- und wehmuthreich,
Recht aus dem Innern der Natur entsprungen,
Bald tändelnd, muthig, froh, bald trauernd weich!
Das tiefe Menschenherz hat sie gesungen.

Schweigt auch das Lied, noch lange bleib ich wach,
In süßen Jugendträumen mich zu wiegen.
So rauscht am Thor dem Tag die Linde nach,
Ob ihrer Vögel Lied auch längst geschwiegen.

X.

Auch auf dem Friedhof zog der Frühling ein,
Die lieben Gräber hat er nicht vergessen,
Und schaut so recht versöhnlich hell und rein
Durch kalten Epheu, traurige Cypressen.

Das Veilchen und die Primel quillt hervor,
Das üpp'ge Gras umsprießt mir rings die Füße;
Mir ist, als brächte mir der duft'ge Chor
Der unvergessnen Todten traute Grüße.

Sie sprechen tiefer zur Erinnerung,
Als diese kalten steingebaunen Male.
Am treusten hält die Angedenken jung
Natur in ihrem ewig jungen Strahle.

XI.

Vor meinem Fenſter baut ein Schwalbenpaar,
Das windig zwitſchernd hin und wieder ſchwirret;
Leichtſinnig luſtig plaudernd immerdar,
Schafft es doch unermüdet, ungeirret.

Ich ſchau ſein Treiben oft in ſtiller Ruh,
Da wird mir wohl, ob ſie mich neckend riefen.
Als flüſterten ſie Räthſel bunt mir zu,
Die Kinder aus dem Land der Hieroglyphen.

Ihr Vögel aus dem fabelhaften Süd,
Was ſollen die prophetiſch fremden Klänge?
Ihr macht die aufgeregte Neugier müd,
Wer dolmetſcht mir die unbekannten Sänge?

Man ſagt, wo Schwalben niſten, folgt das Glück:
Ich ſeh euch zu mit ſeligem Vertrauen.
O, dürft ich, ziehet ihr im Herbſt zurück,
Wie ihr auf die gebaute Hütte ſchauen!

XII.

Ich lieg im duft'gen Grase hingestreckt,
Zu Haupt die rosenhellen Apfelbäume
Mit quellend vollen Blüthen ausgesteckt,
Und drüber endlos tiefe Himmelsräume!

Nur leichte Frühlingswolken ziehn durchs Blau,
Nur Schwalben schießen längs den hellen Zweigen —
Horch! auch ein Lied. Ob der umglanzten Au
Seh ich die Lerche liederschmetternd steigen.

Mir ist so freudig, leicht und klar der Geist,
Als hätt ihn Licht und Klang und Duft gewoben!
Ruh ich auch tief im Grün, er schwärmt und kreist
In ungemessnen Schöpfungsweiten oben.

Strandmuſcheln.

I.

Ich wandere längs dem gelben Dünenſtrand,
Hinſchauend auf die endlos weiten Wellen:
Fern zieht ein Schiff, von Segeln hell umſpannt,
Das muntre Winde raſtlos ſeewärts ſchwellen.

Es fährt hinaus zum weiten Ocean,
In alle Welt fährt es mit kühnem Hoffen!
Und wie ich folge ſeiner ſtolzen Bahn,
Hat tiefe Sehnſucht mir die Bruſt getroffen.

O könnt ich ſo in blaue Fernen ziehn,
Verlaſſen Haus und Heimath frei und heiter!
O könnt ich alſo in die Welt entfliehn,
Weit in die Welt und weiter, immer weiter!

II.

Die Düne ſchauſt du hier, die Brandung dort,
Hier grüßen ſich die Meere und die Länder;
Im Sande wuchert ſpärlich Riedgras fort,
Gebild der See umkreucht der Fluten Ränder.

Doch mahnt die Schau des Pflänzchens dir den Geiſt
An üpp'ge Ebnen, wo die Saaten reifen,
An Bergpaläſte, drob der Adler kreiſt,
An Cederforſten, wo die Hirſche ſchweifen.

Und die Koralle, die der Flut entſpült,
Sie führt dich zu den ungemeſſnen Gründen,
Wo wild der Haifiſch wächſt, die Robbe wühlt,
Und Muſcheln reiches Perlenlicht entzünden.

O Einſamkeit, ſo ſeltſam, ernſt und groß,
Wie weißt du die Gedanken doch zu leiten!
So wächſt uns oft in öder Nächte Schooß
Ein Bild der unbegrenzten Ewigkeiten.

III.

Dichtgrauer Nebel deckt das weite Meer,
Dichtgrauer Nebel hüllet ein die Lande,
Die Schau der Düne wird vom Strand mir schwer,
Schwer wird die Schau des Meeres mir vom Strande.

Zu Haupt mir flattert einsam müd im Flug
Die Möwe hin mit ängstlichem Geschwirre,
Unsicher kreuzt sie hin auf ihrem Zug,
Als ob sie fern, heimathverloren irre.

Mir aber ist es anders nicht zu Muth.
Unstet, verloren flattern die Gedanken;
Sie suchen Ziele, wo es wohl sich ruht
Und müssen weiter ohne Obdach schwanken.

IV.

Stolz wölbet ſich des Himmels Prachtazur,
Die Waſſer glänzen weit und ſpiegeleben,
Am Strande ſeh ich keines Menſchen Spur,
Kein Segel ſeh ich auf dem Meere ſchweben.

Mein Nachen ſpielet plätſchernd leis hinaus:
Ich ſtarre in der Luft gewalt'ges Schweigen,
Ich ſtarre in der Fluten ſtolzes Haus;
Die Sonntagsſtille weht mich an ſo eigen.

Mir wird ſo märchenhaft, als müßt ich grau
Verſunkne Städte auf dem Grund erblicken,
Als müßten Glocken aus kryſtallnem Blau
Herauf mir wunderbare Töne ſchicken.

V.

Blaß ſteigt der Mond am Horizont herauf
Und bricht ſein Bildniß in der Brandung Wellen,
Es klinget dort im ſteten Wogenlauf
Wie unbeſtimmter Töne ſeltſam Schwellen.

Unheimlich gehn mir Sagen durch den Sinn,
Seejungfraun ſcheinen mir am Strand zu baden.
Mit weißen Gliedern ſchwimmen ſie dahin,
Uralte Lieder ſingend den Geſtaden.

VI.

So oft die friſchen Morgenwinde wehn,
So oft der Abend decket Meer und Lande,
Seh ich ein buntes Leben hier erſtehn:
Es naht des Dorfs Bewohnerſchaft dem Strande.

In regen Gruppen ſtehn ſie rings umher,
Der Fiſcher Fahrt am Morgen ſtill zu ſegnen,
Am Abend harrend froher Wiederkehr,
Um beißerſehnten Segeln zu begegnen.

Seltſamer Ort! Leicht ward hier manches Herz,
Das in die Weite bebte tiefbekümmert;
Hier weinte aus ſich mancher herbe Schmerz,
Wenn hart ein Lebensglück die Flut zertrümmert.

Vergebens ſucht das Auge, lauſcht das Ohr,
Kein Zeichen zeuget rings von Luſt und Schmerzen.
Die Düne ſchweigt, die Brandung wallt empor:
Es klagt Natur nicht mit dem Menſchenherzen.

VII.

Die koloſſale Flut dehnt ſich hinaus
Von tiefer wolkenſchwerer Nacht umdunkelt,
Gleichwie im Takt rauſcht fort der Wogenbraus,
Die Häupter, die ſich brechen, glanzumfunkelt.

Es iſt, als ob der alte Ocean
Noch einen lichten Traum vom Tage träume,
Aufleuchtend ſprühn mich ſeine Augen an,
Zu Flammenzarben wurden ſeine Schäume.

VIII.

Mit großem feuerrothem Auge ſchaut
Der Leuchtthurm in das regungsloſe Dunkel,
Der Schiffer, dem vor Riff und Sandbank graut,
Sieht fern im Meer das leuchtende Gefunkel.

Und friſche Hoffnung blüht ihm durch die Bruſt,
Er faßt das Steu'r mit froherregten Sinnen:
Aufs Neu wird er des Weges ſich bewußt,
Er wird ſich holdes Leben neu gewinnen.

So ſtrahlt der edeln Seele ernſt und groß,
Schwankt ſie auf düſtrer Lebenswege Fluten,
Als Stern die Wahrheit in des Irrſals Schooß
Und läßt das hartgepreßte Herz ermuthen.

IX.

Der Ocean liegt ſtill und groß und hehr,
Die Sonne ſinkt in die kryſtallnen Fluten,
Da baut ſich eine Brücke übers Meer
Aus lichten Strahlen und aus goldnen Gluten.

Hinüber zieht gedankentief mein Sinn,
Den ſüße Märchenträume heiter wiegen;
Mir wird, ich ſäh im Lichtglanz fernehin
Mit goldnem Strand die ſel'gen Inſeln liegen.

Sommerblumen.

I.

Der stolze Himmel glüht tiefsommerblau,
Nur eine Wolke segelt in die Weiten;
So warm und duftig ruhen Wald und Au,
Die Sonne glänzt auf Berg- und Thalgebreiten.

Ich wandle durch des Kornes üppig Beet:
Es wogt im Morgenhauche gleich dem Meere,
Und Blüthenstaub süßduftend ringsum weht,
Im Kuß befruchtend neigt sich Aehr' an Aehre.

O ahnungsvolle Stille der Natur!
Gleich dir liegt oft der Geist in sanftem Frieden,
Sich selbst befruchtend träumt und webt er nur;
Erwacht er dann, sind Lieder ihm beschieden.

II.

Wie ist in diesem Wald die Nacht so grau!
Rings ziehen Nebel mit mir um die Stämme.
Ob nach Natur, der leidenden, ich schau,
Es baut sich vor das Auge dichte Dämme.

Kaum sind ich Füße an des Waldes Saum,
Lichtstreifen, rot und golden, dämmern östlich,
Der Tag wischt aus den Blicken sich den Traum:
Der freie Jugendheld erwacht so köstlich.

Und tausendstimmig kreischt es aus den Höhn,
Wie Singraketen Lerchenlieder steigen;
Die sonst in Sträuchern schmettert ihr Getön,
Die Nachtigall singt hoch in Eichenzweigen.

Wie rauschend es dem Licht entgegen zieht!
Es fesselt keine Macht die süßen Stimmen;
O unvergleichlich machtvoll tönt das Lied,
Das jubelnd klingt, wenn ferne Lichter glimmen!

III.

Tief aus der Saaten wogend gelbem Meer
Schwingt ſich die Lerche auf mit wilden Liedern,
Sie ſteigt und ſieht und rufet hin und her,
Und überall hört ſie den Sang erwiedern.

Und ſchmetternd hoch in blauer lauer Luft
Grüßt ſie die Wolken, ihre Fluggenoſſen;
Es halten als Geſpiel im Saatenduft
Die Kräuter und die Blumen ſie umſchloſſen.

Längſt vor dem goldnen Frühroth iſt ſie wach,
Und flattert leicht dem jungen Tag entgegen;
Sie ſchwingt ſich Abends noch der Sonne nach,
Und jedes Lied klingt wie Gebet und Segen.

Sie trinkt im leuchtend hellen Aetherraum
Die Freiheit ein mit vollen ſel'gen Zügen;
Sie träumt von ihr im Neſt am Apfelbaum,
Kehrt müd ſie heim von ihren hohen Flügen.

O selig Loos, so frei in Luft und Flur
Das Leben klingend, singend hinzuweben!
Solch einen Liedersommer gebt mir nur,
Und fürder will ich mich des Sangs begeben!

IV.

Jetzt ist die Welt so voller Luft und Pracht,
So farbumkleidet und so duftumflossen,
Daß neidisch sie der Tag mißgönnt der Nacht,
Der Strahlenheld dem düsteren Genossen.

Sank längst sein Sonnenaug im Aetherraum,
Schaut über das Gebirg er leis im Norden —
Ein heller Streif — als sucht er noch im Traum,
Was Blüth und Lied, die hold er schuf, geworden.

Johannisfunken schickt er sprühend aus,
Die, seine Hüter, Wald und Au durchschwärmen;
Zu rasten gönnet er sich kaum im Haus,
Bald kehrt er, Luft und Ströme zu erwärmen.

So schafft ein edler Geist, wie hier der Tag,
Soll ihm ein rechtes Tagewerk entsprießen:
Wie auch der rechte Held nicht ruhen mag,
Wenn sich zu kurzem Traum die Augen schließen.

V.

Die Luft ist schwer mit Wettern zugedeckt,
Es ragen schwarz die waldgekrönten Hügel,
Empor am düstern Horizonte streckt
Der Blitz zuweilen rothe Feuerflügel.

Es ist so schwül im weiten dunkeln Raum,
Am Teich vermag ich Kühlung nicht zu saugen,
Unheimlich schaut mich an aus Strauch und Baum
Die Finsterniß mit den Gespensteraugen.

Horch auf, ein Schlag! Der ferne Donner rollt,
Im Walde reget sich des Winds Geflüster;
Ich jauchze, ob die Schöpfung zuckend grollt!
Ein Lebenszeichen ists im trüben Düster.

VI.

Jetzt bricht der Sturm mit wilder Macht herein,
Ans Fenster pochen windgeschlagne Aeste,
Ich schau im gelben gift'gen Blitzeschein
Des Flachlands Weiten, des Gebirgs Paläste.

Der Donner dröhnt dahin in stolzer Wucht,
Die dickgeballten Wolkenmassen jagen,
Nachtvögel irren fort in wirrer Flucht,
Geängstet von dem Heimathnest verschlagen.

Ich zage mit in diesem Riesenstreit,
Drin Wolk und Wind und Blitz und Donner wallen.
Dann flieht die Furcht! Ich hör in Freudigkeit
Aufs dürre Land großtropfig Regen fallen.

VII.

Wie köſtlich ſolch ein Sommermorgen blaut,
Wenn es die Nacht hindurch mit Macht gewittert,
Wenn Berg und Thal erquickt zum Himmel ſchaut,
Von Thau-Demanten blitzend überzittert!

Mit neuer Kraft ſtreckt ſich der Halm hervor,
Die Blume wieget ſich mit friſchen Farben,
Die Lerche tummelt ſchmetternd laut empor,
Als reifte mit ihr Lied ſo Frucht wie Garben.

Dann liegt die Erde wie ein blühend Weib,
Das neuer Mutterluſt entgegen ſtrahlet,
Das, weil geſegnet iſt ihr holder Leib,
Mit ihrem Segen weltbeglückend prahlet.

VIII.

Goldflammenglutig hielt der Sommertag
Wald, Wiese, Garten, Auen ringsumfangen,
Das gelbe Kornfeld Abends schmachtend lag,
Die Bäume ließen müd die Zweige hangen.

Und Kühlung sucht ich durch die Mitternacht,
Ein leiser Nebel hatte sich erhoben,
Und alles schwamm im Duft, was hell gelacht,
Kaum glänzten mir die goldnen Sterne oben.

Hinstreifend durch das Grün griff ich hinein,
Und Halm und Zweig, gebadet, aufgerichtet,
Flog durch die Hand. Sieh, rother Tagesschein!
Die Lerche steigt, die schon ihr Lied ihm dichtet!

Natur, Natur, du treues Mutterherz,
Du schlägst sie wohl, doch heilst du auch die Wunden!
O könnte so von seinem tiefen Schmerz,
Wenn ihn das Leben traf, der Mensch gesunden!

IX.

Da lieg ich oft in ſtiller Abendzeit
Am Hügel in der alten Linde Schatten;
Die ferne Landſchaft liegt ſo groß und weit,
Die Berge glühn, umduftet ſind die Matten.

Der Baum, der jährlich friſche Zweige ſchießt,
Ein hoher Greis, doch ſtets in Jugend blühend,
O wie er reich die Blüthenpracht erſchließt,
Aus tauſend Dolden volle Düfte ſprühend!

Und ruhig wirds in ſeinem Gipfel nicht,
Denn zahllos ſummen Bienen in den Zweigen;
Die Vögel zwitſchern dort im Abendlicht,
Das Neſt umtanzend laut im Liederreigen.

O glich ich, wenn ich alte, ſolchem Baum!
Wie er ins Licht, möcht in die Zeit ich ragen,
Wie er hinſchauet in des Landes Raum,
So möcht ins Aug ich ſchauen unſern Tagen!

O wüchs ich so im Frühling immerfort,
Trug ich gleich ihm in jedem Sommer Blüthen!
O bot ich so den grünen Zufluchtsort,
Um sichre Nester vor dem Sturm zu hüten!

O schöpfte Honig dann die jüngre Schaar
Aus meines Geists frischblühender Erfahrung!
Umklängen dann mich Lieder frisch und klar,
Der künft'gen Zeiten helle Offenbarung!

Herbstblätter.

I.

Die Sommerfäden fliegen durchs Gefild,
Vom Baum zu Baum, von Halm zu Halm sich sinnend,
Im Tau erglänzend, seltsamlich Gebild, —
Spielwerk der Knaben — doch mich macht es sinnend!

Sind's Reste von des Sommers klarem Kleid,
Das er zerriß und in die Lüfte streute?
Webt traus ihr Leichentuch des Herbstes Zeit,
Da nun die Erde wird des Todes Beute?

Der Weise, der zum Grund der Dinge dringt,
Mag spottend wohl an solchem Wort sich weiden.
Was hilft mir das! Durch meine Seele ringt
Ein trüber Traum vom Sterben und vom Scheiden.

II.

Es zeigen farbiger wie je zuvor
Die Blumenbeete rings die bunten Mienen:
Die Aſtern ſtehn altjüngferlich im Flor,
Matronenhaft geſchminkt die Georginen.

Und leuchten ſie auch üppig glutenſatt,
Wer ſetzt in dieſe eitle Pracht Vertrauen?
An balſamreichen Düften ſind ſie matt,
Wie ſie durchweht voreinſt die Frühlingsauen.

Es ſtreuet ihnen hold aus ſüßem Mund
Kein Vogel mehr der Lieder holden Segen,
Und ihrer Kelche honigloſem Grund
Fliegt keine Biene emſiglich entgegen.

III.

Durchs Fenſter ſtreut die Sonne Strahlengold,
Es grüßt die Landſchaft duftvoll durch die Scheiben,
Der Nebel theilt ſich, der im Thale rollt:
O laß herein der Lüfte friſches Treiben!

Betrogen durch den Anblick öffn' ich friſch,
Da wirft der Wind, der höhniſche Geſelle,
Ein dürres Rebenblatt mir auf den Tiſch,
Und in der Bruſt verſiecht der Freude Welle.

So glaubſt du wohl ein ſchlafend Kind zu ſchaun,
Du naheſt ſtill der Purpurkiſſen Weiche
Im dämmernden Gemach. O ſchlimm Vertraun!
Getäuſchtes Herz, du findeſt eine Leiche!

IV.

Die Schwalben sammeln ihre junge Brut,
Die reich der deutsche Sommer hat geboren.
Sie wissen es, der Nord ist ihnen gut:
Als Gottgeschöpfe hat er sie erkoren.

Sie schwärmen mir ums hohe Giebelhaus,
Laut zwitschern dort die Jungen mit den Alten;
Bald fährt der Zug hoch in die Luft hinaus,
Bald kehret er am Simse Ruh zu halten.

Was soll dies stets erneute muntre Spiel?
O plaudern sie, die Gastfreundschaft zu ehren?
Sinds Märchen wohl vom fabelhaften Nil,
Wohin sie zu den Winternestern kehren?

Es tönt, als segneten sie dieses Land,
Indem sie fröhlich schwirrend drüber kreisen;
Als freuten sie sich jubelnd im Verband,
Sich rüstend zu den Land- und Meeresreisen.

V.

Auf Stoppelfeldern noch ein Schmetterling!
Er zieht durch kalte Luft mit müden Flügeln;
Der Honigblumen süße Zeit verging,
Vergebens sucht er Nahrung längs den Hügeln.

Und täuscht ihn auch am Strauch ein rothes Blatt,
Es fehlt der Saft, der ihm Erquickung brächte;
In dürre Halme sinkt er sterbensmatt,
So tödtet ihn der Frost der Winternächte.

Was trautest du auch trügerischer Glut,
Du armer Spätling des verrauschten Lebens?
Nur einmal blüht die Zeit dem Jugendmuth;
Ist sie vorbei, dann kommst du stets vergebens.

VI.

In wunderbaren Farben glüht der Wald,
Gewohntes Grün dient nicht als Kleid den Zweigen;
Sie blicken rings so bunt und mannigfalt,
Als wollten sie voll Blumenpracht sich zeigen.

Und näher tret ich an des Forstes Saum,
Zu forschen an den alten Gipfeläſten,
Da streut tiefgoldne Röthe durch den Raum
Die Sonne von dem Abendthron im Westen.

Und wie vor Scham erglühet das Revier:
Es prahlt der karge Herbst mit reichen Farben,
Auf todten Blättern liegt des Lebens Zier.
Ach all die süßen Frühlingskeime starben!

VII.

Was rauſchet über mir in trüber Luft
Wie raſchgeſchwungner Flügel breite Züge?
Ich ſchau hinauf — hoch in des Tages Duft,
Da ziehn der Wandervögel weite Flüge.

Zuweilen gellt ihr lauter wilder Schrei.
Sind es des Winters langgezogne Klagen?
Ziehn ſie mit einem Jubelruf vorbei,
Daß rauſchend ſie zum Süd die Schwingen ſchlagen?

Ich weiß es nicht, doch ahnend fühl ich ſchon
Den Geiſt im Winter meines Nords ermüden:
Es lockt ein Märchen mit Syrenenton
Der ewigblühnde ſonnenvolle Süden.

VIII.

Die alten Pfade geh ich Tag für Tag:
Es sind dieselben Felder, Hecken, Bäume.
Doch wie ich sehnsuchtsvoll auch suchen mag,
Ich finde nirgend mehr die alten Träume.

Der Reif, der über Nacht gewaltet hat,
Erglänzet matt im Morgensonnenscheine,
Und den Alleen entrieselt Blatt um Blatt,
Es klingt so trüb, als ob die Erde weine.

Ich seh der eignen Seele dunkles Bild,
Es sind erfroren ihre Jugendtriebe:
Es starb dahin dies blühende Gefild,
Im blühnden Herzen starb die schöne Liebe.

IX.

Oft ſeh ich leichte raſche Wolken wehn,
Umſchleiernd trüb den Mond, den ſtillen bleichen,
Als wollten ſie beſcheiden, ungeſehn
Vorbei ſich an der nächt'gen Stille ſchleichen.

So flieht die wüſte Welt ein troſtlos Herz,
Das, weil es keine Freude kann erwerben,
Verborgen hinzieht in gepreßtem Schmerz,
Um ungeſehn und unbeklagt zu ſterben.

X.

Wie ich im Garten jeden Winter that,
So füttr' ich meine kleinen Vögel wieder,
Die, längſt entbehrend reicher Sommerſaat,
Hinflattern mit zerſtiebendem Gefieder.

Es iſt ſo ſtumm die liedervolle Bruſt,
Ich ſeh in kahlen Zweigen rings ſie trauern.
Klingt auch ein Ton, wo iſt die alte Luſt?
Es iſt nur Kummer, drin ſie fröſtelnd ſchauern.

Ach anders war es, als ihr wonnevoll
Entgegenſangt des Frühlings vollem Segen!
Auch anders war es, als mein Lied erſcholl
Auf lenzumblühten hellen Liebeswegen.

XI.

Da ſchreitet ernſt und trüb ein Leichenzug,
Ein graues Bild im grauen Nebeltage;
Hoch durch die Lüfte ſchwirrt der Raben Flug,
Am Boden hör ich dumpfe Liederklage.

In Frühlingstagen, wenn die Erde klingt,
Da peinigt recht das Herz ein ſolch Begraben;
Wir weinen, daß der Tod den Geiſt bezwingt
Er konnte noch ſo ſchöne Tage haben.

Doch jetzt wie anders! Selbſt an Leben karg,
Iſt uns, er ſei zur rechten Zeit geſchieden;
Die Schollen klingen tröſtend auf den Sarg,
Des Dorfes Kirchhof liegt in ſtillem Frieden.

XII.

Des Sommers letzte Rose blüht allein
Im herbstdurchstürmten sterbensmüden Garten,
Die süßen Schwestern mit dem Frühlingsschein,
Die duftigen Genossen all erstarrten.

Mir pocht ans Herz das traurig schöne Bild.
Du blühnder Sprößling im verdorrten Leben,
Entreiß ich dich dem frostigen Gefild? —
Doch wem soll ich die letzte Rose geben?

O sieh, es kommt der Sturm mir kalt zuvor,
Er bricht die Blätter, giebt sie rasch den Winden. —
So ists mit meines Herzens Blumenflor,
Sie stiebten hin, um nie sich mehr zu finden.

XIII.

Wie ich vom Herbſt betrübt und traurig bin,
Such ich zur Sühne mir ein kindlich Weſen,
Dem ich die Jugendluſt, den leichten Sinn,
Im offnen Augenpaar vermag zu leſen:

So ſchön als wie des Frühlings Roſenglut,
Erſcheinen friſche Lippen mir und Wangen;
Es klingt mir hell der Worte junger Muth
Wie Nachtigallen, die im Frühling ſangen.

So ſüß als wie der holde Veilchenduft
Iſt mir ein Gruß aus innigem Gemüthe:
Mich freut nicht blühnde Welt und blaue Luft
Wie eine friſche liebe Menſchenblüthe.

XIV.

Wie nun durch Berg und Thäler die Natur
Ermattet sinkt zu langem Winterschlummer,
Beginnt zu grünen manche weite Flur
Und wirket Hoffnung in den Sterbekummer.

Kornsaaten sind es, welche voll Vertraun
Der Landmann streute in die dunkeln Schollen;
Uns neue Freuden in das Herz zu baun,
Sind sie in trüber Zeit dem Keim entquollen.

Getrost! mag immer mit dem Schneegewand
Der kalte Winter dieses Grün bedecken,
Aufsteht der Lenz, der stets noch auferstand,
Mit Lerchensang ins Leben sie zu wecken.

Blätter des Angedenkens.

Lebensmuth.

An —

Willſt du jung den Geiſt erhalten,
Mußt du junge Dinge treiben!
Wenn du fliehſt die düſtern Alten,
Um im Jünglingskreis zu bleiben,
Kann die Seele nicht erkalten.

Wem iſt träg die Zeit gezogen,
Wenn zum Trinken, Singen, Scherzen
Er mit leichtem Fuß geflogen,
Wenn er hoch entflammt im Herzen
Einem blonden Kind gewogen?

Wem mag nicht die Stunde taugen,
Wenn er ſchauet unverdüſtert
Der Natur geliebte Augen,
Was ſie redet, was ſie flüſtert,
Tief ins reine Herz zu ſaugen?

Wenn auch Manches dich nicht freuet
In des Lebens heißem Jagen,
Flieh den Mann, der trüb bereuet!
Laß dein Herz für Alles ſchlagen,
Was den jungen Drang erneuet!

Ob auch Wer, dich zu verwirren,
Kecken Muthes ſich erdreiſte,
Laß das kühne Herz nicht kirren!
Such den Halt im ſtarken Geiſte,
Laß dich täuſchen, doch nicht irren!

Iſt zerſchellt auch manches Hoffen
An des Lebensmeeres Riffen,
Stehe nie verzagt, betroffen!
Pläne bauend, mußt du ſchiffen
In die Zukunft frei und offen!

Haſt du auch dein Lieb errungen,
Höher hältſt du doch die Liebe;
Haſt du vieles auch erſchwungen,
Beſſer iſt es, glühn die Triebe
Großer Seelen unbezwungen.

Selbſt im Schiffbruch mußt du heiter
In die dunkle Flut verſinken!
Aber ſtrebe fröhlich weiter:
Immer ſiehſt du Sterne blinken!
Friſch, du kühner Lebensſtreiter!

Auf Karl Immermann's Grabe.

Grün liegt die Gruft, ernſt ragt das Mal, von
frommer Hand liegt drauf ein Kranz!
Ach, eine hohe Marmorſtirn, ein Blick voll friſchem
Lebensglanz,
Ein ſcharfer Mund voll kühnem Witz, und Züge
menſchlich, edel, rein,
Ein ſtolzer, kräft'ger Gliederbau ruht unter dieſem
ſtummen Stein.

Ein Dichter war es, der hier ſchläft, der treu
im Herzen, klar im Geiſt,
Ein weißer liederreicher Schwan, ob ſeiner Mit-
welt einſt gekreiſt;
Dem, als ob unſern Häuptern hehr, ſein Sang
mit friſchem Schlag gerauſcht,
Mit Stolz, daß er ein Deutſcher war, das weite
Vaterland gelauſcht.

Er ſtand, ein rechter Sohn der Zeit, ſo wie ſie
ihm vor Augen lag;
Von alten Tagen träumend bald und bald vom
Auferſtehungstag,
Verſtimmt oft im Entwicklungswerk, dann auf
errungne Bildung ſtolz,
Gab ſie ſein Lied. Er ſchnitt mit Kraft die Bolzen
ſtets aus ganzem Holz.

Den Alten ſang er manches Lied aus fernem duft'-
gem Sagenkreis,
Doch hell, ureigen, blühend klangs, ein wahrer
Dichter ſang es heiß;
Die Jugend jauchzte froh mit ihm ins Feld lebend-
ger Gegenwart,
Er gab Gedanken, frei und groß, Geſtalten, hold
und eiſenhart.

Ihr ſprecht: Doch hat er oft geirrt. Es irrte auch
die Zeit erkrankt,
Als ſuchend hin und her das Ziel, das ganze deutſche
Land geſchwankt.

Propheten gabs, sie waren falsch; er aber stand,
des Volkes Bild.
Hat er gleich ihm geirrt, erstrebt hat er die Wahrheit ernst und mild.

O ständ er mit uns, wo wir stehn, an neuer Zeiten goldnem Thor,
Er trüg uns kräftig, wie er war, ein Held, das weiße Banner vor;
Wo das Jahrhundert muthig sucht auf frischen Bahnen freien Ruhm,
Er sänge dort als ein Prophet der Zukunft helles Menschenthum.

Ach, daß in blühnder Männerkraft, im besten Muth ihn traf der Tod,
Da aus dem Vaterlande ziehn Mißtrauen, Zwiespalt, Kleinheit, Noth,
Da wir in der Geschichte Feld voll Hoffnung neue Samen streun;
Wie würd' er frischer Arbeit sich, wie blühnder Kampfgenossen freun!

Wir müssen stolz gedenken sein, er that nach seines
Geistes Kraft;
Wie zog er muthig, grad gesinnt, wie schuf er
ernst und ehrenhaft!
Wie war er ganz und immer Mann! So hat er
schönstes Lob erreicht,
So trägt sein reines Bild die Welt. Dem Todten sei
die Erde leicht!

An C. F. Lessing.

Als Jüngling hab ich oft im Geist verzückt
Vor deiner Bilder stolzer Pracht gesessen;
Dich kannt ich nicht, doch seliger beglückt
Hat Niemand deines Geistes Kraft gemessen.
Und dann als Gast und Freund an deinem Herd
Hab ich durchforschet deiner Erndten Segen:
Mehr warst du mir mit jedem Blatte werth
Auf deines Geistes schöpferischen Wegen.

Ein schöner Pfad! So wandelt ihn der Mann,
Der Kraft bewußt und sicher seines Zieles.
Mit jedem Schritt steigst höher du hinan,
Enthüllst in Vielem Eins, in Einem Vieles.
Du weißt zu fassen Leben und Natur,
Es sind dir Bücher nicht mit sieben Siegeln;
So weit ich folgte deines Strebens Spur,
Ich sah Geheimnisse dich stets entriegeln.

Es lassen dich, den frommen Forscher, gern
In ihre Wunder Erd und Himmel schauen,
Tief, weis' und ernst belauschst du nah und fern
Die Lüfte, Wolken, Seen, Gebirge, Auen.
Wie hell der Sonnenschein die Welt belacht,
Wie über Haid und Wald die Stürme brechen,
Den Blumenmorgen und die Wetternacht
Läßt du lebendig aus der Leinwand sprechen.

Du führst uns in der Sage grüne Welt;
Zählt uns die Zeit auch zu den treusten Söhnen,
Wer ruht nicht gern im bunten Märchenzelt,
Wer mag der Vorzeit edle Dichtung höhnen?
Die Lieb' und Freundschaft hat ein ewig Recht
An Zeit und Kunst. So wars in allen Tagen,
So wird es sein; so hast du dem Geschlecht
Der Zeit zur Lust erweckt die Heldensagen.

Ein Leit[illegible] an das hehre Weltgericht,
Enthüllst du ernst uns der Geschichte Rollen:
O hör uns jubeln laut mit dir im Licht,
Sieh in der Finsterniß uns mit dir grollen!

Du giebst Geſtalten recht von Fleiſch und Blut,
Nicht hohle Formen, leer und aufgeblaſen;
Du lehrſt Gedanken voller Flammenglut,
Dafür begeiſtert in den Tod zu raſen.

Nicht blinden Eifer hebſt du auf den Schild,
Nicht Glaubenswuth trägt dir die weiße Fahne,
Für die Vernunft begeiſtert, freundlich, mild,
Löſchſt du die Fackeln aus dem ſtarren Wahne.
Aus deinen Bildern ſieht uns groß bewußt
Die Freiheit an mit lebensvollen Augen.
Heil euch! könnt ihr aus der Geſchichte Bruſt
Des Menſchenthums gewalt'gen Trieb euch ſaugen.

Und ſtrotzend kleidet deine Phantaſie
Dein Werk ſtets in urkräft'ge eigne Farben;
Die freiſte Form fehlt großen Geiſtern nie,
Sie mangelt dort, wo enge Seelen darben.
Du ſtehſt feſt in deinem Gegenſtand,
Du ziehſt bald trauernd ernſt, bald ernſt und heiter:
Und in die Kunſt griff kräft'ger ſtets die Hand,
Stets in das Leben drang dein Auge weiter.

Was kümmert um den Raben ſich der Schwan,
Ob Neid dich höhnt, ob Unverſtand dich tadelt,
Du wandelſt ſicher klar die Sonnenbahn,
Durch Wahrheit, Freiheit, Menſchenthum geadelt.
Mitwelt und Nachwelt winden dir den Kranz;
Denn du verſteheſt Leben und Geſchichte,
Ein Sohn der Zeit. Mit ewig hellem Glanz
Glühn in die Zukunft deiner Kunſt Gedichte.

Graf August von Platen-Hallermünde.

Rühmt der Deutsche seine Dichter fröhlicher Begeisterung voll,
Platen, o dann bringt er immer deinem Geiste hohen Zoll;
Rühmt er seine freien Sänger, viele nennt er nicht mit Lust,
Dann entquillt dein stolzer Name erst mit Wonne seiner Brust.

Wen'ge sind, wie du, des Kranzes reiner, wahrer Seelen werth,
Wen'gen hat, wie dir, gedienet auch die Leier als ein Schwert,
Wen'ge strebten, dir gleich, rastlos nach Vollendung ihrer Kunst,
Wen'ge standen bei der Wahrheit, bei der Freiheit so in Gunst.

Harmlos waren nicht die Zeiten, denen in den wilden Schooß
Hart dich das Geſchick geworfen; Kampf und Schlachtruf war ihr Loos.
Was ein Sängerherz erquicket, Frühling, Liebe, Freundſchaft, Wein,
War verklungen, und du mußteſt in den Streit des Tags hinein.

Denn der Dichtkunſt Zaubertempel ſtand verwildert, wüſt und ed!
Schlechte Meiſter in Gedanken, Form und Sprache hart und ſpröd —
Brüſteten ſich an den Säulen; wie voreinſt der hehre Gott,
Peitſchteſt du ſie aus den Hallen; deine Geißel war der Spott.

Und dann ſangſt in ſtolzen Rythmen du dein klangerfülltes Lied,
Strotzend voll von Weltgedanken, die der Geiſt dir reich beſchied.

Und du zeigteſt — oft gewaltſam, oft verſtimmt
und voll Verdruß —
Wie man um die reine Muſe denkend, trachtend
werben muß.

Einem Stande gar entſproſſen, der ſich rühmet
ohne Recht,
Dem entwachſen wenig Helden, aber mancher feile
Knecht,
Der an Höfen dient und ſchmeichelt, warfſt du
ab die ekle Laſt,
Und du ludſt beim Menſchenthume dich als freier
Mann zu Gaſt.

So verſtandeſt du der Völker reiches Leben groß
und klar,
Brachteſt Dornen jeder Knechtſchaft, jeder Freiheit
Roſen dar;
Um die Stirn der Menſchenhelden wandeſt du den
Lorbeerkranz,
Dante gleich triebſt du zur Hölle der Deſpoten
eiteln Glanz.

In der Kunſt war es die Schönheit, der du Tag
und Nacht geweiht,
In dem Leben wars die Freiheit, die du in des
Tages Streit
Stark und frei und feſt vertheidigt, ſtets ein ehren-
hafter Mann,
Der bei Dichtern, der bei Helden einen ew'gen
Platz gewann!

Und doch hat dich nicht verſtanden blöden Sinns
dein Mitgeſchlecht.
Ha, der Dichterling und Sklave wies den freien
Mann zurecht!
Wundenvoll die edle Seele, arg zerfleiſcht das
ſchöne Herz,
Trugſt du nach den hellſten Fluren, nach Italien,
deinen Schmerz.

Doch was war damit gebeſſert? Ach, dich heilte
nicht das Land,
Ueber deſſen Berg und Auen leuchtend ſich der
Himmel ſpannt;

Sinnend zogst du durch die Städte, träumend gingst du längs der See;
Die Natur und die Geschichte lösten nicht dein großes Weh.

Was auch half es, sie zu scheuchen, war die Sorge dein Genoß?
Denn sie stieg mit dir zu Schiffe, schwang sich hinter dich aufs Roß.
Flohst du auch die theure Heimath, nimmer flohst du deine Noth;
Deine tiefe stille Sorge gab dir einen frühen Tod.

An Trinakria's Gestaden liegt ein Platz am ew'gen Meer,
Klingend bricht sich dort die Woge, die Cypresse raget hehr,
Dort im Grabe ruhst du, Dichter! Aber für dein Martyrthum
Blühet jetzt im deutschen Volke fest und groß dein ew'ger Ruhm.

An Jakob Becker.

Die ſtolzen Maler der Geſchichten
Stehn heuer oft ein wenig bleich;
Statt groß den Lauf der Welt zu dichten,
Ergehn ſie ſich im Fabelreich;
Sie geben Formen für Geſtalten,
Statt Wahrheit kaum ein matt Geſicht
Im überlebten Styl der Alten;
Sie feſſeln uns die Seele nicht.

Ob ſie dich auch nicht würdig achten
Auf ihrem ſchattenhaften Stand,
Und deine Muſe gar verachten,
Das ſüße liebe Kind vom Land,
Du tröſteſt dich; mit lauten Klängen
Jauchzt dir das Volk der Heimath zu,
Sie läßt ſich auch nicht leicht verdrängen,
Die frohe Muſe lacht in Ruh.

Wir folgen ihr und dir mit Wonne
Zum dichten Wald, ins grüne Feld,
Wir freuen uns der goldnen Sonne
In deiner morgenfrischen Welt;
Wir ziehen scherzend mit den Dirnen
Und jauchzend mit den Burschen hin,
Die klaren Blicke, reinen Stirnen,
Der lust'ge Muth behagt dem Sinn.

Und unter weitverzweigten Bäumen
Ruhn wir am schatt'gen Brunnen aus,
Im Abend schwelgend ohne Säumen
Führst du das Volk vom Werk nach Haus;
Hier zichts vorbei: die Männer, Greise,
Die Fraun und Kinder halten Rast:
Es schleichen Scherz und Spiel zum Kreise,
Die Lieb' ist junger Herzen Gast.

Sie zeigst du uns in schlichten, vollen
Gestalten, die beseligt blühn:
Du läßt sie schmollen, läßt sie grollen,
Um wärmer bald gesühnt zu glühn.

Mit deinem Kirmeßbau'r im Rauſchen,
Da taumeln wir zum Heimathdach,
Mit deinem Mädchen ſehn und lauſchen
Von fern wir den Soldaten nach.

Dann führſt du uns zum Feſt der Schnitter:
Im hohen Saatfeld. Welche Schaar!
Wild zieht herauf das Ungewitter,
Es zuckt ein Blitz, fern brennt es klar.
Des Dorfes Kirche ſteht in Flammen,
Furcht hemmt die Glieder, ſtarrt den Blick;
Sie ſtürmen alle jäh zuſammen.
Wen traf das furchtbare Geſchick?

Dann malſt du uns, vom Blitz erſchlagen
Am Eichenſtamm, den Schäfer todt;
Die es vollbracht, die Wolken, jagen,
Die Leiche lächelt frei der Noth.
Doch vor ihm ringen ſie die Hände,
Sein Weib bricht hin im Angſtgeſchrei,
Die Heerde blökt, ob ſie empfände,
Daß ſie beraubt des Hüters ſei.

Wir ſehn den heimgekehrten Krieger
Am Grab der Eltern trauernd ſtehn;
Der nie geweint, dem wackern Sieger
Will ſchier das Auge übergehn.
Dann läßt du bold das Leben liegen
Voll Liebe, Freundſchaft, Elternluſt,
Du trau'rſt an Särgen, ſingſt an Wiegen
Und ſtimmſt zu Luſt und Leid die Bruſt.

Der Dörfer ſtilles, reiches Leben,
Ein Fluß, der lacht, der Wogen ſchlägt,
Du kennſt das Jubeln, kennſt das Beben,
Das tief das Herz im Kittel trägt;
Du giebſt die ewigen Geſchichten,
Der vollen Menſchenbruſt Natur:
Wie herrlich weißt du zu berichten
Von Haus und Herd, aus Wald und Flur!

O dichte fort in ſolchen Bildern,
Du giebſt Geſchichte groß und wahr:
Das Leben deiner Zeit zu ſchildern,
Haſt du geſchaffen immerdar!

Ob Andre andres Ziel erſonnen,
Fort der Romantik Herrlichkeit!
Du haſt für dich das Volk gewonnen,
So lebeſt du für alle Zeit!

An Alfred Meissner.

Der Kelch für Alle!
A. Meissners Sieka.

Es wirbt so kühn und hell ins Land
Die Bruderstimme deiner Lieder,
Poet, sie klingt am Rheinesstrand
In festen treuen Herzen wieder!
Du Kelchner, gut und treu und rein,
Mit des Gesanges holdem Schalle
Strömst du der Lieb' und Freiheit Wein
In unsre durst'gen Seelen ein:
Der Kelch für Alle!

O wie es stark ans Herz mir greift,
Was deiner tiefen Brust entflossen!
Die Menschenliebe hat gereift,
Was du in Rythmen glüh gegossen,

Du trafſt ſo echt und recht den Ton,
Der mild in edle Geiſter walle;
Verſagt die Maſſe noch den Lohn,
Die Eingeweihten rufen ſchon:
Der Kelch für Alle!

Dir bot, wohin du kamſt, Natur
Die blühnden vollen Mutterbrüſte.
Dir öffnet ſich die Luſt der Flur,
Der Ernſt der öden Haidenwüſte.
Tief und phantaſtiſch wandelſt du
Auf des Gebirgs granitnem Walle;
Aus Stromgeroll und Waldesruh
Drängt dir ſich die Verſöhnung zu:
Der Kelch für Alle:

Die Blüthen, die der Geiſt entflammt,
Entfalteſt du reich, farbenglutig:
Der Freundſchaft hohes Prieſteramt
Singſt du choralgleich töneflutig,

Dir weckt die holde Liebesluſt
Im Herzen keuſche Widerhalle,
Du ſingſt bei ſchmerzlichem Verluſt,
Du ſingſt beglückt an weißer Bruſt:
Der Kelch für Alle!

Durchſtreifſt du der Geſchichte Feld,
Wie wallſt du groß und ſtillbetrachtend,
Begeiſtert, zieht vor dir ein Held,
Doch kriecht ein Sklave, tief verachtend!
Wie düſter formſt du Fluch und Bann
Streckt ſcharf ſich die Despotenkralle!
Doch wo die Freiheit Fuß gewann,
Wie jauchzeſt du dem freien Mann:
Der Kelch für Alle!

Und unſrer Zeiten Luſt und Leid
Haſt du mit frommem Geiſt empfunden,
Im Volk zu jubeln ſtets bereit,
Bereit zu heilen ſeine Wunden.

Doch tönt wie Bolzen ſcharf dein Wort,
Das an der Selbſtſucht Panzer pralle;
Frißt Habgier hier, ſchreit Herrſchſucht dort,
Du mahnſt zur Sühne immerfort:
Der Kelch für Alle!

Bald glüht dein Lied wie Nordlichtſchein,
Bald grollt es wie die Wetterwolke,
Doch malt's der Zukunft Roſen rein
Dem armen hoffnungstreuen Volke.
Gerecht haſt du das Steu'r erfaßt:
Du ſucheſt feſt im Wogenſchwalle
Auf ſel'gen Inſeln grüne Raſt;
Die Liebe ruft uns all zu Gaſt:
Der Kelch für Alle!

So mahnt mich deines Liedes-Klang
Wie Noahs weiße Friedenstaube.
O trüg' er heim dir meinen Sang
Dem Oelzweig gleich mit heil'gem Laube!

Er geb' ein freudig Zeichen kund,
Daß aller Falschheit Sündflut falle,
Er rede dir vom neuen Bund!
Sprich Wahrheit, kühner Dichtermund:
Der Kelch für alle!

Sancta simplicitas.

An Theodor Althaus.

Als überzeugungstreu der Böhme
Im glühen Scheiterhaufen ſtand,
Der glaubensfreien Seele Ströme
Aushauchend in den wilden Brand,
Da trat ein altes Weib zum Kreiſe,
Voll thöricht blödem Kirchenhaß,
Ein Scheit noch bringend — Gott zum Preiſe!
Doch lächelnd ſprach im Tod der Weiſe:
Sancta simplicitas!

Aus jener dunkeln Zeit Geflute
Da ſtieg ein hellrer Tag empor,
Und aus des Martyrs heil'gem Blute
Erwuchs ein heil'ger Martyrchor.

Sie tragen zu der Freiheit Ehre
Ihr edles Kreuz ohn' Unterlaß,
Gerechtigkeit ist ihre Wehre,
Sie rufen bei der Knechtschaft Lehre:
Sancta simplicitas!

Doch ob das Weib auch längst gestorben,
Rings wuchert seine Enkelschaar,
Im engen Geist getrübt, verdorben,
Der Wahrheit bloß, der Freiheit baar.
Ob sie die düstre Kutte trage,
Mit Gold sich blähe, gierig, blaß,
Ob sie mit stolzem Scepter schlage,
In jede Herrschaft tönt die Klage:
Sancta simplicitas!

Ist auch verloht der Scheiterhaufe,
Er glüht in irren Geistern fort,
Es trifft anstatt der Ketzertaufe
Manch blutiges Verwüstungswort.

Ach, heimathflüchtig ſtreift der Freie,
Das Herz umdumpft, das Auge naß,
Ihm gibt der Kerker früh die Weihe,
Doch nur, daß doppelt laut er ſchreie:
Sancta simplicitas!

Der Feige mag darob erſchrecken,
Droht Fluch und Kette, Thurm und Bann;
Frei in die Zukunft ſich zu ſtrecken
Sinnt hoffnungsvoll der rechte Mann;
Er achtet nimmer ird'ſche Güter —
Wie leicht zerſpringen Glück und Glas! —
Dem Irrthum ruft der Wahrheit Brüter,
Der Knechtſchaft ruft der Freiheit Hüter:
Sancta simplicitas!

O laßt uns treu und unerſchrocken
Zuſammenſtehn im künft'gen Kampf,
Und trieſen blutig auch die Locken,
Zuckt auch das Herz im Todeskrampf!

Wie fromme Prieſter laßt uns ſterben,
Der Liebe treu, unhold dem Haß,
Daß um das Banner unſre Erben
Aufs Neu gen alle Falſchheit werben:
Sancta simplicitas!

Elegien.

Melusine.

Alſo begrüß ich dich wieder, du ſchöne geſegnete Gegend,
Herrliches Land, wo ich einſt ſelige Tage verlebt;
Hier vom mächtigen Kamm des Gebirges begrüß ich dich wieder,
Wo ich dir ſcheidend voreinſt traurige Grüße gewinkt.
Herrliches Land, ſeitdem ſind manche der Jahre verſchwunden:
Aelter erſchein ich, doch du wahrteſt die vorige Pracht!
O wie heget dich Mutter Natur! In blühender Jugend
Dehnſt du dich ſommerlich hin, ſchwellend im dichteſten Grün!

Ja, das iſt mein Bild, ſo wie ichs im Herzen getragen
Dauernde Jahre mit ſtets dauernder Liebe und Luſt,
Ja, das iſt mein Bild: weithin die bergichten Lande,
Reizende Wildniß, rings wälderumkränztes Gebiet.
Haidige Höhe, abwechſelnd mit mächtigem Felſengeſteine,
Heben ſich keck empor; unten im tiefen Geklüft
Gehen in brauſenden Fällen die perlenden Bäche und finden
Ruh erſt tief in des Sees kühler und dunkeler Flut.
Drüben vom Abhang hebt mit heimlichem ſteinigem Giebel
Sich das Jägerhaus ſtill aus dem Buchengezweig.
Liebliche Stätte, an dir belebt ſich froh die Erinnrung!
Leben durchdringt aufs Neu, was mir ein Traum ſchon erſchien.

Denn dort lebt ich die seligsten Tage, o himmlische Zeiten,
In den Armen gewiegt kräftiger, schöner Natur,
Rings umgeben von guten und sorglos lebenden Menschen
Und am meisten beglückt durch das anmuthigste Kind.
Melusine! du sel'ge Gestalt, zu lieblich und duftig,
O für das Leben zu hold, wurdest du fast mir zum Traum.
Melusine! so laß mich dich nennen, so nannt ich dich immer,
Deine Erscheinung durchweht mich wie ein Märchengebild.
Ach du gabest mir Segen, Gesundheit, heiteren Frieden
In der bedrängtesten Zeit, welche das Leben gesandt. —
Müde der Welt und krank, so ließ ich die Wogen des Lebens,
Wo ich das leckende Schiff lange vergebens gesteurt.

Satt der Verkehrtheit der Menschen, so floh ich zum gütigen Herzen
Unserer Mutter Natur, daß die verwundete Brust
Dort genese an Licht und Luft, an Farben und Düften,
Daß sie durchquelle in Kraft, Glauben und Liebe aufs Neu.
Also durchritt ich dieses Gebirge und suchte die Hütte,
Wo ich verbliebe die Nacht, wenn ich am Tage geschwärmt.
Abgeirret vom Pfad, der dort gen Norden sich hinzieht,
Wo am Rande des Waldes heitere Dörfer sich reihn,
Kam ich tiefer ins Waldgebirg. Stets mächtiger, höher
Hob sich mit moosigem Stamm Eiche und Buche empor,
Wilder umgab das Gestein mich rings mit riesigen Quadern,
Rascher durch das Gebüsch gingen die Bäche zu Thal;

Schweigen bedeckte den Wald, kein Holzschlag scholl durch die Landschaft,
Kein verhallender Schuß zeugte, daß Jäger mir nah.
Immer verwachsener wirrte der Weg sich, rings im Gehölze
Fand sich kein höherer Platz, frei zu erspähen den Pfad.
Leuchtend im Westen verschwamm der Abend in goldenen Gluten,
Lässiger ging das Roß, müde vom dauernden Ritt.
Und schon war ich gefaßt die Nacht im Walde zu bleiben —
Gerne — sie stieg so warm, voll und balsamisch herauf.
Horch, da träumte ein Lied! vollklingende herrliche Töne!
Lieblichen Wohllauts voll ging der gezogene Sang
Durch das grüne Revier der Wipfel; wie Lieder der Kindheit
Fern aus verschollener Zeit traf er das weiche Gemüth.

Rasch vom Sattel mich schwingend, am Hügel das Roß hinführend,
Nahm' ich mich leise dem Ort, wo ich die Klänge vernahm.
Seitwärts lag vom Wege ein Brunnen, in Quader gefasset,
Saftig von Epheu umrankt, duftig von Flieder umblüht;
Dran auf steinerner Bank saß singend das liebliche Mädchen,
Während sie Blumen der Zeit fügte zum sinnigen Kranz.
Tief versunken in Farben und Düfte und Klänge, so schien sie
Ein phantastisches Bild, das nicht der Erde gehört.
Lang in geflochtenen Zöpfen, entquollen die dunkelen Haare,
Schwarz und groß, wie erstarrt ruhte im Kranze der Blick,
Während zierlich bewegt die Finger die Blumen verbanden,
Während der liebliche Mund schwellend sich formte zum Lied.

Ach, und wie fein gegliedert, der Kopf, die Gestalt und die Füße!
Durch das seltsame Kleid jeglicher Reiz noch erhöht!
Faltig der bräunliche Rock, anschwellend das grünliche Mieder:
Halb schon Jungfrau, halb schien sie ein harmloses Kind.
Mit dem Liede zugleich vollendete sie das Geflechte.
Melusine! so rief ich in Verwunderung aus.
Lächelnd schaute sie auf, nicht staunend des fremden Gesellen,
Furchtlos sprang sie heran, lud mich zum sprudelnden Quell:
Du bist müde und heiß, es keucht dir das Roß, komm trinke!
Süße Erquickung quillt dir aus der perlenden Flut!
Und mit liebem Geplauder, so bot sie den kühlenden Trunk mir,
Fragte mich hin und her, fragte mich dieses und das,

Hieß mich dann, anfassend den Zügel, aufs Roß si
heben,
Und auf steinigem Pfad ging es den Hüge
hinan.
Und sie erzählte mir froh vom Haus im Walde
vom Vater,
Der ein Jäger, allein dort mit der Tochter,
mit ihr,
Lange gewohnt, ein trefflicher Mann an Herzen
und Seele;
Sie bestelle das Haus, pflege er draußen
die Jagd,
Abends erzähl er ihr Märchen und lef ihr alte
Geschichten,
Immer nur frische, und nie gingen die Lieder
ihm aus.
O wie sie sorglos sprach! Gleich Tönen verklangen
die Worte,
Und voll Anmuth war aller Bewegungen
Maß;
Wie auf dem Pferde so leicht und sicher sie saß
und allwärts
Sich bewegte, als ob täglich sie ritte das
Roß!

Rosig spielten indeß die Lichter des Westens, gedämpfet
Durch das leuchtende Grün, auf der verklärten Gestalt.
Welch ein Wundergebild! Ich staunte und staunte von Neuem
Schweigend mit Aug und Ohr, bis wir zum Hause gelangt.
Dort trat frisch aus der Thür, der alte, der würdige Waidmann,
Hieß willkommen den Gast, drückte ihm kräftig die Hand,
Und ihn zu Tisch und Bett, als wenn er lange ihn kännte,
Schlecht und recht. — Wie gern hört ich sein herzlich Gesuch!
Keck und leicht sprang dann vom Pferde die Tochter und brachte
Rasch es zum Stall, doch ich folgte dem Alten ins Haus.
O wie heimlich begrüßte der Ort! Die dämmrigen Stuben
Prangten von altem Geräth, tüchtig von Eichen geschnitzt,

Bildwerk aus vergangener Zeit verzierte die Schränke,
Und manch Edelgeweih ſtarrte am bräunlichen Sims.
Schwankendes Licht erfüllte den Raum, grün nickten die Zweige
Biegſamer Buchen herein, und aus dem Weſten die Glut
Stahl ſich durchs Laub in einzelnem Strahl, beglühend die Wände:
Wunderbar märchenhaft wehte es durch das Gemach.
Und dort blieb ich Gaſt viel glückliche Monde; zu ſchnell nur
Schwanden ſie, ungezählt reihte zum Tag ſich der Tag.
Abend um Abend verging bei einfach kräftigem Mahle
Unter des Alten Geſpräch, unter der Tochter Geſoſ'.
Schöne Geſchichten, geleſen aus Büchern im kräftigen Volkston,
Zeigten der Zauberer Macht, Helden mit Drachen im Kampf.

Liebliche Mädchengeſtalten, Paläſte und Gärten und Hütten,
Freude und Schmerz, Muth, Zorn, Freundſchaft und Liebe und Treu.
Und dazwiſchen ertönten die lieblichſten Lieder der Heimath,
Tief und innig im Klang ſang ſie das ſeltene Paar:
Grauſen und Luſt und Freude und Angſt berührten mich regſam,
Ja, mir ward zu Muth wonnig, als wär ich ein Kind.
Aber noch ſchöner vergingen die Tage, die ſonnigen, heitern,
Wenn mit dem Kinde allein ich durch die Gegend geſchweift.
O Waldeinſamkeit und moosige ſtämmige Bäume,
Wechſelnd in Schatten und Licht, flüſternder Blätter Geräuſch!
Ferne das Lied der Droſſel, am Grund ſüßduftige Blumen!
Rings umſungen, umblüht, tauchte dein Leben herauf,

Melusine, dein Leben, des Geists tiefinnerste Bildung
Drang ans Licht, und dann bin ich dir sinnig gefolgt.
Rings in Berg und Thal zu Pflanzen und Steinen und Bächen,
Jegliches war dir bekannt, jegliches lebte nur dir.
Wenn du erschienst, so warst du unter den Blumen die Blume,
Ungeschickt im Gang knickte sie nimmer dein Fuß,
Alle begrüßten dich rings, sie schienen nach dir sich zu bücken,
Und in Farben und Duft waren sie dir wie verwandt.
Und die Bewohner des Walds, die vielfach singenden Vögel,
Keiner verließ in Furcht Nest und Gezweige vor dir,
Doppelt in Freude erklang ihr Lenzlied, wenn du erschienest;
Die Waldtaube, sie flog girrend dir oft auf das Haupt.

Auch das ſchüchterne Wild, ſchnellfüßige Hirſche und Rehe,
Kannten vor dir nicht Scheu, ließen ſich führen am Haupt,
Leckten die ſtreichelnde Hand; ſie ahnten die harmloſe Seele,
Die die Gefahren nicht will, der die Gefahren nicht dräun.
Ja, ſo ſah ich dich oft auf mächtigen Wipfeln; die Zweige,
Welche ein Andrer geknickt, trugen dich ſicher und leicht.
Hoch auf Felſen erblickt' ich dich, kletternd nach duftigen Blumen,
Und auf ſchwindelndem Pfad eilteſt dem Falter du nach.
Ja zur Waſſerroſe, die über der bläulichen Seeflut
Schneeig geblüht, trug leicht oft dich ein ſchwankendes Brett.
Und in Allem erſchienſt du ſo unbefangen und ſicher,
So feinfühlig und klug, innig vertraut der Natur.

O du belauschtest sie oft in ihren geheimen Gesetzen:
Alles war dir bekannt, was mir ein Wunder erschien.
Zwischen dem kindlichen Spiel, wenn du die phantastischen Sträuße
Wandest und wenn du mit Brod farbige Vögel gelockt,
Und am moosigen Stamm der Eiche dein zierliches Köpfchen
Ruhte, da quoll dir vom Mund tiefer und tiefer das Wort.
Wahrlich, du schienest beseelt vom Geist der Natur, du warest
Herrliche Priesterin ihr, welche die Sprüche bewahrt,
Klar und dunkel, so wie sie im ewigen Wechsel der Formen
Mächtig an Fülle und Geist stets sich erklärt und verhüllt.
Gott und Welt und Natur, rings hattest du alles durchdrungen,
Jeglichem Wunder vertraut, warst du Poet und Prophet.

Und du ſelber erblühteſt das lieblichſte Wunder; als Wunder
Hab ich dich angeſtaunt immer, du reizendes Weib!
Und ſo war ich Genoß dir, ſchöne beſeligte Wochen,
Als ein Bruder, ein Freund, oder wie nenn ich es nur,
Dieſes Gefühl, das ſüße, das ich dir im Buſen getragen,
O für Geſchwiſter zu nah, o für die Liebe zu weit?
Ja, ich liebte dich ohne den leiſeſten Wunſch des Beſitzes,
Alſo liebet man Stern, Himmel und Leben und Luft,
Alles was Daſein giebt und Freude und helle Begeiſtrung,
Wo wir nicht wünſchen die Form, wo nur der geiſtige Werth
Ganz das Herz einnimmt und alle Gedanken beſchäftigt:
Tag und Nacht erfreut ſind wie des lieblichen Bild.

Und so denk ich, war ich dir werth, du köstlicher Liebling:
Senkt ich doch oft dir ein Wort tief in den Busen hinein,
Lehrte dich manchen Gesang, der noch nachklingt in der Seele,
Und die das Bild des Freunds in die Erinnerung ruft.
O du hast ja die Thränen getheilt, du hast ja den Seufzer
Nicht verhalten, als hart Leben und Pflicht mich berief,
Hast im Kusse gezittert — im Einzigen! — Süße Gewohnheit
Hatte mit goldenem Band Seele an Seele geknüpft!
Dann noch ein Druck der Hand dem Alten und nun in den Sattel!
Sturmschnell jagte ich fort, flüchtig. So scheidet der Mann!
Aber vom anderen Hügel, bei jeglicher Richtung des Weges
Hielt ich und grüßte zurück, schaute das winkende Tuch,

Bis mir auf diesem Gebirg der letzte der Grüße vergönnt war.
Leb wohl, selige Zeit, wälderumdunkeltes Land!
Melusine, du Kind voll Schönheit an Leib und an Seele,
Immer bewahrte mein Geist frisch und lebendig dein Bild.
Und so kehrt ich zurück nach Jahren, begierig als Jungfrau
Dich, die Gute, zu sehn, welche als Kind ich verließ,
Mich des Wachsthums freuend an Geist und Körper, noch einmal
Zu verleben die Zeit, die mir die seligste war.
Leer, ach, fand ich das Haus, verschwunden die herrlichen Menschen;
Hohl klang Nachhall nur, als ich mit pochender Brust
An die Thüre geklopft. Erkundigung holt ich im Dorfe;
Wenig nur wußten sie dort: ferne nach südlichem Land

Sei der Förster gezogen, woher er auch einstens gekommen,
Mit ihm die Tochter, die kaum Einer im Dorfe gekannt.
Melusine, wo bist du, wo soll ich dich suchen, du Holde?
Niemals drängte das Herz also wie jetzt mich zu dir,
Da ich nicht weiß, wo du bist. Ach, alle die seligen Plätze,
Wo wir vor Zeiten geweilt, hab ich durchforschet nach dir,
Hab in den Wald den Namen gerufen, in klagendem Echo
Seufzte mir nach die Natur: Gute du fehltest ihr hier!
Gramvoll scheide ich wieder, ach, unbefriedigt und herzleer,
Noch unsel'ger wie einst, als ich zum Scheiden hier stand.
Dennoch ruf ich Segen herab auf dich, du reizende Wildniß,
Die mir den Liebling gehegt, die mir den Liebling gezeigt.

Grünet ihr Bäume und rauſchet ihr Bäche und ſtarret ihr Felſen
Und erquicket wie mich jeden, der krank euch beſucht!
Meluſine, auf dich, die Entſchwundene, ruf ich Segen!
Innniggeliebtes Geſchöpf, Heiterkeit, Frieden und Glück
Sei dir auf jeglichem Pfad entlang das verſchlungene Leben,
Sei dir das Leben ſo hold, wie die Natur es dir war!
O erfaß es wie ſie, die ſanft dich am Herzen gehütet!
Mißgunſt, Neid und Verdruß, Häßlichkeit bleibe dir fern!
Wahre dir Glauben und Liebe und Frömmigkeit, Sitte und Schönheit,
Unangetaſtet erblüh ewig dein köſtlicher Geiſt.
Und ſo geb mir dereinſt das Geſchick, dich wieder zu ſehen,
Hold und geneigt, es gewähr', daß wir dieſelben noch ſind:

Jung und heiter an Herz und Seele, ſo wie wir vor Zeiten
Voll glückſeliger Luſt Wälder und Felſen durchſchwärmt,
Daß wir uns freuen wie früher, erzählen und jubeln und ſingen,
Eins noch im Gefühl und im Gedanken noch Eins!
Und ſo lebet mir wohl, ihr waldigen Lande; du Liebling!
In verſchlungenem Bild wahret euch ewig mein Herz.

Aus dem Taunus.

An —

Auf und gedenke des Lieds! Ich habe mit ernſtigem Vorwurf
Oft mich ſelber gemahnt an das gegebene Wort.
Auf und gedenke des Lieds! Stets klang es im Geiſte mir wieder,
Dacht ich der herrlichen Zeit, wo ich dir nahe gelebt.
Leicht war jenes Verſprechen, mir blühten die ſonnigſten Tage,
In der Freude Genuß hebt ſich von ſelbſt der Geſang.
Ach, wie hat ſichs geändert! Ich ſitze dem Ernſte des Lebens
Ernſt gegenüber. Es mahnt mächtig ſein mächtiger Blick,

Für das Leben zu ſchaffen. Er bannt die lieben Genoſſen,
Kunſt, Poeſie und Muſik ſcheucht er dem werdenden Mann.
Ach, ſtets ferner erſcheinen die leuchtenden Göttergeſtalten,
Und wie aus ſtillem Verſteck ſchweifet nur heimlich der Blick
Hin zu ihnen, ſich labend an ihren unſterblichen Gliedern;
Doch ich ſchweige davon, denn, o, des niedrigen Volks
Niedriger Tadel, er fände kein Ende, ich würde verketzert,
Reicht ich wieder dem Bund blühender Muſen die Hand.
Nacht iſts jetzt, trüb brennet die Lampe, in einſamer Stube
Lauſchet und ſieht kein Menſch! — Auf, und gedenke des Liedes!
Sieh, ſo tönt es mir wieder im Ohr. Ich rufe der Muſe.
Aber gehorcht ſie dem Ruf, welche von ſelber einſt kam.

Ungerufen und ſtets willkommen dem ſchwärmenden Jüngling,
Der an der ſchwellenden Bruſt laut ihr gelacht und geweint?
Ja, ſie hört, ſie kommt, ſie führt mich hinaus, ſie rufet
Jeglichen ſchönen Moment meinen Gedanken zurück,
Und vor allem die Stunden, die letzten, die ſeligen, heitern,
Eh ich mit Schmerzen den Kreis herrlicher Menſchen verließ.
Prächtig erblühte der Tag im Strahl vollglühender Sonne,
Blau des Himmels Gezelt, ſommerbefruchtet das Land!
Auf und hinaus! ſo erſcholls. Bald trug der geſellige Wagen
Uns aus der Gaſſen Gewirr, froh von der Menge durchwogt,
Hin durch die Gärten, die reich geſchmückt mit Villen und Baumwerk
Rings umgeben die Stadt. Muthig in rüſtigem Lauf

Flogen die Roſſe dahin. Die Ausſicht dehnte ſich freier:

Vor uns erhob das Gebirg, herrlich von bläulichem Duft
Uebergoſſen, die Kronen im Strahle des ſonnigen Mittags;
Jegliche Linie war wellig und reizend geformt.
Wohl bewunderten wir die Pracht und flogen durch Felder,
Welche der goldenen Saat üppige Fülle durchwallt.
Freundliche Dörfer, ſie blieben zurück, wo an duftender Linde
Nahe der Kirche die Schaar kräftiger Bauern geſchwatzt
Von dem Segen des Jahrs, indeß die Mädchen und Burſche
Plaudernd an Thür und Thor Scherze und Herzen getauſcht.
Blühende Mütter ſahen und pflegten die blühenden Kinder,
Unter dem Weinſtock hier, welcher die Hütte umrankt,

Dort auf der Bank vor der Thür, im Fenſter; ſie lachten und zeigten
Sich die Kleinen gemuth, Hoffnungen künftiger Zeit.
Ja, ich gedenke des Mahls, des ländlichen, immer mit Freude,
Wo die Najade ſich zeigt perlend in ſprudelnder Flut,
Sie, der Troſt und die Wonne der Siechen. Uns war ſie nicht nöthig,
Gott ſei Dank! Das Brod mundete uns und der Wein
Recht von Herzen. So ziemt es der friſcheren Jugend! Die Rede
Regte lebendig und froh ſich in dem munteren Kreis.
Ernſthaft wehrte das Wort der würdigen Mutter dem Scherze,
Wenn er zu keck ſich erhob; doch es fiſchte mit Witz
Wieder dein Vater die Luſt: der Strom, von Dämmen gehalten,
Stürzet ſo freudiger fort, wenn er die Feſſel beſiegt.

Thorheit trieb ich genug: ich rächte mich tödtlich an Wespen,
Während ich ſtachelnd ſelbſt dir die Geſchwiſter geneckt,
Die anmuthigen Kinder. Dann brachen wir auf ins Gebirge,
Jeglicher ſchönere Platz wurde begierig geſucht.
Prachtvoll war der Weg, beſchattet von mächtigen Bäumen,
Hier durch den Wieſengrund, drüben hinauf an dem Berg,
Durch das vereinſamte Städtchen, dort wuchert auf ſonnigen Straßen
Still das Gras; dann gings auf das verfallene Schloß.
Weiter und weiter! Im Feld und Wald, da ſammeln wir Blumen,
Leicht im Vorübergehn mehret ſich mälig der Strauß,
Und dann ruhen wir aus am ſanftanſtrebenden Hügel:
Ruhig und ſtill war der Ort, mächtig umher die Natur!

Rings Kaſtanienbäume, darunter die blühende Haide,
Weithin zeigte dem Blick ſich das geſegnete Land
Stolzer im Heiligenſcheine des Abends. Da unten das Mainthal,
Ferne die Thürme der Stadt — Göthe berühmt ſie als Sohn —
Drüben der Odenwald, Bergſtraße und Melibokus,
Rechtshin ſtrömt der Rhein durch das gelobteſte Land,
Reich an Frucht und Reben und reich an duftigen Märchen,
Heimath kräftigen Volks. Heimath! ſo nenn ich ihn auch!
Ueberſäet die weiten Gelände mit Städten und Dörfern,
Schlöſſern und Domen. Wie groß zeigte ſich Alles dem Geiſt!
Gott ſo nah, allnah ſein tiefer gewaltiger Odem!
Rings ein Sein! Es ſchwieg plötzlich die fröhliche Schaar.

Gleichwie betend gingen wir fort, in ſtiller Betrachtung:
Dieſe Stille durchzog uns wie ein hehrer Choral!
Erſt im Thale begann aufs Neue das Leben. Die Jugend,
Wenn ſie kaum ihn verlor, findet ſich wieder zum Scherz.
Dunkel erhob ſich die Nacht, wir fanden uns wieder im Wagen
Und die Roſſe voll Muth flogen dahin wie zuvor.
Dann erhob ſich Geſang, er liebet die Lüfte des Abends,
Durch die balſamiſche Nacht klinget beſeelter das Lied.
Weißt du, es waren Geſänge, ſo ſingt ſie das Volk in der Heimath,
Tief in Luſt und in Leid treffen ſie immer das Herz.
Alſo verſchwand uns der Tag; doch iſt ſein Bild mir geblieben,
Farbig, lebendig und tief füllt es noch immer die Bruſt,

Und mit dem Bilde gedenke ich deiner! Holdſelige Jugend
Schmückte dich lieblich, noch mehr Liebe zur ſchönen Natur.
Freudig belebt erging ſich dein munteres Weſen in Allem,
Was mit üppiger Luſt Thal und Gebirge dir bot.
Hier zur Ausſicht warſt du die erſte; im Laufen und Springen
Pflückteſt du Blumen dir ab, ſangſt du ein ſinniges Lied.
Unbefangenes Kind, bewahre dir immer die Liebe
Zu der Mutter Natur; aber betrachte ſie ſtets
Nur aus glücklichen Augen, und nahn einſt prüfende Stunden,
Ruhe ihr treu an der Bruſt, Tröſterin wird ſie dir ſein,
Wie ſie mir öfter es war. Doch treffe dich nimmer ein Schickſal:
Fröhlich, wie jener Tag dehne dein Leben ſich hin!

So verdient es dein Weſen! Das ſind die Wünſche des Dichters,
Die er von ernſteren Höhen herzlich ins Leben dir ruft.
Sieh, ſo hat mich die Muſe geführt, nun ſcheidet ſie wieder,
Trüb verglühet der Docht, dunkeler ſenkt ſich die Nacht.
Auf und gedenke des Lieds! Ich löſe das alte Verſprechen,
Und mein Wunſch bleibt: Luſt, Friede und Segen mit dir!

Walter an Emma.

Wie mein Kind, ich ſollte dir zürnen, daß du mich verſchmäheſt?
Trag ich nicht ſelber die Schuld, wenn du mir Liebe verſagſt?
Ach, die Grazien ſchritten mir herb an der Wiege vorüber:
Holdanmuthiger Reiz, heitere fröhliche Luſt,
Jegliches ſüße Geſchenk, das lieblich das Weſen verkläret,
Haben ſie ſtrenge verſagt. Ach, mich begabte der Ernſt,
Dieſer dunkle Genoſſe mit ſchweigender, denkender Miene!
Nein, du liebeſt ihn nicht, und du verwirfſt ihn mit Recht!
Doch wie ſoll ich verſchmerzen, daß du dein Herz mir verweigerſt?
Wahrlich ein hartes Geſchick hat mir das Leben verhängt!

Dauernde Jahre gedachte ich dein als der holdeſten Sonne,
Die mit mildverndem Glanz freundlich ins Leben mir ſchien.
Nie vermeint ich den wärmenden Strahl zu entbehren, ich wähnte
Forthin werde mein Geiſt, wie er es lange gethan,
Selige Blüthen an deiner erquickenden Seele entfalten:
An Gefühl und Verſtand fördert den Menſchen der Menſch.
Und die Guten, ſie thun es zumeiſt; du biſt von den Beſten;
Wie du gefördert mich haſt, dank ich dir nimmer genug.
Nur mit Wemuth denk ich des Kreiſes, wo du dich bewegteſt.
So durchtönet den Geiſt oft ein verklungenes Lied,
Das wir in früheren Tagen gehört, die Wunder der Freude,
Wecket es wehmuthvoll wieder im träumenden Geiſt.

Stets die lieblichſten Seiten enthüllteſt du: dir in der Seele
Spielten verſchieden und neu immer die Färbungen hin.
Friſch und lebendig verfolgteſt du ſtets die ſinnigen Reden,
Und es gebar dein Geiſt manches empfundene Wort,
Das verſtändig und klug den freundlichen Lippen entſtrömte
Und dir jegliches Herz, jeglichen Geiſt dir gewann.
O, wie freuteſt du dich der Dichtkunſt goldner Gebilde,
Die der Poet mit Kraft dir vor die Sinne geführt,
Kühne Gedanken der Welt, urkräftige große Geſtalten,
Jegliche Leidenſchaft, mächtig und üppig gemalt!
Selbſt der melodiſche Vers, hintragend die hehren Gefühle,
Eingang fanden ſie gleich, pochten ſie dir an die Bruſt.

Oftmals laſeſt du ſelbſt; froh hätte der Dichter gelächelt,
Hätt er ſein duftiges Lied dir von der Lippe geſchlürft.
Und wie leuchtete dir aus den ſonnigen Augen die Seele,
Wenn der Töne Geflut ſchwellend uns wogte ins Ohr.
Mächtige Harmonien der hohen gewaltigen Meiſter,
Auf der Begeiſtrung Meer trugen ſie wild uns hinaus!
Oft entlockteſt du ſelbſt den Saiten bezaubernde Klänge,
Und ich lauſchte mit Luſt deinem beflügelten Lied,
Das mit heimlichem ſüßem Geſang die Seele umwebte.
Ach, es regte das Herz ganz in den Tiefen mir auf!
Dann gedenk ich auch noch der ſeligen Gänge im Freien,
Als wir in jauchzender Schaar ſtreiften durch Auen und Wald.

Zu den ſcherzenden Mädchen geſellt die ſcherzenden Jünglinge, zogen
Unter Geſang und Spiel wir in die blühende Welt.
Unvergeßlich von allem erſcheint mir der Tag, der beglückte,
Wo wir das felſige Thal tief im Gebirge beſucht.
Weißt du? es war im Mai, im Mond der ſtolzen Befruchtung,
Voll von Wärme und Luſt ſchaute der Himmel herab.
Ueppig im Laubwerk wogte der Wald, die ſchwellenden Felder
Farbig mit Blumen vermiſcht, ſtarrten von Aehren und Klee,
Blüthenflocken entfielen den Bäumen, und lauliche Lüfte
Führten den üppigen Duft leicht wie auf Flügeln hinweg.
Aus den Büſchen erklangen die wilden Lieder des Sproſſers,
Und der Lerche Geſang tönte aus blaulichter Luft,

Während die fabelhafte Gesandtin des Südens,
die Schwalbe,
Zwitschernd ein fremdes Gespräch über die
Häupter uns strich.
Aber wir schritten zum Wald, nachdem wir genos-
sen der Fernsicht,
Ebene, Hügel und Thal weit bis zum silber-
nen Rhein.
Traulich empfing uns das Buchengemach, grüngoldne
Strahlen
Fielen vom Himmelsgezelt spielend als Lich-
ter herein.
Enger und steiler so zog sich der Pfad, doch hemmten
die Mühen
Nicht das Lied in der Brust, nicht auf den
Lippen den Scherz.
Ich geleitete dich in die Schlucht, durch Höhlen
und Spalten,
Hoch von Felsengestein sahen wir unten den
Bach.
Welch ein Ringen und Klettern! Wir pflückten uns
dennoch die Blumen,
Die als Teppich dem Wald lieblich gebreitet
der Mai.

Endlich ruhten wir aus am Waſſerfalle, die Fluten
Stürzten aus wildem Geklüft jugendlich rauſchend hervor.
Kränze zu winden bemühten ſich rings die lieblichen Mädchen,
Hier für blondes Gelock, dort für ein dunkles Haupt.
Aber wir ſelbſt bereiteten dann den köſtlichen Maiwein,
Und die getrennt ſich geführt, einte der lachende Kreis.
Wie holdſelig erſchienſt du mir damals vor allen Geſtalten!
Jegliche Luſt der Natur, jeglicher Jubel der Schaar,
Spiegelte doppelt verklärt in deinem Weſen ſich wieder:
Du verſtandeſt zumeiſt Frühling, Geſänge und Luſt.
Hell durchflocht das goldene Haar dir der Kranz Maiblumen
Und du ſahſt ſo hold, freudig bewegt in den Kreis.

Wie auf dem Felsen du saßest, erhoben über die Andern,
Schienst du die Fee des Thals meinem begeisterten Blick.
Oftmals, wenn ich dich sah, schlug frisch mein Herz dir entgegen,
Gänzlich verlor ich es dort, gänzlich gehörte es dir.
Und es ist dir geblieben. In jeglicher Lage des Lebens
Hat sich dein Geist mir mild, ruhig und köstlich erprobt.
Liebten sie dich nicht zumeist die holden Gespielen der Jugend,
Legte nicht still ihr Gefühl jede dir froh an die Brust?
Du bewahrtest sie treu, die geheimnißvollen Geschenke.
Was ein pochendes Herz eben sich selber gestand,
Erste Gefühle der Liebe, die Schätze und Wunder der Seele,
Deinem freundlichen Sinn wurden sie selig vertraut.

Und du wußteſt ſo mild, ſo klug zu rathen, zu helfen,
Und für Schmerzen und Leid hatteſt du ſinnigen Troſt.
So auch warſt du im Hauſe der Liebling: deine Geſchwiſter,
Wendeten Wort und Blick immer am liebſten an dich.
Wohl verdienteſt du das: dein mildes verſöhnendes Weſen
Band ſo friedlich und hold immer den freundlichen Kreis.
Sieh, ſo hab ich dein Weſen belauſcht; voll menſchlicher Reinheit,
Edel und keuſch und treu zeigte ſich immer dein Geiſt,
Einfach, ſittſam und ſtill wie unbewußt der Verdienſte,
Die auf jeglichen Schritt gerne das Leben dir gab!
Schönere Formen hab ich geſehen, mir hätte ſich manche
Ueppig erblühte Geſtalt wohl in Liebe geneigt;

Aber ich ſuchte ſie nicht: die einfach menſchliche Seele,
Die mir dein Wandel gezeigt, nahm mich auf immer dahin.
Glaub es mir, wonnige Maid, wohl hätteſt du mir am Herzen
Glücklich und friedlich geruht; fröhlich mit kräftiger Hand,
Fröhlich mit männlichem Geiſt, ſo hätt ich dich ſchützend umfangen,
Leben in Freude und Leid, innig und treulich getheilt!
O wie hätt ich geküßt dir vom Auge die Thräne des Kummers,
O wie hätt in die Luft jubelnd ich mit dir geſtimmt!
Einfach, feſt, hingebend, dich ganz in der Seele verſtehend,
Einen getreuern Genoß findeſt du ſicher nicht mehr!
Ja, die Liebe, die froh ich dir bot, entwuchs der Erkenntniß.
Wie ich die Blume gepflegt — Alles, ach, Alles umſonſt!

Und ſo ſcheid ich von dir, ich ſcheide von dir mit den Wünſchen,
Wie ſie, obgleich er gekränkt, heget ein edeler Geiſt.
Lebe beglückt in Fülle des Wohlſeins, Fülle der Freude,
Schmücke dein Leben hinfort Kunſt, Poeſie und Muſik!
Schaue mit glücklichem Blick in den ewigen Wechſel der Zeiten:
Jeglicher Winter ein Lenz, jeglicher Sommer voll Frucht!
Und das Geſchick erſeh dir den Freund, ſo herrlich an Gaben,
Daß er mit Geiſt und Hand tägliche Kränze dir flicht.
Sehne dich nie nach der Zeit, wo ich dir zu Seite gegangen!
Der ſie nimmer vergißt, weiht dir entſagend dies Lied!

Melodien.

I.

Und webt der Frühling durch die Luft,
Du Thor, nimm dich in Acht!
Dein Herz wacht auf, ſobald er ruft:
Die alte Liebe erwacht.

Du ſtarrer winterlicher Baum,
Dich dacht ich lange todt,
Nun blühn dir voll im Frühlingstraum
Die Zweige weiß und roth!

Mein Vögelein, du ſchwiegſt ſo lang,
Stumm ſchien die ſüße Bruſt;
Nun ſingſt du deinen alten Sang
In wunderſamer Luſt!

Mein Herz, du lagſt ſo öd und kalt,
So baar von allem Muth;
Nur feſſelt dich mit Allgewalt
Die alte Liebesglut.

Was hilft es, wenn die Weisheit ruft:
Du Thor nimm dich in Acht!
Es webt der Frühling durch die Luft:
Die alte Liebe erwacht.

II.

Als gestern aus dem Fenster ich gesehn,
Wars Winter noch in Himmel und Gefilde;
Sie sah mit mir den trüben Tag verwehn,
Ein frisches Kind in ahnungsloser Wilde.

O sieh, ein seltsam Wunder kam die Nacht!
Es träufte mild und still ein warmer Regen:
Nun blaut der Himmel, Berg und Thalgrund lacht,
Die weite Erde thaut im Frühlingssegen.

Und sieh das Kind, wie stolz wuchs es heran!
Der Keim hat sich zur Blume hell erschlossen,
Schambaft vertieft staunt sich das Mädchen an:
Zur Jungfrau ist das Kind die Nacht entsprossen.

III.

Ich ſah ſie im Winter Tag ein, Tag aus,
Da ſaß ſie am Fenſter ſo munter;
Zweigloſe Bäume umſtanden das Haus,
Ich ſah hinauf, ſie herunter.
Und lag die Erde auch nackt und kahl,
Stets konnten die Blicke ſich finden;
Jetzt brachen die Knospen im Frühlingsſtrahl:
Ach Gott, es grünen die Linden!

Und ganz entſchwand ſie, denn dicht als Wehr
Wölbt ſich des Laubwerks Bogen,
Sie füttert am Fenſter die Vögel nicht mehr:
In die Lenzluft ſind ſie geflogen.
Ich ſuche vergebens die ſüße Geſtalt
Bei den Blätter- und Blumengewinden,
Das blühet im Garten nun mannigfalt:
Ach Gott, es grünen die Linden!

Wohl grüßt ſie noch friſch, wie der junge Tag,
Am Fenſter den glänzenden Morgen,
Ich ſeh ſie nicht mehr, wie ich ſuchen mag,
Und lebe den Tag voll Sorgen.
Des Abends verbirgt ihren Schatten der Baum,
Ich möchte vor Spähen erblinden,
Die Nachtruh iſt hin und der ſüße Traum:
Ach Gott, es grünen die Linden!

Manch Paar ſchwärmt ſelig das Thal entlang;
Ich ſcheu mich vor allen Leuten:
Mir iſt, ſie wollen aus meinem Gang
Mein ſelig Geheimniß deuten!
O Lenz, was ſoll mir dein grünes Reich,
Lange Tage, die nimmer ſchwinden?
Ich tauſchte dich mit dem Winter ſogleich:
Ach Gott, es grünen die Linden!

IV.

Mein Blick folgt deinen Schritten oft von ferne,
Du ziehst so sicher durchs bewegte Leben;
Ob neben dir sie bangen, ob sie beben,
Du wandelst fest gleich einem schönen Sterne.

Du lerntest nicht, du hattest alle Sitte,
Und übst sie so ergeben und bescheiden.
Wen mag nicht deine süße Anmuth weiden,
Da dir die Demuth folgt auf jedem Tritte?

O daß dir stets die keusche Schönheit bliebe!
Du bist so rein an Leib und an Gemüthe!
Auf daß ein heil Geschick sie gütig hüte,
Erblühe Jungfrau dir die rechte Liebe!

V.

Ich ruh in der Bäume luft'gem Gezelt,
Wo roſige Blüthen aufs Haupt mir fallen,
Wo rings die luſtige Frühlingswelt
Erklingt von ſchmetternden Nachtigallen.

Zwei Mädchen ſingen die Gärten entlang
Ein Lied, das ich vor Zeit gedichtet,
Aus ſchwellender Jugend ein heller Geſang,
Er war an mein erſtes Lieb gerichtet.

Und ſieh die alte prächtige Zeit
Glänzt zauberiſch durch die Seele wieder,
Mich umrauſchen aus Herzen und Wäldern weit
Geheim die Worte, die Küſſe, die Lieder.

Ich verſtehe wieder der Blumen Duft
Und der Vögel lautes Koſen und Scherzen:
O ziehet der Frühling durch Erde und Luft,
Da treiben Blüthen die ſtarrſten Herzen.

VI.

Du ziehst so schweigsam und verschlossen
Geheimnißvoll auf stillen Wegen;
Ob ich mich mühe unverdrossen,
Verhüllt bleibt deiner Seele Segen.

Ein Perlenfischer möcht ich steigen
In deines Herzens reichen Schätzen;
Doch willst du nicht den Weg mir zeigen
In des Gemüthes Wunderplätzen.

Ein kecker Bergmann möcht ich brechen
In deines Geistes Erzsteinen;
Doch was die Minen auch versprechen,
Du läßt den Demant nicht erscheinen.

So streif ich aufgeregt durchs Leben,
In dem mir alle Reize starben.
Du kannst mir jeden Reichthum geben
Und läßt mich arm und bitter darben.

VII.

O weh, daß ich es trage
Geheim in tiefer Bruſt,
Die herzlich holde Plage,
Die ſchmerzlich bittre Luſt!
Du biſt ſo lang, ſo lange
Schon meines Lebens Licht;
Doch wie ich nach dir bange,
Mein Kind, du weißt es nicht.

Mein Leid treibt mich die Tage
In Wald und Feld hinaus,
Nachts trag ich meine Klage
Still einſam um dein Haus.
Mir gilt es ſtets zu ſehen
Dein liebes Angeſicht;
O wollteſt du's verſtehen!
Mein Kind, du weißt es nicht.

Wie manche Blüthen ſterben
Verwelkt in meiner Hand,
Die Lieder, ach, verderben,
Die ich für dich erfand!
Ich konnte nie dir ſagen,
Was laut das Herz mir ſpricht:
Das Träumen, Jubeln, Klagen,
Mein Kind, du weißt es nicht.

Ich denk es Nächt' und Tage,
Ich ſag es nie genug:
Mit jedem Herzensſchlage,
Mit jedem Athemzug
Bleib ich dir ſtets ergeben,
Bis einſt das Herz mir bricht,
Selbſt über Zeit und Leben;
Mein Kind, du weißt es nicht!

VIII.

Ruht ihr Bücher, ruht ihr Schriften!
Nicht im Hause kann ich bleiben:
Blau ins Zimmer winkt der Himmel,
Drin die Frühlingswolken treiben.

Und es dringen durch das Fenster
Muntre Lieder, laue Lüfte,
Neckisch zwitschernd grüßt die Schwalbe,
Süß verlockend wehen Düfte.

Und ich wandre in die Gärten.
Muß ich noch vom Winter träumen?
Nein, der Schnee in meinen Haaren
Fällt von blühnden Apfelbäumen.

Lauschend sieh ich in den Büschen,
Tausend Vögel schmettern Lieder,
Auf dem Teich im Sonnenblitzen
Segeln Schwäne auf und nieder.

Doch ich irre unſtet weiter,
Bis ich in den Lauballeen
Einen Hut mit grünem Schleier
Und ein farbig Kleid geſehen.

Roſge Lippen, blonde Haare,
Blaue Augen voller Güte!
Und mir ahnt, ich hab gefunden
Meines Maien rechte Blüte.

IX.

Magſt du dich ſpröd mir zeigen
Hier in des Saales Glanz,
Magſt du dich Andern neigen
Mit Luſt zum Spiel und Tanz:
Das läßt ſich all verſchmerzen,
Kühl' immer deinen Muth,
Mir ſchlägts im tiefen Herzen:
Mein Kind, du biſt mir gut.

Und mach ich Tags die Runde
An deinem Fenſter hin, —
Du kenneſt ſchon die Stunde,
Verſtohlne Lauſcherin, —
Du harrſt an der Gardine,
In Antlitz geht dirs Blut,
Holdſelig glänzt die Miene:
Mein Kind, du biſt mir gut.

In deinem Haus die Lieder,
Die du mir neulich sangst,
Sie tönten alle wieder,
Daß du in Liebe bangst.
Ich ging — und eine Rose
Fand ich in meinem Hut.
Wer gab sie wohl, du Lose?
Mein Kind, du bist mir gut.

Wir schwiegen stets bis heute,
Wir hielten oft uns fern,
Doch sagen alle Leute:
Wir hätten uns so gern.
Birg länger nicht die Flammen,
Nicht berg ich mehr die Glut!
Laß lodern uns zusammen:
Mein Kind, du bist mir gut!

X.

Auf deines Hauses kühlen Schwellenstein,
Von zweier Bäume Laubwerk überdacht,
Da sitz ich ernst und still gedankenvoll
Um Mitternacht.

Die Frühlingserde dämmert vor dem Blick,
Fern prangt der Wald in frischer Blättertracht,
Nah liegt der mondbeglänzte tiefe Teich
Um Mitternacht.

Rings schallt der Nachtigallen volles Lied,
Ein Schwanenpaar zieht Kreise träumend sacht,
Auf leisbewegter Luft webt Klang und Duft
Um Mitternacht.

Und alles strebt zum klaren Himmel hin,
Er dehnt sich groß in Mond- und Sternenpracht,
Die Erd' umgebend, die sich zu ihm sehnt
Um Mitternacht.

Da träum ich, daß ich Erd', du Himmel biſt!
Was lebt und webt, in meinem Geiſt entfacht,
Das ſammelt ſich in dir, mein Himmel du,
Um Mitternacht!

XI.

Du ſtreifteſt hinab, ich ſtreifte hinauf
An den blühenden Roſenhecken,
Wir ſahn uns und ſchlugen die Augen auf,
Wir ſtanden verworren vor Schrecken;
Wir ſagten verſteint uns kein einziges Wort,
Wir waren gleichwie gebannt an den Ort:
Was wollt ihr pochenden Herzen?

Und ein langer Blick gab Alles kund:
Wir lagen innig umſchlungen,
Und Bruſt an Bruſt und Mund an Mund,
Es war der Zauber bezwungen;
Wir wußten es ſeit undenklicher Zeit:
Du mein, ich dein in Ewigkeit!
Was wollt ihr pochenden Herzen?

Und als wir uns wanden Arm aus Arm,
Wie wir anders fühlten und dachten!
So groß, so voll, so reich, so warm!
Daß die Herzen weinten und lachten.
Kühl ward von Thränen das heiße Gesicht,
Wir trockneten sie, dann sahn wir so licht.
Was wollt ihr pochenden Herzen?

Und schweigend und redend zogen wir hin,
Wir lebten ein anderes Leben:
Du gingst eine junge Königin,
Ich ein junger König daneben!
Und die Vögel und Blumen, die wußten es all,
Das war ein Grüßen von Duft und Schall!
Was wollt ihr pochenden Herzen?

XII.

Von deinem rothen blühenden Mund
Hab ich die erſten Küſſe,
Aus deiner erwachenden Jungfraubruſt
Hab ich die erſten Ergüſſe.

Aus deinem weichen blonden Haar
Schnitt ich die erſten Locken.
Ich juble laut, doch du, mein Kind,
Du zitterſt ſtill erſchrocken.

Mir iſt als hätt ich im lichten Mai
Das erſte Veilchen gefunden,
Als hätt eine Roſenknospe vor mir
Sich duftend zur Blume entwunden.

Mir iſt, als hört ich in lauer Nacht
Die erſte Nachtigall ſingen;
Für Lenz und Sommer fühl ich in der Bruſt
Die ſeligſten Ahnungen klingen.

O zittre nicht, du süße Maid,
Ich bin berauscht in Wonne;
Mein Leben war in Nacht gehüllt,
Du bist meine Morgensonne!

Und Mund an Mund und Herz an Herz
Laß ruhen uns selig gedrungen:
Die Küsse, die Schwüre, das blonde Haar,
Sie halten mich ewig umschlungen!

XIII.

Drüben blinkt das Landhaus freundlich
Aus den grünen Rebenranken,
Doch ich laſſe auf den Fluten
Heimathwärts mein Schifflein ſchwanken.

Flatternd grüßt ihr Tuch vom Fenſter,
Flatternd grüßet meins vom Nahne;
Ach, ſo lang wir uns erblicken,
Winket Grüße jede Fahne.

Doch ſobald wir uns entſchwunden,
Send ich ihr die weiße Taube,
Und der ſchnelle Liebesbote
Trifft ſie bald in duft'ger Laube.

An den Flügeln hängt ein Blättchen
Mit verliebten holden Scherzen:
Alſo ſendet tauſend Grüße
Liebſtes Herz dem liebſten Herzen.

XIV.

Nun iſt er da, der ſchöne Fant,
Zieht frohgegrüßt durch alles Land,
Er weckt durch Wald und Feld und Luft
Der Vögel Lied, der Blumen Duft;
Voll Sehnſucht muß ich fern dir ſein:
Und ich bin ewig, ewig dein!

Da ſteh ich unterm Apfelbaum,
Er ſtreut aufs Haupt mir Blüthenſchaum;
Ich beug herab ſein erſtes Blatt,
Von grüner Hoffnungsfarbe ſatt;
Mit ſchnellen Zügen ſchreib ich drein:
Und ich bin ewig, ewig dein!

Dort ſchießt die Schwalbe hin in Eil,
Ein luft'ger ſchneller Frühlingspfeil;
Sie ſenkt ſich in die Lüfte tief,
Ich geb ihr meinen grünen Brief,
Daß er dich grüß am fernen Rhein:
Und ich bin ewig, ewig dein!

Wenn ſich mein Vogel niederſchwingt,
Und dir die frohe Botſchaft bringt,
Dann ſtehſt du wohl im Gartenland,
Zerpflückſt die Blumen mit der Hand,
Und frageſt ſie: Gedenkt er mein?
Und ich bin ewig, ewig dein!

XV.

Es legt ſich groß die Frühlingsnacht
Auf dieſe Gärten und Terraſſen:
Stolz ragen in des Himmels Pracht
Der Rieſenbäume dunkle Maſſen,
Der Vollmond ſchifft ſo leuchtend klar,
Daß alle Sterne rings erblaſſen,
Die Marmorbilder wunderbar
Beleben ſich, wohin ich ſchreite:
Ich bin beglückt, wie wär beglückt ich gar,
Gingſt du, mein Lieb, an meiner Seite!

O ſieh, die Königsburg voll Glanz!
Weithin läßt ſie Muſik erſchallen!
Springbrunnen, ſieh, in leichtem Tanz
In mondbeglänzte Teiche fallen!
Die düfteſchwangre Luft trägt klar
Das lange Lied der Nachtigallen,
Dort giebt ein ſchlankes Schwanenpaar
Im Abendglanz ſich das Geleite:
Ich bin beglückt, wie wär beglückt ich gar,
Gingſt du, mein Lieb, an meiner Seite!

Und ſieh, ein frühlingstrunkner Schwarm
Wallt durch die grünen Dämmerungen!
Dort hat ein freudig Jauchzen warm,
Dort ſich ein volles Lied erſchwungen.
Und weiter ſtreift manch ſelig Paar,
Befriedigt Herz an Herz gedrungen;
Das ſtielt der Blick von jener Schaar,
Daß er mit Segen ſie begleite:
Ich bin beglückt, wie wär beglückt ich gar,
Gingſt du, mein Lieb, an meiner Seite!

Was ich geſehen und erlauſcht,
Geſchah dein denkend dieſe Stunde!
Ich bin von Klang und Duft berauſcht,
Da leuchtet es herauf vom Grunde:
Sieh, eine Roſe wunderbar,
Die weih ich meinem Liebesbunde,
Sie künde, daß getreu ich war,
Wird ſie auch welk, dir in die Weite:
Ich bin beglückt, wie wär beglückt ich gar,
Gingſt du, mein Lieb, an meiner Seite!

XVI.

Mein kühner Falk, mein kühner Falk
Mit schwankem schlankem Flügel,
Mein Bote sei, mein Bote sei,
Fern über Thal und Hügel!

Ein Dichter spricht, ein Dichter spricht,
Da wird die Luft dir heiter,
Und Sonnenstrahl und Frühlingsduft,
Die werden dir Begleiter.

Wohlauf zum Oft, zum grünen Rhein
Sollst heben du die Schwingen,
Und Grüße an ein treues Herz
Vom treuen Herzen bringen!

Bei des Fensters Blumen triffst du sie
Oder im Frühlingsgarten,
Nach Westen sieht sie öfters hin,
Die Grüße zu erwarten.

O ſag ihr, daß ich freudig mich
In Lebensluſt verſenke,
Doch daß kein Augenblick vergeht,
Wo ich an ſie nicht denke.

Wo ich nicht ſage: ich bin dein
Fern über Thal und Hügel!
Mein kühner Falk, wohlauf zum Rhein
Mit ſchlankem ſchwankem Flügel!

XVII.

Schenkt ein, ihr Mädchen, den Kräuterwein
In des Waldes heimlichem Dunkel!
Durch die hohen Gipfel bricht goldig herein
Der Abendsonne Gefunkel,
Aus Gras und Blumen steigt der Duft,
Die Bäche schäumen und wallen,
Die Falken hört ihr in blauer Luft,
In den Büschen die Nachtigallen.

Habt Acht! Jetzt thut sich der Zauber kund,
Ihr braunen und blonden Zecher!
Schaut in der Römer tiefen Grund,
Schaut in die funkelnden Becher!
Durchblickt die Gewinde scharf und licht,
Die blumig das Glas umkränzen,
Da seht ihr das wundersame Gesicht
In dem goldnen Tranke glänzen!

Voll Kraft der alte Vater Rhein
Mit dem Kruge, dem Ruder, dem Kranze!
Und vor ihm ſein Sohn, der König Wein,
Im blühenden Jugendglanze!
Sein Auge ſo klar, ſeine Stirne ſo kühn,
So ſtolz die grüngoldige Krone:
O Jugend und Leben und Fülle blühn
Des Rheines herrlichem Sohne!

Die reizendſten Mädchen umgeben ihn
Mit hellen und dunkeln Haaren.
Wen wird er ans Herz in Liebe ziehn?
Wir möchten es all erfahren.
Er umarmt des Waldes züchtiges Kind,
Das iſt Jungfrau Waldmeiſter.
Wie das Herz ihr ſchlägt, wie das Aug ihr rinnt!
Sie ſpürt aller Freude Geiſter!

Zu Füßen liegt ihm voll Luſt und Leid
Erdbeerchen, das Kind, das holde,
Und hinter ihm prangt die italiſche Maid,
Pomeranze, im Kleid von Golde!

Ein fränkiſcher Held bringt Perlen zum Zoll,
Champagner heißt er mit Namen:
Weinkönig vom Rhein grüßt liebevoll
Den Ritter und die Damen!

O köſtlicher Trank, o holder Verein!
Iſt das Zauberbild zerfloſſen,
So trinket den duftigen Kräuterwein,
Ihr freudigen Jugendgenoſſen!
Stoßt an! es ſteht die weiteſte Luſt
In euren Augen geſchrieben!
In die Maiwelt klingt wie aus einer Bruſt:
Hoch lebe, was wir lieben!

XVIII.

Der Abend dämmert still ins Land,
Südwärts geht auf ein lichter Stern,
Nach jener Gegend ist sein Stand,
Wo du nun weilst, dem Freunde fern.

Mich lockt sein schönes helles Licht,
So seltsam, zauberhaft und tief,
Weil süß er wie dein Auge spricht,
Und so ins Herz dein Bild mir rief.

Ich träume, daß zu dieser Zeit
Du schaust nach ihm im Sternenkranz,
Und daß sein eignes Licht er leiht
Aus deiner Blicke mildem Glanz.

Drum wird mir wohl und frei zu Muth
Bei dieses Himmelsboten Strahl
Als zögst du selber hold und gut
Mit mir durch dieses schöne Thal.

XIX.

In den lauen Maiennächten
Steh ich oft am Lindenbaume,
Und ich ſchaue nach dem Fenſter,
Wo du ruhſt in ſüßem Traume.

Durch den tiefen Himmel ſchiffet
Leis der Mond im Silberglanze,
Goldne Sterne glühn unzählig
Nah und fern in hellem Kranze.

Durch die Lüfte geht ein Weben
Still auf unſichtbaren Schwingen,
Ruhig ziehn des Stromes Wellen,
Die im Traume heimlich klingen.

Aus der Stadt entfernten Gaſſen
Ziehn Geſänge hin und wieder,
Gärten ſenden mit den Düften
Weiche Nachtigallenlieder.

All dies Leben ist Begleitung
Zu dem holden schönen Traume,
Den ich träum vor deinem Hause
Hingelehnt am Lindenbaume.

Und der holde Traum, er heißet:
Daß ich dein bin alle Zeiten,
So wie gestern und wie heute,
So in alle Ewigkeiten!

XX.

Sieh, wie das Land im Mailicht lacht!
Komm mit, mein Lieb, zum Kahn!
Durch Wiesenufer trägt uns sacht
Der breite Fluß die Bahn;
Er spiegelt auf der tiefen Brust
Des Himmels stolzen Dom,
So fließt er ruhig, selbstbewußt
Der stille grüne Strom!

Aus Blüthenwälder längs der Flut,
Da grüßet Ort auf Ort,
Der Buchwald, der an Hügeln ruht,
Keimt frisch im Laubwerk fort.
Und wie der Hauch vom Strande her
Mit leisen Flügeln rauscht,
Da weht ein Duft durchs Lüftemeer,
Der wonnig uns berauscht.

Vom Dorfe, wo den Maienbaum
Die Jugend frisch umspringt,
Ziehn Lieder in den Frühlingstraum,
Daß rings das Thal erklingt.
Die Weidenflöte tönt vom Bach,
Das Maihorn schallt vom Wald,
Und alle Berge klingen nach
Die Lust, die rings erschallt.

Dort zieht die milden Hügelreihn
Ein einsam Paar hinan,
Es winkt mit Tüchern nach dem Rhein,
Wir grüßen aus dem Kahn.
Sie hoch am Berg, wir tief im Thal,
Sind glücklich ohne Neid:
Es brachte uns der Maienstrahl
Die sichre Seligkeit.

XXI.

Wie lockend iſts, mit Nichts die Zeit verſä
Den glühnden Tag, die kühle Nacht durchſtr
Am Boden ruhend nach dem Himmel greifen
Und an den Dingen leis vorüberträumen!

Wie ſelig, lauſchen auf der Vögel Singen
Und im Vorüberſtreifen Blumen pflücken,
Nach Faltern haſchen, ſich nach Früchten bück
Im Bade mit kriſtallnen Wellen ringen!

Wie lieblich iſt es, edle Lieder nippen
Im Kreiſe blühnder Mädchen, glühnder Zech
Zu ſchlürfen bald aus goldenfluth'gem Becher
Bald feſtzuſaugen ſich an rothen Lippen!

Ihr wißt, der Gunſt des Augenblicks ergeben,
Der leichten Stunden Honig nicht zu koſten!
Unnützes Treiben nennt ihrs — mögt ihr roſten
Noch blüh ich jung und heiß' es ſüßes Leben!

XXII.

Mein Herz iſt ſo leicht und ſo froh und ſo krank!
Nie hat mir ſo hell das Leben gelacht!
Mir iſt, als hätte ein Zaubertrank
Mich überſelig trunken gemacht.
Wie drängt es! Ich ſehe die Erde ſo grün,
Frei friſch die See, tief blau die Luft!
Was glänzend und hoch, was klingend und kühn,
O wie es die Seele lockt und ruft!

Mir iſt, als wüchſen Flügel dem Geiſt,
Als flög er hoch und weit und wild,
Wie der Falke, der durch die Lüfte kreiſt,
Hoch über Strom und Wald und Gefild.
Ihr Thoren, was iſt euch vom Himmel bewußt!
O harrt auf die ewige Seligkeit!
Ich trage den Himmel in meiner Bruſt:
Sei gegrüßt du ſüße Liebeszeit!

XXIII.

Oft magſt du doch mich ernſthaft ſehn,
Ruhn wir umſchlungen Bruſt an Bruſt;
Ich leugn' es nicht, die Sorgen wehn
Dann über meine Blüthenluſt.

Doch glaube nimmer, daß den Geiſt
Der kleinſte Zweifel je beſchleicht!
All Erdenglück hab ich zumeiſt
In deiner ſüßen Lieb erreicht.

So ſteht der Gärtner auch am Beet,
Das ſeine ſchönſten Blumen trägt,
In Angſt, daß noch ein Nordwind weht,
Der ſeine Knospen wüſt zerſchlägt.

So ſteht der Bauherr vor dem Haus,
Deß Giebel eben fertig ragt,
Beſchwörend Blitz und Wetterbraus,
Dem er im Glück entgegen zagt.

Weil ich ſo ganz glückſelig bin
In deiner Liebe, theures Herz,
Lenk ich zum Ernſte wohl den Sinn,
Nach ſüßem Plaudern, leichtem Scherz.

Ein frommes Opfer iſts allein,
Den guten Göttern dargebracht!
Im Glück gedenk des Unglücks ſein,
Sühnt jede böſe Schickſalsmacht.

XXIV.

Auf ſchwindelndem Pfad, den kaum Wer betrat,
Sind wir auf die Höhn geklommen;
Die Andern, mein Glück, ſie blieben zurück,
Sie konnten nicht mit uns kommen.
Wir ſtanden allein im wilden Geſtein,
Auf dem nackten felſigen Gipfel:
Hoch der Himmelsdom, tief der rauſchende Strom
Und üppige Waldeswipfel.

Wie kahn war es dort! Steil ragte der Ort,
Ich umſchlang dich feſter und feſter:
Wir ſahn, meine Zier, in das Waldrevier,
In der wilden Tauben Neſter;
Es blinkte herauf im Jugendlauf
Der Fluß aus dem grünen Thale:
Wie er floß, wie er ſchoß, der Wildniß Genoß,
Ueberblitzt von dem goldenen Strahle:

Grüne Einsamkeit! Wie hoben so weit,
So hoch sich die jungen Geister!
Brust an Brust gepreßt, umschlungen fest!
O Liebe du süßer Meister!
Glückseel'ger Moment! Wie die Glut uns brennt
Hier zwischen den hohen Klippen!
Langer langer Gruß, langer langer Kuß
Auf die rothen schwellenden Lippen!

Horch auf, wie es rauscht! Wir sind belauscht,
Welch Singen und Klingen und Schwirren!
Mit grüßendem Schrei schießt der Falke vorbei,
Die Taube mit wildem Girren!
Es flüstert im Wald, daß es heimlich schallt,
Flußwellen springen und klingen!
Wo die Liebe sich grüßt, wo die Liebe sich küßt,
Kommt Alles Huldigung bringen!

XXV.

Gönn mir in deinen Blick die Schau
So endlos lang und tief und innig!
Es lockt dies feuchtverklärte Blau
Den Geist so treu und liebesinnig.

So fühlt man einsam wohl im Feld,
Wenn Sonntags blau die Lüfte strahlen,
Ein Sehnen nach der Himmelswelt,
Die uns der Kindheit Märchen malen.

So lockt uns wohl der blaue See
Im Sommermorgen spiegeleben,
In dem der Fischer all sein Weh
Geendet lächelnd mit dem Leben.

Nein, schöner noch als Luft und Flut
Regt unbegränzt dein Blick mein Sehnen,
Weil tief ein menschlich Herz drin ruht,
Das Leben giebt mit Lust und Thränen.

XXVI.

So hab ich aus dem lauten Saal
Dich auf die lichten Höhn gerettet:
Wir ruhen überm breiten Thal,
Glückselig Arm in Arm gekettet.
Es streift der Blick zum Grunde fort,
Wir durften sel'ge Lust dort trinken;
Er ruht auf diesem heitern Ort,
Wo stille Freuden heimlich winken.

Tief unten liegt das blanke Haus,
Umkränzt von dichten Laubengängen,
Wo uns entgegen quoll ein Braus
Von treugemeinten frohen Klängen,
Wo mancher Brautgruß uns gerauscht
Beim lauten Ton der Freudenschüsse,
Wo warme Blicke wir getauscht,
Gewechselt freudige Ergüsse.

Wohl haben sie den Geist entzückt
Aus edeln Herzen diese Grüße;
Doch tiefer fühl ich mich beglückt
Einsam mit dir hier, meine Süße.
Hier, wo so still die Lüfte wehn,
Die Lerche nur uns überklimmet,
So hoch, so einsam, ungesehn!
Wie das zur jungen Liebe stimmet!

Hier kann ich tief und still und lang
Dir schaun in die geliebten Augen,
Hier darf ich deines Worts Gesang
Küssend von rothen Lippen saugen!
Die grünen Zeugen, Wald und Feld,
Sie ruhn in weitem Abendschweigen:
Wir jauchzen in die schöne Welt,
Daß wir so glücklich ganz uns eigen!

XXVII.

In Thränen war dein Blick verſchwommen,
Als ich zu ſpät vor dir erſchienen;
Und als ich endlich doch gekommen,
Da ſtrahlten lächelnd deine Mienen.

So glänzt in tief umhüllter Gegend
Ein Sonnenblick voll lichter Wonne,
So ſtill verſöhnend, tief bewegend.
O nie verliſcht die alte Sonne!

Doch glaube, jene hellen Tropfen,
Sie floſſen wahrlich nicht vergebens:
Sie machten hoch das Herz mir klopfen,
Sie fielen in den Sitz des Lebens.

Wie klare Perlenſchnüre reihen
Sie ſich in meiner Seele Gründen:
Was dir entlehnt, komm ich dir weihen,
Als Lied gehts neue Lieb dir künden.

XXVIII.

Laß ruhen hier uns an der Halde
Im heißen Sommermittagsstrahl!
Hier hoch der Saum vom Buchenwalde,
Dort Blicke durch Gebirg und Thal.
Rings Wiesengründe, Felsgesteine,
Weinhügel, Wald und Saatenfeld!
So dehnt im hellsten Sonnenscheine
Dem Blick sich weit und weit die Welt.

Und Stille rings! Die Mittagsglocken
Sind nah und ferne schon verhallt,
Kein Baum bewegt die grünen Locken,
Und keines Vogels Stimme schallt.
Es schlug die Mittagszauberstunde! —
Daß wir nicht Sonntagskinder sind!
Dann wär uns klar, wie in der Runde
Sich Zauber hier und dort entspinnt.

Wir ſähn im Wieſengrunde ſchweben
Der muntern Elfen leichten Kranz,
Wie ſie im Lüfteleben weben
Verſchlingend ringend ihren Tanz.
Wir ſähn im Quell die Niren baden,
Der weißen Glieder üpp'ge Pracht,
Des luft'gen Geiſterkleids entladen,
Vom Schlaf zu Scherz und Spiel erwacht.

Gekleidet in des Sommers Farben,
Zög auch die Kornfrau wohl vorbei,
Mit blauen Blumen, gelben Garben,
Im Kreis der Mädchen ſchwärmend frei.
Durch Wald und Felſen ſähn wir ſchlüpfen
Die Zwerge neckiſch aus und ein,
Bald keuchen ſchwer, bald luſtig hüpfen
Mit Gold und funkelndem Geſtein.

Wer weiß, ob wir vielleicht nicht fänden
Ein koſtbar Stück vom Geiſterzug,
Ein Wünſchelreis aus Feenhänden,
Gar Fortunatus ſeltnen Hut.

Vielleicht hätt' einen Schatz verloren
Ein Gnom im Zwergenkönigs Sold!
Und wir! — Glücksvögel oder Thoren —
Wir jauchzten heim mit rothem Gold.

Das Alles ist uns nicht beschieden,
Und Sonntagskinder sind wir nicht:
Uns raubt kein Schatz des Lebens Frieden
Und der Natur erquickend Licht!
Komm wieder in das Thal hinunter!
Arm wie zuvor ziehn wir zurück!
Wir denken frei und schaffen munter:
Das ist des Lebens einzig Glück!

XXIX.

Das iſt die helle Frühlingszeit!
Horch, wie vom Gebirg der Kuckuck ſchreit,
Sieh, wie die Schwalben ſchießen!
Erquicke dich an der lauen Luft,
An der Felder Grün, an der Wälder Duft,
An der wilden Blumen Sprießen!
Mein Lieb herbei,
Im wonnigen, ſonnigen, ſüßen Mai,
So friſch und frei
Zu ſingen, zu trinken, zu küſſen!

Aus Laubwerks Grün, aus Blüthen-Glanz,
O laßt uns weben den heitern Kranz
In die blonden fliegenden Locken!
Die Höhen entlang am grünen Rhein
Laßt ſingend uns wandern im Sonnenſchein,
Hoch über Flöten und Glocken!
Mein Lieb herbei,
Im wonnigen, ſonnigen, ſüßen Mai,
So friſch und frei
Zu ſingen, zu trinken, zu küſſen!

In blühenden Lauben ruhen wir aus
Und füllen im luftigen Frühlingshaus
Den hohen krystallenen Becher.
O wirf die lichten Blumen hinein:
Hoch dir, hoch mir im duftigen Wein,
Wir liebeseligen Zecher!
Mein Lieb herbei,
Im wonnigen, sonnigen, süßen Mai,
So frisch und frei
Zu singen, zu trinken, zu küssen!

Und endet das Lied, ist der Becher zu Grund,
So gieb mir den rothen schwellenden Mund
Zum seligsten höchsten Genusse!
Was Lied und Klang, was Glanz und Licht!
So selig schwärmt sich im Lenze nicht,
Wie in der Liebsten Kusse.
Mein Lieb herbei,
Im wonnigen, sonnigen, süßen Mai,
So frisch und frei
Zu singen, zu trinken, zu küssen!

XXX.

O ſäßen wir auf ſchlankem Kahn,
Im Windhauch flög das Segel fort,
Wir ſuchten durch den Ocean
Nach einem friedeſel'gen Ort.

Uns ſchreckte nicht der Wogen Wuth,
Birgt Tod auch ihre blaue Bruſt:
O warme Liebe glüht voll Muth,
Der Tod verſchont die Liebesluſt.

Wir ſcheuten nicht der Zeit Gewalt,
Dorrt ſie auch friſche Geiſter gern:
Nicht unſre Herzen macht ſie kalt,
Sie ſcheucht nicht junge Liebe fern.

Nur fort vom Menſchen Haß und Neid,
Wo hell im Frieden blüht das Land!
Wir ruhten ſelig einſam weit
Am ſchönen wilden Inſelſtrand.

XXXI.

In der Nacht, in der Nacht — wie so süß es sich lauscht,
Wo die Linden duften, der Springquell rauscht,
Wenn drüben im Hause die Thüre klirrt,
Und ein Licht durch die mächtigen Fenster irrt!
Und im Garten, da flötet die Nachtigall sacht,
In der Nacht, in der Nacht!

In der Nacht, in der Nacht — und es schallte ein Tritt
Und es rauschet ein Kleid und das Herz schlägt mit!
O Bangen, Verlangen, o ängstliche Lust!
Wir fliegen und liegen uns Brust an Brust.
Und im Garten, da flötet die Nachtigall sacht,
In der Nacht, in der Nacht!

In der Nacht, in der Nacht, — und Mund und Mund
Und Herz an Herz! du selige Stund!
Und das Flüstern und Kosen, wir leben ein Sein,
Bis der Osten sich rothet, da flieht sie hinein.
Und im Garten, da flötet die Nachtigall sacht,
In der Nacht, in der Nacht.

XXXII.

Vom Erkerfenſter ſchauen
Wir in die Sommernacht,
Wo tauſend Welten bauen
Des Sternenhimmels Pracht.
Die ſieben Berge kränzen
Das Thal in ſtolzer Schaar,
Die Auen duften, glänzen:
Der Mond zieht hoch und klar.

Oft ſtreift ein feurig Gluten
Den Himmel hier und dort,
Johanniskunken ſprühen
Im blühnden Garten fort;
Zuweilen ſpielen Lüfte
Leis durch dein Lockenhaar,
Sie tragen Rebendufte:
Der Mond zieht hoch und klar.

Es träumet, wie wir lauſchen,
Ein Vogel noch im Strauch,
Des Rheines Wellen rauſchen
Leis hin im Abendhauch.
Ein Boot! Horch, Schiffer ſingen
Flußmärchen wunderbar,
Die Felſen wiederklingen:
Der Mond zieht hoch und klar.

Wir ſtehen ſtill umſchlungen
In warmer nächt'ger Luft,
Die Seelen ganz durchdrungen
Von Klang und Licht und Duft;
Die Herzen pochen mächtig,
Wir glühn, ein ſelig Paar:
Die Sommernacht, wie prächtig!
Der Mond zieht hoch und klar.

XXXIII.

Am Waldplatz, wo ſie am Morgen ſaß,
Da lag ich am Abend im duftenden Gras,
Wie zum Schlafe die Augen geſchloſſen.
Hoch rauſchten die Wipfel, fern klang der Bach,
Da kam mir, was Kraut und Blume ſprach,
Gar wonnig ins Ohr gefloſſen.

Es ſagte die wilde Roſe am Hag:
Die hier uns beſuchte am frühen Tag,
Will ich mein Schweſterlein grüßen;
Sie prangt ſo luſtig, ſo lachend, ſo roth,
Keine Dirne im weiten Thale bot
Den Morgen mir gleich der Süßen.

Das Veilchen, das duftig die Nacht erblüht,
Sprach liſpelnd aus ſinnigem treuem Gemüth:
Sie freut ſich am Großen und Kleinen;
Sie hat mich ſo traulich angeblickt,
O möcht, eh der frühe Tod mich knickt,
Sie oft noch im Wald erſcheinen!

Die Lilie im Frühlingsdüftemeer,
Sie wiegte ſich hin, ſie wiegte ſich her,
Auf ihrem ſchlanken Stengel,
Und hauchte: So rein iſt das holde Kind,
Daß meine Blätter nicht leuchtender ſind;
Sie iſt der lieblichſte Engel.

Dann that noch mit würzeſtrömendem Mund,
Maiblume die duftenden Worte kund,
Zu reden von ihrem Ruhme:
Ob ihr Lieblichkeit, Luſt und Reinheit preiſt,
Ich preiſe den reichen köſtlichen Geiſt
An der holden Schweſterblume.

Da hielt ich es länger nicht mehr aus,
Ich ſprang durch der Bäume grünes Haus
Und janchzte mit lautem Tone:
Ihr Vögel in dieſem hohen Wald,
Nun ſingt, daß es weit in die Welt erſchallt:
Mein, mein iſt der Blumen Krone!

XXXIV.

Kennſt du von dem Wundervogel
Nicht die alte ſüße Sage?
Nur ein Tag iſt ihm gegeben,
Daß er juble, daß er klage.

Und dann hebt zur Himmelsſonne
Er der Lieder wilde Wonnen,
Früh nach Oſten, ſpät nach Weſten
Singt er zu dem Strahlenbronnen.

Sinkt der Tag, dann folgt im Fluge
Er der Sonne goldbeſchwinget,
Tönt und ſteigt, bis in den Lüften
Ihm die Liederbruſt zerſpringet.

Selig Loos! O könnt ich einzig
So um deine Liebe werben,
Unaufhaltſam, und dann müde
In den hohen Liedern ſterben!

XXXV.

Du gehſt geſchmückt mit Gold und Edelſteinen.
Wirf weg die Pracht, mein ſüßes liebes Leben!
Die dir ſich in lebend'ger Fülle einen,
Nicht kann der todte Schmuck die Reize geben.
Viel ſchöner blitzt dein Aug von hellen Funken,
Wenn deine Seele dichteriſch erglühet,
Und drin die Luſt bacchantiſch zitternd ſprühet;
So können Krondemanten nimmer prunken.

Durchflochten iſt von blaſſen Perlenkränzen
Dein weiches Haar in leuchtenden Gewinden.
Sieh, andre Perlen möchten heller glänzen,
Die nicht im Meerſchooß kühne Schiffer finden!
Die Thränen ſind mir liebre Augenweide,
Die dir im Auge leuchten mit Gefunkel,
Wird ſchmerzlich es im Mitgefühle dunkel:
Das iſt mein Kind, dein eigenſtes Geſchmeide!

XXXVI.

O glaube, wenn dir Schönheit, Jugend, Luſt,
Mit der du hold mir leuchteſt in die Bruſt,
Mit einem Male mir im Arme ſchwände;
Flöh plötzlich all die ſüße Lieblichkeit,
Wie Gaben, welche Feenhand verleiht:
O dich umſchlängen feſter nur die Hände!

Laß fliehn der Liebe heißen wilden Muth,
Sie leuchtet dann mit milder ew'ger Glut,
Gleichwie der Tempellampe heil'ge Flammen;
Wie Epheu rankend um die Säulen ſteigt
Und feſter drum die treuen Arme zweigt,
So wachs ich inniger mit dir zuſammen.

O prüfe mich, auf daß dein Herz mir traut!
Nicht während blühend frisch dein Auge schaut,
Und nimmer Thränen feuchten dir die Wangen,
Nein, es erweiset sich die holde Treu,
Wächst zum geliebten Herzen täglich neu,
Wie Frühlingsgrün, lebendiges Verlangen.

Erfuhr die Brust der rechten Liebe Drang,
Dann liebt sie auch das ganze Leben lang,
Anfang und Ende sind für sie verloren.
So schaut die Sonnenblume auf zum Licht,
Sie bleibt dieselbe, wenn der Strahl zerbricht,
Und wenn er blinkt aus goldnen Morgenthoren.

XXXVII.

O reiche mir nur den Mund zum Kuß!
Wer will in der Liebe geizen?
Du wandelst doch ſtets im Ueberfluß
Von anmuthsvollen Reizen.

Du blühſt wie die rothe Roſe doch,
Die nie ein Falter umgauckelt,
Die kein keck küſſendes Lüftchen noch,
Ihr Düfte entwendend, geſchaukelt.

In deiner Genoſſen lieblichen Kranz
Trittſt du ſo unangetaſtet,
Daß leuchtend auf deiner Schönheit Glanz
Jedwedes Auge raſtet.

Daß ich dich geküßt, weiß ich allein,
In einſam ſeliger Stunde;
Ich weiß es allein, daß ganz du mein;
Doch ſieht es dir keiner am Munde!

XXXVIII.

Dieſes Sommerabends Glühen,
In die Seele wirft es Flammen,
Wilde Roſendüfte ſprühen
Ueber meinem Haupt zuſammen,
Durch des Fenſters Rebenhänge
Fluten Nachtigallenlieder:
In dem Klang- und Duftgedränge
Ganz gelöſt ſind mir die Glieder.

Mädchen, wie die Stirn dir leuchtet!
Ach, dein Lächeln wirft mir Stricke,
Und dein Auge iſt gefeuchtet,
Und es brennen deine Blicke;
Leiſe wirre Laute klinget
Deines Mundes Perlenpforte.
Wie es mir im Herzen ringet,
Ach, ich ſtammle ſelbſt nur Worte!

Laß mich löſen dir die Locken,
Dieſe goldgewundnen Schlangen,
Daß ſie bebend, wie erſchrocken,
Auf den Marmorgliedern hangen!
Laß mich küſſen dir die Lippen,
Laß mich küſſen dir die Augen,
Laß mich von dem Nacken nippen,
Laß mich volle Wonnen ſaugen!

Ach, dein Athem brennt wie Gluten,
Deine Adern pochen mächtig,
Und dein Buſen wogt in Fluten,
Und dein Auge dunkelt nächtig!
Mag die Wand auf ewig fallen!
Gieb dich ganz, nimm ganz mich wieder! —
Mein, mein, mein! die Nachtigallen
Singen jubelnd Hochzeitslieder.

XXXIX.

O hätt ich, fern von Hof und Haus,
Auf wilder Haide dich gefunden,
Verirrt im Schnee und Sturmgebraus,
Mein Mantel hätte dich umwunden!
Dein tiefer träumerischer Blick,
Der milde Reiz in deinem Wesen,
Sie ketteten dann mein Geschick:
Auf ewig wär ich dein gewesen.

Du wärest mit mir heimgekehrt,
Geschirmt vorm Drang der kalten Flocken:
Dort hättest du am warmen Heerd
Gelöset deine feuchten Locken;
Wir hätten still den dunkeln Wein
Aus hohem Deckelglas getrunken:
Es wär ein neuer Lebensschein
Erglüht in deines Auges Funken.

Manch Bild hätt ich dir vorgeführt,
Mit Märchen deinen Geiſt erheitert,
Es hätte dich mein Lied gerührt
Und dir das dunkle Herz erweitert;
Beſiegt wärſt du an meine Bruſt
Geſunken voll von Wonn' und Wehmuth!
Dann dankt ich mir die Liebesluſt,
Die ich dir danke nun in Demuth.

XL.

Da lockte mich heut ein ſeltſamer Klang
Tief in des Waldes Räume.
Ich ging einen irren, wirren Gang
Durch die grüne Nacht der Bäume.
Wie lang und wie weit ich umher gekreiſt,
Ich weiß es nicht, es umwebten den Geiſt
Die bunteſten Märchenträume.

Hoch tönten die Gipfel, tief rauſchte der Quell
Mit zauberiſch klingendem Tone.
Ich war wie verhext! Ein Fels lag hell
Im Lichtglanz gleich einem Throne,
Drauf ruht' in der Laube von Farrenkraut
Die verzauberte grüne Schlangenbraut,
Auf dem Haupte die güldene Krone.

Mir verwirrten die klugen Augen den Sinn,
Das war in den Blicken ein Funken,
Zweizackig blitzte die Zunge hin,
Mir war die Seele wie trunken.
Und hätt ich das rechte Wort gewußt,
Entzaubert wäre mir an die Bruſt
Die ſchönſte Maid geſunken.

Und ich ruhte wohl im leuchtenden Schloß,
Tränk' Wein aus purem Golde,
Ich hätte der jungen Königin Troß
Als junger König im Solde!
Gott dank, daß ich das Wort nicht gekannt!
Ich ſtürmte zurück in das ſonnige Land
Und bin dir erhalten, du Holde!

XLI.

Von den Bäumen regnet der Blüthenſchnee,
Ich ſchau in den ſonnigen Garten,
Da unten wandelt mein ſchlankes Reh,
Der duftenden Blumen zu warten.

Sie ſtreift an den farbigen Beeten hin
Im luftigen Roſakleide,
Wie die Blumen mehr iſt die Gärtnerin
Meine ſüße Augenweide.

Ich halte nicht mehr in der Stube aus,
Die Treppe hinab mit dem Winde!
Fahrt wohl ihr Bücher im dumpfen Haus,
Ich fliege zu meinem Kinde!

Sie ſieht mich, und flieht mich und zieht mich nach,
Laut lacht ſie, mich fröhlich zu necken;
Bald iſt ſie am Teiche, bald iſt ſie am Bach,
Bald hinter den grünen Hecken.

Doch immer verräth ſie das roſige Kleid,
Es ſchimmert wie die Blüthenflocken,
Jetzt merk ich, du willſt mich, o ſchöne Maid,
In die fernſte Laube verlocken.

Ich hab dich! Nun laß uns den Morgen entlang
Im Grünen plaudern und koſen,
Zur Seite erklingt Lenzvögelgeſang,
Rings duften die Maienroſen!

XLII.

Wenn dir blond die Locken fliegen,
Kennſt du kein Gefühl von Sorgen,
Welt und Leben ſiehſt du liegen
Wie den grünſten Frühlingsmorgen;
Jubeln, Singen, Schwärmen, Hoffen,
Das ſind deiner Seele Triebe,
In das Herz, das heiter offen,
Kehrt als ſüßer Gaſt die Liebe.

Du empfängſt ſie, ach, mit Beben,
Pflegſt ſie weinend, pflegſt ſie lachend,
Weihſt ihr all dein Thun und Streben,
Tage träumend, Nächte wachend;
Doch es trägt der Strom vorüber,
Kehrend nie, die Roſenblüthe,
Auch dein Leben zieht ſich trüber,
Flieht die Jugend dem Gemüthe.

Aber iſt verwelkt die Blume,
Sind die Becher ausgetrunken,
Wohl dir, glüht im Heiligthume
Deines Herzens treu der Funken,
Ging dir nicht auf rauhen Wegen
Innigkeit und Liebe ſcheiden,
Blieb die Liebe dir ein Segen
Auch im ſchmerzlich bittern Leiden!

Ob der Süd von Blumen glänze,
Farben wirken nicht und Düfte
Wie im Norden, wo für Kränze
Karg die Erde, trüb die Lüfte.
Ach, die Liebe wird vergehen,
Weiß ſie nur von Glück und Scherzen;
Mag in Wonne ſie erſtehen,
Heilig wird ſie erſt durch Schmerzen.

XLIII.

Du fragſt, warum ich ſo fleißig bin
Und Tag und Nacht mich mühe?
Es iſt eine neue Wiſſenſchaft,
Für die ich im Herzen glühe.

Ich ſuche raſtlos hin und her,
Mir deutend die heimlichen Lettern,
Doch ſtehen die dunkeln Zeichen nicht
Auf alten vergelbten Blättern.

Es wachſen in Wald und Wieſe und Flur
Die blühenden duftenden Chiffern,
Und wenn ich ſie habe, ſollen ſie dir
Manch tiefes Wort entziffern.

Die Veilchen und die Vergißmeinnicht
Sie ſollen dir lieblich koſen,
Doch ſchönere Dinge enthüllen dir
Die Nelken und die Roſen.

XLIV.

An deiner Bruſt nur kann ich ſchlafen,
Sonſt find ich keinen Frieden mehr;
Und ruh ich nicht bei dir im Hafen,
Dann fluth ich hin auf hohem Meer,
Dann wandr' ich ſtill wie Mond und Sterne
Wachſam entlang die Sommernacht.
O Flüſſ' und Lüfte, nah und ferne,
Sie ſagen dir, ich hab gewacht.

Auf deines Zimmers Fenſterſcheiben
Da ruhte blank des Mondes Glanz;
Im Garten unten muſt ich bleiben,
Da ſchlief dein heller Blumenkranz.
Ich ruhte auf der Bank; die Kronen,
Sie regte träumend mancher Baum,
Die Vögel, die im Laubwerk wohnen,
Sie ſangen unbewußt im Traum.

Ich ſtreifte vor der Lerche Liedern
Und vor dem Morgenroth im Feld.
Wie regte da mit üpp'gen Gliedern
Dem Tag entgegen ſich die Welt!
Die Sonne kam, da gingen Düfte,
Licht ſtrömte über Land und Strom,
Da ſchwollen Lieder, wogten Lüfte
Vollquellend durch den Weltendom.

All das geheimnißvolle Weben,
Mein Kind, haſt du im Schlaf verſäumt;
Und doch vielleicht hat ſüßres Leben
Durch deine Seele ſtill geträumt.
Die Seligkeit ließ mich nicht ſchlafen,
Die Liebe trieb den irren Fuß;
Ich hatte nicht geruht, da trafen
Mich ſüß dein Morgenkuß und Gruß.

XLV.

Und ich bin dein und du bist mein,
Wir weiden unter den Rosen!
So hörte man im hohen Lied
Schon König Salomo kosen.

Auch er lag gern an wogender Brust,
Von liebenden Armen umschlungen,
Von Taubenaugen überwacht,
Von flüsternden Worten umsungen.

Das Lockenhaar, das über ihm hing,
Ließ er durch die Finger gleiten,
Er drückte noch lieber die schneeweiße Hand
Als die rauschenden Harfensaiten.

Auch er lag gern mit küssendem Mund
An rosigen Lippen und Wangen,
Und ward der Schmeichelworte nicht müd,
Hielt er seinen Schatz umfangen.

In duftigen Lauben, auf Bergeshöhn,
Sang jauchzend er ſeine Liebe;
Wie mir ſo zogen ihm durch die Bruſt
Die blühenden leuchtenden Triebe.

In alter und neuer Liebe gilt
Daſſelbe Küſſen und Koſen:
Und du biſt mein und ich bin dein,
Wir weiden unter den Roſen!

XLVI.

Einſt ſtreift die Zeit dir eiſig kalt
Der Jugend-Blüthe ab,
Sie bricht die wonnige Geſtalt,
Die friſch Natur dir gab,
Sie welkt den ſchwellend ſüßen Mund,
Der küſſend einſt geglüht,
Sie löſcht der Augen blühnden Grund,
Die Grüße einſt geſprüht.

Ach, ausgelacht und ausgeweint
Hat ſich dein freud'ger Geiſt;
Der Winter geht, der Lenz erſcheint,
Mein Kind, kaum, daß du's weißt.
Und wenn der Zufall dir dein Bild
Zeigt in des Sees Flut,
Du kennſt dich kaum und trauerſt mild,
Daß hin die ſüße Glut.

Mein Kind, dann ſchau in meine Bruſt,
Dort ſtehſt du tief und treu,
In Jugend, Innigkeit und Luſt,
In Lieb und Freude neu.
Mein Geiſt wahrt deiner Blicke Muth,
Der Locken goldne Pracht;
So hält ob der vertrauten Glut
Die Tempeljungfrau Wacht.

Und in Gedanken alter Zeit
Kehrt uns der Muth zurück,
In Liedern, die ich dir geweiht,
Ertönt der Jugend Glück.
O wär es unſer Schwanenſang,
Käm beiden dann der Tod,
Wir flöhn mit Flügelſchwang und Klang
Aus aller Erdennoth!

XLVII.

Weil dir so still bescheiden blüht
Der Reize weißer Rosenkranz,
Weil dir so keusch die Schönheit glüht,
Füllst du das trunkne Herz mir ganz.

O du gemahnst mich wie der Strom,
Der tief und breit und silbern lacht,
Tags spiegelnd blauen Himmelsdom,
Nachts spiegelnd glühnde Sternenpracht.

Tief unter seiner mächt'gen Flut,
Da glänzt der Minen goldne Lust,
Da glänzt der Edelsteine Glut,
Er überströmt sie unbewußt.

Doch kränzen in Bescheidenheit
Ihn Wiesenufer grün und licht,
Fruchtreiche Hügel sind sein Kleid:
Doch kümmert all der Schmuck ihn nicht.

Weil dir so still bescheiden blüht
Der Reize weißer Rosenkranz,
Weil dir so keusch die Schönheit glüht,
Füllst du das trunkne Herz mir ganz.

XLVIII.

Heute kam ich an der Wiese daher,
Wo wir gestern geruht und die Stelle war leer;
Nur das hohe Gras war rings zerdrückt,
Und die wilden Rosen lagen zerpflückt.
So heimlich! — die Welt erfährt es nie! —
Tririli, tririli,
Der Vogel entflog, der im Baume sang,
Der verräth uns nicht, mein Lieb, sei nicht bang!

Mir klangen durchs Herz die Lieder all,
Die zu zweien wir sangen mit fröhlichem Schall;
Ich dachte an jegliches süße Wort,
Das froh wir gewechselt am einsamen Ort.
So heimlich! — die Welt erfährt es nie! —
Tririli, tririli,
Der Vogel entflog, der im Baume sang,
Der verräth uns nicht, mein Lieb, sei nicht bang!

Ich dacht an der Blicke brennende Glut,
Ich dacht an der Küsse rauschende Flut,
Mir brannte das Haupt, mir glühte der Mund:
Noch eine so sonnige, wonnige Stund!
So heimlich! — die Welt erfährt es nie! —
Tririli, tririli,
Der Vogel entflog, der im Baume sang,
Der verräth uns nicht, mein Lieb, sei nicht bang!

Und ist es denn Sünde, wenn man sich liebt
Und selig Leben an Leben giebt?
Wie's die Blume that, wie's der Vogel trieb,
So thaten und thun wir noch oft, mein Lieb!
So heimlich! — die Welt erfährt es nie! —
Tririli, tririli,
Der Vogel entflog, der im Baume sang,
Der verräth uns nicht, mein Lieb, sei nicht bang!

XLIX.

So warm und herrlich liegt die Welt,
Der Himmel blau von Saum zu Saume,
Das goldne Korn durchwogt das Feld,
Es wächst und schwillt die Frucht am Baume;
Die Lerche schweigt, die Biene nur
Schwärmt blüh'nden Linden froh entgegen;
Ein Brüten liegt auf der Natur:
Das thut, sie reift im Sommersegen.

Von Rebenranken überdacht,
Schaun wir hinaus stillernst versunken;
So wie die Welt von Sonnenpracht,
Sind wir von holder Liebe trunken.
Wir ruhn so sicher uns im Arm,
Kein Zweifel kann die Liebe regen,
Sie ist so wonnig, voll und warm:
Das thut, sie reift im Sommersegen.

L.

Wir ſchwelgen freudig hochbeglückt
In vollſter Seligkeit,
Und wer uns liebt, ſieht uns entzückt,
Und, wer uns haßt, voll Neid.

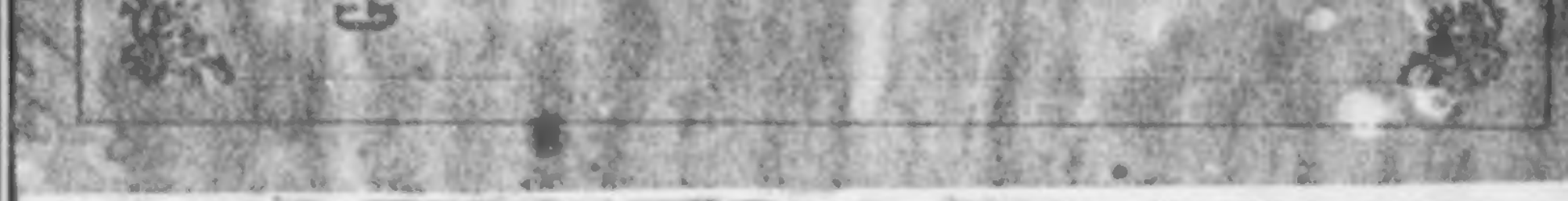
Mein Kind wir ſehn ſo morgenfriſch
In dieſe ſchöne Welt;
Wir wiſſen: Haus und Bett und Tiſch
Iſt drin für uns beſtellt.

Ein freier Sinn, ein heitrer Muth,
Und eine fleiß'ge Hand!
Gewiß, ſo geht das Leben gut
Durch lauter Sonnenland!

Was ſollen wir auch hoch hinaus?
Nie brachte Gold noch Heil,
Zufriedenheit im ſchlichten Haus,
Das iſt der beſte Theil.

So ziemt sichs, daß kein Glück uns fehlt,
Daß uns kein Unglück schreckt;
Uns haben Launen nie gequält,
Nie Eifersucht geneckt.

Als ich mein ganzes Herz dir bot,
Gabst du mir deines gleich:
Nun geht das Leben bis zum Tod
Wie durch das Himmelreich.



Zur

oethe-Feier zu Düsseldorf

am 28. August 1849

Erläuterungen

zu

den lebenden Bildern

und

dem dramatischen Festzug

Düsseldorf.

J. Buddeus'sche Buch- und Kunsthandlung
(E. Schulze).

Druck der Buddeus'schen Buchhandlung (W. Kaiser).

Zu

Joh. Wolfg. Goethe's

hundertjähriger Geburtsfeier

am 28. August 1849.

Von

Wolfgang Müller.

Düsseldorf,
J. Buddeus'sche Buch- und Kunsthandlung (F. Schulte).

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ouvertüre zu Iphigenie

von Gluck.

PROLOG.

Der Interpret im Gewande eines mittelalterlichen Gelehrten tritt vor den Vorhang.

Der Interpret.

cht klang umsonst der Ruf der Poesie!
ntzückt ergeht in diesem heitern Raum
s Auge sich. In tausendfachem Strahl
eest sich das Licht entlang den weiten Saal,
leuchtend ringe der Banner bunte Pracht,
r Blumenkränze schimmernden Geflecht,
r Schilder und der Bilder reichen Schmuck.
le Alles glänzt! Doch freud'ger glänzt der Kreis,

Der, in den Blicken voller Heiterkeit,
Der, auf den Wangen voller Rosenglut,
Im hellen Festkleid, hier versammelt weilt.
Euch gilt mein Gruss! Ein schlichter Bote nur
Im Dienst der Göttin, deren stolzer Ruf
In Herz und Haupt, dass ihr erschienet, klang,
Begrüss' ich euch. Die holde Poesie,
Durch die ihr jedes süsse Glück gewinnt,
Die überall euch an den Lebenspfad
Die duft'gen Blumen sät, der ihr die Lust,
Die regenbogenfarbene, verdankt,
Die Lenz und Liebe reicher euch entglüht,
Die Heerd und Haus euch erst behaglich macht,
Die euch mit kühnem Lebensmuth durchhaucht,
Die selbst das dunkle finstre Grab umgrünt,
Sie webt und webt unsichtbar über euch!
Sie danket euch, dass ihr dem Ruf gefolgt!

Sie danket euch! Am hellen Feiertag,
Wer wünschet da die Seinen nicht herbei,
Mit ihnen sich zu setzen an den Tisch
Der leichtgeschürzten Freude, Tanz und Spiel

Aufjauchzend laut mit ihnen zu begehn!
So ist es hier. Zum schönsten Freudenfest
Das ihr in Deutschlands weiten Gauen glänzt,
Lud euch die Poesie. Heut ist der Tag,
An welchem vor jahrhundertlanger Frist
Ihr grösster Sohn in diesem breiten Land
Das süsse holde Licht der Welt erblickt,
Des Daseins unbewusste Lust geschlürft,
Die jungen Glieder in die Welt gestreckt,
Der er ein reich unschätzbar Wunder ward,
Ein Wunder, seltner wie der Pflanzenschaft,
Der alle hundert Jahre Blüthen trägt,
Und seltner wie der Phönix, der an Glanz,
An Duft, an Sängen unerreichbar stets
Kaum in Jahrtausenden vorüberrauscht
Dem staunenden bewegtesten Völkerkreis.

Soll ich ihn nennen? Namen noch sind Schall,
Wo euch sein Geist die Herzen pochen macht
Und frische Glut in Blick und Wangen treibt.
Erinnerungen flattern tausendfach
Euch durch's Gemüth, denn tausendfach hat er

Euch all erquickt, erhoben und belehrt.
Wenn ihr geheime Liebespfade gingt,
Wenn ihr den Krug gehoben und gezecht,
Wenn ihr den duft'gen Blüthenlenz durchschwärmt,
Da flüsterten mit zauberhaftem Ton
Euch seine frischen Lieder durch den Geist,
Erweiternd eure Brust. Habt ihr den Scherz,
Den lachenden sowie den spottenden,
In heitrer Lust gesucht, entgegen schwoll
Euch da des Dichters frischer Uebermuth.
In den Gestalten, die er rastlos schuf,
Quoll euch die Reihe der Erscheinungen
So lebensfrisch empor, wie nimmermehr
Ein Mann aus eurem Volke sie erdacht.
Weisheit und Milde, starrer Heldentrotz
Im Kampf für Freiheit und für Männerwerth,
Holdselig stille fromme Weiblichkeit,
Liebe ohn' Ende, ätzend scharfer Spott,
Der wilde breite lachende Humor,
Gedankentiefsinn, Dichter-Schwärmerei,
Die fromme Scheu im weissen Lilienkleid,
Leichtfertig anmuthvolle Schelmerei
Und [illegible] keusche Sittlichkeit,

Wer hat sie lebenswärmer euch gemalt,
Wer hat in reinern Formen sie verklärt,
Wie **Goethe!** — Denn ihm gilt das Fest! — Er hat
Euch all erquickt, erhoben und belehrt!
Wenn ihr des Lebens gute Stunden zählt,
Der besten viele danket ihr dann ihm:
Wie seine Bildung euch gebildet hat,
Wie seine Form die rechte Form euch gab,
Und wie sein edles Maas euch Richtschnur ward.

Doch nicht ob seines reichen Geists allein,
Der ew'ge Gaben maasslos ungehemmt
Euch hingestreut, seid ihr des Manns gedenk.
Fast mehr noch steht ihr voll Bewunderung
Ob seines Strebens Ruhelosigkeit.
Er machte sich mit jeder Kunst vertraut,
Rüstig durchschritt er jede Wissenschaft,
Was je der Mensch ersonnen und gethan,
Durchforscht' er tief. Die Wunder der Natur
Am Himmel und auf Erden lagen hell
Vor seinen Blicken. Es verging kein Tag
Und keine Stunde nutzlos seinem Haupt.

Vollkomm'nes Wissen suchend stets, gedieh
Er selbst zur geistigen Vollkommenheit,
Wie sie in keines Deutschen Nachruhm lebt.
In Streben, Fleiss, Ausdauer, Freudigkeit
Des Schaffens strahlt er uns als Beispiel vor.
Es blühte ihm dem körpermüden Greis
Noch ungelähmt die starke Geisteskraft.

Ich weiss, ihm fehlen auch die Tadler nicht,
Die gleichwohl seiner Kunst Bewundrer sind.
Sie sprechen herb: Warum schuf dieser Geist
Nicht gestend und nicht handelnd für sein Volk,
Die Freiheit ihm zu brechen von dem Baum
Der Gegenwart? Der seinen Reih'n entspross,
Warum ruht' er an Fürstenhöfen aus?
Versöhnt euch ihm! Nur selten fiel das Loos,
Dass auch zum starken Held der Dichter ward!
Und ach, wie selten Helden Dichter sind!
Mehr that er für sein Volk als Hunderte,
Die laut im Wort, frech mit der Feder sind.
Er hat gepflegt der schönsten Menschlichkeit
Er schilderte den Menschen, wie er ist,

Gleich ihm, hub nimmer Einer jenen Schatz,
Der tief im Menschengeist verborgen ruht.
Und dieser Saamen, den er still gestreut,
Er wächst einst, reiche Früchte tragend, auf.
Er hat der Heimath wachsendes Geschlecht
Viel mehr gefördert, glänzender befreit
Als tausend hohler Worte schönen Klang.
Wie er die Menschheit aufgefasst, so fällt
Der Aberglaube und das Vorurtheil,
Die wahre Gleichheit hebt sich aus dem Zwist
Ein Vestafeuer. Lasst den Dichter nur
An seinem Hof! Deckt ihn die Fürstengruft,
Sein Angedenken leuchtet ewiger
Als stolzer Könige Erinnerung.
Er war als grösster Dichter grösster Mensch!

Musik.

Allegro energico

von F. Hiller.

Interpret.

Und nun zum Fest! Im Bilderflor erstehn
Die stolzen Wesen, die der Dichter schuf!
Bereitet denn zunächst den tiefen Blick
Für seiner Kunst gewalt'ges Erstlingswerk.
Der Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand
Tritt vor euch hin und mahnt euch an die Zeit,
Die kühn und kräftig, doch gesetzlos wüst
Durch unser armes Vaterland getobt.
Die trostlos schreckliche Zerrissenheit,
Die wie ein Fluch auf seinen Gauen ruht,
Brach wild herein. Dem Kaiser und dem Reich
Bot allwärts Trotz die Schaar der kleinen Fürsten,
Anmassend sich die Rechte, die sie nie
Besessen hatten. Jeder Ritter übte
Die Kraft des Schwerts an Bauern und an Bürgern.
In jenem Tagen focht der starke Götz,
Mit einem Herzen, voll von Deutschlands Grösse,
Mit einem Haupt, voll heissem Rechtsgefühl,
Mit einer Faust, die wie der Blitz gewettert,
Für Reich und Kaiser, für sein arggetretnes
Und wundgeschlagenes Volk. Es war umsonst
Sein kecker Kampf. Der Uebermacht erlag

Das treu'ste Herz. Ihr werdet ihn nun schau'n,
Wie einen müdgehetzten Edelhirsch,
In buntem Kreise wandernder Zigeuner,
Die ihm, dem flücht'gen Streiter, ein Asyl,
Ein armes, bieten. Ach das letzte war's,
Bevor ihn Heilbronns starrer Thurm umfing.
Enthülle dich du traurig schönes Bild!

Der Vorhang geht auf und erscheint als lebendes Bild:

Göz von Berlichingen unter den Zigeunern.

Musik.

Ouvertüre zu Faust

von Spohr.

Interpret.

Nunmehr versetzt euch in die tiefe Welt
Des Faust. Denkt an des Dichters größtes Werk!
Doch sollt ihr ihn nicht in der Kammer sehn,
Wie nächt'ge Geister er heraufbeschwört,
Wie er von wirren Zweifeln wüst umringt

Im Lebensüberdruss nach Tod sich sehnt,
Bis ihn zuletzt der Sang der Osternacht
Versöhnt. Ihr seht ihn auch nicht vor der Stadt
Lustwandelnd in des Frühlings erstem Grün,
Nicht, wie der Zauber der Geliebten Bild
Ihm zeigt, nicht, wie er sie geleiten will,
Nicht wie er ihr, der Liebenden, gesteht,
Dass er sie liebt. Ihr seht sein holdes Kind
Im Dom, gefoltert von den bösen Geistern,
Die im Gewissen nagen, weil ihr Herz
Nicht frei von Sünde blieb. „Sie fasst der Grimm!
Horch, die Posaune tönt, die Gräber beben,
Ihr Herz aus Aschenruh zu Flammenqualen
Bebt wieder auf, erbebend, zitternd auf.“
Und eine Stimme ruft ihr zu: „Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab, die Hände dir
Zu reichen schauerts den Reinen! Weh. —“

Der Vorhang geht auf und es erscheint als lebendes Bild:

Scene im Dom aus Faust nach Cornelius.

Begleitende Musik von F. Hiller.

Musik.

Agitato für Orchester

von F. Hiller.

Interpret.

Noch einmal wendet achtsam euren Geist,
Denselben Werke zu! Noch einmal tritt
Das holde arme Gretchen vor euch hin.
Ach, ihres bittern Unheils Kelch ist voll!
Die Liebe hat so elend sie gemacht,
So elend über alles Maass! Die Mutter liegt
Im kühlen Grab, der treue Bruder ward
Erschlagen, ihr unschuld'ger Spross ist todt.
Alles durch sie, alles durch ihre Liebe!...
Nun aber hält der Kerker sie, der düstre,
Wahnsinn hält dumpf das schöne Haupt umfangen;
Es fliegen wirr und wild Erinnerungen
Ihr durch den Geist, sie peinigend und folternd.
Zertreten durch die Welt und wund zerrissen
Durch eigne Hand, so windet sie im Jammer
Sich endlos fort. Horch, da erscheint der Retter,
Faust kommt mit dem Geführten sie befreien,

Jedoch umsonst! In ihrer Seele Dunkel
Dringt nimmermehr des Wortes sühnend Licht.
Die Stunde drängt! — Sie bleibt — die Männer fliehen,
Indess satanisch noch der Böse ruft:
Sie ist gerichtet! — Doch es siegt der Himmel
Und aus der Höhe tönt's: Sie ist gerettet.

Der Vorhang geht auf und erscheint als lebendes Bild:

Scene im Kerker aus Faust nach Cornelius.

Musik.

Scherzo
aus der Musik zum Sommernachtstraum
von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Interpret.

Aus dem lebend'gen Spiel, das die Gestalten
Redend und handelnd euch vorüberführt,
Geleit ich nun euch zu des Dichters Liedern,
Die neben seinem Klang auch holde Bilder
Der Phantasie entbieten. Zu der Sage
Geht unser Pfad, die uns in Nacht und Wald

Den Vater zeigt mit dem kranken Kinde.
Fort stürmt das Ross, doch das erhitzte Hirn
Des Knaben sieht in weithinwallendem Nebel
Den König, der mit Scepter und mit Krone
Ihm lockend folgt, es sieht in grauen Bäumen
Mädchengestalten, die zum Tanze laden.
Wirr pocht das Blut, wild offen starrt der Blick
Dem siechen Sohn, dess' flatternde Gedanken
Der Vater nimmermehr zu sammeln weiss,
Und den er vor des Hauses Thoren haltend
Als starre Leiche in den Armen birgt.
Denn wen die Geisterwelt so lockend ruft,
Verfällt dem Tod aus Sehnsucht oder Furcht.

Der Vorhang erhebt sich und es erscheint als lebendes Bild:

Der Erlkönig

Begleitende Musik von F. Hiller.

Musik.

Ouvertüre zu Egmont

von L. v. Beethoven.

Interpret.

Es öffnet die Geschichte ihr Gebiet,
Ihr thatenvolles Marktet! Es erscheint
Egmont vor euch, des Niederländers Stolz,
Der kühne Märtyrer für Recht und Freiheit.
Ihr wisst, wie er ein Heer viel Schlachten schlug,
Viel Siege stark erfocht, wie er ins Herz dem Volk
Gewachsen war durch Offenheit und Milde,
Durch frisches Wesen, tapfre Kraft und Fülle!
Ihr wisst, wie er zu viel vertraut der bösen,
Der heuchlerischen Schlangenlist der Herrscherin!
Ihr wisst, wie er dem grimmigen Geschick,
Das ihn in arge Netze trieb, verfiel!
Ihr wisst sein Loos, was soll ich es noch künden,
Das trostlos bittre? Tief im Kerker harret
Er nun dem Tod entgegen. Seht, es hält ihn
Der Schlaf umfangen. Wie ein reines Glück
Kommt er ihm ungebeten, unerfleht.
Er löset ihm die Knoten der Gedanken,
Der strengen, und verwischet ihm die Bilder
Der Freude und des Schmerzes. Ungehindert
So fliesst der Kreis der innern Harmonien,
Und in gefäll'gen Wahnsinn hüllt er ihn."

Doch über ihm erscheint, in Klärchens Wesen
Gehüllt, die Freiheit gross in himmlischem
Gewande, ihn mit ew'gem Kranze schmückend.
Die süssesten Gemonen seines Herzens,
Die göttlich edle Freiheit, der Geliebten
Gestalt sich borgend, trösten seinen letzten Gang.
Erscheine heiliges Symbol der Freiheit!

Der Vorhang erhebt sich und es erscheint als lebendes Bild:

Egmonts Traum im Kerker

mit der Musik von Beethoven.

Festzug.

Cantabile für Orchester von F. Miller.

Der Interpret.

Sprachlose Bilder zogen euch bis jetzt
Am Blick vorüber, doch geneigt und hold
Nahmt ihr sie auf, da sie euch Goethe's Geist,
Den ewig allgewalt'gen, vorgeführt.
Es hat euch Form und Farbe hoch erfreut,
Die herrlichen Gestalten griffen tief
Euch in's Gemüth. Doch, ach, sie blieben stumm.
Ihr sehnt euch, frische Lebenslust zu schau'n,
Den stolzen Wesen wünschet ihr
Bewegung, Augenglanz und Stimmenklang.
Wohlan es sei! Mir leiht die Poesie
Die freie Kraft, zu Willen euch zu sein.

Ich rufe sie herauf in Welt und Tag!
Rausch auf, Musik! Gestalten, auf, erscheint!

Der Vorhang erhebt sich.

der Festmarsch von F. Hiller

beginnt und der Zug der folgenden Personen bewegt sich langsam über die Bühne

Götz von Berlichingen, Sickingen u. A.

Mit Recht begrüss' ich hier zuerst den Tag,
Den Tag des Lichts von jenem grossen Mann,
Der mich, den Berlichingen mit der Eisenfaust,
Zurück in's Leben rief. Mich schuf er stark,
Als noch des Jünglings Haar sein Haupt umflog.
Hingreifend in die trübe dunkle Zeit
Des wüsten Faustrechts, wo Gewalt statt Recht
Die Losung war, fand mich sein reiner Geist,
Wie ich dem frechen Fürstenübermuth
Entgegentrat, wie ich dem Schwachen stets
Ein treuer Schützer ward, ein freier Mann,
Der über Alles hoch die Freiheit hielt.

Franz von Sickingen.

Und mich verflocht er in das ernste Spiel,
Mich, Ulrich Huttens fechtenden Genoss
Für ein gewalt'ges grosses deutsches Reich.
Doch, ach, der Fürsten Selbstsucht war zu gross,
Das einige Deutschland blieb ein frommer Traum.
Und dennoch ruf ich, tretend in das Licht:
Mein Deutschland hoch! Ein Deutschland gross und frei!

Werther und Lotte.

Wir wuchsen nicht in jenen kecken Tagen
Kein Waffenlärm und kein Trompetenschall,
Dröhnt' uns in's Ohr. Die Herzen waren weich,
Voll zärtlich schwimmender Empfindsamkeit.
Auch, der uns schuf, er theilte sie zur Zeit.
Doch während er uns schuf und mich zur Gruft
Geleitete im Kampfe mit mir selbst,
Hat er geheilt sich vom gebrochnen Herzen.

Der König von Thule.

Vom fernen Norden treibt es mich hieher,
König von Thule war ich. Aber echt

Mich längst, die Gruft, verbirgt das Meer
Den Becher, den mein sterbend Lieb mir gab,
Unsterblich leb' ich fort im süssen Lied,
Indem der Liebe Liebling mich besang.

Egmont mit Klärchen, Alba, Oranien.

Die deutschen Helden öffneten den Zug:
Gestattet denn den Niederländern auch,
Von deren kühnem Freiheitskampf er sang,
Dass sie, des Dichters klar geschaffenes
Gebild, an euerm Blick vorüberziehn.
Denn jenen gleich, so kämpften freudig wir
Für freies Recht und Unabhängigkeit.
Wie hat er meisterhaft in mir gemalt,
Des Niederländers frischen leichten Geist,
Des Niederländers ew'gen Freiheitsmuth!

Klärchen.

In mir malt er das treue Frauenherz,
Das über alle Zeit in Lust und Leid
Von jeder Rücksicht frei dem Freunde folgt.

Granien.

Und mir gab er die düst're Schweigsamkeit,
Die gegen mörderische Tyrannei
Und Inquisition das Schwert erhob
Und frei ein muthig Seevolk hat gemacht.

Alba.

Ein andrer Stempel ward mir aufgedrückt:
Der Fluch fanatischen Despotenthums,
Das ich in meiner Lebenszeit geübt,
Es ruht in der Geschichte blutigroth
Auf meinem Haupt, ach! in der Dichtkunst drückt
Mir Goethe auf die Stirn das Kainsmal,
Gerichtet bin ich nun für alle Zeit!

Schatzgräber.

Kaum wag' ich mich in diese stolze Schaar
Gewaltiger Gestalten. Doch es rief
In's Leben mich der Meister, der auch sie
Geschaffen hat. Und weil er Weisheit mich
In vollem Maas statt des gesuchten Schatzes

Auffinden·liess, so ruf ich laut euch zu:
Am Tage Arbeit, Abends Gast auf Gast,
Nach sauren Wochen Feste festlich froh,
Sei euer aller künftig Zauberwort!

Iphigenie mit Orest und Pylades.

Auch Hellas' leuchtend klare Götterwelt,
Die längstversunk'ne, sendet ihre Boten
Zu diesem Tag. Kein Mann ist würdiger!
Als wär' er selbst daheim in Griechenland,
Als wär' er dort durch Berg und Thal gewandelt,
Als hätt' er in das inselreiche Meer
Hinabgeschaut, als hätte ihn die Sonne
Des ewig blauen Himmels angeleuchtet,
Als wär' er hingesunken in den Tempeln,
Den säulenstolzen, betend vor den Bildern
Die aus dem starren Marmor Künstlerhand
In's warme Leben rief, so hat sein Geist
Die Heimath, die wir rühmen, tief erkannt.
Doch in die heil'ge Sage und Geschichte
Drang er so tief, wie jemals ein Hellene,

Er, der ein Zwillingsbruder Sophokles',
Des frommen, tiefen, gottbeseelten ist!
Nie war ein Volk, dem noch das Griechenthum
In Schönheit, Maasse, Gedanken, Menschlichkeit,
So klar im Diamantgewand der Kunst
Verkündet ward wie euch. Das dankt ihr Goethe,
Indem er Iphigenie mit Orest
Und Pylades sich wiederfinden liess,
Uns heimgeführet und gesühnt den Fluch,
Der blutig, dunkel, unauslöschlich fast
Gelastet auf der Tantaliden Haus.

Hans Sachs.

Der Dichter, der in Frankfurts Mauern wuchs,
Hat meiner oft, des Nürnbergers, gedacht.
Wenn er auch seiner höherm Stand entsprosst
Und hell mit Buch und Feder hat gegläntzt,
Wo ich die Phrieme und den Draht geführt.
Es keimet die Poesienader ja
Allwärts im Volk, er rühmte allwärts sie,
Wo er sie fand, er rühmte sie in mir.

Ich reihe mich an alle, die ihn preisen,
Ein Schuster nur und einpler Meistersänger,
Zu preisen ihn, den hohen Sängermeister.

Tasso und die beiden Leonoren.

Wir bringen aus Italien den Gruss,
Entsteigend alten Gräbern, über die
Cypressen ihre dunkeln Zweige heben,
In denen Orangenduft die Luft durchhaucht.
Doch unsre Heimath blüht in dem Gedicht,
Das er uns weihte, schön, ureigen, hold,
Wie jemals sie entsprosst italischer Dichtung.
Und ach, wie hat er eines Dichters Streben
So wunderbar erfasst! Wie hat er mich
In meiner heiligen Begeisterung,
In meinen Zweifeln, meiner stillen Noth,
In meines Unmuths starrer Reizbarkeit
Geschildert. Was ein Dichter fühlt und sinnt,
Vermag ein Dichter nur zu offenbaren.
Wie er's gethan, hat er mich hell verklärt.
Ihm neig' ich mich, dem grossen, tief gerührt,
Ihm neigen sich die Frauen, die ich führe,

Von denen er die Eine sinnig tief,
Die Andre nackisch frisch euch hat geschildert.

Rattenfänger.

Ist es erlaubt, in solche Compagnie
Als flücht'ger Abentheurer hinzutreten?
Jedoch wer macht mir streitig meinen Platz?
Ich bin des Meisters lust'ger Rattenfänger,
Ein Weiberfreund und auch ein Liedersänger,
Ich bin dabei und warte, was es gibt.

Wilhelm Meister, der Harfner und Mignon.

Da sind auch wir entsprossen aus dem Herzen
Des Vaterlands und aus des Dichters Leben.
Mich nennt er Wilhelm Meister, doch ich bin
Ein Stück von ihm. Er gab mir eine Seele
Aus seiner Seele, meine Landbahn wirrt
Sich wie die seine durch ein Babyrinth

Von Liebe, Leichtsinn, Abenteuern, Drang
Nach Poesie und Kunst, und mir begegnen
Wie ihm Gestalten, seltsam wunderbar,
Anziehend bald, wie Mignon und der Harfner,
Abstossend wie viel Andre. Prüfungen
Schenkt er mir viel, wie er sie selbst bestand
Und leitet mich zuletzt zu solcher Klarheit,
Dass ich dem Dichter treulich danken muss.
Und führet er mich auch nicht zur Vollendung,
Er hat vollendet mich erdacht, geschrieben.

Hafis, Suleika und der Schenke.

Komm, reizende Suleika, komm herein!
Auf, folge holder Schenke, schenk' mir Wein!
Wir lebten einst im weiten Persien
Und schweben fröhlich nun zu Main und Rhein.
Es gilt zu Ehren jenes edeln Mannes,
Der uns vor Zeit in Deutschland führte ein.
Er hat wie wir geküsst, geliebt, gescherzt,
Durchschwärmt wie wir den milden Frühlingsschein,
Hat Heuchlerlist und Pönnpler Lug und Trug
Gepeitscht wie wir in manchem scharfen Reim

Und dann in Lust gesessen, lang und froh
Bei vollen Nektarschaalen hell und rein.
Er war ein frommer Held der Lebenslust
Wie wir. Und hoch soll er gepriesen sein!

Hermann und Dorothea.

Entfernt dem reichen Leben, das betäubend
In grossen Kreisen sich bewegt, sind wir
Aus ländlich stiller Einsamkeit entsprossen,
Einathmend frische Luft in Thal und Hügeln,
Durchstreifend Wald und Flur. Dort hat der Dichter
Uns aufgesucht, vom frohen Heimathheerd
Führt er uns in die weite Welt, uns schildernd
Mit seines Lied's volltöniger Allgewalt,
Echt deutsches Blut reih'n wir uns an dem Grossen,
Dem Fremden, was sich ringsum hier versammelt.
Wer dürfte fehlen auch an diesem Tag,
Wo huldigend dem Meister Alles naht!

Der Graf.

(Aus dem Hochzeitlied.)

Ihr kennet all' das lust'ge Hochzeitlied,
Das von den alten Schlossruinen singt,

Und dort das winz'ge Gnomenvolk euch zeigt,
Wie's vor dem heimgekehrten Ritter Nachts
Den Hochzeitspuck aufführt. Ich bin der Graf
Aus der Ballade, dieses sind die Zwerge.
Und weil es heute unsers Schöpfers Fest
Zu feiern gilt, so kommen wir heran,
Denn wo es Geigen, Tanzen, Trinken gilt,
Da dürfen wir nicht fehlen, die wir einst
Uns freueten unzähl'ge sel'ge Leute:
Denn wie vor Zeit es ging, so geht es heute.

Faust, Gretchen, Mephistopheles, Wagner.

Nach allen diesen schliessen wir den Reigen,
Mit Recht, mit uns begann er seine Bahn,
Mit uns hat er die rühmliche vollendet.
Im tiefsten Werke seines Genius
Hat er verherrlicht uns. Kein and'res Volk
Rühmt einer Dichtung sich, wie jene ist,
Die uns gewidmet ward und welche ewig
So lange Völker leben, wird bestehn.
Des Menschengeistes ungemessnes Ringen,
Das Suchen nach dem Himmel, das der Staub,

Der klebende, stets tückisch rückwärts führt.
Bis er zuletzt nach wüsten Kämpfen siegt,
In mir hat er es herrlich offenbart.
Ach! Stolz und Demuth, Grösse so wie Kleinheit,
Begierde und Genuss, rastlose Leidenschaft
Und dann vernichtende Machtlosigkeit,
Zuletzt Aufgehen in Natur und Gott,
Das ist der alte Mensch, das ist der Faust.

Gretchen.

Ich ging mit dir als ein Symbol der Liebe,
Begabt mit ihrem Fehl' und ihrer Tugend.
Ach, dass der eine nie der andern mangelt!
Doch Heil, ich bin gerettet durch den Dichter:
Und Alles sühnet doch zuletzt die Liebe.

Wagner.

Man spottet meiner! Dennoch bin auch ich
Ein Theil von Goethe's Wesen. Wissensdurstig
Durchstöbernd jegliches geschriebne Wort,
An allen Menschen fleissig mich belehrend,

Hat mich sein grosser Griffel scharf gezeichnet.

Nennt mich nur Zopf, Perücke immerhin!
Es gibt auch ehrbares Philisterthum,
Und nöthig ist es Kunst und Wissenschaft.

Mephistopheles.

Das alles klingt verzweifelt schmeichelhaft!
Wie das sich lobt! So preist die Creatur
Allwärts den eigenannten Schöpfer auch.
Das Sprichwort heisst: es lobt das Werk den Meister!
Auch ich bin jenes Dichters Werk, doch lobe
Ich ihn nicht drum, dass er mein Bildniss grade
Nicht gar zu lockend vor das Volk gestellt.
Schon mancher Bursche sagte hier, er sei
Ein Stück von seinem Meister. Nun, wohlan!
Bin ähnlich ich dem Vater meines Samens,
Dann ist er selber, den ihr ehrt und rühmt,
Ein Stück vom Teufel. Wahrlich, raffinirt
Genug hat er mich hercitirt, der Dichter.
Mir thut nur leid, dass er nach seinem Tod,
Wie ich gehofft, mir nicht Gesellschaft leistet
In meiner Residenz, der Unterwelt.

Gretchen.

Er ist gerettet! Alles sühnt die Liebe,
Und hoch in allen Himmeln schwebt der Dichter.

Faust.

Er leuchtet herrlich als der tiefste Denker.

Tasso.

Ihm ward des Dichters vollster Lorbeerkranz.

Götz.

Ich preise ihn als starken deutschen Mann.

Egmont.

Ich grüss' ihn als der Freiheit edeln Sänger.

Iphigenie.

Er bleibt Verkünder hellsten Menschenthums.

Interpret vortretend.

Der Zauber weicht. Ein neues Schweigen senke
Sich hier auf diese Schaar. Reiht euch zum Bild!
Musik erhalte rauschend, tausendtönig!
Auf zeig' dich, Deutschlands grösster Dichterkönig!

Die Personen des Zugs bilden während der letzten Worte eine schöne Gruppe.

Der Hintergrund der Bühne öffnet sich. Hinter demselben sieht man die Statue Goethe's mit einem Lorbeerkranze.

Letzter Satz der C Moll-Symphonie

von L. v. Beethoven.

Von drei Mühlen.

Ländliche Geschichten

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1865.

Meiner lieben Mutter

gewidmet

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalt.

	Seite
Die Mühle am Hellbach	1
Die Mühle im Scheidergrunde	169
Die Mühle im Bingerthal	289

Die Mühle am Hellbach.

Erſtes Kapitel.

Das weite Stromthal mit ſeinen Felſenhängen, Weinbergen, Obſtgärten, Feldern und Wieſen zitterte in den brodelnden Gluten eines heißen Sommernachmittags. Auf der ganzen Landſchaft lag eine tiefe Ruhe. Die Früchte wuchſen an Baum und Strauch, die Vögel bargen ſich unter dem ſchützenden Dach ſchattiger Wipfel. Nur die Schwalbe, die, eine Tochter des Südens, den heißeſten Tag nicht ſcheut, ſchoß blitzſchnell durch die Lüfte, tauchte aber auch zuweilen ihr ſtahlblaues Gefieder leis vorüberſtreifend in das Waſſer des Fluſſes. Und wie ſtill war die Heerſtraße, die längs dem Ufer durch das Thal führte! Auf dem Strom glitt nur dann und wann ein Marktkahn vorüber, ohne daß indeß der Ruderſchlag erſcholl und ohne daß eine Welle das glatte Waſſer kräuſelte. Hätte nicht hin und wieder der Glockenton die rinnende Stunde verkündet, ſo wäre man auf den Gedanken gekommen, die Zeit ſtände ſtill.

Dieſelbe Ruhe herrſchte an der Stromſeite des Städtchens, das ſich mit ſeinen alten Giebelhäuſern, ſeiner Kirche und den dazwiſchenliegenden kleinen Gärten

wohlgefällig in der spiegelglatten Flut zu betrachten schien, wozu es auch in der That das größte Recht hatte, denn sein Aeußeres bot einen höchst malerischen Anblick. Die Bauwerke aus den verschiedenen Zeiten schienen sich allerlei verschollene Geschichten erzählen zu wollen. Hier auf der Stadtmauer hing noch ein altes Nest, das von den Fahrten des Mittelalters berichten konnte; dort hatte sich ein Bau angesiedelt, in dessen Fenster man Leute in Allongeperrüken und Reifröcken zu sehen erwartete. Weiterhin hoben sich Häuser nach neuestem Schnitt, unter denen sich namentlich ein stattlicher Gasthof auszeichnete, der zu beiden Seiten Laubgänge und Pavillons aufwies. Aber auch hier war tiefer Friede, trotzdem daß es in solchen Orten gewöhnlich kunterbunt hergeht. Hätte sich nicht dann und wann einer der Schiffer bewegt, die unten an der Mauer im Schatten zum Schlafe hingestreckt lagen, oder wären nicht einige nackfüßige Kinder am Rande des Flusses durch das Wasser geplatscht, man würde geglaubt haben, es liege hier alles verzaubert wie in dem Märchen vom Dornröschen.

Während sich allerwärts ein süßes Nichtsthun geltend machte, saß in einem Sommerhäuschen des Gasthofes, bedacht von schattenspendenden Rebenranken, ein Mann, der mit scharfem Auge über die weite Fläche des Stromes nach Norden schaute. Sein Anzug verrieth den wohlhabenden Landmann. Rock, Weste und Hose waren von demselben Stoffe und hingen ihm ziemlich schlotterig um die Glieder. Man sah den Kleidungsstücken an, daß die Schere und Nadel eines Dorfschneiders sie geschaffen hatte. Um den Hals war ein

schwarzes, seidenes Tuch geschlungen, auf dem Haupte saß eine dunkle Mütze mit großem Schirm, und die Füße wurden von einem Paar Stiefel bedeckt, die fast bis an die Knie reichten. Seine Gestalt erschien schlank und kräftig, man sah an jeder Bewegung, daß die Muskeln fest entwickelt waren. Die lebendigen, grauen Augen, die hohe Stirn, die Habichtsnase und der scharfgeschnittene Mund ließen auf ein energisches Wesen schließen, dem es gleichwol nicht an abwartender Geduld fehlte, denn der Gast hielt sich fast so still wie eine Bildsäule.

So sehr es auch den Anschein haben mochte, so war es diesem Manne doch keineswegs um eine leichte, sommerliche Träumerei zu thun. Seine Blicke irrten keineswegs durch die Landschaft, welche in reizender Fülle und Pracht vor ihm ausgebreitet lag. Für die schönen Schwingungen der Linien des Gebirges, welches das Gemälde schloß, für die reiche Ebene, die sich vor demselben dehnte, und für die lieblichen Dörfer und Städtchen, die sich hier und dort im Flusse spiegelten, sowie für all den herrlichen Sonnenglanz, der über den Wäldern, Obstgärten, Weinbergen, Kirchen und Häusern, wie auf der blitzenden Fläche des Stromes schimmerte, schien er kein Auge zu haben. Ebenso wenig interessirten ihn die wenigen Spuren des Lebens, die sich hier und dort in der heißen Tageszeit äußerten. Seine ganze Aufmerksamkeit war offenbar auf die Stelle gerichtet, wo der Fluß in seiner letzten sichtbaren Biegung zwischen den Bergen verschwand, denn wenn er auch zuweilen für einen Moment in das vor ihm stehende Glas blickte, mit dessen goldenem Wein er sich dann die Lippen näßte,

so nahm er doch bald wieder den besagten Punkt in das Auge.

Und nun blitzte mit einemmal das Auge lebhaft, er stand auf und stellte sich in die Luke des Pavillons. Man sah ihn plötzlich im hellsten Sonnenschein hinausschauen. Unten tief, wol eine Meile abwärts, erschien wie ein kleiner Punkt auf dem Flusse ein Dampfer, der schwarze Wolken in die Luft steigen ließ. Endlich! murmelte der Wartende vor sich hin und nahm dann seine alte Stellung wieder ein, indem er sich aufs neue in Geduld fügte und das allmählich immer größer werdende Schiff mit erkünstelter Ruhe näher kommen ließ. Zuweilen aber hielt er ein kleines Selbstgespräche: Es wird doch höllisch lang! Wenn der Heinrich nur auf dem Schiffe ist! Wie mag der Junge sich gemacht haben! Wird er auch auf meine Plane eingehen? Es könnte doch noch alles anders kommen, wie ich es im Sinne habe! Die Welt da draußen wird ihm wol die Schrullen der Kinderzeit aus dem Sinn gefegt haben! Freilich der Steinthalmüller hat einen harten Kopf und Heinrich ist mein Sohn! So lauteten seine leisen Bedenken, bei denen er mit den Fingern auf dem vor ihm stehenden Tische trommelte.

Nach einer guten halben Stunde kam der Dampfer immer näher, man hörte das Klappern seiner Räder, man sah die Wellen, die er in der ruhigen Flut aufwarf. Auch die einzelnen Gestalten setzten sich nun voneinander ab. Der Steinthalmüller, denn so nannte man in dieser Gegend den spähenden Gast, erhob sich von neuem und trat wiederum an die Mauer, um zu sehen,

ob er den einen oder andern Passagier erkennen könne. Und in der That, er schien Falkenaugen zu haben, denn nun zog er ein geblümtes Tuch aus der Tasche und winkte in die Luft. Vorn auf dem Decke des Schiffs aber erwiderte eine andere, für gewöhnliche Blicke noch unkenntbare Gestalt das gegebene Zeichen. Eine offenkundige Freude glänzte über die scharfe Züge, und er sprach jetzt lauter vor sich hin: Gottlob, das ist der Heinrich!

Bald darauf läutete nun auch die Glocke auf dem Schiff. Verschiedene Arbeiter und Gäste, begleitet von den windfüßigen Kellnern und dem stämmigen Hausknecht, eilten nach der Landungsbrücke, die dem Gasthof gegenüber am Ufer in den Fluß gebaut war. Am Strande wurde es mit einemmal lebendig. Auch der Steinthalmüller verließ seinen Platz und schritt, immer nach dem Schiffe blickend, durch den Garten zu der Treppe, die unten auf die Straße führte, mischte sich unter die Harrenden und betrat die Brücke, an welcher das Schiff in den nächsten Augenblicken hielt. Es stiegen Passagiere ein und aus, Koffer und andere Dinge wurden ab- und aufgeladen. Und nun gab es bald eine herzliche Begrüßung zwischen dem Müller und einem jungen, schönen Manne, der ihm kräftig die Hand schüttelte und ihm einen Kuß gab. Willkommen in der Heimat! rief der Alte. Gott grüß, Vater! erwiderte der Jüngling.

Als der Ankömmling seinen Koffer einem Träger bezeichnet und in den Gasthof zu tragen befohlen hatte, ging er an der Seite des Vaters in den Garten, wo

ſie beide in der eben verlaſſenen Laube Platz nahmen. Der Müller beſtellte bei dem Kellner eine Flaſche Moſelwein und Eſſen. Und dann ſaßen die beiden ſich gegenüber. Auf dem Geſichte des Alten zeigte ſich eine unverkennbare Zufriedenheit, der er zuweilen Ausdruck gab, indem er dem Sohne ins Geſicht ſagte, daß er vortrefflich ausſehe, daß er breiter und ſtärker geworden ſei, und daß er ihn ſeit ſeiner Abweſenheit entſchieden zu ſeinem Vortheile verändert finde. In der That war der junge Mann auch ein kräftiger und geſunder Burſche, aus deſſen offenen Zügen und hellen, heitern Augen eine freundliche und lichte Seele ſprach.

Aus dem Geſpräche, das ſich nunmehr entwickelte, ging hervor, daß Heinrich die Heimat vor drei Jahren verlaſſen hatte. Die erſten zwei Drittel dieſer Zeit war er in der Reſidenz geweſen, um dort ſeine militäriſche Dienſtzeit abzumachen, denn da er eine ſtattliche, großgewachſene Geſtalt beſaß, hatte man ihn für die Garde beſtimmt. Später aber beſuchte er noch für das folgende Drittel Norddeutſchland und die Niederlande. Von ſeinem Soldatenſtande wußte er keine beſonders befriedigenden Schilderungen zu machen. Wenn auch die Hauptſtadt mit ihren großen, glänzenden Straßen und weiten Plätzen, mit ihren Schlöſſern und himmelhohen Häuſern und mit ihrem bunten Uniformleben einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht hatte, ſo war ihm doch die Zeit in den ſich ſtets gleichbleibenden Verhältniſſen durchaus einförmig dahingerollt. Täglich gab es dieſelben Beſchäftigungen und dieſelben Mußeſtunden. Aber er erkannte an, daß die ſtramme Regel, die in der

Kaserne herrschte, dem verzogenen Sohne des väterlichen Hauses sehr zuträglich gewesen sei und ihm die willkürliche Benutzung der Stunden, an die er sich gewöhnt, ganz und gar aus dem Kopfe getrieben habe, wie er denn überhaupt zugeben mußte, daß die Ordnung des Gamaschendienstes auch ihre unverkennbaren Vorzüge aufweise. Dann gestand er aber auch, daß er sich aus dieser Lebensweise stets wieder in die Heimat gesehnt habe. Viel weniger war dies der Fall gewesen, als er sich, dem Willen des Vaters gemäß, nach Beendigung seiner Dienstzeit auf Reisen begab, um besonders den Acker- und Wiesenbau in fremden Ländern kennen zu lernen, Blicke in den Handel zu thun und die erlernten Ergebnisse mit nach Hause zu bringen, damit er sie auf dem heimischen Besitzthum nutzbar machen könne. Man hörte aus seinen Reden, daß er sich die Fremde mit unverkennbarem Interesse und Erfolg angesehen hatte. Seine Schilderungen des Ackerbaues und der Wiesenzucht in den Niederlanden, sowie verschiedener Geschäftsthätigkeiten waren lebhaft und fesselnd, sodaß der Vater sich vergnügt die Hände rieb und ausrief: Brav, mein Junge! Ich habe auch in diesem Fache gearbeitet, seit du weg warst, und ich denke, du wirst auch mit mir zufrieden sein. Aber es ist noch allerlei zu schaffen. Und das wollen wir getreulich miteinander thun, denn es gibt doch auf dieser Welt nichts Besseres, als wenn man sich ein tüchtiges Wesen herstellt. Jeder Mensch hat eine Heimat, aber nicht jeder besitzt eine solche. Und der Besitz ist doch das Gescheiteste. Den Besitz, den ich begründete, sollst du erweitern. Es scheint mir, du bist

auf dem besten Wege. Und dann fügte er mit einem ernsten Gesichte hinzu: Ich hoffe nun auch, daß du dir die alten Thorheiten aus dem Kopfe geschlagen hast.

Der Sohn sah ihn erstaunt an und wollte eben fragen, was für Thorheiten der Vater meinte, aber der Müller erhob sich mit starren Zügen, die jede weitere Forschung abschnitten, und wandte sich dem Hause zu, wo er dem Kellner zurief, er möge ihm die Rechnung machen und den Knecht die Pferde satteln lassen. Dann schritt er in das Haus und überließ Heinrich seinen Gedanken, die absonderlicher Natur sein mochten, denn der junge Mann schaute lange mit eigenthümlich bewegtem Ausdruck in die Gegend hinaus, ohne etwas zu sehen. Es war ein Ausdruck voll von Zweifeln, Erwartungen, Befürchtungen und Hoffnungen.

Nach einer Viertelstunde erscholl unten auf der Straße das Stampfen von Pferdehufen, das den jungen Mann aus seinen Träumereien weckte. Zugleich ließ sich die volltönende Stimme des Steinthalmüllers hören, der ihn mit Namen rief. Er sprang auf und eilte hinunter, wo der Alte schon einen Rappen bestiegen hatte und ihn bedeutete, sich auf den andern zu setzen, indem er ihm zugleich verkündete, daß der Fuhrmann, welcher den Abend abfahre, den Koffer nach der Mühle bringen werde. Heinrich that, wie ihm geheißen, denn er saß mit einem Sprunge, der den geübten Reiter erkennen ließ, auf dem Pferde. Der Wirth trat in die Thür, in welche Kellner und Hausknecht sich zurückzogen, und wünschte glückliche Reise. Und dann ritten die beiden die Straße aufwärts am Strome. Es ging frisch und

luſtig, denn die Pferde hatten lange genug geraſtet und der heiße Tag begann ſich zu kühlen.

Wie früher der Junge, ſo trug jetzt der Alte die Koſten der Unterhaltung. Sie berührten keine Stelle, von welcher der Steinthalmüller nicht etwas Neues, was ſeit Heinrich's Abweſenheit vorgefallen war, zu erzählen wußte. Zunächſt zeigte er ihm mehrere neugebaute Häuſer im Städtchen, dann wies er auf jüngſt errichtete Ziegelöfen hin, machte ihn auf Steinbrüche, die neu unternommen, und auf Weinberge, die eben angelegt waren, aufmerkſam, und wußte von allen dieſen Unternehmungen den Nutzen und Schaden bis auf den Heller aufzuzählen. Auch die Getreidepreiſe, der Runkelrübenbau, verſchiedene Sorten neuer Kulturpflanzen wurden beſprochen. Man erkannte aus jedem Worte den aufmerkenden, betriebſamen und raſtloſen Landwirth, der, wie das Sprichwort ſagt, genau wußte, wo Barthel den Moſt holt.

Die Landſtraße, auf welcher ſie etwa eine Meile geritten waren, hatte allmählich in eine flache Ausbuchtung des Thales geführt, an die ſich wieder anſtrebende Höhen legten, wie ſie in der Umgegend des Städtchens an den Fluß traten. Sie paſſirten eine Brücke, die über einen Bach führte und an den ſich auf dem anſtoßenden Hügel ein großes Dorf lehnte. Jenſeit dieſes Ueberganges zweigte ſich ein Weg ab, der das Wäſſerchen hinaufführte. Dieſen wollte Heinrich mit ſeinem Rappen einſchlagen, denn es war der Hellbach, an dem die Mühle des Vaters lag.

Wir reiten ins Dorf, mein Junge, ich habe dort zu thun, rief jetzt der Alte.

Soll ich denn nicht schon nach Hause? fragte Heinrich

Es handelt sich nur um einen Augenblick! lautete die Antwort.

Der junge Mann schien ein verdrießliches Gesicht zu machen, indeß er folgte dem Vater, der jetzt rüstig die Landstraße hinauftrabte, wandte sich aber zuweilen nach der Seite hin und schaute seltsam forschend zwischen die Hänge, welche das Thal des Baches bildeten, gerade als suche er dort nach irgendeinem Gegenstande.

Der Alte hielt für einen Augenblick an der Schmiede und rief dem rußigen Vulcanssohn ein paar Worte in Betreff einer Kette zu, die er so bald wie möglich liefern sollte.

Soll ich umkehren? fragte Heinrich.

Noch nicht, erwiderte der Müller und ritt weiter bis an das Ende des Ortes, indem er nach einer Weile beim Sattler vorsprach, um bei ihm einige neue Riemen zu bestellen.

Der Sohn dachte, jetzt würde es auf dem gewohnten Wege nach Hause gehen, und wandte das Pferd, aber der Alte rief: Da wir einmal so weit sind, wollen wir die neue Straße über die Anhöhe nehmen.

Die neue Straße? fragte Heinrich verwundert, aber durchaus nicht zufrieden.

Freilich, die neue Straße!

Und wohin führt sie?

Das wirst du schon sehen, schmunzelte der Müller;

ja, mein Junge, wir haben hier auch nicht auf der faulen Haut gelegen.

Mit dieſen Worten gab er dem Pferde die Sporen und ritt weiter. Heinrich folgte, und ſie waren bald vor dem Dorfe. Dort ſah der Sohn in der That einen neuen Heerweg, den er vorher nicht gekannt hatte, und der ſich, nach rechts abzweigend, in gelinder Steigerung den Hügel hinanzog. Beide Reiter lenkten auf denſelben ein.

Seit welcher Zeit iſt denn dieſe Anlage gemacht? fragte Heinrich den Vater.

In den letzten zwei Jahren haben wir ſie zu Stande gebracht, lautete die Antwort. Dieſer Weg war lange ein Bedürfniß. Er hat dem Stromthal ein Hinterland erſchloſſen, welches ſich mit ſeinem Wald- und Metallreichthum erſt jetzt entwickeln kann. Du ſiehſt es an den vielfachen Spuren von Fuhrwerk, daß die Straße ſchon wacker befahren wird. Sie führt aber an den großen Gehöften und an dem Kloſter vorbei, in das nun auch wieder die Mönche eingezogen ſind. Weiter im Gebirge wird an einigen Eiſenwerken gebaut. Auch die Lavaſteinbrüche ſind nun beſſer erſchloſſen. Man bringt den Baſalt und Tuffſtein über dieſen Weg an den Fluß, wo ſie verſchifft werden.

Aber warum iſt denn nicht der alte Weg am Hellbach erweitert worden? fragte der Sohn. Man hätte ihn ebenſo gut benutzen können.

Zwiſchen dem Grunde des Steinthals und der Ammühle ſenkt ſich das Thal zu jäh in die Tiefe, ſprach

der Alte. Man konnte dieſe ſteile Stelle nicht wohl überwinden. Guter Weg um, iſt nicht krumm.

Heinrich hätte gern noch weiter geforſcht, eine neue Frage ſchien auf ſeinen Lippen zu ſein. Aber ſie erreichten eben die erſte Stufe der Höhe, an welcher die Straße ſich jetzt fortgehend hinzog. Und hier bot ſich ſeinem Auge ein ganz neuer und überraſchender Anblick.

Mein Gott! rief er aus, was iſt denn aus dem Steinthal geworden?

Den unfruchtbaren, öden, ſteinigen und nur von Heide und Ginſter beſetzten Grund habe ich zu einer ſchönen Wieſe umgeſchaffen, erwiderte mit Stolz der Vater. Nun weißt du auch, warum ich dich nach den Niederlanden reiſen ließ. Du ſollteſt mir dort den Wieſenbau lernen, um ihn hier zur Anwendung zu bringen, denn ſo viel hier auch ſchon gethan iſt, ſo muß doch noch mehr geſchaffen werden.

Das iſt wahrlich ein ſchönes Werk, ſprach Heinrich.

Nicht wahr! lächelte der Müller mit großer Selbſtzufriedenheit. Ja, man darf nur den rechten Muth faſſen. Was haben die Leute nicht für dummes Zeug über dieſen Grund gefaſelt? Ueberall hieß es, man könne das wüſte Steinthal nicht nutzbar machen. Vor mehr als hundert Jahren hätten ſich freilich an dieſer Stelle fruchtbare Felder gedehnt, dann aber ſei in einem heißen Sommer ein Gewitter hoch im Gebirge ausgebrochen, das Waſſer wäre häuſerhoch durch das Thal geſchoſſen und hätte Häuſer, Heerden und Menſchen mit ſich fortgeriſſen und auch dieſen Grund in einer Weiſe mit Kieſeln und Geröll gefüllt, daß darauf keine ver-

nünftige Saat mehr aufkommen konnte. Nun aber ſei es für die Ewigkeit mit dem Wachsthum vorbei. Indeß ich habe dem einfältigen Volk den Staar geſtochen. Heutzutage gilt es die Augen zu öffnen, wenn man vorwärts kommen will. Schau her, dort von den Feldern habe ich Erde über die ganze Fläche werfen laſſen, denn man konnte allerdings nicht daran denken, die Steinſchichten zu entfernen. Als dies geſchehen war, leitete ich aus dem Bach unterhalb unſerer Mühle das Waſſer in lauter kleinen Kanälen an den Hängen hin. Da ging denn der Samen, von der nie fehlenden Feuchtigkeit befruchtet, herrlich auf. Betrachte dir nur die hohen Heuhaufen, die rings gewachſen ſind, und die wir morgen einſcheunen wollen. Und ſieh, wie die kleinen Waſſer dahinrieſeln!

Haſt du damit aber nicht dem Aumüller den Bach, der ſeine Mühle treibt, beeinträchtigt? fragte der junge Mann.

Was geht mich der Aumüller an, erwiderte der Alte mit ſcharfem und, wie es ſchien, gehäſſigem Tone. Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Allerdings hat die Anlage viel Geld gekoſtet. Aber ich habe die nutzloſen Liegenſchaften auf den dreißigfachen Werth gebracht. Ueberdies bin ich in wenigen Jahren gedeckt. Das Steinthal hat an die hundert Morgen. Früher hätte mir keiner zehn Thaler für den Morgen gegeben, jetzt laſſe ich ihn nicht für dreihundert. Die Wieſen repräſentiren ein Kapital von zwanzig- bis dreißigtauſend Thalern. Was ſagſt du nun, mein Junge? Nicht wahr, dein Alter hat gut für ſeinen einzigen Sohn geſorgt?

Gewiß ist das Werk aller Ehren werth, antwortete der Sohn; aber ich hoffe, daß nicht andere Leute dadurch beschädigt worden sind.

Der Alte schien auf solche Bedenken nicht eingehen zu wollen. Er zeigte dem Sohne im Vorüberreiten noch die Vorrichtungen in ihren Einzelheiten, wo sich herausstellte, daß er allerdings mit großer Ein- und Vorsicht verfahren war. So kamen sie der Steinthalmühle, die unmittelbar oberhalb der neuangelegten Wiesen lag, und an welcher die neue Straße vorüberführte, immer näher. Hohe, wohlgehaltene Dächer sahen mit ihren Giebeln aus den umgebenden Obstbäumen. Schon von fern tönte ihnen das Klappern der Mühlräder entgegen. Man hörte das Gebrüll der Kühe; hin und wieder schlug ein Hund an. Das Krähen der Hähne tönte herüber.

Endlich hielten sie im rothen Scheine des Abends vor dem Hofe, in den sie durch das Thor gelangten. Links und rechts erhoben sich Scheunen, Ställe und andere Wirthschaftsgebäude. In der Mitte dehnte sich die weite Düngerstätte, von welcher die Hühner und Tauben allmählich verschwanden, um sich zur Ruhe zu begeben. Rechts lag das Wohnhaus, an welches sich die Mühle schloß. Auf der Treppe stand die alte Gudula, welche dem Müller die Wirthschaft führte, und streckte mit einer Thräne der Rührung dem Sohne des Hauses die runzelige Hand entgegen. Heinrich sprang vom Pferde und rief ihr einen herzlichen Gruß, indem er die gebotene Rechte drückte.

Als der Knecht die Pferde in Empfang genommen, traten sie ins Haus. Die alte Gudula hatte in dem

Wohnzimmer einen Imbiß bereitet, indeß Heinrich erklärte, daß er noch nicht eſſen könne und ſich Haus und Hof anzuſehen wünſche. Der Vater ſagte, er wolle ihn begleiten. So gingen beide aufs neue hinaus und betrachteten ſich die Scheune, beſuchten die Ställe und durchmuſterten die Mühle, wobei ſich denn wiederum ergab, daß in der Abweſenheit des Sohnes viele wichtige und nützliche Neuerungen und Verbeſſerungen vorgenommen worden waren. Ueberall traf das Auge auf die Spuren eines tüchtigen und geregelten Anweſens. Man bemerkte, daß der Leiter der ganzen Wirthſchaft ſcharf und ſtreng zum Rechten ſehe. Dieſelbe Ueberzeugung gewann Heinrich, als er mit ſeinem Vater noch einen kurzen Gang in die das Thal aufwärts gelegenen Felder und das Wäldchen machte, welche ſich hinter den Wieſen das Thal hinabdehnte, denn auch dieſe Liegenſchaften gehörten zu dem Gute, das in der That ein ſtattliches und großes Beſitzthum war.

In der Dämmerung begaben ſie ſich wieder in das Haus und ſetzten ſich an den Tiſch, den die alte Gutula bediente. Heinrich verfiel auffallenderweiſe in immer tieferes Schweigen, während der Alte ſeiner Redſeligkeit mehr und mehr die Zügel ſchießen ließ. Er wurde namentlich nicht müde, dem Sohne die von Jahr zu Jahr gedeihende Umgegend zu ſchildern, an deren Unternehmungen er ſich ſelbſt faſt überall betheiligt hatte, und in welche er nun auch den Sohn einzuführen trachtete. Er ſprach von Getreideſpeculationen, Steinbrüchen, Eiſenwerken und andern Dingen, als wäre er ein gewiegter Induſtrieller. Auf die Verhältniſſe der Nachbarn, welche

Heinrich dann und wann berührte, schien er nicht eingehen zu wollen. Sein Haupt saß voller Pläne, sein Mund sprudelte davon über. Er unterhielt den Sohn selbst noch von diesen Dingen bis in das Schlafzimmer, das für Heinrich neben dem seinigen bereitet war.

Endlich sagten sie sich Gute Nacht. Das Licht wurde ausgelöscht. Während der Vater sich ruhigen Schlafes erfreute, wachte der Sohn noch lange Stunden. Es gingen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. Als er endlich eingeschlafen war, träumte er von Steinbrüchen und Hochöfen und von den Wiesen des Steinthals. Ueber die Wiesen brach aber plötzlich eine gewaltige Flut, in der Häuser versanken und Menschen ertranken. Und er selbst schwamm einem wunderschönen Mädchen nach, das er plötzlich aus den gewaltigen Wellen an das Land zu retten suchte. Mitten in diesem Ringen, Arbeiten und Streben erwachte er schweißgebadet mit lautem Herzklopfen.

Zweites Kapitel.

Der Steinthalmüller stand an dem Bette des Sohnes und rief: Junge, du schläfst ja bis in den hohen Tag. Und was für ängstliche Töne stößest du aus! Auf deinem Gesicht steht die Angst geschrieben und der heiße Schweiß ist dir ausgebrochen. Es scheint, du hast einen bösen Traum gehabt.

Heinrich sah ihn verwundert an, rieb sich die Augen und erwiderte: Ja, einen bösen Traum!

Und was sahst du im Traume? fragte der Alte.

Ich kämpfte gegen eine Wasserflut, mit welcher der Hellbach das Steinthal überschwemmte, sprach der Sohn.

Das bedeutet nichts Gutes.

Dummes Zeug! rief der Alte. Steh auf und wasche dich gehörig mit kaltem Wasser, dann vergehen dir die Flausen. Sieh, wie hell der Tag durch das Fenster lacht. Ich erwarte dich zum Frühstück, das unten in der Stube zurecht steht. Deinen Koffer habe ich schon hier an dein Bett stellen lassen. Zieh deine besten Kleider an. Nach dem Kaffee gehen wir in die Kirche.

Der Vater verließ ihn, der Sohn sprang aus dem

Bette, riß das Fenster auf, durch welches der frische Hauch des schönsten Sommermorgens mit fernem Glockengeläute, das aus den Dörfern ertönte, erquicklich hereindrang. Er wusch sich, nahm seine besten Kleider aus der Kiste, stieg dann die Treppe hinunter und trat in die untere Stube, wo der Vater mit der alten Gudula bereits hinter der dampfenden Kanne und den Tellern voll lockern Brotes und frischer Butter Platz genommen hatte. Der Alte musterte den Sohn mit scharfen Augen und schien mit seinem Aeußern zufrieden. In der That machte Heinrich auch den allergünstigsten Eindruck in der knappen Kleidung, die sein freies, offenes Wesen noch in erhöhtem Maße erscheinen ließ. Er nahm an der Seite des Vaters Platz und griff, seinen Traum vergessend, nach Speise und Trank.

Wie freue ich mich, sprach er, zu dem Vater gewandt, wieder einmal in unsere alte Dorfkirche zu kommen. Ich bin dort getauft und habe dort die Christenlehre bei dem alten Pfarrer besucht, der mich auch an den Tisch des Herrn treten ließ. Fast alle Sonntage ging ich hinab, so lange ich in der Heimat verweilte. Um mich saßen dann bei Messe und Predigt lauter bekannte und befreundete Gesichter. So werde ich denn dort meine Jugendgenossen wiedersehen. Das soll eine Lust werden, wenn ich ihnen nach dem Gottesdienste die Hand schüttle. Und wie mögen die Kinder aufgeschossen sein! Die meisten sind mir sicherlich aus den Augen gewachsen. Nicht wahr, wir nehmen doch heute den Weg am Hellbach oder durch den Busch an den Wiesen vorbei?

Nein, mein Junge, sprach der Alte, heute geschieht weder das eine noch das andere. Wir steigen nicht in das Thal hinab, da ich dich auf den Berg führen will. Als du von uns schiedest, war die Klosterkirche des heiligen Aegidius schon im Bau begriffen. Jetzt ist sie nicht allein fertig, sondern auch herrlich ausgemalt. Die Fremden, die in die Gegend kommen, unterlassen es nicht, sich das schöne Werk anzusehen und die Aussicht, die sich über das ganze Thal erstreckt, zu bewundern. Ueberdies aber sind die Patres dort eingezogen. Das ist da oben ein ganz anderes Wesen wie im Dorfe unten. Amt und Predigt haben einen ungleich bessern Schick. Seitdem sind die wohlstehenden Leute der Gegend übereingekommen, sich alle Sonntage dort oben einzufinden. Und das geschieht denn auch. Man ist auf diese Weise stets in guter Gesellschaft. Ich wollte dir eigentlich eine Ueberraschung bereiten, indem ich dich dahinführte. Da du aber voreilige Erkundigungen eingezogen hast, so mußte ich dich von unserer Fahrt unterrichten.

Daß dem Sohne diese Aufklärung keine besondere Freude machte, konnte man auf seinen Zügen lesen. Nicht ohne eine Beimischung von Mismuth äußerte er: Ich hätte heute am liebsten die Orte besucht, an denen ich in meiner Kindheit so glücklich war.

Aber der Vater erwiderte: Du wirst mir doch kein Duckmäuser sein und kindischen Gelüsten nachhängen wollen. Die Zeit des Träumens ist vorbei. Ich meine dir schon gesagt zu haben, daß sich die Verhältnisse des Landes bedeutend geändert haben. Wir leben mit den kleinen Bauern und Geschäftsleuten nicht mehr in der

frühern Art und haben den Umgang mit ihnen fast ganz abgebrochen. Der echte Mann strebt immer höher hinaus. So sind denn auch hier im Lande die Einsichtigen, die zugleich die Wohlhabenden geworden, zusammengetreten und bilden eine Klasse für sich. Du wirst eben in der Kirche verschiedene dieser Leute kennen lernen, die mir, als du fortgingst, weit voraus waren, die ich aber jetzt eingeholt habe, und mit denen ich auf dem besten Fuße stehe.

Dem Sohne schienen diese Reden, die der Vater noch weiter führte, schlecht zu behagen. Er griff immer spärlicher nach dem Brot und Kaffee. Seine Augen stierten in die Luft, als suche er sich die Bilder vergangener Tage auf.

Da hielt vor dem Hause ein Wagen.

Was ist das? rief Heinrich und sprang ans Fenster.

Es ist unser Gefährt, erwiderte der Alte schmunzelnd. Ich habe es mir im vorigen Jahre angeschafft, da ich meine vielen Geschäfte nicht mehr zu Fuß abmachen kann. Zeit ist Geld, so heißt, wie ich höre, ein englisches Sprichwort.

Der Sohn sah in der That zu seiner Verwunderung vor der Thür einen hübschen Wagen, an den die Rappen gespannt waren, auf denen sie gestern den Ritt von dem Städtchen nach der Mühle gemacht hatten. Wahrhaftig! rief er aus, hier hat sich alles verändert, daß ich die Heimat nicht wiedererkenne.

Der Alte mahnte nun den Sohn einzusteigen; beide nahmen Platz auf den hintern Sitzen. Der Knecht trieb die Pferde an, und sie fuhren nun die neue Straße

hinauf, auf welcher sie gestern bis an das Gehöft gelangt waren. Der Weg, der vortrefflich angelegt erschien, zog sich in leisen Schwingungen immer höher in das Gebirge, indem er bald zwischen hohen Fruchtfeldern, bald an den Wiesen des Baches, der in der Rinne verborgen daherrieselte, bald durch kleine Wäldchen hinleitete. Nach einer guten halben Stunde erreichten sie den Bergrücken, der eine schöne gothische Kirche, welche die Spuren einer zweckmäßigen Restauration zeigte, und das daranliegende umfangreiche Klostergebäude trug. In dem Thurme ertönten die Glocken, deren Klänge weit in das Land schallten. Auf allen Wegen nahten Leute im Sonntagsstaat, die sich anmuthig zwischen den grünen Feldern ausnahmen. Hin und wieder wurden auch mit weißem Linnen bedeckte Karren und hier und dort sogar eine Kalesche sichtbar, die alle zur Höhe strebten. Heinrich mußte sich innerlich gestehen, daß sein Vater nicht unrecht gehabt hatte, das Kloster zu loben und ihn dahin zu führen. Auch hier war wieder etwas für ihn ganz Neues entstanden. Ueberdies aber erfreute sich sein Herz der gedehnten, ihm freilich aus früherer Zeit bekannten Aussicht, welche die Herrlichkeit seiner Heimat recht lebendig überblicken ließ, denn man sah weit über das große Stromthal, in verschiedene Gründe, die ihre Wasser hinabsandten, und über Felder und waldreiche Höhen, die wie ein herrlicher Teppich ringsum gebreitet waren.

Der Knecht hielt mit dem Wagen vor einem neuerrichteten, stattlichen Wirthshause, das seitwärts vom Kloster lag, und vor dem eine beträchtliche Anzahl von

allerlei ländlichen Fuhrwerken hielt. Vater und Sohn stiegen aus und begaben sich nach der Kirche. Die Glocken hatten bereits eine Weile geschwiegen. In der Kirche erklangen die Töne der Orgel und der Gesang der Gemeinde. Als sie durch die Thüre traten, hatte die Messe bereits begonnen, das Gebäude war voller Menschen. Der Steinthalmüller führte den Sohn durch die Menge nach dem Chor und öffnete dort mit einem Schlüssel den von ihm gemietheten Kirchenstuhl, wo beide Platz nahmen. Als Heinrich den Blick in die Runde gehen ließ, bemerkte er in der Nähe eine ähnliche Reihe von Sitzen, welche gleichfalls von wohlhabenden Landleuten eingenommen waren, die sich mit ihren Töchtern und Söhnen zum Gottesdienst eingefunden hatten, und denen sein Vater vertrauliche Grüße zunickte. Einige derselben waren ihm aus früherer Zeit bekannt, andere erinnerte er sich nicht, jemals gesehen zu haben. Da ihn keine Erscheinung besonders interessirte, so versank er bald in tiefe und weite Gedanken.

Diese Gedanken bezogen sich aber keineswegs auf den Gottesdienst. So stattlich auch die Hochmesse celebrirt wurde, so fühlte er seine Seele doch nicht zur Andacht gestimmt. Ebenso wenig fesselte die herrlich mit Bildern und bunten Verzierungen geschmückte Kirche, durch deren gemalte Fenster ein magisches Licht fiel, seine Aufmerksamkeit. Ganz und gar von der Gegenwart abgezogen, durchwanderte er die Vergangenheit und erging sich in süßen Erinnerungen. Aus diesem herrlichen Gotteshause flog sein Geist in die alte Dorfkirche, an deren Besuch er schon am frühen Morgen gedacht hatte. Er sah sich

wieder als Knabe und Jüngling, das schwarze Gebetbuch in der Hand, dem Dorfe zuwandern, sei es nun, daß er den Weg längs dem Hellbache oder auch durch den Wald nahm; er ging an der Aumühle vorbei, die unterhalb des Besitzthums seines Vaters am Ausflusse des Baches in die Ebene lag und sich zwischen Apfel-, Birn- und Nußbäumen in einem eigenthümlich geschlossenen Kessel befand; dann lenkte er rechts und war auf dem Wege zum nahen Dorfe; dort schritt er durch die bescheidenen Häuser hin, wo sich seine Spielkameraden zu ihm gesellten; mit ihnen betrat den Kirchhof, wo die hohen, schattigen Linden standen, und wo bis zum Beginne des Gottesdienstes geplaudert wurde. Darauf zog alles in die Kirche. Und wie traulich war es in diesen alten Hallen mit den blumengeschmückten Altären! Freilich hatten die Wände nur einfache weiße Tünche aufzuweisen, aber die Sonne schien gar so freundlich durch die verstaubten Fenster in den Raum, wo ihm lauter befreundete Gesichter entgegensahen. Selbst die Stimmen, die sich im gemeinsamen Gesang erhoben, waren ihm bekannt. Und wie hell und licht klang ihm eine hohe, frische Mädchenstimme in das Ohr! Halleluja! Er sah sich aufs neue in der Klosterkirche um, die Gestalt zu erspähen, welcher solche Töne eigen waren. Umsonst blieb all sein Forschen durch die Menge. Er konnte ihn nicht finden, den schönen, blonden Kopf mit den weichen, süßen Zügen! Und er dachte wieder an seinen nächtlichen Traum, denn das Antlitz, nach dem er suchte, gehörte dem Mädchen, dem er in der gewaltigen Flut nachgeschwommen war.

Aus solchen hin- und herwogenden Vorstellungen erweckte ihn das Ende der Messe. Der Segen war gesprochen, die Menge ging auseinander, die Kirche entleerte sich. Der Steinthalmüller flüsterte dem Sohne zu, daß er ihm folgen möchte. Vor der Thür wurde die eine oder andere Familie begrüßt, welchen der Vater den heimgekehrten Heinrich vorstellte. Man sah den Alten und Jungen an, daß sie den Ankömmling mit neugierigen Augen betrachteten und ihn mit Wohlgefallen prüften. Mancher Vater und manche Mutter mochten sich bei seinem Anblick schon ihre stillen Plane ausdenken. Vielleicht stach er auch der einen oder andern ländlichen Schönheit in die Augen. Der Müller entzog seinen Sohn aber bald den Gesprächen, die sich anknüpften, und führte ihn dem Wirthshause zu.

Ich werde dich jetzt, sprach er, mit dem bedeutendsten Manne der Gegend bekannt machen. Er heißt Herr Wambach und ist aus dem Niederlande hierhergezogen. Vor einem Jahre hat er die Burg Schleißberg an der Höhe gekauft. Du wirst in ihm einen klugen Geschäftsmann finden. Wir haben ihn auch zum Präsidenten des landwirthschaftlichen Vereins gemacht. Sei nur recht freundlich mit ihm, ich habe meine Gründe.

Unter diesen Worten waren sie in die Nähe des Gasthofes gekommen, wo der Müller einem dicken, runden Herrn von halb städtischem, halb ländlichem Aussehen, der mit zwei Damen an einem Wagen stand, von weitem zurief: Guten Morgen, Herr Wambach!

Schön, daß Sie kommen, erwiderte dieser, wir haben Sie schon erwartet.

Ich bringe Ihnen hier meinen Sohn Heinrich, sprach der Alte.

Also Sie haben ihn zurück; nun das ist gut, erwiderte der dicke Herr.

Die Töchter des Herrn Wambach, nahm der Müller nun wieder, seinen Sohn verschiebend, das Wort: Fräulein Bertha und Fräulein Emma.

Die Mädchen, die freilich nicht in ihrem Wesen, aber wohl in ihren Kleidern an die städtischen Damen erinnerten, verneigten sich.

Haben Sie noch Geschäfte mit andern? fragte Herr Wambach.

Heute nicht, antwortete der Müller; ich habe mich so eingerichtet, daß ich Ihnen allein angehöre.

Dann können wir gleich aufbrechen! rief der andere, und sich zu den Mädchen wendend, fügte er hinzu Steigt ein, der junge Mann setzt sich zu euch, ich aber fahre mit meinem Freunde, den ich über allerlei sprechen muß.

Und so geschah es auch. Die Damen nahmen Platz im Wagen. Heinrich setzte sich auf eine nochmalige Ermahnung des Vaters zu ihnen. Die beiden Alten stiegen in das Gefährt des Müllers; dann schlugen die Knechte auf die Pferde und fuhren durch die heimkehrenden Landleute und an verschiedenen andern Fuhrwerken vorbei den Berg entlang und der Straße nach, die sich weiter in das Land zog.

Es paßte keineswegs in die Stimmung des jungen Mannes, sich mit einemmal in weiblicher Gesellschaft zu befinden, in welcher er sich überdies noch besonderer

Artigkeiten befleißigen mußte, denn er saß bei ihnen und nicht sie bei ihm im Wagen. Nicht minder war es ihm hinderlich, daß er von der Vergangenheit seiner Gefährtinnen so gut wie gar nichts wußte. Endlich aber verlockten ihn die körperlichen Vorzüge der Damen auch nicht zu besonderer Bewunderung. Sowol Bertha wie Emma erschienen als ziemlich unbedeutende, untersetzte Gestalten mit ebenso wenig hervorstechenden Gesichtszügen. Gleichwol löste Heinrich die Aufgabe der Unterhaltung, zu der er sich verpflichtet hielt, in nicht übler Weise. Er erzählte bescheiden und flüssig von seinen Reisen und Fahrten und von der Heimat, in die er zurückgekehrt war. Ein Wort gab das andere. Und so erfuhr er denn aus dem Munde der Mädchen, die sich gleichfalls alle mögliche Mühe gaben, allerlei von ihrem frühern und jetzigen Leben.

Nach einer kurzen Fahrt hielten die Wagen an der Burg Schleißberg. Heinrich hatte das Gebäude von frühern Ausflügen her in einem andern Zustande gekannt und erinnerte sich, daß es damals einen eigenen, alterthümlichen Eindruck auf ihn machte. Freilich erfreute es sich in jener Zeit keines stattlichen Aussehens. Die Thürme mit ihren hohen Dächern waren baufällig, nur der Mittelbau schien einigermaßen bewohnbar, aber es fehlte auch hier nicht an gebrochenen Fensterscheiben und Läden, die nur in Einer Angel hingen. Zudem zeigte sich in alten Mauerlöchern Stroh und Heu, welche den Beweis lieferten, daß die Wände von den Spatzen zum Bau ihrer leichtsinnigen Nester benutzt würden. Dabei befanden sich die Scheune und Ställe, die sich an die

Burg anschlossen, in einem mangelhaften Zustande. Dennoch übte das ganze Burgwesen eine malerische Wirkung zwischen den hohen Bäumen, welche in der Runde aufgewachsen waren, und spiegelte sich in seinem altersgrauen Kleide seltsam in dem umgebenden schwarzen Weiher, der sein Wasser aus einem kleinen Bergwasser erhielt. Dieses Aeußere hatte sich nun mächtig verändert. Der Maurer, Zimmermann und Schreiner waren vor kurzem in die Burg gezogen, um alle alten Schäden auszubessern. Die Mauern wurden erneut und mit Kalk und Tünche überzogen, in den Aeußern saßen neue Rahmen, das Dach erschien mit frischen Schiefern belegt und Scheune und Ställe waren in solider Weise hergestellt. Dennoch merkte man, daß bei diesem Werke nur das Princip der Nützlichkeit geherrscht hatte. Die Restauration ermangelte durchaus des künstlerischen Sinnes. Alles trug den Schein nüchterner Zweckmäßigkeit. Die alte Burg konnte sich nicht einmal mehr in dem dunkeln Gewässer bespiegeln, denn auch die Gräben waren mit Erde gefüllt worden.

Wie im Aeußern, so gewahrte man auch im Innern, daß sich hier ein Emporkömmling angesiedelt hatte. Allerdings erschienen Flur, Treppen, Stuben und Küche sauber und blank, aber die Geräthschaften bekundeten den nur auf die Nützlichkeit gerichteten Sinn des Besitzers. Namentlich war dies der Fall in den Zimmern mit ihren schreienden Tapeten, mit ihren unschön gewählten Möbeln, mit ihrem Mangel an jedem bildnerischen Schmuck. Kein alter Schrank, kein alter Sessel

deutete auf feste Eingesessenheit. Hier wohnten ganz neue Leute.

Heinrich war mit den Töchtern des Hauses bereits eingetreten, als die beiden Väter anlangten. Es wurde ein reichliches Frühstück aufgetragen, bei dem Herr Wambach den jungen Mann musterte und ihm allerlei Fragen stellte. Der Steinthalmüller sah sehr vergnügt aus, zumal er bemerkte, daß die Mädchen seinen Sohn mit wohlwollenden Augen zu betrachten schienen und ihm mit offenbarer Freundlichkeit Speise und Trank boten. Bald darauf aber entfernten sich die Alten aufs neue, die schon nach kurzen Pausen wieder in geschäftliche Gespräche über allerlei neue Unternehmungen gerathen waren. Wie sie sagten, hatten sie noch einige Punkte unter vier Augen zu berathen. Der Müller aber rief beim Weggehen dem Sohne zu, er möge die Damen gut unterhalten und seinen Vortheil wahrnehmen. Der Hausherr setzte hinzu: Nun, auf Wiedersehen beim Mittagessen.

Der junge Mann hatte nicht anders gedacht, als daß es sich um einen vorübergehenden Besuch handle. Jetzt sah er ein, daß der ganze Tag der Gastfreundschaft gewidmet sein werde, was ihm keineswegs angenehm schien. Aber es hieß, gute Miene zum bösen Spiel machen. Und in der That gaben sich auch die jungen Mädchen alle Mühe, ihren Gast, der ihnen mit seiner frischen, jugendlichen Gestalt und mit seinem offenen, freundlichen Gesichte einen guten Eindruck zu machen schien, auf das beste zu unterhalten. Bertha zeigte sich bald noch lebendiger wie Emma, und Emma

ſuchte Bertha zu überbieten. Es wurde ein Spaziergang in den Garten vorgeſchlagen, der nichts weiter war wie eine geſunde Pflanzſtätte für Küchenkräuter und Gemüſe. Man ſchritt eine Strecke in das Feld, man ſuchte Kühlung in dem nahen Wäldchen, da aber wieder eine drückende Sommerſchwüle eintrat, ſo hielt man es doch ſchließlich für das Beſte, die kühlern Räume des Hauſes aufzuſuchen.

Indeß war mit dieſen Unterhaltungen die Zeit bis zum Mittageſſen noch nicht ausgefüllt. Was ſollte man nun noch vornehmen? Die Geſpräche fingen an, ſich zu erſchöpfen. So mußte denn die Muſik aushelfen. Die beiden Schweſtern waren in der Penſion geweſen und hatten dort auch die Anfangsgründe des Klaviers erlernt. Das Inſtrument, welches nicht zu den beſten gehörte, ſtand in der Ecke. Emma machte den Vorſchlag, Bertha ſolle etwas ſpielen, Bertha wehrte ſich und meinte, Emma würde beſſer thun, etwas zu ſingen. So war denn das Eis gebrochen, denn Heinrich konnte doch nicht anders, als jede einzelne zu bitten, eine Probe ihrer Kunſt zu geben. Und ſo geſchah es auch. Bertha ſpielte einen Walzer, Emma einen Galop, in denen man den Takt nicht fühlen konnte und die Melodie mühſam herausſuchen mußte. Dann ſang die erſte: „Mich fliehen alle Freuden!“ und die andere: „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille“. Schließlich vereinigten ſich beide zu dem Duett: „In deinem Arm zu weilen, Freund, welche Seligkeit.“

Darüber kamen endlich die beiden Alten aus der Geſchäftsſtube des Herrn Wambach. Bravo, bravo! rief

der alte Müller, als er die Thür öffnete, und mahnte seinen Sohn, in das gespendete Lob einzustimmen, was er auch, um den Wünschen des Vaters zu genügen, willfährig that. Der Hausherr schien das Lob, das seine Töchter betraf, nicht gleichgültig aufzunehmen. Niemand aber war vergnügter wie die Damen, die in der That einen Triumph gefeiert zu haben glaubten. Und als nun das reinliche Dienstmädchen verkündete, daß die Suppe aufgetragen sei, begaben sich die Anwesenden, mit Ausnahme von Heinrich, der sich in dieses Wesen nicht zu finden wußte, mit offenbar innerer Befriedigung in das Seitengemach, wo die Suppe bereits auf dem Tische dampfte.

Man kann sich denken, wie der Tag verging. Heinrich saß zwischen den Damen, die immer redseliger wurden. Die Väter sahen zwischen ihren Gesprächen über Steinbrüche, Wiesenbau und Getreidespeculationen, die sie auch jetzt wieder wichtig fortführten, zuweilen nach den Andern herüber. Der Müller ließ es sogar dann und wann an einem derben, anzüglichen Spaß nicht fehlen, der Heinrich erröthen machte, den Mädchen aber gar nicht unangenehm zu sein schien. In seiner behaglichen Laune schonte er auch des Weines nicht, mit dem er das wirklich treffliche Essen befeuchtete, und der ihn von Moment zu Moment in eine behaglichere Stimmung brachte und seine Zunge mehr und mehr löste. Uebrigens hielt Herr Wambach ihm in vergnüglicher Weise die Stange. So zog sich denn die Sitzung bis in die späten Nachmittagsstunden hinein.

Und jetzt wurde noch eine Partie nach dem alten

Städtchen am Strome beſchloſſen, wo am geſtrigen Tage Heinrich von ſeinem Vater in Empfang genommen worden war, denn ſo wollte es die Sitte dieſer Landbewohner, daß ſie ſich die Sonntagnachmittage der warmen Jahreszeit noch in einer beſondern Weiſe vertrieben. Die Knechte mußten die Wagen anſpannen. Man ſtieg wieder in derſelben Weiſe ein wie am Morgen. Heinrich ſaß bei den Damen, die er, wollend oder nicht wollend, unterhalten mußte. Die Alten fuhren gleichfalls aufs neue hinterdrein, aber ſie machten es ſich bequem: der eine legte ſich in die eine und der andere in die andere Ecke. Dann ſchnarchten ſie beide ein Duett, aber nicht nach der Melodie: „In deinem Arm zu weilen, Freund, welche Seligkeit!“ So ging es denn hinaus, zuerſt an dem Kloſter Aegidienberg vorbei, dann in den Hellbachgrund längs der Steinthalmühle durch das benachbarte Dorf und durch die Stromebene, bis ſie endlich an dem Ort ihrer Beſtimmung anlangten und vor dem Gaſthofe hielten, wo die Dampfſchiffe zu landen pflegten.

Eine Orcheſtermuſik drang ihnen ſchon von fern aus dem Garten entgegen. Als die Wagen hielten, wachten die Alten auf und fühlten ſich durch ihr Schläfchen mächtig erquickt. Alle ſtiegen aus und begaben ſich in den Kreis der verſammelten Sonntagsgäſte. Ueberall wurden ſie begrüßt. Es waren hier manche Leute, die ſich morgens ſchon in der Kirche geſehen hatten. Noch andere kamen hinzu. Man braute Bowlen. Die Alten ſetzten ſich zu den Alten, die Jungen zu den Jungen.

Schließlich wurde in dem großen Saale ein kleiner

ländlicher Ball arrangirt. Die jungen Paare wirbelten in luſtigen Reigen dahin. Heinrich konnte ſich dem allgemeinen Vergnügen nicht entziehen. Er tanzte mit Bertha und Emma, die ſich des gelenken und geſchickten Tänzers erfreuten und ihn mit immer leuchtendern Blicken verfolgten.

Der Aufbruch erfolgte erſt am ſpäten Abend. Als man die harrenden Wagen beſtieg, ſetzte Herr Wambach ſich zu ſeinen Töchtern, Heinrich fuhr mit dem Vater der Heimat zu. Der alte Müller hatte auch jetzt nicht den Wein geſchont und befand ſich in einer ſehr redſeligen Stimmung. Nicht wahr, mein Junge, ſo lallte er, das war ein capitaler Tag. So viel Freude habe ich lange nicht gehabt. Ein charmanter Mann, der Herr Wambach. Und wie verſteht er ſich auf Geſchäfte! Der hat Späne im Sack. Und ſeine Töchter ſind die beſten Partien im ganzen Lande! Heinrich, thue die Augen auf. Ich ſage dir, wenn du da nicht den Vogel abſchießeſt, biſt du nicht der echte Sohn deines Vaters. Die Bertha oder die Emma. Die Emma oder die Bertha!

Der Sohn brauchte nicht zu reden, der Vater that es für ihn. Endlich hielten ſie an der Mühle und ſtiegen aus. Der Alte legte ſich ſofort zu Bett. Auch Heinrich ging in ſein Schlafzimmer. Er hatte einen recht ſchönen Tag gehabt.

Drittes Kapitel.

Wenn Heinrich bis hoch in den Sonntag geſchlafen hatte, ſo ſchlief der Steinthalmüller bis hoch in den Montag hinein. War geſtern der Vater zuerſt aufgeſtanden, ſo kam heute die Reihe an den Sohn. Der junge Mann erwachte, als eben die Sonne emporſtieg und ihre gewaltigen Strahlen zertheilend in den leiſen, duftigen Nebel ſenkte, mit welchem die Nacht die Erde umgeben hatte. Er ſprang aus dem Bette, warf ſich raſch in die Kleider und eilte, ohne das geringſte Geräuſch zu machen, um den Alten nicht zu wecken, die Treppe hinunter. Die alte Gudula, welche eben erſt aufgeſtanden war, und die er herzlich begrüßte, muſte ihm die Thür öffnen. Er trat in den Hof, wo die Hühner und Enten ihrem Ställchen und die Tauben ihrem Schlage entrippelten. Der Pferdeknecht und die Viehmagd gingen mit noch halbverſchlafenen Geſichtern an ihr Geſchäft. So ſah er überall die Spuren der Thätigkeit, mit denen der Tag in dem Gehöfte ſeinen Anfang machte.

Er rannte faſt wie ein Flüchtling, der ſich fürchtet,

angerufen und eingeholt zu werden, in den Garten, eilte zwischen den Beeten und Bäumen dahin nach dem hintern Ausgang und nahm den Fußpfad, der zwischen den Feldern und den neuangelegten Wiesen nach dem Gehölz führte, welches die Seite des leisansteigenden Hügels links vom Hellbach bedeckte. Am Rande des Wäldchens erst blieb er stehen und sah sich um. Das ganze Land lag noch in duftiger Morgenfrühe. Nirgends war ein Mensch zu sehen, der bereits sein Tagewerk begonnen hatte. Nur hier und da flog ein Vogel still und einsam durch die ruhige Luft. Heinrich rief aus: Endlich einmal allein und mit mir selbst!

Und dann lehnte er sich an eine junge Eiche, die am Wege stand, und schaute lang zurück auf den Weg, den er eben durchmessen hatte, auf die Mühle und auf das ganze Gebiet, welches ihre Umgebungen bildete. Es war ihm jetzt zum ersten mal, als sei er in die Heimat zurückgekehrt. Hundert alte Erinnerungen, an denen er sich in der Fremde wie an fernen Schatten erfreute, tauchten ihm in unmittelbarer Lebendigkeit auf. Bisher hatte er noch keine recht ruhige Stunde in dem elterlichen Hause gehabt. Das hastige Wesen seines Vaters, dessen Kopf mit den verschiedensten Planen gefüllt war, ließ ihn zu keiner gesammelten Betrachtung kommen. Nun aber lag das heimische Gebiet in stiller Beschaulichkeit vor seinen Augen. Dort in den Feldern und Wiesen und im Garten trieb er vor zeiten seine Spiele. Im Hofe hatte er die Hühner und Tauben gejagt. Er war in der Scheune umhergekrochen und hatte sich zwischen dem Vieh und den Pferden hin- und her-

getrieben. Oberhalb des Hauſes lag auch der Mühlteich, in deſſen Spiegel er den ſeltſamen Geſtaltungen der Wolken oft ſtundenlang zuſchaute und das eigenthümliche innere Leben des naſſen Elements betrachtete. Und nun klapperte auch wieder die Mühle, vor deren Räderwerken, die ſich ſo geſpenſtiſch, wie von unſichtbaren Mächten getrieben, drehten, er oft den kleinen Kopf zerbrach, um ſich dieſe Vorgänge zu erklären.

Und wie ſollte er hier nicht ſeiner Mutter gedenken, welche mit ihrem ſtillen, ſanften, huldſamen Weſen der gute Geiſt des Hauſes geweſen war. Sie ſtand ihm mit einemmal plötzlich vor dem Geiſte, die große, ſchlanke, blonde Frau mit den ſanften Zügen und den blauen, frommen Augen. Es war ihm, als ſäße er wieder mit ihr in der Wohnſtube und ſie erzähle Märchen, reiche ihm Milch und Brot und führe ihn mit ſich durch die Wirthſchaftsgebäude und in die Vorrathskammer, wo ſie immer einen guten Biſſen für ihn bereit hatte. Und ſie nahm ihn auch mit ſich in den Garten und in das Feld, und als er größer wurde, ging er an ihrer Hand des Sonntags zur Kirche. All die freundlichen Worte, die ſie zu ihm geredet, tönten wie ein fernes Geläute in ſein Ohr. Ja, ſie war unendlich gut und verſöhnlich geweſen. Wenn der Vater aufbrauſte, blieb ſie ſtill und ergeben. Sie legte die Streitigkeiten des Geſindes bei. Sie hatte die ganze ſchöne Zeit ſeiner Jugend geſchaffen. Da wurde ſie eines Tages heftig krank. Ihr Kopf glühte, ihre Augen glänzten, ſie ſprach wirre Worte. Ein hitziges Fieber war über ſie gekommen. Als der Knabe an einem Morgen erwachte, hörte er die Mägde weinen.

Der Vater drückte ihn stumm an sich. Die gute Frau war gestorben. Nach drei Tagen wurde sie auf dem Kirchhofe des Dorfes begraben. Eine helle Thräne glänzte in dem Auge des Jünglings, von dem die Leute sagten, es sei das Auge seiner Mutter. Es war eine schmerzliche und doch schöne Erinnerung, denn sie war rein und hell wie dieser Sommermorgen.

Heinrich verließ langsam seinen Platz und schritt tiefer und tiefer in das Gebüsch, indem er einem Fußpfade folgte, der, sich leis die Anhöhe hinaufschlängelnd, zu einem freien Platze führte. Je näher er demselben kam, desto mehr beschleunigte er die Schritte. Dort stand eine Bank, hinter derselben erhob sich eine Buche mit schlankem Stamme. Man sah, daß sein Auge schon von fern an dem Baume haftete, auf den er nun geradeswegs hinschritt. Sein Blick schien plötzlich aufzuleuchten. Ja, er fand, was der gesucht hatte. In der Rinde waren zwei Namen eingeschnitten. Der obere hieß Heinrich, der untere Regine. Um beide schlang sich ein Herz, aus dem oben eine Flamme schlug. Alle Züge des schneidigen Messers waren noch in voller Schärfe vorhanden. Der Baum hatte in seinem jungen, frischen Wachsthume die Namen nicht ausgelöscht, sondern treu bewahrt. Der junge Mann trat hinan und prüfte die Schrift mit dem Finger. Ein Lächeln ging über sein Antlitz. Er fand hier ein Zeichen guter Vorbedeutung.

Und dann setzte er sich auf die Bank und stützte das Haupt in die Hand. Neue Erinnerungen tauchten in seiner Seele auf. Wie sollten sie auch nicht, denn an dieser Stelle war er das letzte mal in seinem Leben so

recht von Herzen glücklich geweſen. Damals leuchtete auch ein heller, früher Morgen über der Erde. Es war an jenem Tage, wo er die Heimat verließ und in die Fremde zog, die er drei Jahre lang durchwanderte. Er hatte ſich auch damals mit der aufgehenden Sonne vom Hauſe entfernt und in den Wald geſchlichen, ohne daß ſein Vater und irgendjemand in der Mühle es ahnte. Als er aber mit klopfendem Herzen zur Stelle war, da kam von der entgegengeſetzten Seite ein junges Mädchen durch den Wald geſchritten, das hatte rothverweinte Augen und ſeine Hand zitterte, als er ihm die ſeinige reichte. Sie ſetzten ſich miteinander auf die Bank und es war ihm ſo weich und trübe zu Sinne, daß er lange kein Wort finden konnte. Als ſich nun endlich dennoch einige zerriſſene Reden einſtellten, da waren es lauter ſüße Liebesnamen. Die beiden Kinder gaben ſich das Verſprechen, daß ſie einander treu bleiben wollten bis in den Tod. Damals hatte Heinrich ſein Meſſer aus der Taſche gezogen und ihre vereinigten Namen, von einem Herzen umſchlungen, in den Baum geſchnitten. Dann ſaßen ſie wieder eine Weile nebeneinander, bis die Morgenglocke vom Dorfe ſie zum Aufbruch rief, denn er ſollte um dieſe Stunde mit ſeinem Vater nach dem Städtchen im Thale gehen, um das Dampfſchiff zu beſteigen. Sie gaben ſich den erſten Kuß. Die Thränen floſſen beiderſeitig. So ſchieden ſie für drei Jahre.

Und nun war er ſchon den dritten Tag daheim und hatte noch kein Wort von Regine vernommen, von der er doch wahrlich lieber gehört hätte als von den neuen Wieſenanlagen im Steinthal und den andern großen

Planen ſeines Vaters. Um die lichte, geliebte Geſtalt des unvergeſſenen Mädchens zu erblicken, hätte er auf dem Ritt von dem Städtchen nach Hauſe gern von dem Dorfe den Weg durch das Steinthal eingeſchlagen, ſtatt über die Höhe zu reiten, und am Sonntag Morgen die Kirche im Dorfe beſucht, wo er ſie zu ſehen hoffen durfte! Was kümmerte ihn die Kirche von Aegidienberg! Was ſollten ihm die Töchter des reichen Herrn Wambach? Er war in Gedanken ſtets bei der Freundin ſeiner Jugend. Dieſe Freundin war aber niemand anders als die Tochter des Ammüllers, deſſen Haus unterhalb der Steinthalwieſe in der Schlucht des Hellbachs lag, wo dieſer ſich in der Nähe des Dorfes in die Ebene verlor. Was mag ſie von mir denken, murmelte er vor ſich hin, das gute Herz, da ich heimgekehrt bin und ſie noch nicht aufgeſucht habe, denn ſicherlich hat ſie gehört, daß mein Vater mich geholt hat. Wird ſie es noch glauben, daß ich treu bleiben will bis in den Tod? Doch es muß ſich ja alles zur gehörigen Zeit aufklären.

Darauf gedachte er der ſchönen Zeiten, die er mit dem lieben Kinde verlebt hatte. Ihre Väter, der Steinthal- und der Ammüller, waren nie beſondere Freunde geweſen. Ja, mitunter herrſchten offenkundige Zwiſtigkeiten zwiſchen ihnen, bald wegen des Waſſers, das ihre Mühlen trieb, bald wegen anderer ſtreitigen Punkte über die Grenzen ihrer Beſitzungen. Aber dieſe mislichen Verhältniſſe der Aeltern hatten keinen Einfluß auf die Kinder geübt. Man war auch nie ſo weit gegangen, den Kindern den Umgang zu verbieten, die hier in der ländlichen Einſamkeit, entfernt von dem Dorfe, willkommene

Spielkameraden geworden waren. Heinrich ging als Knabe in die Aumühle, und Regine kam in die Steinthalmühle, und während die Väter oft mit verhaltenem Trotz, ohne ſich einen Gruß zu bieten, dicht aneinander vorübergingen, ſaßen ihre Kinder, harmlos ſpielend und der goldenen Jugendzeit genießend, friedlich zuſammen an dem Tiſche des einen oder andern und aßen das Brot, das ſich die Aeltern nicht zu gönnen ſchienen.

So war es in ganz frühen Tagen aufdämmernder Kindheit. Da kam die Zeit, wo Heinrich in die Schule ging. Er war drei Jahr älter als das Mädchen, das die Aeltern noch zu Hauſe hielten. Aber er nahm doch alle Tage den Weg an der Aumühle vorüber, an deſſen Thor Regine ihn beim Schulgang, mochte er ihn nun zum oder aus dem Dorfe führen, erwartete und ihm Brot und Obſt und was ſie ſonſt hatte, mit auf den Weg gab. Als das Mädchen aber ſpäter auch mit Buch und Schiefertafel in das Dorf zog, da holte er ſie regelmäßig ab und brachte ſie auch wieder heim. Die Kinder pflegten alsdann Hand in Hand zu wandern. Sie wurden oft darüber geneckt, aber das hinderte nicht das alte Einverſtändniß. Keines ließ vom andern. Trieben es die ſpottenden Buben zu toll, ſo wurde Heinrich der Ritter ſeiner Geſpielin und wehrte ſich für beide mit derben und wohlgezielten Fauſtſchlägen.

So harmlos konnten die Tage aber nicht immer dahingleiten. Sie hatten endlich die Schule hinter ſich. Der Knabe wurde ein Jüngling, das Mädchen eine Jungfrau. Es kam eine Zeit, wo ſie es gleichſam unbewußt fühlten, daß ſie nicht mehr auf dem kindlichen

Fuße miteinander verkehren dürften. Dazu gesellten sich die immer größern Spaltungen der beiden Väter, die in der ganzen Gegend als offene Feinde bekannt waren und kein Hehl daraus machten, daß sie sich Haß und Feindschaft trugen. Der Aumüller hatte zwar den Sohn seines Gegners nie dieses unselige Verhältniß entgelten lassen. Dagegen nahm Heinrich's Vater jede Gelegenheit wahr, um den Nachbar in den Augen seines Sohnes herunterzusetzen, was diesem immer einen Stich ins Herz gab. Aber solche Zerwürfnisse wirkten doch beschämend und verschüchternd auf die Kinder, die sich unter andern Leuten kaum anzusehen wagten, obgleich jedes in seinem Herzen empfand, daß es dem andern über alle maßen wohlwollte.

Und dieses Wohlwollen sprach sich auch jedesmal aus, wenn Heinrich und Regine sich zufällig einmal in einsamem Felde oder im Walde begegneten. Sie blieben dann beieinander stehen, sie gaben sich die Hand, sie wechselten gute Worte und liebevolle Blicke. Sie waren dann wieder die freundlichen, fröhlichen Kinder aus der vergangenen Zeit. Und damals begann sich auch noch etwas anders in ihrem Herzen zu regen als die Freundschaft. Heinrich dünkte das Mädchen überaus schön und anmuthig; Regine war es, als hätte sie nie einen prächtigern Burschen gesehen. Wo sie sich fanden, da glänzten ihnen die Augen, da lachten ihre Züge, da klopften ihre Herzen. Da war es denn kein Wunder, daß sie sich auch bald mächtig anzogen und nicht mehr den Zufall abwarteten, sondern die Gelegenheit suchten, einander zu begegnen.

Wer ſucht, der findet. Sie ſuchten und fanden ſich bald. Aber es geſchah nicht, wie es ſonſt ländliche Sitte iſt, auf dem Kirchwege oder beim Tanze. Dort wechſelten ſie, umgeben von den lauernden Augen der Neugierigen, die ſich gern über die Streitigkeiten der beiden Müller unterhielten und ſie in die Gegend trugen, nur flüchtige Blicke. Wohl aber trafen ſie ſich oft morgens in aller Gottesfrühe oder abends ſpät, wenn die Sonne untergegangen war, in dem Buſche, der ſich ſeitwärts der Wohnungen ihrer Aeltern am Hügel hinzog, und wandelten dann ſtundenlang verborgen vor den Menſchen, indem ſie ſich erzählten, was ſie den Tag über gethan und wann ſie aneinander gedacht hätten, und überlegten, wie ſie die entzweiten Väter zu jener Freundſchaft zurückführen könnten, deren Fülle in ihren eigenen Gemüthern wohnte.

Wer ſchildert all die ſchönen, lichten Augenblicke zweier guter, heller Seelen, wie ſie hier miteinander verkehrten? Dem jungen Manne wurde bei den erneuten Erinnerungen heiß und kalt. Er ſprang plötzlich auf, küßte den Namen Reginens an dem glatten Baume und ſchritt dann weiter auf dem Pfade, der wieder abwärts führte. Nach einer Weile verließ er den Weg und ſchlug ſich in das Gebüſch, deſſen dichtverſchlungene Zweige ihm nicht ſelten hindernd entgegentraten. Endlich wurde der Wald licht. Noch einige Schritte, und er ſtand an einem Abhange, hinter deſſen Sträuchern er in die Felder ſehen konnte. Es war die Stelle, wo der Hellbach in die Ebene fiel.

Sein Herz klopfte mächtig. Unten in der Schlucht

lag die Aumühle. In der Aumühle wohnte Regine. Allerdings war es noch zu früh am Tage, um einen Besuch bei den Nachbarn zu machen. Auch hätte er es nicht gern gethan, bevor er wußte, wie sein Vater in diesem Augenblicke zu dem alten Gegner stehe. Aber vielleicht gelang es ihm doch, das Mädchen heimlich zu erspähen. Alsdann wollte er auf jede Bewegung achten, um ihr nachher sagen zu können, daß er sie erblickt hätte, ohne daß ihr eine Ahnung gekommen wäre. Er gedachte ihr zu erzählen, wie sie mit dem Hunde an der Thür geredet, wie sie die Hühner gefüttert und wie sie die Tauben gelockt, was, wie er wußte, ja jeden Morgen ihre Beschäftigung war. Dann sollte sie einsehen, daß er ihr, wenn er sich auch den Sonntag, durch allerlei Verhältnisse gehemmt, nicht habe blicken lassen, doch treu sei bis in den Tod.

Mit solchen Gedanken war er hinter einen dicken Strauch an den Abhang getreten. Aber welch ein plötzlicher Schrecken befiel ihn! Wie öde und verlassen lag das Gehöft vor seinen Augen! In dem Teiche, welcher die Mühle speiste, fehlte das Wasser: er hatte sich zu einem schilfigen Sumpfe gewandelt. Die Räder, die sich sonst so lustig drehten und Diamante sprühten, standen nicht allein still, sie waren auch trocken. Und wie verfallen sah das Haus aus! Hin und wieder fehlten die Scheiben; das Dach zeigte allerlei Schäden. Und dabei lag der Hof so still und traurig. Wo waren die Hühner und Enten geblieben, die ihn sonst belebten? Wo die Tauben, die einst auf dem Dache girrten? Aus dem verschlossenen Stalle brüllte kein Rind und wieherte kein

Pferd. Zwiſchen den Steinen ſproß das Gras in hohen Halmen. Allerwärts bot ſich ein Bild trauriger Vereinſamung und Verödung. Mein Gott, ſprach Heinrich in ſich. Was iſt hier vorgegangen?

Er ſtand noch in tiefe Gedanken verſunken, da tönte die Morgenglocke vom Dorfe herüber. Das war die Stunde, wo in der Steinthalmühle das Frühſtück genommen wurde und wo nach der alten Sitte keiner am Platz fehlen durfte. Die Macht der Gewohnheit verfehlte nicht ihren Einfluß. Heinrich begab ſich raſch auf den Heimweg, um ſeinem Vater gerecht zu werden. Da er ſich gerühmt hatte, an Regel und Ordnung zu halten, ſo erachtete er es für nöthig, ſie auch in kleinen Dingen an den Tag zu legen.

Während der Wanderung aber blieb er mit allem Sinnen und Denken in der Mühle. Welche ſchreckliche Veränderung hatte er geſchaut! Konnte ein Haus ſo leer und hinfällig werden, wo einſt lauter luſtiges, lachendes Leben geherrſcht hatte! Er dachte nicht mehr allein an Regine, auch die andern Hausgenoſſen lebten in ſeinem Angedenken auf. Und in der That, er verdankte ihnen faſt nicht weniger wie der geliebten Jugendfreundin. Mochte ſein Vater auch ſagen, was er wollte, er hatte die freundlichen Bewohner des Hauſes als gute, herzliche Leute kennen gelernt. Nach dem Tode ſeiner Mutter fehlte es an dem heimiſchen Herde mehr oder weniger an aller Gemüthlichkeit. Die alte Gudula konnte ihm trotz ihrer Herzensgüte, die allzu früh Geſchiedene nicht erſetzen, und der Steinthalmüller war ſtets ſo ſehr mit Geſchäften überhäuft, daß er dem Sohne nur einzelne

Momente widmete. Sein Dasein zu Hause hatte daher etwas Trockenes und Fremdes. Trat er aber in die Aumühle, so fand er sich in einem Kreise, der fröhlich lebte und fröhlich leben ließ. Es gab dort stets Gesang und Spiel, man erzählte sich lustige Geschichten und Schwänke und trieb allerlei Possen. Da fehlte es denn nicht an hellem, harmlosem Gelächter, welches das Gemüth erheitert und erweitert.

Die Seele dieses lustigen Hauses aber war eigentlich der Aumüller, Reginens Vater oder, wie man ihn in der Gegend zu nennen pflegte, der Müller Justus. Seine hohe, schlanke Gestalt zeigte eine große Beweglichkeit und Muskelkraft; der schöne Kopf mit dem blonden, lockigen Haar und mit dem edel geschnittenen Profil, den blauen, hellen Augen nahmen jeden Menschen, der ihn sah, für ihn ein. Die ganze Erscheinung trug das Gepräge eines guten, offenen und heitern Mannes. Und so sprach auch die volle Bruststimme jedem zum Herzen. Frei und frank trat er jedermann entgegen. Mit den Kindern hatte er seine ganz besondere Art. Er konnte stundenlang mit ihnen spielen und plaudern, und sie spielten und plauderten mit niemand lieber als mit ihm. Wenn er in guter Laune im Kreise der Seinigen vor der Thür oder in der Stube saß — und er hatte eigentlich immer einen trefflichen Humor —, dann ging das Gespräch nicht aus, sei es, daß er von seinen Reisen berichtete, oder Geschichten und Märchen erzählte, oder allerlei Possen trieb, wie der Augenblick sie ihm eingab. Der Schatz seines Wissens war so groß, daß er ihm nimmer ausging. Dabei war er ein unermüdlicher Sänger,

der sich auf allerlei schöne Volkslieder verstand und die er zuweilen mit seiner Zither begleitete, denn er hatte dieses Instrument auf der Wanderschaft gelernt und entlockte ihm mit den breiten Händen oft wunderbar zart ans Herz greifende Töne. In all diesen Dingen, welche der Geselligkeit einen erhöhten Reiz verleihen, war er gewissermaßen der Lehrer Heinrich's gewesen, der ihm seine Erzählungen und Lieder abgelauscht hatte und sie in seiner Weise verwertete. Wie oft war es nicht dem jungen Manne gelungen, während des Soldatenstandes seine Kameraden, und auf seinen Reisen neugewonnene Bekannte mit diesen alten Schnurren und Gesängen zu erfreuen, wobei er innerlich gestehen mußte, daß er sich eigentlich mit fremden Federn schmücke und nur aus dem Borne schöpfe, den ihm in schöner Jugendzeit der Anmüller erschlossen hatte. Ja, er dankte dem Müller Justus auch, nachdem er längst aus der Heimat geschieden war, eine Menge froher Stunden und guter Freunde.

Die Müllerin, seiner Regine Mutter, aber paßte ganz zu dem Wesen ihres Mannes. An allem, was er sprach und that, nahm sie den lebhaftesten Antheil. Sie sah ihn stets mit der lebendigsten Theilnahme in den freundlichen Zügen an. Auch nachdem die Flitterwochen lange dahingezogen waren, blieb er der Mittelpunkt ihrer Gedanken und das Ziel ihrer Sorgen. Keiner lachte herzlicher über alle Scherze wie sie. Niemand theilte nachhaltiger die Munterkeit, die er erregte. Wenn er heimkam, brachte sie ihm den Hausrock entgegen. Bei Tisch legte sie ihm die besten Bissen auf den Teller. Ohne daß sie selbst gerade die Unterhaltung anregte,

ſorgte ſie durch die unveränderte Theilnahme an derſelben, daß ſie im ſteten Fluſſe blieb. Man mußte ſeine Freude in dieſem Hauſe haben, denn die Herzen waren hier auf denſelben Ton geſtimmt. Dabei hatten alle Geſpräche einen gutartigen Charakter. Von Schimpfen und Schelten über Land und Leute, Zeitläufte und Zuſtände war keine Rede. Man pflegte alles von der beſten Seite anzuſehen und zu beſprechen.

Zu dieſen Hausgenoſſen, die das Bild einer glücklichen Ehe gewährten, geſellte ſich noch der alte Anmüller, der Vater der Frau und der urſprüngliche Beſitzer des Hauſes, denn der Müller Juſtus, wie man den Schwiegerſohn zum Unterſchiede von dem alten Mann hieß, hatte in die Wirthſchaft hineingeheirathet. Dieſe gehörte nun freilich nach wie vor dem Greiſe, aber er war nicht mehr im Stande, das Geſchäft zu führen. Man hatte ihn, als er in hohen, aber noch kräftigen Mannesjahren und mitten in der rüſtigſten Thätigkeit ſtand, nach einem Gewitter bewußtlos unter einem Baume in der Nachbarſchaft gefunden und nach Hauſe gebracht. Ob der Blitz ihn getroffen oder ob ein Schlag ihn gerührt hatte, konnte nicht ermittelt werden. Dem herbeigerufenen Arzte war es allerdings gelungen, das gelähmte Leben zu wecken, aber der alte Mann erwachte doch zu einem troſtloſen Daſein. Seine Zunge und ſeine Füße waren gelähmt. Alle Mittel, das Uebel zu heben, verſagten. Man hörte ferner keinen verſtändlichen Laut von ſeinen Lippen, und er ſaß ſtets an dieſelbe Stelle gebannt im Seſſel. Bei gutem Wetter aber wurde er vor das Haus in den Sonnenſchein getragen. Trotz

dieſes traurigen Zuſtandes ertrug der Greis ſeine jammervolle Lage mit der größten Geduld. Er nahm ſogar an allem, was er ſah und hörte, traulichen Antheil, denn er wurde von den Kindern und der Enkeltochter mit unabläſſiger Freundlichkeit gepflegt. Sein ſtilles, trauriges Bild gehörte ganz und gar in den Kreis dieſer guten Menſchen.

Bei ſolchen Erinnerungen war es kein Wunder, daß Heinrich ſich um die Lage der alten Freunde ängſtigte, zumal, da ihm die Aumühle in einem Zuſtande erſchienen war, daß er faſt glauben mußte, ſie ſei von ihren Bewohnern verlaſſen worden. So ſtürzte er denn heim, um ſich ſofort nach den Nachbarn zu erkundigen.

Als er in die Stube trat, fand er ſeinen Vater bereits hinter dem Frühſtückstiſche. Daß der Alte nach der Schwärmerei des vergangenen Tages ein übernächtiges und verdrießliches Geſicht aufgeſetzt hatte, bemerkte er nicht. Er bot ihm einen Guten Morgen, der mürriſch erwidert wurde, ſetzte ſich an ſeine Seite und griff mechaniſch nach Trank und Speiſe. Die alte Gudula ſaß in einer Ecke des Zimmers und ſpann.

Eine Weile blieb es ſtumm. Dann fragte der Sohn mit kleinlauter Stimme: Wie geht es denn mit dem Nachbar in der Aumühle?

Wie ſo? fragte der Vater kalt, und ſah ihn mit empörtem Blick an.

Ich habe einen Gang in dieſe Wieſe und in den Wald gemacht, erwiderte Heinrich. Da bin ich denn bis an den Abhang vor der Aumühle gekommen. Es ſah mir alles ſo verändert und vernachläſſigt aus.

Habe ich es mir doch gedacht, fuhr nun der Steinthalmüller auf. Ueberflüſſige Neugierde! Freilich iſt dort alles verrottet und verdorben. Daß du dich nicht unterſtehſt, wiederum mit dem verlumpten Bettelvolk anzubinden, wie du es vor zeiten gegen meinen Willen gethan haſt!

Er wollte noch weiter fortfahren, da ſteckte der Jude Aaron aus dem Dorfe den ſcharfgeſchnittenen iſraelitiſchen Kopf durch die Thür und rief: Mit Verlaub, darf ich eintreten?

Ich komme zu euch, ſprach der Steinthalmüller, ſtand auf und verließ die Stube. Man hörte ihn mit dem Ankömmling in das gegenüberliegende Zimmer, welches zu einem Bureau eingerichtet war, treten.

Heinrich ſaß wie verſchmettert auf ſeinem Platze. Er rührte Speiſe und Trank nicht weiter an.

Viertes Kapitel.

Endlich wurde Heinrich durch das Schnurren des Spinnrades, das die alte Gudula raſtlos drehte, erweckt. Er wandte ſich um und fragte kleinmüthig: Gudula, ſage mir, wie iſt es mit unſern Nachbarn?

Die Alte zuckte mit den Schultern und ſchüttelte den Kopf, indem ſie nach der Thür blickte.

Heinrich rückte ſeinen Stuhl in ihre Nähe und flüſterte ihr zu: Ich beſchwöre dich, erzähle, was geſchehen iſt. Ich bin voller Unruhe!

Das iſt eine traurige Geſchichte, ſagte die Alte zögernd, indem ſie ſich wiederum nach der Thür wandte.

Um Gottes willen, laß mich nicht länger in Ungewißheit, bat der junge Mann aufs neue. Sind die Leute noch in der Mühle oder ſind ſie fortgezogen?

Sie ſind noch dort, aber ſie ſollen ſich in ſchlimmen Verhältniſſen befinden, lautete die Antwort.

Alſo ſind ſie noch dort, athmete Heinrich auf. So erzähle mir doch von ihren Verhältniſſen.

Es geht allerlei Gerede unter den Leuten, lispelte

Gudula. Gott weiß, ob man es glauben kann; es iſt ſo viel Bosheit und Verleumdung in der Welt.

Du ſprichſt in Räthſeln; wenn du mir nur reinen Wein einſchenken wollteſt, ſagte der Müllersſohn.

Die Alte beſann ſich, dann nahm ſie das Wort, indem ſie noch immer die verhängnißvolle Thür, durch welche der Müller verſchwunden war, im Auge behielt: Ob es ſo gekommen iſt, wie man allerwärts munkelt, weiß ich nicht, aber es heißt, dein Vater habe den Aumüller allmählich ins Verderben gebracht.

Wie iſt das möglich? fuhr Heinrich auf.

Ich maße mir freilich kein Urtheil an, beſänftigte ihn die Alte; man ſpricht ja auch nur ſo.

Und was ſpricht man?

Durch die neue Wieſenanlage im Steinthal werde alles Waſſer des Hellbachs unterhalb unſerer Mühle verſchluckt, ſprach Gudula; es käme kein überflüſſiger Tropfen mehr an die Räder des Nachbars. Was das Gras nicht zu ſeinem Wachsthume gebrauche, das ſauge das Geſtein unter den Wieſen weg. Seitdem ſei das Werk da unten trockengelegt, der Teich ſtehe immer leer und die Räder entbehrten des Waſſers, um fürder getrieben zu werden.

Das habe ich gefürchtet, ſeufzte der Sohn.

So ſei denn dem Aumüller das Geſchäft verdorben und der Lebensunterhalt genommen, flüſterte die Alte. Alles das mögen freilich nur müßige und unbewieſene Behauptungen ſein, denn dein Vater iſt doch ein rechtlicher Mann, ſo ſehr er auch auf den Pfennig hält und ſo arg er beſtrebt geweſen iſt, reich zu werden.

Reich zu werden! rief der Junge, indem er ſich ungeduldig durch die Haare fuhr. Ja, ja, in ſolchem Beſtreben geht oft Recht und Billigkeit um die Ecke. Doch, was redet man noch mehr?

Allerdings heißt es auch, daß der Steinhalmüller einen alten Haß auf den Nachbar habe, entgegnete Gudula, und das mag wahr ſein.

Einen alten Haß? O ſage mir mehr davon, bat ſie jetzt der aufgeregte Jüngling.

Da muß ich mich auf vergangene Zeit beſinnen, ſprach die Wirthſchafterin. Aber das läßt ſich ſo kurz nicht faſſen, es iſt eine lange Geſchichte.

Wir haben ja Zeit, drum erzähle, ich will alles wiſſen, rief Heinrich. Wer weiß, ob ſich die Dinge nicht zum Guten wenden laſſen!

Draußen ging eine Thür. Die Alte lauſchte, ob der Müller nicht eintrete, aber man hörte, wie er mit dem Juden das Haus verließ. Sie ſahen ihn mit demſelben aus dem Hofe gehen.

Der Vater iſt aus, ſprach der Sohn. Da gibt es Muße und Zeit. Alſo vergiß nichts.

Es iſt ſchon lange, lange her, begann nun Gudula, und es war noch die alte gute Zeit, wo die Menſchen nicht gierig dem Gewinn und Verdienſt nachliefen wie heutzutage, und ich ſelbſt war noch jung und friſch und wohnte unten im Dorfe, da rühmte man die Aumühle als eins der wohlſtehendſten Häuſer weit das Land aus und ein. Daß der Beſitzer ein überaus fleißiger Mann war, konnte jeder ſehen. Er betrieb nicht allein ſeine Geſchäfte in der Mühle, er hatte auch einen weitreichen-

den Getreidehandel, der ihn oft zu groſsen Reisen veranlaſste, denn es hieſs bald, daſs er nach Süddeutschland, und bald, daſs er nach den Niederlanden gegangen sei. Aber man nannte ihn zugleich einen reichen Mann, der wahre Schätze besitze. Einige wollten wissen, er habe ganze Säcke voll Geld von seinen Fahrten in die Heimat gebracht, andere behaupteten, man hätte ihn an Winterabenden durch das Fenster hinter groſsen Haufen Gold gesehen. Das ist nun freilich unnützes Gerede gewesen. Jedenfalls aber war er ein guter, braver Mann, der ein offenes Herz für die Leiden seiner Mitmenschen hatte, der im stillen handelte und Thränen trocknete und nicht leicht einen Unglücklichen ungetröstet und unbeschenkt von seiner Schwelle lieſs.

Ich habe nie anders von ihm gehört, unterbrach Heinrich ihre Erzählung.

So ging es denn in dem Hause nicht allein menschenfreundlich her, es war dort auch ein fröhliches Leben, denn der Alte liebte nach gethaner Arbeit einen lustigen Spaſs, fuhr Gudula fort. Als nun die Tochter, des jetzigen Müllers Justus Frau, aufwuchs, da fehlte es in der Mühle erst recht nicht an Zuspruch. Es war fast kein junger Bursche in der Gegend, der sie sich nicht zur Ehe gewünscht hätte, denn sie galt nicht allein für reich, man kannte sie auch überall als ein herzensgutes Geschöpf. Und so muſs ich sie noch heute rühmen. Ich bin das Kind armer Aeltern und darf schon ihr Lob singen. Ich wüſste mich keines Mädchens in der Gegend zu erinnern, das freundlicher und gemüthlicher mit Arm

und Reich, und das ihrem Vater nicht allein aus den Augen, sondern auch aus dem Herzen geschnitten war.

So habe ich sie auch noch als Frau gekannt, rief Heinrich. Wie freut es mich, daß du so gut von ihr sprichst.

Das war nun die Zeit, nahm die Alte wieder das Wort, indem ihre Erzählung stets lebendiger wurde, wo dein Vater aus dem Gebirge in das Thal kam und sich als Knecht bei dem Aumüller verdingte. Man nannte ihn damals schlecht und recht den Müller Jakob. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, aber man sagte, er sei ein unbemittelter Bursche gewesen. Was er suchte, das fand er in der Aumühle, und that sich nun als ein rühriger und anstelliger Geselle hervor, dem alle Arbeit rüstig von der Hand ging, sodaß sein Meister ihn wohl leiden mochte. So rühmte dieser ihn denn auch und äußerte sich, er habe nie einen bessern Knecht gehabt. Das merkte dein Vater und hielt etwas auf sich und warf auch ein Auge auf die Tochter des Hauses. Die einen meinten damals zwar, es sei ihm hauptsächlich um die Goldstücke zu thun gewesen, denn er hatte stets eine enge Tasche und spielte klug und schlau. Ich glaube aber, daß es ihm um das schöne und gute Mädchen ging.

Da erzählst du mir ja Sachen, von denen ich nie ein Wort gehört habe, sagte der junge Mann, indem er mit gespannten Zügen vor ihr saß.

Wirklich glaubte man auch wegen der Gewogenheit, die der Aumüller deinem Vater zeigte, er werde das Glück haben und die Braut heimführen, erzählte Gudula

immer emsiger, indem sie das Spinnrad zuweilen stillstehen ließ. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Als der Jakob schon glaubte, er wäre Hahn im Korbe, da kam im Frühjahr, als die Wanderschaft der Handwerksburschen begann, ein Fremder ins Dorf, der hieß Justus und war Zimmergeselle. Seine Heimat lag, wie man auch an der Sprache hörte, weit den Fluß hinauf. Der hatte nun ein ganz besonderes Wesen und konnte erzählen und singen, daß er dem jungen Volk die Nächte verschwatzte, als wäre es ein ewiger Tag. Und dabei sang und sprang er und erschien stets von unerschöpflicher Lustigkeit. Als der die Kunzlerstochter sah, da hatte er sich gleich in sie verschossen, und sie verliebt sich in ihn, und sie trafen sich beim Tanz, in der Kirche und auf Spaziergängen. Dein Vater verlor das Spiel, das der Justus gewann. Mochte es nun dem Kunzler gefallen oder nicht: er liebte doch sein Kind, daß er ihr keinen Wunsch abschlagen konnte. So willigte er endlich in die Verlobung. Und dann richtete man auch bald die Hochzeit zu. Kurz, der Justus wurde ihr Mann und hing das Zimmerhandwerk an den Nagel, zog in die Mühle und half dem Alten in seinen Geschäften.

Also, mein Vater und der Kunzler waren Rivalen? sagte Heinrich bedenklich.

So ganz leicht soll es nun doch nicht abgegangen sein zwischen dem Justus und dem Jakob, warf die Alte ein; aber darüber will ich lieber schweigen.

Nein, erzähle, ich bitte dich, bat Heinrich, ich muß alles wissen, damit ich klar in diesen verwickelten Dingen sehe.

Nun, wenn es einmal nicht anders iſt, ſo höre, nahm Gudula ihre Erzählung auf. Dein Vater und der Juſtus waren zuerſt gute Freunde und gingen und hielten allezeit zuſammen. Als er aber merkte, daß der Zimmergeſelle ihm den Rang bei dem Mädchen ablief, da wurde er ihm fremd, und bald trug er ihm einen heimlichen Groll. Der zeigte ſich zuerſt in allerlei ſcharfen und ſpitzen Reden. Wo die Burſchen zuſammenkamen, da ſuchte er den luſtigen Oberländer zu necken und mit Spott zu verfolgen. Aber der Juſtus gab ihm jedes Wort noch derber zurück, und da er es gewöhnlich mit guter Laune that, ſo hatte er meiſtens die Lacher auf ſeiner Seite, was deinen Vater natürlich noch mehr verdroß und wurmte und ihm das Gemüth reizte, daß er in eine bittere Stimmung gerieth. Einmal aber, als ſie den Sonntag auf der Kegelbahn zuſammen waren, da ſchlug der verhaltene Grimm in hellen Zorn auf. Sie forderten ſich zum Ringen heraus, und nun entſtand ein Kampf, wie man ihn hier im Dorfe noch nicht erlebt und von dem man noch lange Jahre geredet hat. Beide Gegner waren ein Paar ſo kräftige Geſellen, daß es nicht leicht ein anderer mit ihnen aufgenommen hätte. Während die übrigen jungen Leute einen Kreis um ſie bildeten, griffen ſie ſich mit ihren ſtraffen Armen an. Da war Bruſt an Bruſt gedrängt, als wären ſie zuſammengewachſen. Nur die Beine bewegten ſich und ſtampften den Boden, indem das Paar bald hier-, bald dorthin flog. Oft meinte man, ſie müßten ſich überſtürzen. Aber die Füße griffen immer wieder krampfhaft in den Grund. Und dabei wurden ihnen die Augen

immer röther und flammender und die Haare sträubten sich an den Köpfen. Es war, als ob sie nimmer von einander lassen würden. Der Kampf dauerte eine halbe Stunde. Unter den Zuschauern war kein Laut zu hören. Man vernahm nur die raschen, zornigen Athemzüge der Kämpfer und das Knirschen des Grundes unter ihren Tritten. Einmal meinte man, der Jakob, ein anderes mal, der Justus würde den Sieg davontragen. Aber wenn dein Vater auch wie ein Tiger dahinfuhr, er vermochte doch den Gegner nicht klein zu kriegen, denn schließlich warf dieser ihn, daß die Erde zitterte, und lag über ihm, und die Jugend umher erhob ein Jubelgeschrei.

Denn der Justus hatte bessere Freunde als mein Vater, murmelte Heinrich vor sich hin.

Da du es selbst sagst, sprach Gudula, so will ich es dir zugeben. Ja, der Justus hatte den meisten Anhang, und man gönnte ihm die Braut, die er nun auch kurz nach diesem Vorfall an den Altar führte, und mit der er nunmehr ein so glückliches Leben genoß, wie es je einem Ehemann gelungen ist.

Und mein Vater? fragte der Sohn.

Dein Vater, antwortete die Wirthschafterin, verließ die Mühle sofort und machte Anstalt, sich ein eigenes Hauswesen zu gründen. Da er ein sparsamer Mensch war, so hatte er schon damals ein hübsches Geld zusammen. Nun kam aber in jener Zeit die Steinthalmühle zum Verkauf, die er um eine mäßige Summe erstand, denn der frühere Besitzer, der das Gehöft nicht in die Höhe zu bringen wußte, war darauf verdorben.

Der alte Aumüller, der den Jakob wegen ſeiner Regſamkeit und Arbeitsluſt nach wie vor ſchätzte, ſoll ihm dabei ſehr unter die Arme gegriffen haben, indem er ihm leihweiſe zuſchoß, was ihm fehlte. Damals ſah es hier im Gehöft freilich noch anders aus wie heute. Wo ſich jetzt das Haus und die Scheune und die Ställe in weiter Ausbreitung dehnen, ſtand nur eine kleine, unſcheinbare Mühle, die dein Vater mit ſeiner Thätigkeit allmählich zu dem ſchönen Beſitzthum umgeſchaffen hat, das jetzt allen Leuten in die Augen ſticht.

Allerdings hat er ſich auf den Erwerb verſtanden, fiel Heinrich ein.

Sobald er nun in der Mühle ſaß, fuhr Gudula fort, ging er für eine kurze Zeit nach ſeiner Heimat im Gebirge, und als er wiederkam, da hatte er eine junge, hübſche und gute Frau bei ſich. Es war deine Mutter.

Wohl war es eine gute, liebe Frau, ſagte der Sohn mit ſchmerzlichem Ausdrucke.

Beide ſchwiegen eine Weile. Sie ſchienen in traurige Erinnerungen verſunken. Dann fragte Heinrich: Und wie geſtaltete ſich nun das Verhältniß zu den Leuten in der Aumühle?

Es machte ſich, wie es konnte, lautete die Antwort. Mit dem Juſtus und ſeiner Frau kam dein Vater nicht wieder auf einen guten Stand. Man merkte ihm in ihrer Gegenwart ſtets an, daß er die frühern Vorfälle nicht vergeſſen hatte. So gut und luſtig der Juſtus ſich ihm auch erwies, ſo behielt dein Vater doch einen Stachel in der Seele. Dagegen ſetzte er mit dem alten Aumüller die alte Freundſchaft fort. Er fragte den erfahrenen

Mann bei allen Unternehmungen um Rath und erhielt von ihm auch oft Beihülfe zu seinen Geschäften, die, wie du weißt, einen trefflichen Fortgang nahmen, sodaß er bald als ein wohlhabender Mann galt.

Das muß schon lange her sein, sprach der Sohn; ich erinnere mich nicht, daß meine Aeltern mit den Leuten in der Aumühle zusammenkamen.

Du bist damals allerdings noch ein kleiner Knabe gewesen, sagte Gudula. Wenn ich mich recht entsinne, so waren sie zum letzten mal zusammen, als die kleine Regine getauft wurde. Der Justus und seine Frau blieben nämlich volle fünf Jahre ohne Kinder. Du mochtest wol schon drei Jahre alt sein, als das Mädchen auf die Welt kam. Das war aber eine Freude in der Aumühle, als das lang und froh erwartete Geschöpf sich blicken ließ. Die Aeltern schienen außer sich, der Großvater stand in seiner höchsten Glorie, und es gab eine Kindtaufe, wie man nimmer eine erlebt hatte. Damals ging wenigstens äußerlich noch alles ganz glatt ab.

Nun wirst du mir aber sagen, wie denn die Veränderung herbeigeführt wurde, forschte Heinrich. Ist denn ein offenkundiger Bruch vor sich gegangen?

Das kann man gerade nicht sagen, war die Antwort. In jene Zeit fällt die sonderbare Geschichte mit dem alten Müller, welche in der ganzen Gegend das größte Aufsehen machte. Du weißt ja, wie er stumm und lahm geworden ist.

Erzähl' es mir noch einmal, rief Heinrich. Vielleicht kannst du mir die Thatsachen noch umständlicher mittheilen, wie sie mir berichtet worden sind.

Meinetwegen, sprach Gudula, die jetzt selbst Freude an ihren Plaudereien hatte. So höre. Der alte Anmüller kam eines Tages in das Dorf zu dem Schreiner und bestellte sich einen Sarg für seine eigene Person; der Meister lachte laut auf und meinte, der Alte wolle sich einen Scherz mit ihm machen, worauf der Besteller ihm aber mit todernstem Gesichte erklärte, es sei ihm nicht zum Spaßen, denn er habe die bestimmte Ahnung, daß ihm bald ein großes Unheil zustoßen werde, und daß er bereits auf sein Ende vorbereitet sei. Was half es, daß der Schreiner ihm diese Gedanken zu vertreiben suchte. So mußte er denn das Maß an der Länge des Müllers nehmen, und es wurde ausgemacht, daß der Sarg aus dicken Eichenbohlen bestehen und mit einem Schloß versehen sein sollte. Zugleich wurde die Frist der Ablieferung bestimmt, und diese war kurz genug gemessen. Als der Schreiner Umstände machte, auf eine Bestellung einzugehen, zu der er noch eines Gesellen bedurft hätte, um sie so rasch zu fördern, erklärte der Alte rundweg, daß er sich dann nach einem andern Meister umsehen müsse; wenn die Arbeit aber richtig in der besprochenen Frist zu Stande käme, so würde er ihm ein Drittel mehr geben als den bedungenen Preis. So war die Sache abgemacht; aber der Müller ließ es dabei nicht bewenden, er kam alle Tage in die Werkstatt, um sich zu überzeugen, daß der Sarg fertig würde. Und als ihn nun der Schreiner zur großen Verwunderung der Dorfbewohner und zum Schrecken des Justus und seiner Frau in die Mühle brachte, da zahlte der alte Müller nicht allein das Geld, sondern er soll auch

noch absonderlich vergnügt gewesen sein. Er ließ sogar die Totenlade in seine Schlafstube neben dem Bett aufstellen, und es ging die Rede, die von der Magd kam, er habe sie die folgende Nacht unzähligemal geöffnet und wiedergeschlossen.

Wahrlich, das ist eine sonderbare Begebenheit, sprach Heinrich.

Aber noch sonderbarer ist es, unterbrach ihn die Alte, daß die Ahnung des Aumüllers zur Wahrheit wurde. Rüstig und kräftig, wie er war, denn er stand in seinen besten Jahren, ging er eines Nachmittags nach dem Städtchen am Fluß, um ein Geschäft abzuschließen. Bei Tisch war er noch überaus munter gewesen und hatte gut gegessen und getrunken. Auch im Städtchen beim Schiffer, mit dem er wegen einer Ladung Korn verhandelte, hatte er rüstig und vergnügt geschienen. Indeß brach er gegen Abend die Verhandlung kurz ab, denn es zeigten sich Gewitterwolken am Himmel, und er eilte fort, um noch vor dem Ausbruch des Wetters in die Heimat zu kommen. In der That begann es auch bald zu donnern und zu blitzen. Man erwartete den Vater vergebens in der Mühle und dachte, er werde heimkehren, wenn es ausgetobt habe. Da kam aber, als das Gewitter sich verzogen, im Dunkel plötzlich athemlos ein Bauer in die Mühle gelaufen und verkündete, daß der Alte leblos unter einem Baume an der Heerstraße liege. Der Justus rannte hinaus, fand den Schwiegervater steif und bewußtlos und trug ihn auf seinen starken Schultern heim. Du weißt, in welchem Zustande er sich befindet. Die einen sagen, er sei vom

Blitz getroffen worden, die andern behaupten, der Schlag habe ihn gerührt.

Welch schweres Los für den guten Mann! rief Heinrich.

Seit jenem Vorfall kam dein Vater mit den Leuten in der Aumühle ganz auseinander, fuhr Gudula nun fort. Ich glaube nicht, daß ein besonderer Anlaß dagewesen ist. Mit dem stummen und lahmen alten Müller hörte jede Unterhaltung auf. Also mußten auch die Geschäfte eingestellt werden. Zu dem Justus und seiner Frau fühlte sich aber dein Vater nicht hingezogen. Der Verkehr stockte. Justus trieb jetzt die Sache unten in der Au, dein Vater die seinige hier oben im Steinthal. Und da sollen denn mitunter allerlei Reibungen vorgekommen sein, wie sie oft zwischen Nachbarn entstehen, die kein fröhliches Herz für einander haben. Zumeist waren es Streitigkeiten wegen der Grenzen und wegen des Wassers. Bald sahen sie sich nicht mehr an, wenn sie sich begegneten. Und dazu ist in den letzten Jahren noch die Angelegenheit mit den Wiesenanlagen gekommen. Nun weißt du alles.

Nein, ich weiß noch nicht alles, rief der junge Mann, ich weiß noch nicht, wie es um die Verhältnisse der Familie dort unten steht. Das sollst du mir jetzt berichten. Ich hatte sonst doch immer gehört, daß der Aumüller sich eines guten Wohlstandes erfreute.

Das war so in alten Zeiten, sagte Gudula. Die Sagen von den Schätzen dort unten haben sich alle bald als falsch erwiesen. Freilich glauben noch hier und da ein paar Leute daran; dein Vater meint aber, der Alte

ſei ein Fuchs geweſen und habe ſolche Gerüchte ausgeſtreut, um ſeiner Tochter einen reichen Mann zu verſchaffen. Der Juſtus möge ſich ſtark verrechnet haben, was ich aber, unter uns geſagt, nicht glaube, denn euer Nachbar und ſeine Frau führen nach wie vor noch das glücklichſte Leben als chriſtliche Eheleute, und ſie pflegen den kranken Vater, als wenn ſie Millionen von ihm erbten. Was man ſonſt von dem jetzigen Aumüller ſagt, mag aber ſeine Richtigkeit haben, denn auch andere Leute behaupten, der Juſtus ſei kein rechter Geſchäftsmann, und ſo trefflich er als Zimmerer gearbeitet habe, ſo wenig verſtehe er ſich darauf, ſeine Mühle in Ordnung zu halten.

Und du glaubſt wirklich, daß ſie unten in Noth ſind?

Das glaube ich, meinte Gudula, denn hätte ſich ſonſt wol der Juſtus, der über zwanzig Jahre den Müller geſpielt hat, dazu entſchloſſen, aufs neue zu Axt und Richtmaß zu greifen und wieder Zimmergeſelle zu werden?

Das hat er gethan? rief Heinrich. Der arme Mann!

So brauchſt du ihn nicht gerade zu nennen, fiel die Alte ein. Ich weiß nicht, ob man ihn nicht im Gegentheil reich heißen muß. Um für Frau und Kind zu ſorgen, hat er dieſen Schritt ſo fröhlich und muthig gethan, wie faſt nur ein junger Mann dazu im Stande iſt. Auch darfſt du nicht glauben, daß ſie da unten die Köpfe hängen laſſen. In der Aumühle herrſcht nach wie vor die alte Lebensregel der Heiterkeit. Wenn dort auch nicht mehr die Fleiſchtöpfe Aegyptens zu finden ſind, ſo lebt dem Hauſe doch noch der alte Gott, der ſeine Creaturen nicht vergißt.

Amen, ſagte Heinrich; du haſt recht, Gudula. Was iſt beſſer als der Frieden der Herzen!

Du mußt übrigens auch noch wiſſen, ſprach Gudula, daß der Juſtus deinen Vater wegen des Waſſers, das er ihm genommen, verklagt hat, und daß der Proceß, wie ich höre, in dieſen Tagen entſchieden wird. Vielleicht iſt dein Vater deshalb nicht in guter Laune, wenn die Rede auf die Aumühle kommt.

Alſo auch ein Proceß! ſprach der junge Mann. O weh, ein Proceß iſt der ſchlimmſte Störenfried zwiſchen Nachbarn.

Dann erhob er ſich, trat ans Fenſter, legte ſeine heiße Stirn an die kühlen Scheiben und ſtarrte ohne zu ſehen hinaus. Was ſollte er auch draußen ſuchen? Er hatte ſeine eigenen Geſichte. Die alte Gudula aber ſetzte ihr Spinnrad in die Ecke und ging in die Küche, um für den Mittag zu ſorgen.

So hatte Heinrich lange in tiefe Gedanken verſenkt geſtanden, da ſah er ſeinen Vater vorbeigehen und in das Haus treten. Die Thür öffnete ſich, der Alte ſchritt in die Stube. Niemals hatte der Sohn ihm mit unbehaglichern Gefühlen gegenübergeſtanden.

Ich habe gute Nachrichten erhalten, Heinrich, ſprach der Steinthalmüller mit freundlichem Geſichte. Draußen iſt mir der Briefträger begegnet und hat mir ein Schreiben gebracht. Ich und einige meiner Freunde aus der Umgegend haben im Gebirge auf Eiſen graben laſſen. Es hat uns viel Geld gekoſtet, aber wir ſcheinen in allen unſern Unternehmungen Glück zu haben. Der Wirth aus dem Dorfe, in deſſen Nachbarſchaft wir das

Werk anlegen wollen, berichtet mir, daß gestern das Metall gefunden worden ist. Ich will selbst diesen Nachmittag hinüber. Herr Wambach ist auch bei der Sache betheiligt; es wäre mir lieb, wenn du dich zu Pferde setztest und ihm die Nachricht überbrächtest.

Ich werde dir die Sache besorgen, antwortete Heinrich, ziehe aber vor den Weg zu Fuß zu machen. Bin ich doch auch sonst immer durch die Gegend gewandert.

Das kannst du halten wie du willst, lautete die Antwort; ich wünsche nur, daß die Botschaft nach Tisch ausgerichtet wäre, da mag es dir aber heiß werden.

Als Soldat ist es mir auch oft heiß geworden.

Thu nach Belieben.

Und so wanderte denn der junge Mann den Nachmittag nach der Burg zu Schleißberg.

Fünftes Kapitel.

Als die Sonne ſich zum Untergang neigte, hatte Heinrich ſeine Fahrt nach der Beſitzung des Herrn Wambach hinter ſich und befand ſich wieder an derſelben Stelle, an der er am frühen Morgen geſtanden hatte. Die Straße und die großen Wege vermeidend, auf welchen er ſeinem Vater vielleicht begegnen konnte, war er auf Seitenpfaden, die durch Feld und Wald führten, zu dem Orte gelangt, der ihm neue Aufklärungen über den Zuſtand der Müllersleute verſchaffen ſollte, und er lag nun wieder in das Gebüſch gekauert über dem Abhange, der ihm den Blick in das Gehöfte geſtattete.

Als er ſich ſo leis, wie es ihm möglich war, einen Weg durch das Geſträuch bahnte, klang es ihm entgegen, als wenn zwei Frauenſtimmen ſängen. In der That tönten ihm nun auch verſtändlich die Worte des ſchönen, alten Liedes entgegen:

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In allem Kreuz und Herzeleid.
Wer Gott, dem Allerhöchſten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Es ſind ja Gott geringe Sachen
Und iſt dem Höchſten alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich.
Gott iſt der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald ſtürzen kann.

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau' des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu!
Denn welcher ſeine Zuverſicht
Auf Gott ſetzt, den verläßt er nicht.

Und als nun ſein Auge in die Tiefe ging, da ſah er wirklich die Müllerin und ihre Tochter an dem bekannten Orte. Sein Herz pochte ihm laut bei dem Anblick Reginens. Die Frauen ſaßen unter dem breiten Gezweige des dichtbelaubten Nußbaums, der die Bank an der Hofthür beſchattete, und waren mit weiblichen Handarbeiten beſchäftigt. Neben ihnen aber ſtand der alte Seſſel, in dem der Großvater ſeinen Platz noch gerade ſo hatte, wie in vergangenen Zeiten. Der Greis ſchien ſich an den Klängen zu erfreuen, die ſtill und friedlich in den ſchönen Abend hinausklangen. Als das Lied beendet war, trat eine Pauſe ein.

Dann wurde der alte Mann plötzlich unruhig: er ſtieß einige unartikulirte Laute aus. Tochter und Enkelin ſchauten mit theilnehmenden Blicken nach ihm hin. Er machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er das Drehen der Mühlräder nachahmen, und blickte ängſtlich zur Seite.

Ich verſtehe Euch ſchon, Vater, ſprach nun die Müllerin, Ihr fragt nach der Mühle. Nun, das wird ſchon bald wieder werden. Der Juſtus iſt zum Mühlenbauer, bei dem er jetzt ganze Tage zubringt, um das neue Werk einrichten zu helfen. Freilich kann es noch eine Weile anſtehen. Bald aber werden ſich die Räder wieder luſtig drehen, und wir arbeiten dann wie früher.

Der Alte machte eine neue Bewegung, als wollte er in die Ferne deuten.

Für die alten Kunden braucht Ihr nicht zu fürchten, Vater, nahm die Tochter aufs neue das Wort. Die Leute im Dorfe haben uns gern, und wenn ſie auch jetzt in der Steinthalmühle mahlen laſſen, ſo kommen ſie doch alle wieder zu uns. Das ſagen ſie täglich und fragen auch ſtets, wann wir denn endlich wieder das Geſchäft anfangen. Nein, ſie haben uns nicht vergeſſen. Im Gegentheil, ſie wiſſen noch recht gut, daß Ihr und wir ihnen manchen Gefallen gethan. Ich bitte, macht Euch keine Sorgen. In kurzer Zeit geht alles, wie es gegangen.

Und dann ſchaute auch Regine, die ſtill auf ihre Arbeit geſehen hatte, plötzlich muthig den Großvater an und rief:

Wer nur den lieben Gott läßt walten!

Der Alte ſchien ſich zu beruhigen. Da trat plötzlich um die Ecke des Hauſes der Juſtus. Er hatte eine Axt auf der Schulter, die er ſeitwärts an die Thür ſtellte, indem er dem Greiſe, ſeiner Frau und Tochter einen freundlichen Guten Abend mit voller, tiefer Stimme

bot. Dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich auf die Schwelle.

Nun, geht's gut mit dem Mühlenwerk? fragte die Müllerin ihren Mann, mit einem Seitenblick auf den Vater.

Es könnte nicht besser gehen, antwortete Justus. Und dann erzählte er, zu dem aufmerksam lauschenden alten Müller hingewendet, wie schön und stattlich die neuen, großen Wasserräder und das innere Mühlwerk würden, wie er überall altes Kernholz und die schönsten und festesten Mühlsteine ausgewählt habe, sodaß die Mühle gewiß zu den stattlichsten im ganzen Lande gehören werde.

Wenn aber alles fertig ist, sprach er zu dem Schwiegervater, dann nehme ich Euch auf meinen Arm und trage Euch hinaus, und da sollt Ihr die Räder sich lustig drehen und das Wasser in lauter Diamanten stäuben sehen. Und auch in die Mühle bringe ich Euch hinein, und das Herz soll Euch aufgehen über die neue Pracht und Herrlichkeit. Ja, das wird ein Festtag für uns alle.

Der Alte nickte ihm mit dankenden Augen zu und begleitete diese Bewegung mit unverständlichem Gemurmel. Auch die Müllerin betrachtete den Mann mit stiller Zufriedenheit, daß er seine Sache nach ihrem Sinne gemacht hatte.

Aber jetzt haben wir genug von den Geschäften gesprochen, nahm Justus aufs neue das Wort. Den Tag muß man fröhlich schließen, wie es hier in der Mühle immer die gute Sitte gewesen ist. Regine, hol' mir die Zither, denn ich will euch ein neues Lied singen, das ich dieser Tage gelernt habe.

Die Tochter legte ihre Arbeit auf den Stuhl und ging in das Haus, aus dem ſie bald mit dem verlangten Inſtrumente zurückkam. Juſtus nahm es in Empfang, legte es auf den Tiſch, gab den Saiten die richtige Stimmung und ſprach: Nun hört die ſchöne Mär von der Kaiſerkrönung.

Dann griff er in die Saiten und ſang folgenden Schwank:

Es waren drei Geſellen
Im alten heil'gen Köllen,
Die hörten, daß zu Frankfurt
Die Kaiſerkrönung ſei.
Der Kaspar, Görg und Drickes,
Die machten ſich herbei.

Und als ſie angekommen
Und gut Quartier genommen,
Da ſtachen ſie mitſammen
Ein Dutzend Flaſchen aus
Und klangen mit den Gläſern:
Es galt dem Kaiſerhaus!

Sie ſchliefen ohne Sorgen
Bis in den hohen Morgen.
Wie fuhr das in die Kleider,
Als draus der Lärm erſcholl,
Es rannt' für ſich ein jeder,
Er rannt', als wär' er toll.

Der Kaspar war der Lange,
Er glich der Hopfenſtange,
Er ſah mit dünnem Halſe
Ob allen Häuptern hin,
Ihm konnte nichts entgehen,
Das war ihm nach dem Sinn.

Der Görg, der kleine Dicke,
Ihm gehn nicht weit die Blicke,
Er denket auf Erhöhung
Und miethet sich ein Faß:
So puhig stand er eben,
Nun aber schaut er baß.

Und in der Straßen Mitten
Kam nun der Zug geschritten,
Das Volk fing an zu rufen,
Musik erklang mit Macht:
Wie reckten sie die Köpfe!
O welche Kaiserpracht!

Der Görg strahlt wie die Sonne;
Bardauz! da bricht die Tonne,
Der kugelrunde Bursche
Liegt in des Fasses Bauch,
Nichts sah er mehr. Was half ihm
Das Schrein und Fluchen auch?

Dem Kaspar schlug voll Hohne
Den Hut man in die Krone,
Das that ein Sachsenhäuser,
Dem er gesperrt die Schau;
Geklemmt an Arm und Beinen
Sah er nur schwarz und grau.

Der Zug thät lange scheiden,
Da fanden sich die beiden,
Doch keiner sagt dem andern,
Was Wunder er geschaut,
Dieweil er nichts gesehen;
Sie waren sehr erbaut.

Wie wird ob des Geſchickes
Verlachen ſie der Drickes!
Sie kehrten erſt am Abend,
In ihre Herberg' ein,
Und ſuchten den Genoſſen:
Wo mag der Drickes ſein?

Sie ſteigen in ſein Zimmer,
Das Licht wirft hellen Schimmer.
Es faßt ſie jäher Schrecken,
Sie ſehen klar und hell,
Es thut im Bett ſich ſtrecken
Der dritte Spießgeſell.

Iſt bald die Nacht zu Ende?
Ich tuſtet' lang die Wände
Und legt' mich in das Fenſter;
So oft ich aufgewacht,
Lag draußen in der Straße
Pechrabenſchwarze Nacht.

Da thäten wol die Herren
So Mund wie Naſe ſperren:
Das Zimmer hat kein Fenſter,
Der Drickes ſah in den Schrank.
Auch er ſchaut nicht die Krönung,
Sie riefen: Gott ſei Dank!

So nahm ein End' gar leiſe
Die laute Krönungsreiſe.
Der Kaſpar, Görg und Drickes,
Die hielten wohl den Mund.
Nun gibt ein loſer Sänger
Das Abenteuer kund.

Als der Gesang verklang, lächelte der Alte vergnügt in sich hinein. Man sah ihm an, daß die Lust an einer heitern Fröhlichkeit noch nicht in ihm erloschen war. Auch die Müllerin und Regina hatten der lustigen Geschichte mit offenbarer Theilnahme gelauscht.

Nun ist es aber Zeit, rief die Müllerin, die sich erhob, daß wir den Vater ins Haus bringen. Die Luft wird feucht und kühl, und da könnte er sich verderben.

Der Alte nickte.

Justus stand auf und sagte: So trag' ich Euch hinein.

Dann nahm er den gebrechlichen Greis vorsichtig und sorgfältig auf seinen Arm und hob ihn federleicht durch die Thür. Regine trug den Stuhl hinterdrein. Auch die Müllerin folgte.

Eine Weile war es still in dem Hofe.

Heinrich, der in seinem Verstecke jedes Wort vernommen hatte, dachte bei sich: Nun, so gar schlimm steht es denn doch nicht in der Aumühle. Ich sehe überall die alte Heiterkeit. Sie wollen die Mühle wieder aufbauen. — Aber was soll eine Mühle, die kein Wasser hat? Ist es doch nicht am Ende ein frommer Betrug, der hier mit dem Alten getrieben wird?

Er hatte indeß nicht lange Zeit nachzusinnen, denn schon nach wenigen Augenblicken trat Justus wieder aus dem Hause und setzte sich auf die Bank unter den Nußbaum, indem er mit auffallend ernstem Gesichte vor sich hinstarrte.

Dann erschien auch die Müllerin und stellte sich an

ſeine Seite, ohne daß der Mann ſie zu ſehen ſchien. Nun, wie iſt es, Juſtus? fragte die Frau.

Er fuhr wie aus tiefem Traume auf und antwortete: Ach, du biſt es. Nun, nicht beſonders.

Du ſchienſt mir heute gerade auffallend vergnügt, ſagte die Frau.

Was thut man nicht, um dem alten Manne die letzten Lebenstage zu verſüßen, antwortete er mit bewegtem Tone. Die Lüge wurde mir ſchwer genug.

Gott wird ſie nicht allein verzeihen, er wird ſie dir lohnen, meinte die Müllerin und reichte ihm die Hand, die er herzlich nahm und ſchüttelte. Wenn ihm auch die Sprache genommen iſt, fuhr ſie nach einer Weile fort, ſo redet es doch recht lebendig in ſeinem Herzen, und ſein Herz hängt mit hundert Fäden an dem Orte, wo er das Licht der Welt erblickt und alle Zeit ſeines Lebens gewohnt und gearbeitet hat. Wir wollen deshalb ſo lange wie möglich den Schein vor ihm wahren. Vielleicht geſchieht es, daß ihn Gott zu ſich nimmt, bevor unſere Verhältniſſe .... ſie ſtockte.

Der Krug geht ſo lange zu Waſſer bis er bricht, fiel Juſtus ein. Aber ich ſollte eigentlich nicht ſo verzweifelt ſprechen, ja in einer Beziehung habe ich ſogar alle Urſache, mit frohem Blicke ins Leben zu ſehen, was ich auch thun würde, wenn mir der Vater und die Mühle nicht immer in den Gedanken lägen.

Wie meinſt du das? fragte die Müllerin.

Nun, ich meine, erwiderte der Mann, daß ich wegen der Aufnahme meines alten Handwerks und zumal wenn ich ſo mitten in der Arbeit die Axt handhabe, eine außer-

ordentliche Befriedigung fühle. Es war ein recht dummer Streich von mir, daß ich mein altes Geschäft überhaupt jemals verlassen habe, denn es wäre mir sicherlich gelungen, ein tüchtiger Meister zu werden und etwas Ordentliches vor mich zu bringen. Statt nach dem Sprichwort: Schuster, bleib bei deinem Leisten! zu handeln, bin ich aber in eine Thätigkeit hineingegangen, die mir fremd und der ich nicht gewachsen war. So kam ich in eine verfehlte Laufbahn.

Justus, du wirst doch nicht unzufrieden mit deinem Lose sein? fragte die Frau in einem traurigen Tone.

Gott soll mich behüten, rief er, nicht mit dir, meinem Kinde und dem alten Vater. Ihr seid die besten Menschen von der Welt. Ich ginge gleich für euch durchs Feuer. Nicht euch, ich klage mich an, denn ich bin damals zu gedankenlos ins Leben geschritten. Du weißt doch, daß ich nicht mein Auge auf dich geworfen habe, weil du für ein reiches Mädchen galtest ....

Das weiß ich, sprach die Frau.

Ich hätte aber denken sollen: Selbst ist der Mann. Statt mich auf eigene Füße zu stellen, nahm ich das Leben zu leicht- und frohsinnig. In meinem Gemüthe war das Wetter zu heiter. Ich dachte, da mir alle Welt so froh und fröhlich entgegenkam, nicht darüber nach, daß auch ernste Zeiten kommen könnten. So ging es denn, nachdem der Vater krank geworden, mit unsern Verhältnissen bergab, bis wir zerrüttete Leute geworden sind.

Aber du bist ja auf dem besten Wege, unsere Zukunft zu sichern, tröstete ihn die Müllerin.

Ja, das bin ich, rief er und ſchlug trotzig mit der Fauſt auf den Tiſch. Hei, wie habe ich heute geſchafft! Meine Arbeit galt auch in allen Augen für drei Mann. Die Späne flogen unter dem Eiſen davon, daß es eine Freude war. Und dann wurden die Balken aufgerichtet. Heute iſt das Dach von dem neuen Hauſe fertig geworden. Ich ſtand aber oben auf der höchſten Spitze in der blauen, hellen Luft und dünkte mich wie ein König. Da pflanzte ich den Strauß auf und hielt eine Rede an die Leute, und die andern Geſellen ſagten mir, als ich herabſtieg, ich wäre der Meiſter von allen. Da war das Herz mir froh und ich fühlte mit Stolz, daß ich ſelbſt für Frau und Kind ſorgen könnte und nicht mehr nöthig hätte, mich ernähren zu laſſen, wie es bis jetzt geſchehen iſt.

Juſtus, Juſtus, rief die F[illegible] welche Gedanken!

Die Gedanken ſind richti[illegible] entgegnete der Mann, man kann ſie nicht mit einem Mäntelchen behängen, daß das Ding anders ausſieht.

Du thäteſt beſſer, friſch in die Zukunft zu wirken, als über die Vergangenheit grübeln.

Da werde einer los, was er verſchuldet hat, ſprach er ſchmerzlich. Ja, könnte ich deinem Vater vergelten, was er an mir gethan hat! Aber der Tag kommt jeden Augenblick näher, wo hier alles zuſammenbricht. Was ſollen wir dem alten, gebrechlichen Greiſe ſagen, wenn wir ausgetrieben werden?

Du thuſt ja dein Beſtes, tröſtete die Frau in innigem Tone, aber laß mir die Grübelei.

Dazu iſt niemand weniger angethan als ich, lautete

die Antwort; aber wenn die Thatſachen greiflich an den Menſchen herantreten, dann kann man nicht entfliehen.

Wie meinſt du das? fragte die Müllerin.

Nun, du weißt ja, ſprach Juſtus, daß der Jude Aaron uns in der Noth all das Geld vorgeſchoſſen hat. Die Schuldſcheine laufen in der nächſten Woche ab. Er iſt mir heute im Dorfe begegnet und hat mir verkündigt, daß er dieſen Abend kommen und mit mir ſprechen werde.

Die Frau erſchrak. Es folgte eine längere Pauſe, in welcher beide vor ſich hinſtarrten.

Und was ſoll werden? fragte ſie dann kleinlaut.

Wenn die Summe nicht erlegt wird, dann müſſen wir aus der Mühle, ſagte Juſtus leiſe, denn der Jude iſt hartherzig und noch dazu in ſeinem Recht. Er wird kein Federleſens machen.

Schrecklich! ſeufzte die Frau.

Ja, es iſt ſchrecklich, ſagte der Müller, wenn auch nicht für uns, ſo doch für den Vater. Es heißt jetzt, daß wir uns zuſammenthun und ihm ein Märchen auftiſchen, warum wir die alte Heimat verlaſſen.

Du biſt ein guter Menſch, Juſtus! ſprach die Frau mit Thränen in den Augen und reichte ihm die Hand. Ein Sohn kann nicht frommer für ſeine eigenen, leiblichen Aeltern beſorgt ſein.

Es entſtand eine neue Pauſe; dann fuhr der Müller fort: Aber ich hab' auch noch eine andere böſe Nachricht.

Und was iſt das? fragte die Frau.

Der Heinrich aus der Steinthalmühle iſt zurückgekehrt, ſagte Juſtus mit unbeſtimmtem Tone. Du weißt,

unſere Regine hat ihn immer im Sinne gehabt und uns nie ein Geheimniß daraus gemacht.

Heinrich hielt in ſeinem Verſteck den Athem an, um kein Wort zu verlieren.

Wir haben auch ſchier geglaubt, die Kinder hätten ſich verlobt, fuhr Juſtus fort, und ich habe den Jungen ſtets für einen wackern und wahrhaftigen Menſchen gehalten. Es ſcheint aber, daß er das Mädchen vergeſſen hat. Vorgeſtern iſt er mit dem Alten heimgekehrt, und geſtern waren ſie den ganzen Tag zu Schleißberg bei dem reichen Wambach. In der ganzen Gegend geht das Gerede, daß er eine von den Töchtern aus der Burg heirathen wird.

O Gott! ſeufzte die Frau. Das wird dem armen Kinde einen Stich ins Herz geben.

Und alle Hoffnungen auf den gütlichen Ausgang unſers Streites vereiteln, ſetzte Juſtus hinzu.

In demſelben Augenblick trat Regine aus der Hausthür. Ihre Aeltern ſchauten ernſt und traurig vor ſich hin.

Wie ſeid ihr nur ſo ſtill geworden? fragte das Mädchen.

Daß ich nicht wüßte, antwortete der Vater mit ſcheinbarer Gelaſſenheit.

Aber Regine rief: Das iſt nicht recht, daß ihr ſo geheim thut. Der Zufall hat es gewollt, daß ich euer Geſpräch hörte. Nun bin ich aber ſicher, daß ihr dem Heinrich Uebles nachſagt. Er iſt nicht der Mann, der leere Worte in den Wind ſpricht. Ich kenne ihn, und ich traue ihm. Mögt ihr auch ſagen, was ihr wollt:

er kommt doch zurück. Vorläufig mag ihn der Vater zwingen. Das ändert aber nichts in seinen Gesinnungen. Vielleicht zwingt der Steinthalmüller ihn auch, auf mich zu verzichten, und dann darf er freilich nicht an eine Heirath denken, denn die Kinder sollen dem Willen der Aeltern gehorchen. In seinem Herzen bleibt er mir dennoch treu. So will ich denn auch froh bleiben wie die Amsel, die dort im Walde ihr letztes Lied singt. Und jetzt geh' ich in das Dorf, um ein Stündchen an der Linde zu plaudern.

Damit verließ sie den Hof und eilte rüstigen Schrittes hinaus. Die Alten blieben nachdenklich in ihren sinnenden Stellungen.

Das gute Kind! murmelte die Mutter.

Sie hat kein Arg in die böse Welt, setzte der Vater hinzu.

Nach einer Weile schaute mit einemmal ein schwarzer Kopf mit lockigem Haar und dunkeln Augen um die Ecke des Thorweges, durch den Regine verschwunden war. Seine Blicke gingen unruhig durch den Hof und ruhten dann auf den still vor sich hinbrütenden Müllerleuten. Ein hämisches Grinsen ging über die scharfen Züge, die er dann in ein freundliches Lächeln zu fügen suchte.

Kann ich haben das Vergnügen, ein Wörtchen zu reden mit Euch, Justus? sprach er dann mit näselnder Stimme in echtem israelitischen Dialekte.

Ihr seid es, Aaron, sagte der Müller; tretet näher.

Zugleich winkte er seiner Frau mit den Augen, die sofort in das Haus ging.

Der Jude kam nun rasch hervor.

Was bringt Ihr? fragte Juſtus.

Hab' ich's Euch doch ſchon am Morgen geſagt, rief Aaron mit möglichſter Geſchmeidigkeit, daß ich Euch dachte zu beſuchen dieſen Abend, um zu fragen, wie Ihr es wollt halten mit der Zahlung, ſo fällig iſt von heute in acht Tagen, zahlbar in blanken Thalern.

Der Müller zuckte mit den Achſeln.

Lieber möchte ich haben eine Antwort mit dem Munde, ſprach der Jude, als mit den Schultern.

Ich kann Euch das Geld nicht ſchaffen, ſprach Juſtus kurz und trocken.

Und warum könnt Ihr nicht ſchaffen das Geld, rief nun Aaron; wenn Ihr konntet leihen das Geld, ſo müßt Ihr wiedergeben das Geld.

Ich habe gehofft, daß bis zu dieſer Friſt der Proceß mit dem Steinthalmüller zu Ende ſei. Ich muß ihn gewinnen. Iſt er aber gewonnen, ſo habe ich wieder Credit, und es wird mir ein Kleines ſein, Euch zu befriedigen. Lange kann es nicht mehr mit dem Urtheilſpruch währen. Ich denke, Ihr geduldet Euch, bis er geſprochen iſt.

Gott der Gerechte! jammerte nun auf einmal der Jude. Geduldet! Als wenn ein armer Mann wie ich, der ſein bischen Verdienſt überall feſtliegen hat, ſich könnte geduldet. Geld kann ich nur machen mit Geld. Und wenn ich habe kein Geld in der Hand, ſo kann ich auch machen keins. Ich bin ein ruinirter Mann, denn ich ſelber muß auch machen Zahlungen am Ende der nächſten Woche.

Jude, mach' mir kein Geſchrei, rief der Müller jetzt

dem immer lauter schreienden Handelsmanne zu, der vor dem aufstehenden und düster aussehenden Justus plötzlich einen Schritt zurückwich. Bin ich dir nicht ein guter Kunde gewesen? Vor einem Jahre hast du mir tausend Thaler geliehen, und mit den Procenten und mit der Provision und all den andern Plackereien hat sich die Schuld um das doppelte gemehrt. Aber du sollst sie haben ohne Widerrede, nur mußt du Geduld haben.

Und wieder Geduld und wieder Geduld, winselte der Israelit. Wenn ich Euch aber sage, daß ich benöthigt bin um das Geld. Könnt Ihr's nicht schaffen, Gott sei's geklagt, so sehe ich nicht einen andern Ausgang, als daß ich verkaufe die Schuldscheine, denn Geld muß ich haben um jeden Preis heut' in acht Tagen.

Thu was du willst, rief Justus zornig.

Wohl, ein Mann ein Wort, sprach der Jude, so gehe ich direct zu dem Steinthalmüller.

Justus schien bei dem Namen wie vom Schlage getroffen. Er stand starr wie eine Säule.

Der Jude aber entfernte sich so schnell, wie er konnte, aus dem Thore.

Der Müller blieb noch einen Augenblick in seiner Stellung. Dann ballte er die Fäuste, griff sich mit wildem Blicken in das Haar und lief dem Juden nach, indem er rief: Aaron! Aaron!

Im Hofe der Mühle war es plötzlich still geworden. Heinrich erhob sich langsam und schlich in den Wald.

Sechstes Kapitel.

Welche ergreifenden Scenen hatte der junge Mann erlebt! Was war aus dem Orte geworden, der ihm stets wie ein Paradies des Friedens, der Ruhe, der Fröhlichkeit und der Liebe im Gedächtniß stand, wenn er auf seinen Wanderungen an die Heimat dachte? Allerdings bestand die Liebe unverändert fort, denn auch heute hatte er wieder Blicke in die guten, freundlichen, wohlwollenden Menschenherzen der Bewohner gethan, die mit allen Kräften ihrer Seelen trachteten, sich durch Worte und Werke zu erfreuen, zu erheben und zu stärken. Aber wie war es mit der alten unbefangenen Fröhlichkeit, die hier einst so laut und harmlos gelacht und gejauchzt hatte? Sie erschien nur noch wie ein gemachtes Gespenst. Um dem alten Greis mitunter eine frohe Stunde zu bereiten, trat sie in buntem Scheine auf, der nur ein erborgtes Kleid war. Man trieb sie aus frommem Betrug. Und der Friede und die Ruhe? Wie können sie auch wohnen, wo die Sorge und Noth eingezogen sind! Ja, Sorge und Noth waren eingezogen in diesen kleinen Kreis der besten und trefflichsten

Menſchen. Heinrich fühlte die entſetzliche Lage mit tiefer Betrübniß.

Aber noch mehr, er ſchauerte fröſtelnd zuſammen, wenn er an die Urſachen dieſer peinigenden Lage dachte. Die Verarmung der Aumühle hielt mit der Bereicherung der Steinthalmühle gleichen Schritt. Sein älterliches Gut war von Tag zu Tag mehr in die Höhe gekommen, das Gut der Nachbarn von Tag zu Tag mehr im Werthe geſunken. Und das lag nicht eben in natürlichen Urſachen. Mochte ſein Vater auch von Haus aus ein ſtrebſamer, arbeitsfriſcher Mann ſein, ſo konnte man den Aumüller doch keineswegs einen Faulenzer oder gar einen Nichtsnutz nennen. Nein, es hatte mehr eingewirkt, als das Beſtreben, Haus und Gut zu mehren. Der junge Mann trug in ſeinem Herzen die Ueberzeugung mit ſich, daß hier nicht allein die Begier der Bereicherung geherrſcht hatte: es lag auch ein alter Haß vor, der den Nachbar beſchädigen und verderben wollte. Was Wunder, daß der Sohn einen ſcharfen Stachel in ſeiner Seele fühlte, als er auf dämmerndem Pfade der Heimat zuſchritt?

Tief in Gedanken an dieſe unglückſeligen Verhältniſſe verſunken, wanderte er langſamen Schrittes auf dem Wege dahin, den er auch ſchon am frühen Morgen gegangen war, und beſchäftigte ſich mit dem Plane, wie er ſeinen Vater zu andern Anſichten und einer beſſern Handlungsweiſe führen könne. So gelangte er an die Bank, an welcher die Buche ſtand, die er am Morgen geküßt hatte. Diesmal dachte er nicht an die theuern Namenszüge, denn ſein Haupt wirbelte von andern

Dingen. Als aber seine Blicke an der Stelle hinstreif ten, sah er dort eine dunkle Gestalt sitzen. Seine Seele zuckte auf, denn er hatte sofort an den Umrissen erkannt, wer es war.

Regine, Regine! rief er aus, sprang auf das Mädchen zu und hielt die zitternde Gestalt in den Armen.

Heinrich, Heinrich! sprach sie mit abgerissenen Worten, bist du denn der Alte?

Warum sollte ich mich geändert haben, antwortete er, indem er ihr herzlich in die Augen blickte und ihr beide Hände schüttelte.

Da konnte sie sich nicht mehr halten. Sie fing laut an zu schluchzen, ein Strom von Thränen entquoll ihren Augen, und sie rang nach Worten, die sie nicht finden konnte.

Was hast du, Regine? sprach Heinrich. Sage mir doch, was dir das Herz bewegt? Ich dachte, du würdest dich freuen, wenn du mich wiedersähest, und jetzt zeigst du mir lauter tiefe Traurigkeit.

Verzeihe mir, sprach sie endlich in abgebrochenen Lauten. Es hat so schwer auf mir gelastet. Sie wollten mir einreden, du habest mich vergessen und all die schönen, hellen Tage, die wir in unserer Jugend miteinander gehabt haben.

Wie kannst du nur so schlimm von mir denken! warf ihr der Jüngling ein.

Mir wäre der Gedanke nicht gekommen, fuhr Regine fort. Aber du bist schon vorgestern zurückgekehrt, und ich habe dich noch nicht gesehen. Du warst stets in anderer

Gesellschaft und hast dich mit Leuten vergnügt, die dir gewiß nicht so gut sind wie ich.

Das ist nicht meine, sondern meines Vaters Schuld, sprach Heinrich. Er hat mir keinen Augenblick für mich gelassen. Ich mußte ihn als gehorsamer Sohn begleiten. Gott weiß, wie ich mich stets nach dir gesehnt habe. Jetzt ist alles gut. Es hat sich nichts zwischen uns geändert.

Er wollte das weinende Mädchen in seine Arme schließen und sie küssen, aber sie wehrte ihn ab.

Hoffentlich wird alles gut, sprach sie, indem sie sich mit Gewalt zusammenfaßte, aber geändert hat sich vieles zwischen uns, seitdem du weggingest. Wenn wir nur wieder gute Freunde werden, wie wir es stets waren.

Und was hat sich denn geändert, rief Heinrich bewegt. Bist du nicht mein, und bin ich nicht dein, wie wir es uns beim Abschiede versprochen?

In der Freundschaft, antwortete sie entschieden, wollen wir es wieder sein, aber sonst nicht.

Auch in der Liebe! flüsterte der junge Mann.

Nein, das geht nicht mehr, sagte sie ernst und fest und löste ihre Hand aus der seinigen. Gerade in dieser Beziehung hat sich alles geändert. Wir waren damals glückliche Kinder voll Glauben und Hoffnung; das sind wir nicht mehr.

Ich verstehe dich nicht, Regin., ich verstehe dich nicht.

Du bist der Sohn eines reichen Mannes, sprach das Mädchen, und ich, ich bin die Tochter eines Bettlers.

Was kümmert uns Arm und Reich, fuhr der Jüngling heftig hervor. Mir geht es um dein Herz, und dir sollte es gleicherweise nur um mein Herz gehen.

O! könnte und dürfte es so sein! rief Regine, und eine große Thräne trat ihr in die schönen blauen Augen. Wie würde ich jubeln und mich freuen! Aber wir wollen uns keinen irrigen Vorstellungen hingeben. Ich habe Zeit gehabt, mir in stillen, traurigen Stunden unsere Verhältnisse klar zu machen. Deine Augen werden sich auch öffnen, du kannst sie vor der Wirklichkeit, die an dich herantreten wird, nicht verschließen.

Du sprichst in lauter Räthseln, meine Regine, rief der junge Mann. Erkläre dich näher.

Wohl denn, erwiderte das Mädchen, ich will dir alles sagen. Dein Vater wird dir nie und nimmer erlauben, daß du mit mir an den Altar trittst. Und du darfst seinen Willen nicht mißachten, denn es heißt: du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lang lebest auf Erden.

Heinrich stand erschüttert vor dem hohen Ernste, mit dem das Mädchen diese Worte aussprach. Er starrte eine Weile vor sich hin, dann sprach er: Vertraue mir, vertraue der Zeit, vertraue Gott! Es wird sich alles besser lösen, wie du denkst.

Wozu sollen wir uns mit eiteln Vorspiegelungen trösten? sprach Regine. Wir müssen klar in die Dinge sehen. Wenn wir gedankenlos in den Nebel hineinwandern, dann kommen wir nimmer ans Ziel. Vielleicht weißt du nicht, wie die Verhältnisse zwischen der Aumühle und der Steinthalmühle liegen.

Leider weiß ich sie zu gut, sprach Heinrich, indem er düster vor sich schaute. Ich war diesen Morgen vor Tagesanbruch hier an dieser Stelle, um mich an alten,

ſchönen Erinnerungen zu erfreuen; dann ging ich an den Abhang über eurer Wohnung, wo mich ein trauriges Bild mit traurigen Gedanken erfüllte. Darauf hat mir zu Hauſe die alte Gudula alles erzählt, was in meiner Abweſenheit vorgegangen iſt. Und dieſen Abend war ich wieder an euerm Hauſe. Verzeih mir, Regine, ich habe euch belauſcht. O, es hat mir das Herz zerriſſen, ihr guten, guten Menſchen!

Eine tiefe Rührung zitterte in ſeiner Stimme. Er hielt ſich die Hand vor die Augen und ſetzte ſich auf die Bank. Regine nahm in einiger Entfernung von ihm Platz. Es entſtand eine peinliche Pauſe.

O mein Vater, mein Vater! brach dann Heinrich in ſchmerzlichem Tone hervor.

Ich will ihn nicht anklagen! ſagte Regine ernſt und gehalten; aber wie die Dinge einmal liegen, iſt hier an keine Löſung zu denken. Gott müßte ein Wunder thun, wenn wir jemals zuſammenkämen. So ſchmerzlich es mir iſt, dies einzuſehen, ſo trage ich doch heute einen fröhlichen Troſt mit nach Hauſe. Und dieſer Troſt iſt, daß du derſelbe geblieben biſt. Dein Gemüth hat ſich nicht verhärtet, Heinrich. Auch wenn unſere Wege auseinanderweichen, denn du gehſt in den Reichthum, wir gehen in die Armuth, ſo bleiben wir doch im Herzen die Alten und bewahren innerlich gute, treue Freundſchaft. Und nun, leb' wohl, auf immer!

Sie ſtand auf und wollte gehen. Heinrich erhob ſich heftig und ergriff aufs neue ihre Hand.

Nein, nein, rief er, ſo wollen und dürfen wir nicht ſcheiden!

Weiſt du einen Ausweg? fragte Regine.

Ich weiß ihn noch nicht, rief er in höchſter Erregung, aber ich will und muß ihn finden. Gott ſoll mich ſtrafen, wenn ich dir jemals die Treue breche. Der Liebe gelingt alles. Ich werde das feſte Gemüth des Vaters erweichen. Vertraue mir!

Wenn es an dir läge, ſo würde ich nicht zweifeln, ſprach das Mädchen. Glaube mir, ich habe auch allen Möglichkeiten nachgedacht, aber ich habe keine gefunden. Es iſt aus mit uns, laß uns ſcheiden.

Wie grauſam du biſt, rief der junge Mann.

Ich bin mir nur klar, lautete die Antwort. Aber ich muß gehen, die Dunkelheit wird immer dichter. Sie werden daheim in Sorgen um mich ſein.

Sie ging; er ſchritt an ihrer Seite dahin und beſchwor ſie mit heißen Worten, ihm zu trauen und auf die Zukunft zu hoffen. Er wollte ſie aufs neue an ſich drücken. Sie geſtattete es nicht. Als ſie in der Nähe des Hauſes waren, konnte er ihr nur mit Mühe das Verſprechen abpreſſen, daß ſie nach drei Tagen zu derſelben Zeit an der Bank bei der Buche erſcheinen werde, um zu erfahren, wie er ſich mit ſeinem Vater erklärt habe. Dann ſchied ſie, indem ſie ihm die Hand gab und rief: Auf gute Freundſchaft!

Sie verſchwand im nächtlichen Dunkel. Es wirbelte ihm im Kopfe. Sollte er ſie wirklich verlieren? Er fühlte es tief und brennend, daß er dann den herrlichſten Schatz verloren hätte. Mit keinem Gedanken dachte er an ihre körperlichen Vorzüge, obgleich ſie ihm auch größer und ſchöner und ernſter vorgekommen; er war ganz voll

von ihrem edeln, reinen menſchlichen Weſen, von ihrem klaren Verſtande, von ihren tüchtigen, ungeſchminkten Einſichten. Er hatte ſich ihrer reifen Ueberlegung gegenüber faſt wie ein unſicherer Knabe empfunden. Sie war weit über ihn hinausgewachſen an voller, geiſtiger Entwickelung. Was hatte er davon gehabt, daß er die Welt durchſtreifte und ſich in fernen Ländern bei fremden Leuten umſah! Die Noth, der Ernſt, die Nüchternheit des Lebens waren für Regine weit beſſere Erzieher geweſen. In ſeiner Seele flammte eine wahre Verehrung für das Mädchen auf, und er ſchwur ſich, alles anzuwenden, daß er die geliebte Freundin ſeiner Jugend nicht verliere, daß er alle Unebenheiten ausgleiche, daß er Frieden und Verſöhnung ſtifte.

In ſolche wechſelnde Empfindungen und allerlei Plane verſunken, erreichte er nach einiger Zeit, indem er jetzt den Weg durch die Wieſe nahm, das älterliche Haus. Schon von fern gewahrte er Licht in der Arbeitsſtube ſeines Vaters, die nach dieſer Seite lag. Als er näher kam, ſah er, daß das Fenſter geöffnet war und daß ſein Vater mit dem Juden Aaron dort an einem Tiſche ſaß. Nichts hätte ihn gerade in dieſer Stunde unangenehmer berühren können, als die Anweſenheit des luchsäugigen Händlers. Was konnte hier auch Gutes gebraut werden? Offenbar war der Iſraelit geradeswegs von Juſtus nach der Steinthalmühle gerannt. Weshalb es geſchehen war, konnte er ahnen. So ſchlich er leiſe an das Fenſter hinan und war bald im Stande, jedes Wort zu verſtehen.

Alſo er lief dir nach, ſagte der Alte zu dem Juden, und was ſagte er?

Gebeten hat er mich um Gottes willen, erwiderte Aaron, daß ich Euch nicht ſollte verkaufen die Schuldforderung. Tauſend Thaler wollte er mir geben mehr, wenn ich ihm zuſagte Geduld, denn Ihr wäret ſein Todfeind, hat er geſagt, und wenn Ihr ihn könntet verderben hundertmal, ſo thätet Ihr es hundertmal.

So reden die Bankrottirer immer, ſprach der Müller. Aber weiter!

Nun, was weiter; wer kann behalten all die Bitten, fuhr der Jude fort. Ich aber habe ihm erklärt, entweder Geld zu der beſtimmten Friſt, oder ich thue, was ich thue, denn ich habe nöthig mein Kapital. Und ich bin gegangen weiter, und ich trage Euch an den Verkauf des Scheines.

Und deine Forderung? fragte der Alte.

Zweitauſend Thaler, worauf der Schein lautet.

Und wie viel gewinnſt du dabei?

Gerechter Gott, ein armer Geſchäftsmann will auch etwas verdienen.

Aber hundert Procent in einem Jahre zu verdienen, das iſt nun doch etwas zu grob. Ich will dir was ſagen, Jude, ich kaufe dir den Schein für baare fünfzehnhundert Thaler ab, nichts mehr und nichts weniger.

Gott ſoll mich ſtrafen, das kann ich nicht. Da hätte ich gar keinen Profit.

Gott ſoll mich ſtrafen, du haſt noch viel zu viel Profit, entgegnete der Alte. Mir liegt bloß an dem alten Rumpel der Rumühle, weil ſie an mein Eigenthum

paßt, und weil ich auf dieſe Weiſe dazukommen kann. Nimmſt du das Anerbieten nicht an, ſo geh hin und ſieh, wo du die zweitauſend Thaler erhältſt. Wenn du alle Taſchen des Juſtus auspreſſeſt, ſo ſind noch keine zweitauſend Pfennige drin. Dann mußt du ans Gericht. Das koſtet wieder Geld. Endlich wird die Mühle zu deinem Gunſten verkauft. Man bietet im beſten Falle tauſend Thaler für den Kappel. Geh hin, du machſt ein gutes Geſchäft. Schäme dich, du ſchlauer Aaron.

Ihr werdet mir aber doch geben die zweitauſend Thaler, ſagte der Jude blinzelnd.

Ich werde kein Narr ſein, lachte der Müller. Guten Abend, Aaron, mach' dich auf, ich habe keine Zeit, länger zu verhandeln.

Nun, ſo gebt mir ſiebzehnhundertfunfzig Thaler, und der Schein iſt Euer.

Keinen Groſchen mehr als funzehnhundert, die ſchon gezählt in der Kiſte liegen. Doch genug, ich ſehe, wir werden des Handels nicht einig.

Er ſtand auf und nahm das Licht, um dem Juden hinauszuleuchten, und rief: Gute Nacht, Aaron!

Alſo nichts zu handeln; auch gut, rief Aaron trotzig und nahm ſeinen abgeſchabten Hut.

Nichts zu handeln, lachte der Steinthalmüller.

Die Sache ſchien ſich zu zerſchlagen. Heinrich ſah beide verſchwinden. Er freute ſich ſchon, daß nichts aus dieſem ſchnöden Handel würde. Da erſchien das Licht wieder. Sein Vater kehrte mit dem Juden zurück.

Setz' dich, Aaron, rief der Alte mit ſchmunzelnder Miene. Es freut mich, daß wir doch einig geworden ſind.

Ihr habt gemacht ein gutes Geſchäft, ſprach der Jude.

Der Müller ging an einen Schrank, den er erſchloß, und aus dem er einige Packete Papiergeld nahm, mit denen er an den Tiſch trat und ſagte: Da, zähl', es müſſen auf den Kopf funfzehnhundert Thaler ſein. Vorerſt aber gib mir den quittirten Schein.

Er gab ihm eine Feder. Aaron unterſchrieb. Der Müller prüfte das Papier.

Dann nahm der Jude das Geld, das er ſofort haſtig zu zählen begann.

Heinrich hatte genug geſehen, es überlief ihn kalt; er ſchritt leiſe in das Haus und ſetzte ſich, ohne bemerkt zu werden, in die dunkle Wohnſtube. In ſeiner Seele war es über alle maßen traurig.

Er mochte eine halbe Stunde in dumpfen Trämmereien geſeſſen und vor ſich hingeſtarrt haben, da hörte er draußen ſeinen Vater, welcher den Juden verabſchiedete und dann mit dem Lichte in die Stube trat. Auf ſeinen Zügen ſtand die offenkundigſte Befriedigung geſchrieben. Der Sohn erhob ſich und wünſchte ihm einen Guten Abend.

Sieh, Heinrich, rief der Alte, da biſt du ja zurück. Wie iſt es gegangen?

Ich habe die Botſchaft an Herrn Wambach ausgerichtet, lautete die Antwort.

Und biſt dort geblieben, fuhr der Alte fort, und haſt geplaudert und mit den Mädchen geſpielt und geſungen? So iſt es recht. Das ſeh' ich gern, daß du gleich mit den beſten Leuten der Gegend in Verbindung trittſt. Ich habe es mir wol gedacht, daß es dir auf der Burg

gefallen würde. Nun, ich hoffe, wir kommen uns immer näher.

Du irrſt dich in deinen Vermuthungen, erwiderte der Sohn. Ich habe nicht mehr und nicht weniger gethan, als du mir auftrugeſt.

Wie, war denn der Alte vielleicht nicht freundlich? fragte der Müller mit enttäuſchtem Geſichte.

Im Gegentheil, ſagte Heinrich, er zeigte mir dieſelbe Artigkeit wie am geſtrigen Tage. Er lud mich auch ein zu bleiben und wollte mich zu ſeinen Töchtern führen.

Und das haſt du nicht angenommen?

Nein!

Nun, mir ſcheint, daß du nicht höflich gehandelt haſt.

Ich mochte nicht aufdringlich erſcheinen.

Wie kann da von Aufdringlichkeit die Rede ſein, wenn man eine herzliche Aufforderung erhält.

Mein Gefühl ſagte mir, ich ſolle ablehnen. Es ſchien mir beſcheidener, zu gehen, als zu bleiben.

Junge, Junge! rief der Alte, mit dem Finger drohend, wenn du dir nur nicht mit einer falſchen Beſcheidenheit im Wege ſtehſt. Ich habe gerade auf dieſe Bekanntſchaft einen Plan für deine Zukunft gebaut.

Heinrich erröthete. Dann ſprach er nach einer Pauſe: Wir wollen nicht eher Plane bauen, bis etwas recht Tüchtiges aus mir geworden iſt. Ich habe mich in den Tagen, die ich nun wieder daheim bin, ſo neu und unerfahren in allen Verhältniſſen gefühlt, daß es mir ganz unbehaglich zu Muthe iſt. Ich muß vor allen Dingen daran denken, mich in die Geſchäfte einzuſchießen und

dir als ein nützlicher Mensch zur Seite zu stehen. Schon heute empfand ich mich dem Herrn Wambach gegenüber, der mir von allerlei Unternehmungen sprach, die ihn und dich betreffen, und von denen ich nichts wußte, so befangen, daß ich mich so schnell wie möglich davonmachte, damit er in mir nicht etwa einen oberflächlichen und ununterrichteten Menschen ahnte.

Den Grund lasse ich schon eher gelten, meinte der Alte. Es freut mich, daß du dich nach praktischer Beschäftigung sehnst. Aber wo bist du denn die ganze Zeit gewesen? Wenn du dich nicht in Schleißberg aufgehalten hast, so konntest du schon längst zurück sein.

Heinrich wurde verlegen, aber er faßte sich und fand bald eine Ausflucht, indem er sagte: Nun, ich habe die Gegend durchstreift und bin auf den Höhen, durch die Felder und Wälder gewandert. Ich wollte mich aufs neue mit der alten Heimat, die ich jahrelang nicht gesehen und an die ich täglich gedacht habe, bekannt machen.

Das verräth mir gerade keinen besondern Eifer für die gewünschte Geschäftigkeit, sprach der Alte mit einer Beimischung von Tadel. Ich bin kein großer Freund des zwecklosen Umherschlenderns, wozu auch der Gang diesen Morgen gehörte. Bist du vielleicht auch im Dorfe gewesen?

Dort war ich nicht, erwiderte Heinrich.

Und hast du sonst niemand gesprochen? forschte der Müller mit scharfem Blicke.

Ob ich niemand gesprochen habe? wiederholte der Sohn, stockend. Ich bin nur wenigen Arbeitern begegnet und habe mit keinem ein Wort gewechselt, außer daß ich ihnen einen Guten Tag wünschte.

Der Alte ſchien beruhigt, der Sohn aber bat nun den Vater, daß er gleich morgen beginnen möge, ihn in ſeine Verhältniſſe einzuweihen und ihm eine tägliche Arbeit zu überweiſen, was der Müller auch verſprach. Nach einiger Zeit brachte die alte Gudula das Eſſen, und ſie ſetzten ſich an den Tiſch. Als ſie aber die Mahlzeit zu ſich genommen, an der Heinrich nur geringen Antheil nahm, holte der Alte verſchiedene Erzſtücke hervor, die er von ſeiner heutigen Expedition mitgebracht hatte, indem er ſich eines Weitern über die Hoffnung erging, welche das neuanzulegende Bergwerk verwirklichen ſollte. Auf ſein Lieblingsthema gebracht, wurde der Alte immer geſprächiger. Heinrich hörte ihm nur zerſtreut zu und war froh, als endlich zu Bett gegangen wurde.

Siebentes Kapitel.

Am andern Morgen beim Frühstück begannen nun wirklich die Unterhaltungen über die verschiedenen Geschäfte, welche der Vater trieb, und wurden dann nachher in dessen Arbeitszimmer fortgesetzt. Es handelte sich zunächst um diejenigen Zweige, die, über die Landwirthschaft und Mühle hinausgehend, an verschiedenen Orten angelegt waren. Und jetzt hatte der Sohn in der That alle Ursache, die Rührigkeit und Thätigkeit, welche der speculative Müller nach allen Seiten entwickelte, zu bewundern. Hier war der Alte bei einem Steinbruche, dort bei einem Kalkofen und an andern Stellen wieder an andern Unternehmungen betheiligt. Was Heinrich indeß nicht recht gefallen wollte, das war die große Zerstückelung in den verschiedenartigsten Erwerbsquellen, die meistens nicht durch eigenes Zusehen, sondern durch fernstehende Menschen überwacht und besorgt wurden. Offenbar mußte es schwer sein, hier eine gehörige Kontrole zu üben. Selbst als die beiden sich des Nachmittags in den Wagen setzten, um die betreffenden Anlagen zu be-

suchen, wurde es Heinrich schwer, eine Uebersicht zu erlangen. Noch größeres Mißfallen aber erregte ihm diese Art der Geschäfte, als er mehr und mehr zu der Ueberzeugung gelangte, daß der Vater gewissermaßen an einer Monomanie für neue Handels- und Gewerbseinrichtungen litt und, seinem Glücke trauend, blind und ohne die gehörigen Prüfungen anzustellen, in allerlei Beziehungen eingetreten war, deren genauere Kenntniß ihm abging. Der Sohn ließ es denn auch nicht an bedenklichen Bemerkungen fehlen, worauf der Alte ihm aber erwiderte: Ei was, wer wagt, der winnt! Man muß nur dem Glücke vertrauen. Das Glück aber hat mich noch nie im Stich gelassen! Es war eben bemerklich, daß der Steinthalmüller in der größten Eile ein reicher Mann werden wollte.

Am folgenden Tage wurden die Studien des Geschäftes fortgesetzt. Es handelte sich nunmehr darum, die Absatzquellen für die Steine, den Kalk, die Metalle und das Getreide kennen zu lernen. Dies geschah zunächst, indem sie ein paar Stunden über den Büchern saßen und die Kunden im Ober- und Niederlande durchnahmen. Am Nachmittage aber wurde eine Fahrt in die kleine Stadt am Flusse bewerkstelligt, wo der Alte den Sohn mit den Schiffern und ein paar Spediteuren bekannt machte, welche seine Producte weiter beförderten. Auch bei dieser Gelegenheit ergab es sich, daß die Handelsbeziehungen des Müllers einen bedeutenden Umfang gewonnen hatten. Eine weitere Fahrt in die große Stadt aufwärts am Strome, wo der Alte in Beziehung zu einigen größern Häusern und zu einem bedeutenden

Bankier stand, bei denen er den Sohn einführen wollte, wurde für den nächsten Tag in Aussicht genommen.

Als sie am dritten Tage des Morgens wiederum in der Arbeitsstube des Müllers saßen, drang Heinrich darauf, nunmehr auch den Besitz, der um die Mühle lag, näher kennen zu lernen. Der Alte holte, mit zufriedenem Stolze auf seinen Mienen, das Inventar der Liegenschaften hervor, aus dem der Sohn mit Genugthuung ersah, daß das Gut in der letztern Zeit beträchtlich gemehrt worden war. Noch größer aber wurde sein Erstaunen, als er vernahm, daß dasselbe auch nicht die kleinste Belastung aufwies. Offenbar hatte der Steinthalmüller diesen Besitz stets als seine Lieblingssache betrachtet, denn es herrschte hier überall die schönste Ordnung.

Heinrich fand nunmehr die gewünschte Gelegenheit, eine Sache zu besprechen, mit welcher er sich in Gedanken unabläßig beschäftigt und zu welcher er nun den Vater auf natürlichem Wege geführt hatte. Es galt ihm deshalb, ihn in guter Laune zu erhalten. Und das that er auch, indem er offen und herzlich die Bewunderung für die Umsicht und Thätigkeit des Alten an den Tag legte.

Allerdings, rief der Alte bei diesen Lobeserhebungen aus, ich habe es nicht an Schweiß und Fleiß fehlen lassen, um dir ein schönes Vermögen zu hinterlassen und dich als einen der besten Männer im Lande hinzustellen. Nichts aber verleiht mir eine größere Zufriedenheit als die Wiesenanlagen im Steinthal, durch die ich den Werth des Guts in kurzer Zeit um das doppelte vergrößert habe.

Gewiſslich, unterbrach ihn Heinrich, gilt hier das alte Sprichwort, daß das Werk den Meiſter lobt. Dennoch kann ich nicht verhehlen, daß gerade dieſe Anlage, je mehr ich ſie mit Bewunderung angeſehen habe, mir große Zweifel und Bedenken erregt.

Wie iſt das möglich? rief der Müller, indem ſich eine düſtere Falte über ſeine Stirn zog. Ich bin neugierig, ob du mir einen Fehler nachweiſen kannſt?

Das nicht, ſprach der Sohn mit mildem Tone. Es iſt gewiß alle Kunſt aufgewendet worden; aber ich meine, daß du durch den Verbrauch des Waſſers deinen Nachbar in dem Betrieb ſeines Mühlwerks geſchädigt haſt.

Dummes Zeug! fuhr nun der Alte hitzig auf. Willſt du dich auch an ſolche Albernheiten klemmen, mit denen mich das Geſchwätz einſichtsloſer Leute ſchon genug verfolgt. Bin ich nicht Herr auf meinem Eigenthum? Kann ich nicht daraus machen, was ich will, möge es mir nun zum Schaden oder zum Nutzen gereichen? Hätte der Anmüller, wenn ihm die gehörige Grütze im Kopfe ſäße und wenn er der Beſitzer des Gutes wäre, nicht daſſelbe gethan?

Laß uns die Sache ruhig betrachten und bereden, wandte der Sohn ein, und da mußt du doch zugeſtehen, daß durch die Berieſelung deiner Wieſen der Anmühle die Nahrung abgeſchnitten worden iſt.

Was geht mich die Anmühle an! rief der Alte wieder in demſelben gereizten Tone. Das Waſſer an der Steinthalmühle gehört mir, und ich gebrauche es, wie ich es gebrauchen kann. So handelt jeder verſtändige Mann. Später mag Gottes Waſſer über Gottes Land laufen.

Ja, wenn es nur noch da wäre, entgegnete Heinrich. Es fällt mir ja nicht ein, deine Handlungsweise unverständig zu nennen. Wie die Sachen sich aber entwickelt haben, meine ich, wäre es wenigstens in der Ordnung gewesen, daß du dich mit dem Anmüller abgefunden und ihm eine entsprechende Entschädigung gegeben hättest, was du übrigens, den Rücksichten der Billigkeit folgend, auch wol gethan hast.

Entschädigung! schrie nun der Müller zornig. Ich soll den Justus entschädigen, der mir nimmer grün gewesen ist? Sollte er mich deshalb lächerlich gemacht, mich einen gierigen Geizhals genannt und meinen Namen gehässig durchs Land getragen haben? Der und Entschädigung! Kann er mir beweisen, daß ich ihm das Wasser liefern muß? Nein, er kann es nicht, sonst hätte er in dem Processe, den er mit mir führt, längst die Papiere beigebracht.

Du stehst also in einem Processe mit ihm? fragte der Sohn, als wenn er nichts von der Angelegenheit wüßte.

Freilich, rief der Alte; er hat mich verklagt. Die Sache liegt vor dem Richter und kommt nächstens zur Entscheidung. Dann wird sich zeigen, wer recht hat. Gewinnt er, nun wohl, so ist meine Mühe verloren und die Kosten liegen im Dreck. Aber so steht es nicht. Du wirst doch nicht glauben, daß ich ein Thor bin und blind ins Geschirr gehe und Geld über Geld zu einer solchen umfangreichen Anlage verwende, wenn ich nicht meiner Sache sicher bin. Dort in der Kiste liegt ein Papier, das meine Ansprüche sichert und mich das Urtheil ruhig erwarten läßt.

Ich zweifle ja gar nicht daran, beſänftigte der Sohn den aufgebrachten Mann, daß du in deinem Rechte biſt. Aber außer dem verbrieften Rechte gibt es auch ein Recht, daß in der Volksmeinung ſeinen Grund hat. Und nach meinem Gefühl iſt dieſe Meinung dir nicht gewogen.

Soll ich mich um die Frauhaſereien von Hans und Kunz kümmern? fuhr nun der Alte noch heftiger auf. Werden Eigenthumsbriefe geſchrieben, um nichts zu gelten? Ich habe einen ſolchen Eigenthumsbrief, der mir mein gutes Recht gibt.

Heinrich wollte trotz des Zornes, in welchen ſein Vater gerieth, die Sache zur Erledigung bringen. So ließ er denn auch jetzt nicht nach, um wo möglich eine Verſöhnung anzubahnen. Da er aber nicht gegen die Thatſachen reden konnte, ſo lenkte er die Frage auf das Gebiet der Sittlichkeit.

Es mag geſchrieben ſtehen, was da will, rief er mit warmer Empfindung, es heißt aber in dem höchſten Gebote: Was du nicht willſt, das dir geſchieht, das ſollſt du auch keinem andern thun. Gottes Wort heiſcht uns, daß wir den Nächſten lieben ſollen. Wenn wir ihm Schaden zufügen, ſo ſchaden wir unſerer Seele am meiſten.

Nun aber ſprang der Alte mit zornglühendem Geſichte auf und donnerte und tobte:

Willſt du wol das ungewaſchene Maul halten, du Gelbſchnabel! Biſt du hierher gekommen, um den Sonntagsprediger zu ſpielen? Zeigt man ſo den Reſpect, den man ſeinem Vater ſchuldig iſt? Einmal für allemal ſage

ich dir jetzt, schnob er, indem er die Faust gegen Heinrich ballte, so lange ich die Augen aufhabe, gilt hier mein Wille und nicht der deinige. Und daß du es mir nicht fürder wagst, die Rede auf diese Angelegenheit zu bringen. Mit dem Justus und seiner Sippschaft stehe ich in ewiger Fehde. Er hat mich beleidigt, ehe du auf der Welt warst. Und diese Beleidigung wird ihm hier in diesem Herzen nun und nimmer vergessen. Haß um Haß, Zorn um Zorn, Zahn um Zahn. Daß du dir nie beigehen läßt, dich dieser Brut zu nähern! Zumal bleib mir von dem Mädchen! Ich weiß recht gut, daß du früher mit ihr angebandelt hast. Ich habe dich schon bei deiner Ankunft gewarnt. Jetzt zum letzten mal, versteh mich recht, damit der Vater nicht vergesse, daß er einen Sohn hat. Und nun bin ich zu Ende. Du aber gehst mir heute aus den Augen und bedenkst, was ich dir gesagt habe. Keine Widerrede, kein Wort! Vor die Thür, vor die Thür!

Heinrich schwieg, erhob sich ernst und stolz und schritt ruhig aus der Stube. In seinem Leben hatte er niemals ein so bitteres Gefühl gehabt. Je mehr er sich bewußt war, in reinster und edelster menschlicher Regung Streit und Haß auszugleichen, desto mehr empfand er sich durch das schroffe, unzugängliche Wesen seines Vaters zurückgestoßen. In seiner Seele klaffte ein tiefer Zwiespalt. So konnte er es im Hause nicht aushalten, nahm Hut und Stock und rüstete sich zu einer längern Wanderung, indem er vorher der alten Gudula noch sagte, daß er in einem Dorfe über dem Strome zu thun habe und erst gegen Abend zurückkehren werde. In der That

wanderte er auch bald hinaus, indeß ohne Zweck und Ziel.

Als sich der Sturm seiner wogenden Gefühle mehr und mehr legte, begann er einzusehen, daß Regine recht gehabt hatte, als sie ihm die Unmöglichkeit einer Versöhnung hinstellte. Der alte Haß, den sein Vater im Herzen trug, kannte weder Ziel noch Grenzen und war nun in einer Weise an den Tag getreten, daß er unvertilgbar schien. Außerdem aber hatte sich sein Charakter durch den Lebensgang, auf dem er einhergeschritten, verhärtet und erstarrt. Der Steinthalmüller war stets der absolute Herrscher in seinem Hause gewesen. Von seiner verstorbenen Frau erfuhr er niemals den geringsten Widerspruch. Ueber das Gesinde regierte er mit unerbittlicher Strenge. Und da auch seine Vermögensverhältnisse in außerordentlicher Weise gediehen und alle Welt ihn als einen mächtigen Mann betrachtete, so erhielt seine straffe Gemüthsrichtung dadurch nur allseitige Nahrung. Er war in seiner Stellung, wie denn seine Natur schon darauf angelegt schien, zu einem entschiedenen Despoten geworden.

Was war da zu thun? Sollte Heinrich sich schlechtweg in die Umstände fügen und dem Mädchen entsagen? Nein, daran dachte er nicht. So schlimm sich auch alles anließ, so wollte er doch auf bessere Zeiten hoffen und warten. Ja, Regine mit ihrer stillen, ernsten Ruhe, mit ihrer weichen und doch starken Seele schien ihm mit einemmal doppelt wünschenswerth. Sie stieg in seinen Augen mehr und mehr, wenn er an das rauhe, eigensüchtige Wesen des Vaters dachte. Und welch eine

andere Erſcheinung war auch der treffliche Müller Juſtus, deſſen Sinnen und Trachten dahin ging, ſeiner Familie und den Nebenmenſchen Freude zu bereiten. Heinrich hätte es als eine Schmach und Schande angeſehen, ſich zurückzuziehen. Er durfte dies noch weniger, da ſich Regine und ihre Angehörigen in der Noth und Erniedrigung befanden. Aber noch mehr: ſeine Liebe ſchlug mit jedem Augenblicke zu höhern Flammen auf.

Indeß war es eine andere Frage, ob und wie er am heutigen Tage der Geliebten entgegentreten ſollte? Und hier befand er ſich in der tödlichſten Verlegenheit. Sein Vater hatte ihm unter fürchterlichen Androhungen jede Begegnung mit den Leuten aus der Ammühle verboten. Durfte er als braver Sohn dieſes Gebot übertreten? Was konnte die Folge davon ſein? Er mußte die ſchlimmſten Scenen fürchten, wenn der Vater ſeinen Ungehorſam erfuhr. Und noch trauriger konnten die Rückwirkungen auf Regine und die Ihrigen fallen. War es daher nicht gerathener, heute das verſprochene Stelldichein zu meiden und eine gelegenere Zeit abzuwarten? Und doch, was ſollte Regine denken, wenn er ſeinem gegebenen Verſprechen gemäß nicht erſchien?

Mit ſolchen Erwägungen beſchäftigt, ſchritt er weiter und weiter, ohne der Begegnenden zu achten. Da hörte er plötzlich die Wechſelrede zweier Fuhrleute, die einander entgegenfuhren. Der eine führte einen Wagen mit Kalk dem Fluſſe zu, der andere trieb ſeine Pferde landein. Was haſt du? rief der letztere. Kalk, entgegnete der andere, aus dem Ofen des Steinthalmüllers. — Wie, biſt du denn noch bei dem geizigen Leuteſchinder

in Dienſten? höhnte der erſte. Das ſollte mir auch einfallen, bei einem ſolchen Fuchſe zu dienen! Mochten es immerhin rohe Geſellen ſein, die ſich hier Red' und Antwort gaben, ſo ſchnitt ihm doch dieſes Volksurtheil tief in die Seele.

Als er nach einer Weile in dem alten Städtchen, das wir bereits kennen, angekommen war und an dem Ufer des Stromes hinwandelte, ſah er mehrere Kähne, die mit Baſalt- und Tuffſteinen beladen wurden. Er ſtellte ſich hin und betrachtete die Arbeit der Stromleute. In ſeiner Nähe pflanzten ſich bald ein paar Bauern aus dem Gebirge auf. Wer mag die Steine verladen? fragte der eine. Die ſind aus den Brüchen des Steinthalmüllers, ſprach der andere. Ja, der Kerl iſt ſteinreich, rief ein dritter, aber ich möchte am Jüngſten Tage nicht in ſeiner Haut ſtecken. Wer ſo unbarmherzig dem Verdienſt nachläuft und die Leute hetzt und jagt und ihnen nicht den Biſſen gönnt, dem dient ſein Gut zu nichts anderm, als daß es ihn in die Klauen des Teufels führt. — Welch ein neues böſes Urtheil hörte Heinrich über den Vater!?

Die Leute riefen nach einem Schiffer, um überzufahren. Der junge Mann beſann ſich nicht lange, er ſtieg gleichfalls in den Kahn und ſetzte ſich auf eine Bank. Ob es denn wahr iſt, fragte jetzt einer von den Bauern, daß der Müller Juſtus wieder Zimmermann geworden iſt? — Freilich, ſprach ein anderer, ich habe ihn ſelbſt bei der Arbeit geſehen. — Dann muß es ihm doch wirklich an den Kragen gehen, meinte ein dritter. Allerdings, erwiderte der erſte, dem hat der

Steinthaler das Meſſer an die Kehle geſetzt. Die neuen Wieſen, die den einen reich machen, bringen dem andern die Armuth. — Sein Sohn ſoll auch jetzt aus der Fremde zurückgekehrt ſein, fiel nun ein vierter ein. Früher wurde er als ein guter Junge geprieſen. — Ei was, höhnte nun wieder der erſte, er wird es nicht anders machen wie der Alte. Man hat ihn am letzten Sonntag in der Kirche auf dem Berge geſehen. Da war er mit dem Wambach, und ſpäter hat er mit den Töchtern zu Schleißberg ſcharmutzirt. Man weiß, worauf es abgeſehen iſt. Der alte Schleißberger iſt von derſelben Sorte, die auch den geringen Mann verderben, um ſich ſelbſt in die Höhe zu bringen. Gebt Acht, bald läutet es von einer Hochzeit, denn was des Müllers Sohn angeht, ſo wird es auch da heißen: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. — Der Kahn landete am andern Ufer. Heinrich gab dem Fährmanne den Lohn, ſprang aus dem Nachen und flieg ſo raſch wie möglich das Ufer hinan.

Alſo der Apfel fällt nicht weit vom Stamme! ſprach der junge Mann. Nun,' das wollen wir doch einmal ſehen. In dieſem Augenblicke ſetzte ſich in ſeiner Seele der Entſchluß feſt, daß er noch dieſen Abend Regine begegnen und mit ihr reden wolle. Mochte ſein Vater ſein, wie er war: ſein Entſchluß ſtand feſt, der Welt zu zeigen, daß ihn nicht die Selbſtſucht und der Eigennutz treibe, ſondern daß er die Grundſätze der Bravheit, der Geradheit, der Menſchenfreundlichkeit hege und pflege. Und immer lauter verkündete ihm die Stimme ſeines Gewiſſens, daß er den rechten Weg gehe. So entſchwan-

den in ſeinem Gemüthe die Zweifel und Bedenklichkeiten mehr und mehr. Er war ſich bewußt, daß er den Sieg in einer edeln Sache davontrage.

Und ſo ſaß er denn nach einer langen, langen Irrfahrt, als die Dämmerung eintrat, unter dem Buchenbaume auf der Bank, um Regine zu erwarten. Welche traurigen Empfindungen zogen an dieſer geliebten Stelle aufs neue durch ſeine Seele! Hier war er einſt unendlich glücklich geweſen, bevor er die Heimat verließ; hier hatte er auf ein neues Glück gehofft. Und als er nun wieder mit der tauſendfach erſehnten Braut zuſammengetroffen, da geſchah es unter dem tiefſten, bitterſten Ernſte einer Lage, die ihm das Mädchen klar und deutlich vor Augen führte, an die er aber nicht glauben wollte. Leider ſollte er ihr heute ſagen, daß ſie wahr geredet hatte. Ach, wie vermochte er das rechte Wort zu finden, um ſie nicht zu verletzen? Er wünſchte ſich hundert Meilen fort, denn die Heimat bot ihm ſtatt Freundlichkeit und Fröhlichkeit, auf die ſeine Sinne geſtanden hatten, nichts als Leid und Pein. Es war in der That kein Wunder, daß er mit beklemmtem Gemüthe das Haupt in die Hand legte und nur dann und wann aufſchaute durch das ſtille Revier, deſſen Frieden einen ſo ſchreienden Gegenſatz gegen die Unruhe ſeines Gemüthes bildete.

Ja, er erſchrak, als er plötzlich Reginens Geſtalt durch die Bäume ſchreiten ſah. Dann erhob er ſich und ging ihr mit ſchlaffen Gliedern entgegen.

Guten Abend, Heinrich, ſagte ſie mit feſter Stimme und gab ihm die Hand.

Sprich lieber böſen Abend, rief er erregten und bekümmerten Tones. Ich habe einen böſen Tag gehabt, der mit einem böſen Abend ſchließt. Mein Vater, ach mein Vater! Ich war hart mit ihm zuſammen.

So wirſt du einſehen, daß ich recht hatte.

Es iſt alles ſo gekommen, wie du ſagteſt, ſprach der Jüngling. Sein Herz iſt härter wie Eiſen.

Und nun erzählte er ihr frei und offen die ganze Unterhaltung mit dem Alten. Dann ſchloß er: Du ſiehſt, ich habe nun alles geſagt, denn mein Handeln ſoll hell vor dir ſein wie die Sonne am Himmel.

Ich habe dir nie eine andere Art zugetraut, fiel das Mädchen ein.

Gott ſei gelobt! ſprach der Jüngling.

Und du haſt deinem Vater nichts davon geſagt, daß wir uns lieb hatten? fragte Regine.

So weit ließ er mich nicht kommen.

Deſto beſſer, rief ſie aus. Es weiß ja auch außer meinen Aeltern, denen ich alles ſage, niemand etwas davon. So wollen wir die Sache als einen ſchönen Traum der ſchönen Jugendzeit betrachten. Heinrich, ich gebe dich frei, und du gibſt mich frei. Und nun leb' wohl für immer.

Sie reichte ihm, indem ſie mit ihren großen, blauen Augen feierlich aufſchaute, nochmals die Hand.

Er ergriff ſie mit Leidenſchaft und preßte ſie heftig. Nein, nein, rief er, ſo dürfen wir nicht auseinandergehen. Nicht in der Freude, jetzt im Leid ſehe ich erſt, was für ein Schatz in deinem Gemüthe liegt. Du mußt mir die alte Liebe und Treue halten. Und ſollten wir

noch jahrelang warten und harren müssen: wir haben uns einander zugeschworen. Und ich gebe dich nicht los, heute nicht, und morgen nicht, und in Ewigkeit nicht.

Er riß sie an sich, er küßte sie auf Stirn und Mund. Sie konnte sich seiner nicht wehren. Er war von wahnsinniger Leidenschaft durchbebt.

Laß mich, laß mich, rief sie, damit kein Unglück geschieht!

Ich schwöre dir, ich schwöre dir, und ewig will ich es halten....

Da faßte ihn eine kräftige Männerfaust an der Schulter. Es tönte ein Donnerwort: Auseinander, auseinander, leichtsinniges, junges Volk!

Heinrich ließ Regine los. Das Mädchen fuhr weit zurück. Der alte Steinthalmüller stand zwischen ihnen.

So komme ich euch also hinter die Schliche, rief Heinrich's Vater mit zornbebender Stimme. Liebeleien, Liebeleien! Und du, saubere Dirne, verführst mir den Jungen, daß er aufsässig wird gegen seinen Vater! Hier ist mein Grund und Boden, daß du es nicht mehr wagst, dich hier an dieser Stelle oder sonst sehen zu lassen, damit ich nicht meine Hunde gegen dich hetze. Fort, du Buhlerin, fort, du Dirne!

Vater, Vater, halt ein! rief Heinrich; sie ist unschuldig und rein wie das Licht Gottes. Wenn hier jemand etwas verbrochen hat, so bin ich es. Beleidige das gute, brave Mädchen nicht.

Aber Regine hatte sich rasch gefaßt, schritt mit schnellen Schritten den Waldweg hinab und verschwand im Dunkel der Bäume.

Der Vater wandte ſich an den Sohn und rief: Läßt du dich wieder hören, du Sonntagsprediger? Willſt du mir wieder den Text leſen? Nun, ſo werde ich dir vorher einläuten. Ich ſehe jetzt ein, woher deine ſchlaue Moral ſtammt, die ſo herrlich von der Nächſtenliebe handelte. Deine Nächſtenliebe rührt von der Dirne her.

Vater! wollte ihn der Sohn unterbrechen.

Schweig ſtill! ſchrie der Alte noch lauter. Ich bin an der Reihe, und ich denke, wenn wir zwei uns gegenüberſtehen, ſo bleibe ich auch an der Reihe. Du ſollſt mir nicht den großen Herrn ſpielen und dein Schätzchen nach Belieben haben. Freilich, große Herren thun für ihre Schätzchen alles; du möchteſt es auch wol thun und mich um einer Laune wegen überreden, daß ich all die ſchönen Wieſen eingehen laſſe, damit der Vater deines Liebchens Waſſer auf die Mühle bekommt. Ja, das wäre ihm Waſſer auf die Mühle. Prächtiger Plan! Und ich ſoll mich trocken legen. Du biſt ja ein überaus kluger Junge mit deinem Schätzchen.

Vater, brach nun Heinrich hervor, es handelt ſich hier nicht um eine Dirne und um ein Schätzchen. Ich habe die reinſten Abſichten auf Regine.

Hatte der Alte bisjetzt ſeinen Worten eine ironiſche Beimiſchung gegeben, ſo ſchnob er auf einmal im höchſten Zorne. Was redeſt du da, du Schlingel? Du biſt nicht allein ein Dummkopf, du biſt ein ungerathener Böſewicht. Alſo es iſt noch mehr wie eine vorübergehende Tändelei? Du haſt auf die Tochter meines Todfeindes reine Abſichten? Du verſchwörſt dich mit meinem Gegner? Krieg des Sohnes gegen ſeinen Vater! Wahr-

lich, für ſo ſchlecht habe ich dich nicht gehalten. Es iſt gut, daß dir alles das ſo leicht vom Munde gefloſſen iſt. Ich werde dich hüten und bewachen. Keinen Schritt thuſt du mir mehr allein, damit dir die Gelegenheit fehlt, Verſchwörungen anzuzetteln. Und ich will dir zeigen, wer der Herr iſt in unſern Angelegenheiten. In dieſer Stunde ſollſt du es erfahren, was ich über dich beſchloſſen habe, denn meine Andeutungen haſt du bisjetzt aus Gründen, die mir plötzlich begreiflich geworden ſind, nicht verſtehen wollen. Du läßt die Kinder des Landes in Ruhe und heirathest, wie ich es mit dem Vater verabredet habe, eine der Töchter des Herrn Wambach. Abgemacht, und nun komm!

Heinrich überſchauerte es kalt bei dieſer Nachricht. Der Alte ſetzte ſich in Bewegung; der Sohn folgte ſtillſchweigend.

Achtes Kapitel.

Sowol am Abend beim Essen wie am andern Morgen beim Frühstück war es schlechtes Wetter in der Steinthalmühle, und die alte Gudula sah kopfschüttelnd nach den beiden Männern, denen die Bissen nicht munden wollten. Als sie vom Kaffee aufstanden, begab sich der Alte in sein Arbeitszimmer, wohin Heinrich ihm auf dem Fuße folgte und den Vater bat, ihm die Geschäftsbücher zu übergeben, damit er sich näher mit diesen Angelegenheiten bekannt mache. Er that dies in so ruhigem Tone, daß der Müller gleichfalls mildere Saiten aufzog und ihm ein kleines Lob spendete, denn so streng er auch aufgetreten war, so hatte er doch für sein Kind im tiefsten Herzen eine leidenschaftliche Liebe. Es freut mich, sprach er, daß du dir Arbeit forderst. Die Arbeit wird dir überhaupt die Flausen aus dem Kopfe vertreiben. Wenn du nur einsehen wolltest, wie gut ich es mit dir meine. Was ich erarbeitet habe, das habe ich ja nur für dich gethan. Dabei fehlt es mir nicht an Lebenserfahrung. Junges Volk betrachtet die Dinge niemals ohne Vorurtheile, das Alter sieht weiter und schärfer. Für dich

handelt es ſich nun aber darum, daß du eine recht reſpectable Stellung in der Welt einnimmſt. Folge mir, und du ſollſt ſtets einen gültigen Vater in mir beſitzen.

Dann verließ er das Zimmer, und Heinrich ſetzte ſich über die Bücher. Er ſah ein, daß er nicht mit dem Kopfe durch die Wand rennen und eine beſſere Wendung der Verhältniſſe nur von der Zeit erwarten könne. Daß die Arbeit eine gedeihliche Zerſtreuung biete, darin konnte er ſeinem Vater nur beiſtimmen. Ueberdies aber hoffte er gerade durch die Arbeit eine angenehmere Stellung zu gewinnen. Vielleicht gelang es ihm, auf dieſem Gebiete ſich mit der Zeit dem Alten unentbehrlich zu machen. Und geſchah dies, ſo bot ſich auch wol die Gelegenheit, in glücklicherer Weiſe mit ſeinen Anſichten aufzutreten, als es bisjetzt der Fall geweſen war.

So oft ihm nun auch die Gedanken zu Reginen und in die Aumühle abſchweiften, ſo begannen doch allmählich die Geſchäftsbücher ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Er machte ſich immer mehr mit dem Verkauf des Kalks, der Steine und des Getreides bekannt. Bei näherm Zuſehen gewann er indeß die Ueberzeugung, daß der Nutzen, der ſich nach den Schilderungen des Vaters herausſtellen ſollte, oft ſehr zweifelhafter Natur war. Es wurden allerdings bedeutende Summen eingenommen, indeß ſtanden auch beträchtliche Poſten bei den Bankiers, ſodaß ſich die Einnahmen und Ausgaben bei demſelben Geſchäfte zuweilen nicht deckten. Manche Lieferungen ſchienen ihm ſogar gefährlich, weil die Empfänger ſich mitunter nicht als die gewiſſenhafteſten Leute bewieſen. Blieben einmal größere Zahlungen aus, auf die mit

Sicherheit gerechnet wurde, so konnten sich plötzliche und gefährliche Verlegenheiten ergeben. Es wurde Heinrich überhaupt klar, daß viele Geschäfte nur gemacht wurden, um überhaupt Geschäfte zu machen.

Heinrich arbeitete unverdrossen, bis ihn Gudula zum Mittagessen rief. Sein Vater saß bereits am Tische und sah wieder vergnüglich drein.

Ich habe einen Brief aus der Stadt erhalten, sagte er zu Heinrich, und muß noch heute in Geschäften dahin. Mach' dich nach Tisch fertig und zieh deine besten Kleider an, um mich zu begleiten, denn ich will dich bei dieser Gelegenheit bei unsern Freunden einführen, damit du später, wenn es noththut, die Fahrt allein unternehmen kannst.

Heinrich erklärte sich bereit, und der Alte erzählte nun von den verschiedenen Häusern, in denen sie einkehren würden, indem er zugleich eine Schilderung der Personen, mit denen er in besonderer Verbindung stand, entwarf. Nach Tische brachte der Wagen sie nach dem Städtchen, wo sie den Dampfer bestiegen und den Strom hinauffuhren. Als sie nach einigen Stunden angekommen waren, stiegen sie im ersten Gasthofe ab und besuchten dann noch verschiedene Handelshäuser.

Als Vater und Sohn am andern Morgen den Gasthof verlassen hatten, hielt der erstere plötzlich vor einem großen, stattlichen Gebäude von alterthümlichem und ernstem Ansehen und sagte: Hier treten wir ein.

Was ist das für ein Haus? fragte der Sohn.

Das wirst du schon sehen! lautete die Antwort.

Sie begaben sich durch das Thor, unter dem ver-

schiedene, mit Drahtgitter versehene, schwarze Kasten hingen, welche mit beschriebenen Papieren angefüllt waren, die von einzelnen Leuten gelesen wurden. Dann schritten sie durch einen breiten Corridor und erstiegen eine Treppe. Oben angelangt, öffnete der Steinthalmüller eine große Thür, die in einen Saal führte. Heinrich war nun seiner Sache sicher. Als er oben auf einer Tribüne einige Männer in schwarzen Talaren sitzen sah und rechts und links gleichfalls erhabene Plätze gewahrte, auf denen ähnlich gekleidete Personen standen, während unten im Raume viele Leute in verschiedenen Costümen sichtbar wurden, gewann er die Ueberzeugung, daß er sich in einem Gerichtssaale befinde. Es durchzuckte ihn eine unangenehme Ahnung.

Nimm hier unten Platz, sprach jetzt sein Vater zu ihm, und spitz' die Ohren, denn es gibt an diesem Orte immer lehrreiche Dinge zu hören. Ich habe für eine Weile dort oben zu thun.

Bevor Heinrich sich näher erkundigen konnte, drängte der Alte sich durch die Menschen, denn sein Name wurde eben von dem Gerichtsschreiber aufgerufen.

Und dann tönte auch auf einmal der Name des Müllers Justus, den Heinrich gleichfalls in der Menge bemerkte, und der nun, der Aufforderung folgend, vor die Richter trat.

Der junge Mann fühlte einen scharfen Stich im Herzen. Sein Vater wollte ihn zum Zeugen des Processes um das Wasser im Hellbache machen und hatte ihm doch kein Wort davon gesagt. Er wünschte sich tausend Meilen weit und mußte doch bleiben. Freilich

konnte er sich hier auch am besten unterrichten, wo das Recht und wo das Unrecht war.

In der That wurde seine Aufmerksamkeit sofort durch den Gang der Verhandlungen in Anspruch genommen. Die Zeugen mußten erscheinen, die Klageschrift wurde verlesen, und das Verhör begann. Aus den Aussagen des Justus und derjenigen, die er zu seinem Schutze geladen, ergab sich auf das klarste, daß die Aumühle seit Menschengedenken durch das Wasser des Hellbachs getrieben und daß durch die Anlagen der Wiesen im Steinthale das treibende Element des Geschäftes abgeschnitten worden war; dabei bekundeten verschiedene Personen auf Befragen des Vorsitzenden, daß der Steinthalmüller seit langen Jahren einen offenbaren Haß auf Justus in Worten und Thaten an den Tag gelegt hatte. Es wurden verschiedene Reden angeführt, welche die Gehässigkeit, mit denen er den Nachbar in öffentlichen Gesellschaften verfolgte, außer Zweifel setzten. Auch fehlte es nicht an Beweisen, daß er bemüht gewesen war, die Kunden der Aumühle durch geringere Preise und andere vortheilhafte Anerbietungen für sein eigenes Geschäft zu gewinnen. In Betreff des Gegners lauteten alle Aussagen dahin, daß er der unbescholtenste, bravste und wohlwollendste Mann der ganzen Gegend sei.

So zeigte sich denn im Verlaufe des Verhörs im Publikum eine sehr günstige Stimmung für den armen, in seinen Rechten gekränkten Aumüller. Dieselbe äußerte sich mitunter sogar durch Murmeln oder Beifallsrufe, gegen welche der Richter eine laute Mahnung ergehen ließ. Noch mehr aber steigerte sich die gute Meinung

für den Geschädigten, als Heinrich's Vater erklärte, daß er gar keine Schutzzeugen geladen habe. Allerwärts gab sich die Ueberzeugung kund, daß derselbe in diesem gehässigen Processe unterliegen müsse.

Nachdem das Verhör geschlossen war, erhielten die Advocaten das Wort. Zuerst erhob sich der Vertheidiger des Justus. Derselbe war ein junger Mann mit lebendigem, leidenschaftlichem Gesichtsausdruck und einer frischen Redegabe, die er mit Geschick und mit dem Scheine der Wahrheit und Ueberzeugung handhabte. Auch ließ er die gegebenen Thatsachen nicht unbenutzt, indem er hervorhob, wie hier Schlauheit und Eigennutz der schlichten Geradheit und dem harmlosen Vertrauen gegenübergestanden und wie der Reichthum eine bescheidene Lebenslage vernichtet habe. Es fehlte dabei nicht an beißenden Bemerkungen über den eigensüchtigen und erbarmungslosen Charakter des Steinthalmüllers, die dem Sohne, dessen Blick am Boden haftete, das Blut in die Wangen trieben. Nach einer alle Einzelheiten wiedergebenden längern Rede trug endlich der feurige Vertheidiger darauf an, seinen Clienten wieder in Besitz des Wassers zu setzen und ihm eine entsprechende Entschädigungssumme für die Verluste der letzten Jahre, die sich auf mehrere tausend Thaler beliefen, zuzuerkennen.

Im Publikum erhob sich ein lauter Beifall. Alle Anwesenden nahmen offenbar Partei für den armen Justus, der mit verklärten Zügen an der Tribüne stand. Heinrich hörte rings die Worte: Er kann den Proceß nicht verlieren. Es ist gut, daß dem Blutsauger sein

Recht wird. Möchte es also allen Schurken geschehen, die das arme Volk zu vernichten streben!

Der Vorsitzende ließ die Klingel ertönen und gebot neue Stille, indem er jeden Störer der Verhandlungen hinauszuweisen drohte.

Und nun erhob sich der Advocat des Steinthalmüllers, ein schon bejahrter Mann mit scharfen, eckigen Zügen und schlankem Körperbau.

Meine Partei, so lautete ungefähr seine Rede, hat zum Glück andere Vertheidigungsmittel, als Böses mit Bösem zu vergelten. Wenn man auf meinen Clienten den Schein der Schlauheit, Verschmitztheit und der Eigensucht geworfen hat, so denke ich nicht daran, seinen Gegner als einen leichtsinnigen, unvorsichtigen Mann zu schildern, der wahrlich nicht benöthigt wäre, hier einen nutzlosen Proceß zu beginnen, wenn er besser und schärfer zugesehen und nicht blind in den Tag hineingelebt hätte. Wir haben von den Zeugen vernommen, daß der Müller Justus ein braver, unbescholtener Mann ist. Wohlan, wir halten ihn auch dafür. Und deshalb sehen wir denn auch von allen auf uns geschleuderten Persönlichkeiten ab. Wir kämpfen überhaupt nicht mit Vermuthungen, sondern mit Thatsachen. Diese Thatsachen liegen aber sonnenklar zu Tage. Deshalb können wir uns in der Vertheidigung auch durchaus kurz fassen.

Zugleich nahm er ein Papier, das vor ihm auf dem Tische lag, in die Hand und fuhr fort: Wie sehr mein Client in seinem Rechte ist, wird Ihnen, meine Herren Richter, eine Urkunde beweisen, die ich Ihnen nunmehr vorzutragen die Ehre habe. Zur nähern Erklärung des

Schriftſtückes theile ich Ihnen noch Folgendes mit: Vor hundert Jahren befand ſich die Aumühle und das Steinthal im Beſitze ein und deſſelben Mannes. Die Steinthalmühle beſtand damals noch gar nicht. Dieſer Beſitzer aber war der Urahn von des Müllers Juſtus Schwiegervater, der damals, die Unfruchtbarkeit des oberhalb ſeiner Mühle liegenden Heide- und Steinlandes einſehend, dieſe unnützen Liegenſchaften veräußerte. Der neue Ankäufer legte nun in jener Zeit die kleine Steinthalmühle an. Wie es ſich aber nachweiſen läßt, ſo gerieth ihm die Speculation ſchlecht. Das neue Werk konnte zu keiner Blüthe gedeihen. Der Unternehmer verdarb, das Unternehmen ging in andere Hände über. So hat es auch in ſpäterer Zeit noch dreimal ſeine Eigenthümer gewechſelt, bis es in den Beſitz meines Clienten überging. In ihm erſt fand ſich der Mann, die Sache beim rechten Ende anzufaſſen. Er hatte zuerſt die Einſicht, daß ſich trotz der Verrufenheit des Ortes, an dem einer nach dem andern verkümmert war, etwas aus dem Gute machen ließ. Er errichtete die Mühle nach neuer Art, er verbeſſerte die Verbindungswege, und dann ging er daran, die Wieſen anzulegen, um die es ſich in dieſer Streitſache handelt. Meine Herren, es wird ihm jetzt übel genommen, daß er die Aufgabe löſte, die mit der Geſchichte vom Ei des Columbus große Aehnlichkeit hat. Aber nur der Unverſtand und die Böswilligkeit kann ihn tadeln, denn er hat Leben und Bewegung in dieſe ganze Gegend gebracht. Hunderte von Menſchen erhielten ihren Nutzen von ſeiner Thätigkeit, die es jetzt nicht mehr wahr haben wollen. Ich denke indeß nicht, daß es heißen ſoll:

Unſinn, du ſiegſt! Zum Zeichen aber, daß er mit ſeiner Wieſenanlage im vollſten Rechte iſt, hören Sie dieſe alte Urkunde.

Er machte eine Pauſe, dann las er mit ſcharfer Stimme: „Es ſei hiermit kund zu wiſſen, daß ich unterzeichneter Jakob, genannt Aumüller, das Steinthal oberhalb meiner Aumühle dem Andreas Ockenfels als mein freies Eigenthum, beſtehend aus hundert Morgen, für tauſend Thaler verkaufe mit dem Rechte, daß beſagter Andreas Ockenfels dort eine andere Mühle anlegen, das Waſſer des Hellbaches zu dem Betrieb ſeines Werkes ſowie auch zu allen andern Zwecken verwenden darf, um Land, Wieſen, Gärten, ſo er zu bauen gedenkt, zu bewäſſern, und daß dies Recht für ewige Zeit an den Beſitz des genannten Steinthals gebunden ſein ſoll.“

Meine Herren, ſchloß er darauf, da haben Sie in der unzweifelhafteſten Weiſe das Recht feſtgeſtellt. Der Beſitzer des Steinthals iſt nach dieſem wahrhaftigen und unverfälſchten Acte befugt, das Waſſer nicht allein zum Betrieb ſeiner Mühle, ſondern auch zur Bewäſſerung von Land, Wieſen und Gärten zu verwenden, ſo er zu bauen gedenkt. Es handelt ſich hier alſo nicht um Schliche und Kniffe, es handelt ſich um geſchriebene und verbriefte Rechte. Wie aber will man den Mann tadeln, der für ſich und ſein Haus ſorgt? Ich übergebe Ihnen hiermit die Urkunde und trage darauf an, daß Sie die Klage zurückweiſen.

Tiefe Stille herrſchte im Saale. Der Richter nahm das inhaltsſchwere Papier und entfernte ſich mit ſeinen Collegen durch eine Thür im Hintergrunde. Auch dann

ließ die Ruhe nicht nach. Alles war gespannt auf den Ausgang des eigenthümlichen Falles. Die Nachbarn flüsterten nur leise miteinander. Heinrich sah, wie sein Vater mit seinem Vertheidiger sprach, der ihm hoffnungsvoll zulächelte, während Justus von seinem Advocaten ein schweigendes Achselzucken erhielt.

Nach einer Viertelstunde kehrten die Richter zurück. Sie nahmen Platz, und der Vorsitzende verkündete den Wahrspruch, der in Erwägung des unzweifelhaften Besitztitels von seiten des Steinthalmüllers in Betreff des Wassers die Wiesen desselben bestehen ließ und die Klage des Justus nicht allein zurückwies, sondern ihn auch in die Kosten verurtheilte.

Die Anwesenden nahmen diese Mittheilung ruhig entgegen. Man sah ihren Gesichtern an, daß sie nach den Auseinandersetzungen des letzten Advocaten nichts anderes erwartet hatten. Gleichwol schienen die Sympathien auf der Seite des Justus zu verbleiben. Man betrachtete ihn allerwärts mit theilnehmenden Blicken. Auch Heinrich's Aufmerksamkeit war ganz und gar auf den armen Mann gerichtet, dessen Existenz hier den Todesstoß erhielt.

Der Verurtheilte nahm den Spruch so ruhig hin, wie er konnte. Sein sonst so heiteres Antlitz war aber ernst und starr. Eine eigenthümliche Blässe lag auf dem Gesichte. So verließ er seinen Platz und ging ruhig durch die Menge nach dem Ausgange des Saales. Seine Schutzzeugen folgten ihm. Die meisten Menschen verließen den Raum. Auch Heinrich stand auf und folgte dem Zuge.

Vor der Thür erreichte er den Nachbar und gab ihm die Hand. Juſtus, ſagte er mit bewegter Stimme, Ihr habt den Proceß verloren. Ich hoffe, Ihr rechnet den Ausgang mir nicht an. Bewahrt mir Eure Freundſchaft, wie Ihr die meinige immer beſeſſen habt. Ich werde es nie vergeſſen, wie gut Ihr mir geweſen ſeid. Wir wollen beide auf beſſere Zeiten hoffen.

Dieſe herzlichen Worte thaten dem gepreßten und bedrängten Herzen wohl. Juſtus nahm die Hand des jungen Mannes und antwortete mit einem bittern Lächeln: Gott ſchickt uns ſchwere Prüfungen. Was mich angeht, ſo wollte ich ſie mit Freuden tragen. Wäre nur nicht der alte Mann, dem dieſer Spruch den Tod geben wird. Doch, wie Gott will!

Seid verſichert, nahm Heinrich wieder das Wort, daß ich in dieſer Sache thun werde, was ich kann. Leider aber iſt meine Macht ſehr gering.

Ich weiß es, erwiderte der Müller, das Herz deines Vaters iſt wie Stein. Aber das deinige iſt gut und weich, und das gibt mir wenigſtens einen Troſt auf den Weg.

Eine Thräne ſtand in Heinrich's Auge. Er ſchüttelte dem unglücklichen Manne nochmals die Hand und ging in den Saal zurück. Dort ſtand ſein Vater, umgeben von einigen Bekannten, die ihm zu dem errungenen Erfolge Glück wünſchten. Auch Herr Wambach war bei ihm und ließ ſich in nicht ebenen Reden über die Anmaßungen der kleinen Leute los, die von Recht und Geſetz keine Ahnung hätten und dennoch überall unbefugte Anſprüche erhöben.

Heinrich blieb ſcheu in der Ferne. Als ſein Vater ihn ſah, trat er zu ihm und ſprach einigermaßen verletzt: Nun, mein Sohn iſt der letzte, der mir gratulirt. Ich denke indeß, du haſt eingeſehen, wie richtig ich in dieſer Angelegenheit gehandelt habe. Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Das iſt kein eitler, grauſamer, ſondern ein guter Spruch, wenn er nach dem Recht angewendet wird. Und hier war ich in meinem guten Recht. Urtheil unbeſtechlicher und tüchtiger Richter wird dir über dieſe Sache, von der du ganz falſche Begriffe hatteſt, die Augen geöffnet haben.

Möge alles zum Guten ausſchlagen, ſprach Heinrich. Er vermochte nur mit einer allgemeinen Redensart zu antworten.

Der Alte verabſchiedete ſich von ſeinen Freunden. Der Advocat und Herr Wambach ſchloſſen ſich an. Heinrich folgte. Sie gingen gemeinſam in den Gaſthof. Es war ſchon gegen Mittag, als ſie dort einkehrten. Der Kellner führte ſie in ein Zimmer, wo eine beſondere Tafel mit ſechs Gedecken hergerichtet war. Der Steinthalmüller hatte das Mahl beſtellt, um ſeine Freunde zu bewirthen. Zunächſt befanden ſich der Advocat und Vater und Sohn in dem Zimmer. Herr Wambach ſagte an der Thür, daß er ſich gleich einfinden werde. Aber für wen mochten die andern Gedecke ſein? Heinrich zerbrach ſich den Kopf.

Da öffnete ſich die Thür und Herr Wambach trat mit ſeinen Töchtern Bertha und Emma ein. Der Steinthalmüller ging ihnen freudeſtrahlend entgegen. Für Heinrich war dieſe neue Begegnung entſchieden unange-

nehm. Er wußte, worauf es abgesehen war. So fand er sich kaum im Stande, die gewöhnliche Artigkeit gegen die Damen zu üben.

Man setzte sich zu Tische. Das aufgetragene Mahl war untadelhaft, und die trefflichen Weine, deren Güte sich mit jeder Flasche steigerte, brachten bald eine heitere Stimmung in die Gesellschaft, die nur Heinrich nicht theilte, obgleich es die Mädchen, die immer aufgeregter wurden, nicht an herausfordernden Blicken und Worten fehlen ließen. Der alte Advocat hatte auch bald ein ganz anderes Gesicht aufgesetzt wie die Amtsmiene aus dem Gerichtssaale. Er erzählte heitere Anekdoten, die bei den Alten ein unwiderstehliches Gelächter hervorriefen, während er wie ein Fuchs lächelte und mit den feinen Lippen an dem Glase schlürfte. Als endlich zum Schluß der Mahlzeit Champagner in Eis gebracht wurde, begannen Herr Wambach und der Müller bereits zu lallen; sie stimmten mit rauher Stimme laute Lieder an und endigten damit, daß sie sich in ihrer Ekstase in die Arme fielen und Brüderschaft tranken.

Donner und Doria! rief dann der alte Wambach, die heutige Sache hat den Ausschlag gegeben. Ich sehe jetzt ein, daß du ein famoser Kerl bist und dich auf den Rummel verstehst. Die Wiesenanlage ist das beste Geschäft, von dem ich zeitlebens hörte. Nimm mir nicht übel, bisjetzt habe ich noch immer an dir gezweifelt und dich für einen Bauer wie die andern gehalten. Heute schwöre ich aber zu deiner Fahne, denn du bist nicht allein ein Schlaukopf, du bist auch ein Glücksvogel. Wir wollen gute Brüder sein für alle Zeit.

Das wollen wir, lallte der Müller, und das beste Geschäft wollen wir noch miteinander machen.

Heidi, daß soll ein Wort sein, fiel Wambach ein. Aber wie weit ist es denn? fragte er, indem er seine glotzenden Blicke auf Heinrich warf.

Der junge Mann erschrak in der tiefsten Seele. Er fürchtete, es möchte zu Erklärungen kommen, die ihm jetzt höchst unangenehm gewesen wären. Sein Vater aber rief: Kommt Zeit, kommt Rath; das ist eine Sache, um sie unter vier Augen zu bereden.

Ja, unter vier Augen, stotterte Wambach, unter vier Augen, aber bald.

Heinrich erhob sich in seiner peinlichen Stimmung und sagte, er wollte einen Gang in die Stadt machen.

Die Mädchen äußerten den Wunsch, gleichfalls in die Luft zu gehen, weil es zu warm im Zimmer sei.

So wird Heinrich Sie begleiten, rief der Müller.

Ja, geht zusammen, geht zusammen, meinetwegen für das ganze Leben, stotterte Herr Wambach, indem er ein neues Gelächter erhob.

Die jungen Damen standen auf, um Hüte und Tücher zu holen, und versprachen, sofort zurückzukommen. Heinrich stellte sich an das Fenster. Was hätte er drum gegeben, weit weg aus dieser unbehaglichen Lage zu sein.

Die Alten aber blieben mit dem Anwalt am Tische und tranken ein Glas um das andere.

Herr Wambach meinte in seinem trunkenen Zustande zu flüstern, als er seinen Mund an das Ohr des Müllers legte und so laut wie möglich sprach: Nun, auf welche hat er es denn abgesehen? Auf die Bertha oder auf

die Emma? Denn es können doch nicht beide sein, da wir keine Türken sind.

Ich habe ihn noch nicht recht erforscht, antwortete der Müller zwar etwas leiser, aber doch noch laut genug für das Verständniß.

Na, mir soll's egal sein, rief Herr Wambach nur noch lauter. Fort mit Scharen! Das aber nimm mir nicht übel, der Junge scheint mir doch etwas tölpelhaft. Freilich, die Wiese, die Wiese, ein gutes Geschäft!

Heinrich stand wie auf heißen Kohlen. Welche gemeinen Gesinnungen traten hier ans Licht. Es sollte mit seinem Dasein gehandelt und gemarktet werden. Dasselbe geschah mit dem einen oder dem andern Mädchen. Und die es thaten, das waren die Väter. Er fühlte einen entsetzlichen Ekel und war froh, als die Damen hereintraten und er sich mit ihnen entfernen konnte. Schließlich erschien es ihm doch noch besser, den freilich nicht lockenden Spaziergang in ihrer Gesellschaft anzutreten, als mit zwei Eigensüchtlingen zusammen zu sein, deren innerste Geheimnisse der Wein auf Zungen und Lippen brachte.

Neuntes Kapitel.

Am andern Morgen saßen der Steinthalmüller mit seinem Sohn und Herr Wambach mit seiner Familie gemeinsam beim Frühstück. Die Alten hatten die Folgen ihres gestrigen Rausches so ziemlich verschlafen. Man unterhielt sich von der bevorstehenden Trennung und von einem baldigen glücklichen Wiedersehen beim Schützenfest im Heilbachdorfe, das in acht Tagen stattfinden sollte. Herr Wambach hegte nämlich die Absicht, mit seinen Töchtern eine kleine Reise den Strom hinauf zu machen, die theilweise eingeleiteten Geschäften, theilweise dem Vergnügen galt, und von welcher er in der genannten Frist zurückzukehren versprach. Der Steinthalmüller hatte dagegen vor, am heutigen Tage die Heimat wieder aufzusuchen. Das Gepäck war bereits besorgt und stand im Vorhause des Gasthofes. Beide Parteien aber rüsteten sich, an den Fluß zu gehen, um dort stromauf- und abwärts zu fahren. Während Heinrich am Tische bei den Mädchen saß, setzten sich die Alten noch für eine Weile in die Ecke des Zimmers, und der Steinthalmüller sprach die Hoffnung gegen seinen neuen Gön-

bruder aus, daß bei dem bevorstehenden Schützenfeste die Verlobung gefeiert werde.

Als allmählich die Zeit heranrückte, wo man die Boote erwarten durfte, erhoben sich alle zum Aufbruch. Sie standen auch bereits an dem Thor, als der Steinthalmüller plötzlich seinen Bankier, den er schon vorgestern mit Heinrich besucht hatte, vor sich stehen sah.

Das ist ja ein Glück, daß ich Sie noch finde, sprach derselbe. Ich wünsche Sie für einige Augenblicke in einer wichtigen Geschäftssache zu sprechen.

Wir sind eben im Begriff, in die Heimat zu kehren, entgegnete der Müller.

So muß ich Sie bitten, ein späteres Boot zu benutzen, die Angelegenheit drängt. Sie können immer noch diesen Abend zu Hause sein.

Das ist richtig, lautete die Antwort, und zu Herrn Wambach und seinen Töchtern gewendet, sprach der Müller: So müssen wir denn hier schon Abschied nehmen. Heinrich wird es sich nicht nehmen lassen, Sie an den Strom zu begleiten. Und dann rief er dem Sohne noch zu: Du findest mich hier.

Man schüttelte sich die Hände und trennte sich.

Der Bankier ging dem Müller verauf in den Gasthof und forderte ein Zimmer.

Als beide eingetreten waren, wandte derselbe sich mit einem äußerst ernsten Gesicht an den Müller und sprach: Ich bringe Ihnen eine verdrießliche Nachricht.

Wie so? fragte der Müller, der sehr erstaunt aussah, als wäre es gar nicht möglich, daß ihm in dieser Welt jemals etwas Unangenehmes begegnen könnte.

Sie haben vor einem Monate bei uns 15000 Thaler entnommen, hob der Kaufherr an.

Und ich gab Ihnen dafür Wechsel.

Das ist richtig, aber die Wechsel, die gestern zahlbar waren, sind nicht acceptirt worden.

Nicht acceptirt? fragte der Bauer mit erschreckten Zügen.

Nein, sprach der Bankier. Wir haben diese Nacht eine Depesche erhalten, die uns meldet, daß das Haus, auf welches Sie zogen, seine Zahlungen eingestellt hat.

Das wird doch bei Gott nicht wahr sein, rief der erstarrte Mann. Ich kann es nicht glauben.

Und doch verhält es sich so.

Das wäre ja ein entsetzlicher Schlag! Ich habe den Leuten Basalt und andere Steine geliefert. Sie schulden mir überdies für spätere Sendungen noch 10000 Thaler darüber hinaus.

So werden Sie sich auf einen großen Verlust gefaßt machen müssen, sprach der Handelsherr. Erinnern Sie sich aber, daß wir Sie zur Zeit gewarnt und Ihnen diese Verbindung abgerathen haben. Die Leute gelten im Niederland als Schwindler. Unsere Bedenken blieben Ihnen nicht vorenthalten.

Der alte Müller lief unruhig im Zimmer auf und ab und griff sich rathlos in die Haare. Dann stellte er sich vor den Bankier und sprach: Rathen Sie mir, rathen Sie mir, was soll ich machen?

In ähnlichen Fällen, antwortete dieser, pflegen wir einen tüchtigen Mann mit der nöthigen Vollmacht an Ort und Stelle zu schicken, um Hypotheken oder auf

anderm Wege Deckung zu erhalten. Freilich ſcheint mir bei dieſer Gelegenheit der Erfolg äußerſt zweifelhaft.

Ich will meinen Heinrich ſenden, rief der andere, er ſoll ſogleich hinunter.

Damit wollte er ſeinen Hut nehmen und an den Fluß eilen.

Aber der Bankier vertrat ihm die Thür und ſprach: Sie werden erlauben. Mein Geſchäft endigt durchaus nicht mit dieſer Mittheilung. Sie wiſſen, daß Sie uns jetzt dieſe 15000 Thaler ſchuldig ſind.

Nun, das Geld wird Ihnen nicht entgehen, denk' ich, entgegnete der Müller nicht ohne Bitterkeit.

Das will ich hoffen, lautete die Antwort. Aber ein ſolides Geſchäft, wie das unſerige, muß ſich unter ſolchen Umſtänden ſicherſtellen.

Sie wollen mir keinen Credit mehr geben? rief jetzt der Müller, der von einem neuen Schrecken gepackt wurde.

Alles zu ſeiner Zeit. Aber ich muß Sie bitten, daß Sie mir die beſagte Summe ſofort zukommen laſſen, denn von neuen Wechſeln kann nicht die Rede ſein.

Ja, aber wo ſoll ich das Geld hernehmen?

Das iſt Ihre Sache.

Ich weiß in der That augenblicklich keine Aushülfe.

So muß ich ſelbſt darauf ſinnen. Es gibt hier zwei Wege: entweder ich ſuche mich ſofort auf dem Rechtsweg an Ihr Vermögen zu halten, oder Sie geben mir eine ſichere Hypothek auf Ihre Beſitzungen. Der erſtere Weg würde Lärm machen und Ihren guten Ruf beeinträch-

tigen. Ich stelle Ihnen deshalb anheim, den letztern zu wählen.

Hypotheken auf meine Güter! sprach der Bauer verzweifelt.

Dieselben sind, wie ich weiß, unverschuldet; ich will mich also, wenn ich auch das Geld entbehren muß, mit einer Hypothek begnügen. Sie werden einsehen, daß ich damit ein Opfer bringe, aber ich bin dazu entschlossen, um Sie zu schützen. Auch verspreche ich Ihnen, daß nichts von der Sache verlauten soll.

Ja wohl, verlauten darf beim Himmel nichts; es muß alles geheim bleiben. So geschehe es denn.

Der sonst so sichere Mann sprach diese Worte in einem Tone, als hätte er den Kopf verloren.

Darüber trat Heinrich in das Zimmer und fand den Vater so erschüttert und bewegt, daß er ihm nicht Rede und Antwort stehen konnte. Der Bankier mußte das Wort führen und dem Sohn alles auseinandersetzen. Derselbe sah die Sache sofort ein, ohne in gleicher Weise wie sein Vater ergriffen zu sein, und verstand sich dazu, die vernünftigen Vorschläge des Geschäftsmannes zur Ausführung zu bringen.

Ist das nicht ein schreckliches Unglück! rief der Alte einmal über das andere mal.

Es ist eine Sache, die im Handel leicht vorkommen kann, beruhigte ihn der Sohn. Ich muß dir übrigens gestehen, daß ich schon meine Bedenken gehabt habe, als ich in den vergangenen Tagen die Bücher durchsah.

Und warum hast du mir nichts davon gesagt? fuhr der Müller heftig auf.

Weil es nicht angemessen ist, daß der Sohn andere Ansichten hat wie der Vater, lautetete die Antwort, deren Beziehung der Alte zu verstehen schien, denn er mischte sich ferner nicht mehr in das Gespräch.

Heinrich überlegte nun in ruhiger und klarer Weise mit dem Kaufmann die nächsten Schritte, die zu thun waren. So stand es bald fest, daß er sofort das Schiff stromab und weiterhin die Eisenbahn benutzen sollte. Es konnte ihm dann wenigstens gelingen, die noch nicht verkauften Steine zu retten und einige Schiffsladungen, die sich unterwegs befinden mußten, mit Beschlag zu belegen.

Die Ausführung erlitt nun auch keine Säumniß. Die nöthigen Vollmachten wurden geschrieben. Heinrich ruhte und rastete nicht, bis alles in Ordnung war, und entwickelte dabei eine Thatkraft, die gegen die völlige Erschlaffung des Alten erfreulich abstach. Der Kaufmann entließ ihn mit dem Geständniß, daß er in ihm einen wackern Sohn gefunden habe und daß er hoffe, es möge sich alles so gestalten, um später in freundliche und nützliche Verbindungen miteinander zu treten. Dann verließ der junge Mann die beiden, um sich direct einzuschiffen, indem er dem geknickten Vater Muth machte und ihm rasche Nachrichten versprach.

Als Heinrich geschieden war, begab sich der Müller mit dem Bankier zu einem Notar, um den Act anfertigen zu lassen, welcher die Güter der Steinthalmühle mit einer Hypothek von 15000 Thalern belastete. So war auch diese Angelegenheit erledigt. Der Kaufherr steckte das Schriftstück zu sich. Die beiden nahmen Abschied.

In seinem ganzen Leben hatte der stolze Bauer sich nicht
gedemüthigt gefunden. Erschlafft und vernichtet holte
im Gasthofe seine Sachen. Still und verdrossen besti
er das Schiff. Mürrisch und unmuthig kehrte er, a
es Nacht wurde, in sein Haus zurück. Die alte G
dula hatte ihn nimmer in einer solchen Stimmung g
sehen. Zuweilen murmelte er vor sich hin: Wenn d
Wambach nur keinen Wind von diesen Angelegenheit
erhält, sonst ist es nichts mit der Heirath.

Nach einer schlaflosen Nacht nahm er am ande
Morgen seine Bücher vor, um sich von dem Aussprü
Heinrich's zu überzeugen. Freilich flatterten ihm d
Gedanken oft weit von der Arbeit weg. Aber er e
kannte doch, daß seine industriellen Unternehmungen zie
lich zweifelhafter Natur waren. Seine Kalköfen hatt
ihm fast gar nichts eingebracht. Durch die Steinbrü
aber war bisjetzt ein außererdentliches Betriebskapit
erforderlich gewesen. Erst die letzten großen Bestellung
des fallirten Hauses hatten bessere Aussichten eröffn
Gingen die erwarteten Summen verloren, so stellte si
eine sehr große Einbuße heraus. Und wo sollte er d
Geld für die Fortsetzung der Arbeiten hernehmen? Feh
es ihm an Credit, so lag das Werk im argen.

Gleichwol sollte dieser Unfall nicht für sich allein stehe
Während er noch düster brütend an seinem Tische sa
meldete Gudula den Juden Aaron, welcher der Alt
auch auf dem Fuße folgte.

Gott's Wunder, rief der Jude, da sind Sie wied
daheim. Haben Sie denn noch nicht gehört die gro
Neuigkeit. Es ist doch ein schreckliches Ungemach.

Der Müller fuhr zusammen. Er dachte, der Jude wisse schon um sein Unglück. Gleichwol faßte er sich und rief: Was gibt's?

Nun, der Bergmeister, der für Sie sucht das Eisenerz im Gebirg .... wissen Sie denn noch nicht?

Dem Alten fiel ein Stein vom Herzen. Ist ihm ein Unglück gesehen? fragte er rasch.

Nein, wissen Sie denn noch nicht, er ist auf und davon. Es war alles Lug und Trug. Die Steine, die er Ihnen hat gegeben, waren gar nicht gefunden an der Stelle, wo er sagte. Sie kamen aus einer andern Gegend. Es ist Dunst mit der Grube, die er wollte herstellen. Und als man ihm ist gekommen auf die Schliche, da hat er sich durchgemacht zu nächtiger Zeit und noch hinterlassen eine Menge von Schulden. Gott's Wunder!

Der Müller schlug mit der Faust auf den Tisch und sprang auf: Teufel und Hölle! Ist denn lauter Schwindel in diese Welt gekommen!

Gott der Gerechte! rief der Jude, indem er eine recht erbärmliche Miene machte, lauter Schwindel, außer bei uns ehrlichen Leuten.

Kommst du in das Städtchen, Aaron? fragte jetzt der Müller, nachdem er einigemal in der Stube auf- und abgegangen war.

Zu dienen, sprach dieser, noch diesen Morgen.

Da hast du fünf Groschen, rief der andere und gab ihm die Münze; bestelle mir den Gerichtsvollzieher.

Der Jude besah das Geldstück vorsichtig, dankte und hatte die Absicht, ein neues Gespräch anzufangen, aber

der Hausherr öffnete ihm die Thür und rief: Mach', daß du fortkommst, und vergiß mir meinen Auftrag nicht.

Aaron ging. Der Müller murmelte: Eine solche Nachricht fehlte noch. Der Wambach, der Wambach, was wird der sagen?

Der Gerichtsvollzieher traf nach Tisch richtig ein. Der Müller holte die von Aaron erhandelte Schuldverschreibung des Justus hervor und ersuchte ihn, die Summe einzukassiren, im Fall aber, daß der Aumüller nicht zu Hause sei, dessen Frau in die Steinthalmühle zu bestellen, weil er mit ihr zu sprechen habe.

Als er wieder allein war, duldete es ihn nicht länger in der Stube. Er schritt hinaus und ging durch die Mühle, den Hof und die Ställe und ließ seine schlechte Laune an den Knechten und Mägden aus, die sich nicht erinnerten, ihn jemals so unzufrieden und zornig gesehen zu haben. Warf er dem Müllerburschen vor, daß er das Mehl zu sehr verstauben ließ, so schalt er mit der Stallmagd, daß sie das Futter verstreue und verderbe. Am schlimmsten aber fuhr er den Knecht an, daß er die Pferde nicht gehörig putze. So machte er allerwärts einen Heidenlärm.

Schließlich stand er brummend, polternd und tobend auf der Schwelle des Hauses, indem er noch ein Donnerwetter nach dem andern losließ, als die Aumüllerin mit rothgeweinten Augen vor ihn trat und ihn schüchtern begrüßte. Er hielt mit seinen rauhen Worten ein und suchte sein Gemüth zur Ruhe zu bringen.

Tretet her, sprach er, und führte die arme Frau in sein Arbeitszimmer. Dort bot er ihr mit unverhoff-

ter Freundlichkeit einen Stuhl und ſetzte ſich ihr gegenüber.

Das arme Weib konnte keine Worte finden und hielt die Schürze vor die Augen.

Euer Mann, ſprach jetzt der Müller zu ihr, ſchuldet dem Aaron 200 Thaler. Der arme Jude war in der größten Verlegenheit und bat mich, ihm das Papier abzukaufen. Ich habe ihm aus Mitleid dieſen Gefallen erzeigt, obgleich ich weiß, daß ich unter Euern heutigen Verhältniſſen ſchwer zu meinem Gelde kommen kann.

Leider Gottes, ſchluchzte die Frau, wir ſind nicht im Stande, die Summe zu bezahlen.

Und ich will auch nicht ſo grauſam ſein, Euch deswegen ſcharf anzugehen. Euer Mann und ich ſind keine guten Freunde. Weshalb dies der Fall iſt, nun, Ihr werdet es nicht vergeſſen haben. Mir will es noch heute nicht aus dem Gemüthe. Da ich Euch aber vor zeiten gut war und es auch heute noch bin, ſo habe ich abſichtlich in der Abweſenheit Eures Mannes zu Euch geſchickt, damit wir uns, wie ich hoffe, gütlich vertragen. Mit dem Juſtus geriethe ich vielleicht in neuen Streit.

Aber der Juſtus iſt wirklich gut, meinte die Frau; Ihr verkennt ihn.

Für Euch, ſprach der Müller, aber nicht für mich. So mögt Ihr denn mit ihm über dieſe Angelegenheit reden. Ich habe vernommen, daß er wieder das Zimmerhandwerk angefangen hat. Das iſt brav von ihm. Wie wäre es nun, wenn Ihr mir für die ſchuldige Summe die Mühle abtreten wolltet? Da das Werk doch ſtillſteht und da ich, wie Euch bekannt iſt, mit vollem Rechte

den Proceß gewonnen habe, weshalb Ihr also auf das Wasser verzichten müßt, so kann es Euch am Ende gleichgültig sein, wo Ihr wohnt.

Ach Gott! jammerte das arme Weib, so schwer es auch ist, das Haus, in dem man froh und friedlich sein Leben lang gewohnt hat, zu verlassen, so würden sich doch der Justus, ich und Regine gern in die Nothwendigkeit fügen, aber der alte Vater .... Hier stockte ihr die Stimme.

Nun was ist mit ihm? fragte der Müller.

Er würde den Tod davon haben. Bisjetzt weiß er nicht anders, als daß die Mühle nur vorübergehend stillsteht. Wir haben ihm gesagt, daß das Werk erneuert werden müsse. Ach, Ihr solltet sehen, wie oft er ungeduldig mit den stummen Augen fragt und mit den Armen, die er noch bewegen kann, nach dem Bache und nach den Rädern deutet. Es wäre zu schmerzlich, wenn er jetzt, wo er doch dem Tode so nahe ist, noch von der gewohnten Stelle scheiden müßte.

Neue Thränen erstickten ihre Stimme. Selbst das harte Herz des Steinthalmüllers schien bewegt.

Nach einer Weile sagte er mit weichem Tone: Nun, das ließe sich alles machen.

Die Frau schaute ihn mit großen Augen an.

Ja wohl, es ließe sich machen, versicherte er sie, das heißt, wenn Ihr auf einige Bedingungen einginget.

Und welche Bedingungen sind das?

Die eine betrifft den Justus, und die andere betrifft Euch, sagte der Müller.

So nennt sie mir.

Der Justus unterschreibt mir einen Act, nach dem

ich in den Beſitz der Aumühle gelange, ſobald Euer Vater die Augen zuthut.

Er wird ſich keinen Augenblick bedenken, rief die Müllerin, die erſtaunt über die unerwartete Milde des ſonſt ſo gehäſſigen Nachbars war.

Ihr aber, fuhr der Müller fort, verſchafft mir einen Brief von Euerer Regine, daß ſie meinem Heinrich für die Ewigkeit entſagt. Ihr wißt, daß die beiden ſich gern haben. Ich weiß es auch, denn ich ſah es mit eigenen Augen, wie ſie ſich herzten und küßten. Nun müßt Ihr aber nicht meinen, daß ich etwas gegen das Mädchen habe. Im Gegentheil, ich bin überzeugt, daß ſie gut und brav iſt. Gleichwol hege ich gegen dieſe Verbindung den entſchiedenſten Widerwillen. Das liegt daran, daß wir, der Juſtus und ich, ſo lange Todfeinde waren. Meinetwegen mögt Ihr es einen Aberglauben nennen; es ſitzt mir im Blute. Ich kann nie und nimmer darüber hinaus, daß Kinder von ſolchen Vätern jemals glücklich miteinander werden. Nun wißt Ihr es, das ſind meine Bedingungen.

Was das letztere angeht, ſprach die Müllerin, ſo mögt Ihr nicht ſo unrecht haben, denn gerade die Regine wird von demſelben Gefühle beherrſcht. Sie hat deshalb auch dem Heinrich, ſo ſehr ſie ihn liebt, aus freien Stücken entſagt.

Sie hat ihm entſagt? fragte der Müller erſtaunt.

Und es ihm ſelbſt mitgetheilt, fügte die Frau hinzu. Freilich gab ſie die Gründe nicht ſo ſcharf und heftig von ſich wie Ihr, denn ſie iſt ein ſanftes, mildes Kind.

Nun, ſprach der Müller, dann laßt das Mädchen

ihm die Gründe so scharf und heftig schreiben, wie sie mir aus dem Munde gefahren sind. Bringt mir den Brief und den Verzicht des Justus, und Ihr bleibt ungestört in der Aumühle bis zu der besprochenen Frist.

Nachdem die beiden diese zwischen ihnen schwebende Angelegenheit nochmals gründlich besprochen hatten, brachte die Aumüllerin am nächsten Tage die gewünschten Papiere, nämlich die Verzichtleistung des Justus auf die Mühle nach dem Tode seines Schwiegervaters und den Absagebrief Reginens an Heinrich. Und dann schieden sie mit freundlichern Gesinnungen gegeneinander, als sie seit langen Jahren gehegt hatten.

So verdrießlich auch die letzten Ereignisse auf den Steinthalmüller eingestürmt waren, so empfand er doch, als er dieses Geschäft hinter sich hatte, eine Art von Befriedigung. Nach bittern Niederlagen war ihm auch wieder ein Sieg gelungen. Vor seinem Duzbruder Wambach konnte er sich einer neuen Erwerbung rühmen, die seinem Gute einen nicht zu verachtenden Zuwachs sicherte, und die ihn noch höher in dessen Achtung steigen ließ. Was aber Heinrich anging, so bekam er ein sicheres Mittel in die Hand, um ihn einestheils von einer thörichten Jugendleidenschaft zu heilen und ihm andererseits den Beweis zu liefern, daß seine Feindschaft gegen den Aumüller doch nicht so schlimmer Natur sei, wie der Sohn anzunehmen bereit schien. Hatte er doch im Gegentheil thatsächlich dargethan, daß er den verhaßten Gegner, der eben erst einen Proceß gegen ihn geführt, zu schonen trachtete. So mußte es ihm denn auch gelingen, die gewünschte Verbindung zwischen seinem Sohn

und einer Tochter des Geschäftsfreundes zu bewerkstelligen.

Unter solchen Gedanken begann sein Gemüth sich zu beruhigen, obgleich er erwartete, daß Heinrich nicht die gewünschten Resultate von seiner Fahrt in das Niederland zurückbringen würde. Und so verhielt es sich denn auch, als der Sohn nach einigen Tagen heimkehrte. Die 15000 Thaler waren so gut wie verloren, denn die Passiva des bankrotten Hauses hatten sich fast ebenso groß wie die Activa herausgestellt. Die gelieferten Steine waren meistens in andere Hände übergegangen. Die Ladungen, die sich noch unterwegs befanden, hatte Heinrich allerdings gerettet. In Beziehung auf diese Angelegenheit brachte der junge Mann aber die Nachricht mit, daß sie wahrscheinlich mit großem Nachtheil veräußert werden müßten, weil überhaupt große Vorräthe in den Niederlanden vorhanden wären.

Der Alte schüttelte traurig den Kopf; er dankte dem Sohne mit ungewohnter Herzlichkeit, daß er seine Aufgabe nach besten Kräften gelöst habe, dann aber brach er in die Klage aus: Ich fürchte, ich fürchte, daß wir ruinirte Leute sind. Unsere Güter sind jetzt mit Schulden belastet. Dazu fehlt es an Credit, um die Geschäfte weiter zu betreiben. Gott weiß, wo es hinaus soll.

Heinrich erschrak über die Muthlosigkeit, mit welcher der Alte diese Aeußerungen that.

Dann übergab der Vater ihm den Brief Reginens, als ob er nichts von dem Inhalt wisse.

Der Sohn nahm und las das Schreiben. Dasselbe lautete:

„Lieber Heinrich!

„Mein Herz und mein Gewissen drängen mich, dir noch einmal schriftlich zu sagen, was ich dir schon mündlich mitgetheilt habe. Ich bitte dich, unser altes Verhältniß als abgebrochen zu betrachten. Wir dürfen einander nie und nimmer angehören. Kinder feindlicher Aeltern können nicht auf den Segen des Himmels rechnen. Im Leben werden die Gestalten unserer Väter zwischen uns stehen, nach ihrem Tode würden ihre Schatten uns schrecken. So müssen wir uns für das Leben scheiden. Entsage du mir, wie ich dir entsage. Spare alle fernern Versuche, mich zu andern Ansichten zu bekehren. Ich bleibe diesen Grundsätzen treu bis an das Grab, aber meine Freundschaft soll dir nie entgehen.

Regine."

Das Papier entfiel seiner Hand. Er wurde blaß vor Schrecken und zitterte am ganzen Leibe.

Was hast du? rief der Alte theilnehmend.

Der Sohn antwortete nicht. Er hielt seine Hand vor die Augen. Dann begann er heftig zu weinen.

Aber, was hast du, lieber Heinrich? klang die erneuerte, besorgte Frage des Vaters.

Dann hob er den Brief vom Boden auf, las ihn mit Aufmerksamkeit und sprach: Welch ein braves und wackeres Mädchen! Eigentlich hab' ich sie immer für das gehalten, was sie an den Tag legt. Und doch, wie sehr muß ich ihr recht geben. Sieh, Heinrich, das sind ganz und gar meine eigenen Gedanken. Auch ich habe

denſelben Glauben, daß ſich die Kinder feindlicher Aeltern nicht verbinden ſollen, weil nur Unheil aus einer ſolchen Ehe hervorgehen kann. Leider ſchämte ich mich, dieſe Meinung ſo klar und deutlich auszuſprechen, um nicht für abergläubiſch zu gelten. Heute muß ich mich vor dem geraden Muth eines Mädchens beugen. Ja, ich bin um ſo mehr dazu gezwungen, als ich nach unſern letzten Zwiſtigkeiten mein Herz erweicht und eine Art von Verſöhnung mit den Leuten in der Aumühle angebahnt habe.

Wie, du haſt dich mit ihnen verſöhnt? fragte Heinrich erſtaunt.

Es iſt eine Art von Vergleich zu Stande gekommen, den ich indeß keine Verſöhnung nennen kann, erwiderte der Alte und erzählte dem Sohne die Angelegenheit mit dem Scheine. Dann fuhr er fort: Darnach konnte Regine allerdings auf andere Gedanken kommen. Aber ich ſehe, bei ihr wie bei mir beſteht dieſelbe Abneigung gegen einen Bund, der euch kein Glück bringen kann.

So iſt denn dieſer Traum ausgeträumt, ſagte Heinrich mit einem tiefen Seufzer.

Hin iſt hin, ſchloß der Alte.

Eine lange Pauſe folgte. Sie ſahen beide gedankenvoll auf den Boden.

Dann begann der Steinthalmüller aufs neue mit bewegter, zitternder Stimme in abgeriſſenen Worten: Heinrich, lieber Sohn, wie glücklich könnteſt du mich jetzt machen!

Was haſt du? fragte der junge Mann, aus ſeiner Verdüſterung auffahrend.

Wir befinden uns in einer mislichen Lage, du weißt es selbst. Freilich, du müßtest ein großes Opfer bringen. Aber wer ist nicht zu ähnlichen Opfern gezwungen. Jeder kämpft für das Leben. Doch ich will lieber schweigen. Du kannst und willst nicht.

So rede doch, bat jetzt Heinrich, den die gemüthliche Ergriffenheit in der Rede des Vaters packte.

Nein, laß mich, laß mich, rief dieser, und Thränen traten in seine Augen.

Wenn ich dich aber bitte?

Nun denn, gerade heraus! faßte sich der Steinthalmüller: Wenn du dich entschließen könntest, eine Tochter Wambach's heimzuführen, so wäre uns allen geholfen. Mein Ruf, mein guter Name, der auf dem Spiele steht, ging nimmer verloren.

Allerdings ist es ein Opfer, brach Heinrich leidenschaftlich hervor; es ist doch alles dahin, und du bist heute so gut und mild: ich will es bringen. Vorausgesetzt, fügte er hinzu, daß du deinem Freunde die Verluste nicht verheimlichst.

Nun, sagte der Vater zögernd, die wird er schon von selbst erfahren, sonst hört er sie von mir.

Es ist abgemacht! stieß Heinrich mit verzweifelter, wilder Stimme hervor, indem er sich rasch erhob und krampfhaft an dem Tische hielt. Es war ihm im Haupte, als würde er von einem Wirbel erfaßt.

Der Alte stand auf und drückte den Sohn an seine Brust. Gottlob! es fällt mir ein Stein vom Herzen. Der gute Leumund ist doch das Beste, was der ehrliche Mann hat. Jetzt wollen wir zusammen schaffen und

ringen und der ganzen Welt trotzen. Heinrich, dieser Entschluß wird dir Segen bringen.

Der arme Jüngling saß zitternd an allen Gliedern da, als der Vater ihn belobte. Wer wußt., was in ihm vorging? Bereute er nicht schon in diesem Augenblicke das gegebene Wort, das ihm in der Aufregung des Gemüthes und in der Verwirrung seiner Gedanken von den Lippen geflogen war?

Zehntes Kapitel.

Am andern Morgen, der in wunderbarer Sommerfülle über der Erde aufstieg, tönte das helle Geläute aller Glocken, vom Ostwinde getragen, aus dem nahen Dorfe in das offene Fenster der Steinthalmühle. Heute war nämlich der Sonntag, an dem das Schützenfest stattfand. Vater und Sohn saßen vor dem Frühstücktische. Wenn man auch dem Alten anmerkte, daß es ihm nicht behaglich zu Muthe war, was hauptsächlich seinen Grund in dem Umstande hatte, daß er heute mit Herrn Wambach zusammentreffen sollte, und daß er trotz seines Versprechens um alles in der Welt nicht wünschte, derselbe werde mit seinem mißlungenen Steingeschäfte bekannt, bevor die Verlobung abgeschlossen sei, so richtete sich doch sein ganzes Bestreben dahin, den dunkeln Ernst seines Sohnes zu zerstreuen und ihn für die Ereignisse zu ermuthigen, die der Tag zu bringen bestimmt war. Freilich blieben seine Bemühungen bei dem armen Jüngling ohne allen Erfolg. Heinrich hatte die ganze Nacht kein Auge zugethan. Das war nun allerdings auch in frühern Zeiten oft genug geschehen. Aber es fehlten

dann doch die tiefen und gewaltigen Erschütterungen der Seele, die ihn in einer Weise geknickt und erschlafft hatten, daß seine schönen Züge bleich und verfallen und daß seine Gestalt ohne alle Spannkraft erschien.

Von einem festen Willen und entschiedenen Entschlusse war vollends keine Rede. In mattes Hinbrüten versunken, ergab er sich in alle Vorschläge seines Vaters. Auf die Frage desselben, ob er sich mehr zu Bertha oder zu Emma hingezogen fühlte, gab er die Antwort, der Steinthalmüller möge nur für ihn wählen, wie es ihm gefalle, ihm selbst sei alles gleich; worauf ihm denn der Alte zu der ältern Bertha rieth, weil sie kräftiger und tüchtiger im Hauswesen wäre. Daß die Verlobung schon auf dem Schützenfeste verkündet werden solle, entsprach indeß nicht dem Sinne des Sohnes. Er wollte kein Wesen von diesem Ereignisse gemacht wissen, da es ihm nicht heiter zu Muthe sei. Dagegen erklärte er sich damit einverstanden, daß beim Abendessen, zu dem der Müller den Freund mit seinen Töchtern nach der Festlichkeit in die Mühle geladen, der Antrag erfolge und im Falle eines guten Einverständnisses die Verbindung geschlossen werde.

Als Vater und Sohn sich gleich nach dem Mittagessen auf den Weg nach dem Dorfe begaben, den sie diesmal durch den Wald nahmen, weil eine drückende Hitze herrschte, ging Heinrich nebenher wie einer, der zum Richtplatz geführt wird. Der Ausdruck seiner Züge war müde, seine Glieder schlotterten ihm am Körper; wie weit seine Gedanken hinausstreiften, bemerkte man

an den zerstreuten Antworten. Gleichwol enthielt sich der Alte jeden Tadels. Er durfte heute den Jungen nicht reizen, da es sich um die endliche Erfüllung seines Lieblingswunsches handelte. Auch konnte er ahnen, was der Sohn durchgemacht hatte, denn er selbst stand ja auch vor zeiten einmal zerknirscht vor den vereitelten Hoffnungen einer getäuschten Leidenschaft. Auch war es ihm selbst nicht recht zu Muthe. Er schob aber die schlechte Stimmung besonders auf die stille, schwere Schwüle, die über der Erde lag, und in der sich kein Lüftchen regte. Allerdings zogen auch hier und dort am Horizonte große, dicke Wolken langsam herauf, und über dem Gebirge leuchtete dann und wann ein ferner Blitz. Es war, als wollte sich ein mächtiges Gewitter bilden.

Die Leute der Umgegend hatten sich indeß so lange Zeit auf das Schützenfest im Dorfe, welches sich eines besondern Rufes erfreute, gespitzt, daß sie sich von einem Wetter, welches allerdings drohte, aber noch nicht ausgebrochen war, nicht abhalten ließen. Auf allen Wegen gewahrte man lange Züge, die, hier aus den Bergen, dort aus der Ebene herankommend, durch die grünen Felder wanderten und, bunt und lustig genug aussehend, nach dem bekannten Kirchweihplatze strömten. Bald waren es Gruppen von Schützen in grünen Röcken, das Birkenreis am Hute und die Büchse über der Schulter, bald waren es Bauern in den Trachten der Landschaft mit Frauen und Mädchen, deren farbige Kleider und weiße Kopftücher hell und heiter leuchteten. Hier ertönte ein Aufschrei der Freude, dort der Knall eines Gewehres, welche das Echo an den Hügelwänden weckten. So

fehlte es denn an dem heißen Tage doch nicht an Aeußerungen der Freude und des Lebens.

Was nun allerdings das heutige Schützenfest besonders lockend erscheinen ließ, das war der Umstand, daß die Gemeinde eine alte Stiftung besaß, die von einem lustigen Bewohner des Dorfes, der ohne Erben gestorben, schon vor Jahrhunderten errichtet worden war. Dieser wackere Mann hatte nämlich seine sämmtlichen Weinberge, auf denen in guten Jahren ein trefflicher Wein wuchs, mit der Bestimmung an die Gemeinde vererbt, daß man den Ertrag derselben zu einem großen Schützenfeste verwende, welches bei Gelegenheit der Kirchweih abgehalten werden sollte. Vor allen Dingen mußte darauf gesehen werden, daß Getränk in reichlicher Fülle für einheimische und auswärtige Schützen vorhanden sei. War aber so viel Wein gewachsen, daß aus dem Erlös auch noch ein tüchtiges Mahl bereitet werden konnte, so stand es dem Schulzen und seinen Beigeordneten frei, dafür ein derbes Schinken- und Bratenessen herzurichten. In der Regel sollte aber das Wachsthum des einen Jahres in dem nächsten verzehrt werden, und alle Theilnehmer hatten die Verpflichtung, sich des Stifters, dem nun die Zähne nicht mehr wehe thaten, in Liebe und Fröhlichkeit zu erinnern. So kamen denn bald reiche und bald karge Jahre, je nachdem der Himmel die dürstende und hungernde Menschheit mit größern und geringern Ernten beschenkte.

Da nun im vergangenen Herbste die Lese überaus günstig ausgefallen war, so konnte es nicht fehlen, daß es heuer hoch hergehen werde. Man hatte schon lange

von den großen Fässern gesprochen, die zum Ausstechen bereit lagen. Der Verkauf einiger anderer stellte ferner ein üppiges Festmahl in Aussicht, sodaß diesmal nicht allein die Männer, sondern auch ihre Frauen und Kinder einer vergnüglichen Theilnahme am Essen und Trinken sicher sein konnten. Und so erklärte sich denn in natürlicher Weise der von allen Seiten kommende Zuzug, welcher noch dadurch verstärkt wurde, daß der Himmel am frühen Morgen sein hellstes blaues Kleid angezogen und ein beständiges Wetter für den fröhlichen Tag versprochen hatte.

Der Platz, wo die Feier stattfand, lag vor dem Dorfe rechts an der Straße nach dem Hellbache hin, nicht gar weit von der Stelle, wo die Ammühle in der Thalhöhle ihre Dächer aus den Nuß- und Fruchtbäumen erhob. Es streckte sich dort eine Wiese den Abhang hinan, auf welcher Obstbäume standen, und die sonst als gemeinschaftlicher Bleichplatz der Gemeinde benutzt wurde. Hier ragte auch die Vogelstange empor, seitwärts aber lagen Zelte, die mit weißen Tüchern gedeckt erschienen und weite Tische mit kalter Küche aufwiesen. Weiter waren die verhängnißvollen Fässer aufgefahren, an denen ein stämmiger Faßbinder in seinem besten Schurzfell stand, um die Zapfhahnen einzuschlagen und das Getränk in große Krüge zu füllen. Im Hintergrunde aber lag das Wirthshaus des Dorfes, dessen Besitzer es sich zur Ehre rechnete, das Mahl zu leiten. Ueberdies hatten sich an der Heerstraße, die in unmittelbarer Nähe vorüberführte, verschiedene Kramladen hingestellt, die sich

mit Pfeifen und Pfefferkuchen, Porzellan und allerlei andern Dingen Concurrenz machten.

Man kann ſich denken, wie bunt und luſtig es ringsum auf- und abwogte. Während am Tanzplatz zunächſt den Zelten eine ſchmetternde Muſik erſcholl, nach deren Klängen ſich die Jugend der Gegend drehte, knallten die Männer an der Vogelſtange ihr Meiſtes und Beſtes. Allerwärts lagerten die Alten und Jungen am Grunde und ließen ſich den willkommenen guten Wein ſchmecken. Zwiſchenher aber tummelte die Jugend, die ſich gleichfalls in reichlicher Maſſe eingefunden hatte, hier betrachtend und bewundernd, dort ihre wilden Spiele treibend, und an den Drehbrettern, wo die ſchrillen Stimmen der Verkäufer reichen Gewinn verſprachen, von den Neckereien der Fortuna in Anſpruch genommen.

So traurig und verdroſſen Heinrich auch mit ſeinem Vater auf dieſen Schauplatz trat, ſo wurde er doch bald einigermaßen aus ſeiner Verdüſterung gerüttelt, weil er hier zum erſten mal ſeit der Heimkehr in den Kreis ſeiner alten Spielkameraden trat. Er fühlte, daß er ſich zuſammennehmen mußte, um nicht ſtolz und hochmüthig zu erſcheinen, was ihm höchſt unangenehm geweſen wäre. In der That ſchauten ihn auch einige Altersgenoſſen, die er ſofort erkannte, mistrauiſch genug an. Er ging aber freundlich auf ſie zu, ſchüttelte ihnen die Hände und redete in der alten vertraulichen Weiſe, ſodaß der eine ihm zurief: So iſt's recht! Du biſt doch derſelbe geblieben. Der zweite ſprach: Es iſt alſo nicht wahr, daß es dir auch in den Kopf geſtiegen iſt? während ein dritter herausplatzte: Ich habe es euch ja eben geſagt,

der Heinrich allein ist die Ursache, daß der Aumüller in seinem alten Neste bleibt. Darauf hin reichte dieser ihm das Glas, ein zweiter holte Essen, wieder andere boten ihm ihre Büchsen zum Schießen an, sodaß er sich kaum aller Freundlichkeit erwehren konnte.

Auch der alte Steinthalmüller, der wegen seines abgeschlossenen und vornehmthuerischen Wesens in den letzten Jahren nicht besonders gut angekreidet war, hatte sich heute eines ungleich freundlichern Empfanges zu rühmen. Da aber die Bauern nicht gern ein Blatt vor den Mund nehmen und selbst dasjenige, was die Menschen oft nicht gern hören, ungestört herausprudeln, so konnte ihm der Grund dieser Umwandlung nicht entgehen. Verschiedene Leute sagten ihm geradeheraus ihre Meinung, daß er, der eigentlich ein zäher, habsüchtiger und stolzer Mensch sei, endlich doch einmal eine gute That gethan habe, indem er den alten stummen Müller mit seiner Familie nicht aus dem Hause jage.

Diesen theilweise durchaus nicht schmeichelhaften Auseinandersetzungen konnte der Alte erst entgehen, als er auf der Landstraße den Wagen des Herrn Wambach anfahren sah und den Leuten sagte, er müsse dort seine Gäste empfangen. Dann rief er Heinrich, der ihm stillschweigend folgte. Beide eilten an die Stelle, wo die Ankommenden ausstiegen. Der Steinthalmüller warf zunächst einen prüfenden Blick auf das Gesicht seines Duzfreundes. Derselbe nickte ihm aber so freundlich entgegen, daß er sicherlich nichts von den Geschäftsverlusten wußte. Ebenso herzlich wurden die Hände geschüttelt. Auch die Mädchen schienen heiter und ver-

gnügt. Und Heinrich? Ihm ſchnürte es faſt die Kehle zu, daß er, Bitterkeit im Herzen, fröhliche Worte auf die Lippen nehmen ſollte.

Die kleine Geſellſchaft begann alsbald einen Gang zu den verſchiedenen Vergnügungen, die der Ort bot. Während die beiden Mädchen Heinrich erzählten, daß ſie erſt vor kurzer Zeit mit dem Dampfſchiffe von ihrer hübſchen Vergnügungsreiſe eingetroffen und im Städtchen den Wagen beſtiegen hätten, um verſprochenermaßen zu rechter Zeit einzutreffen, nahm der Steinthalmüller ſeinen Freund beiſeite, um mit ihm über mancherlei Dinge zu reden. Zunächſt machte er ihm mit großer Entrüſtung Mittheilungen über den ſchwindelhaften Bergmann, der ſie beide belogen und um eine nicht geringe Summe betrogen hatte, was aber Herr Wambach mit ziemlicher Gleichgültigkeit aufnahm, indem er behauptete, daß der Verluſt zur Zeit noch unbedeutend wäre, und daß ſie ſich Glück wünſchen müßten, weil der Kerl ſich noch zu rechter Zeit aus dem Staube gemacht und ſie nicht noch längere Zeit an der Naſe herumgezogen hätte. Dann folgten die Nachrichten über die Entſchlüſſe Heinrich's, die dem Duzbruder ein freundliches Schmunzeln zu entlocken ſchienen. In der That führte er die auserleſene Bertha bei der erſten günſtigen Gelegenheit zur Seite, um ihr einige Worte zuzuflüſtern, worauf ſie den jungen Mann mit erhöhter Neugierde betrachtete und ſich nur zu wundern ſchien, daß er ſo ſcheu und zurückhaltend erſchien. Sie erklärte ſich indeß ſein blödes Weſen durch die Spannung, in der er ſich befinden müſſe, und ſah mit offenbarer Befriedigung dem Abend

entgegen, wo die Entscheidung in der Steinthalmühle vor sich gehen würde. Ihrem strahlenden Wesen gemäß fühlte sie sich schon von diesem Augenblicke an als Braut.

Allmählich hatten sich nun auch die andern Honoratorenfamilien der Gegend eingefunden und dem Müller und Herrn Wambach angeschlossen. Man wanderte an den Schießstand, wo die Männer einiges Pulver nutzlos verschossen, und wo nur Heinrich so glücklich war, trotz seiner zitternden Glieder den Kopf des Vogels herabzuschießen. Dann besuchte man die Kramläden, wo die Hausirer sich über die Gesellschaft, die ihr Geld auf die Drehbreter warf, zu erfreuen alle Ursache hatten. Schließlich aber ging es zum Tanzplatz, wo die jungen Leute sich bald in die Wogen der Walzer und Galopaden mischten, obschon der Himmel sich mehr und mehr umwölkte und die Blitze in der Ferne immer kräftiger wurden.

Heinrich schien keine Lust zu verspüren, an diesem Vergnügen theilzunehmen, bis sein Vater an ihn herantrat und ihm zuraunte: Frisch hinein, sei doch kein Kopfhänger; tanze mit Bertha. Wir müssen ohnehin bald fort, denn es gibt ein Gewitter.

Der junge Mann erwachte aus seinen Träumereien und lud die ihm bestimmte Braut zu einem Walzer. Das Mädchen schien sich mit Vergnügen in seinen Armen zu wiegen. Ihm wirbelte es vor den Augen.

Als er wieder an dem Platz ankam, wo er seinen Vater und die übrige Gesellschaft fand, erblickte er den Justus, seine Frau und Regine. So wie der Blitz,

der eben mächtig seine feurigen Flügel schlug, zuckte es ihm durch die Seele, als er die Geliebte seiner Jugend sah. Und jetzt konnte er auch einen Vergleich ziehen zwischen dem, was er verloren hatte und was er dafür eintauschen sollte. Bertha war ein Bild der Alltäglichkeit, Regine stand vor ihm rein, hell, licht, wie eine Erscheinung des holdesten Lebens. Kaum verstand er die Worte, die der Aumüller zu seinem Vater sprach.

Dieser aber sagte, in dem schweigenden Kreise stehend, mit feierlicher Stimme: Steinthalmüller, ich bin nicht gekommen, um hier an dem Feste theilzunehmen, denn dazu sind unsere Herzen nicht angethan. Da wir aber wußten, daß wir Euch hier treffen würden, so habe ich mich entschlossen, Euch im Angesichte der Leute Abbitte zu thun. Und so will ich es denn laut bekennen, daß mein Proceß mit Unrecht geführt wurde. Auch habe ich Euch für härter gehalten, als Ihr seid. Daß Ihr mir nicht jene Feindschaft tragt, die ich mir einbildete, ist dadurch an den Tag getreten, daß Ihr uns in der Aumühle laßt, auf die Ihr ein Recht besitzt. Ich danke Euch für uns alle, aber namentlich wegen des alten, lahmen und stummen Vaters, der jetzt seine Tage in Ruhe beschließen kann. Und ich danke auch Eurem Sohne, der ein guter und braver Mensch ist.

Damit reichte er dem Steinthalmüller die Hand, ebenso dem Heinrich. Seine Frau und Regine thaten desgleichen. Ringsum aber drängten sich die Leute, welche dieser Versöhnungsscene gelauscht hatten und sich in lauten Beifallsbezeigungen ergingen.

Vom Himmel zuckte in diesem Augenblick ein gewal-

tiger Blitz, dem ein weithallender Donnerschlag folgte. Es war, als wollte der Himmel sein Jawort dazugeben. Heinrich aber hielt gerade die Hand Reginens in der seinigen. Es durchbebte ihn elektrisch. In heller, blasser Schönheit stand das Mädchen vor ihm. Er flüsterte ihr zu: Schenk' mir einen Tanz, Regine!

Und ohne eine Anwort zu erwarten, umfaßte er die weiche, schlanke Gestalt und raste hinaus, indem er ihr leidenschaftlich zurief: Du hast mir einen bösen Brief geschrieben, Regine. Ich bin seitdem ein verlorener Mensch. Ohne dich wird mir alle Zukunft öd' und traurig sein. Möge es denn geschehen, ich will mich deinen und meines Vaters Wünschen fügen. Aber mein Lebensglück ist dahin. Ich sehe nichts mehr wie dunkle, düstere Schatten.

Heinrich, Heinrich! rief das Mädchen, und wollte ihn stillzustehen zwingen.

Aber er raste nur noch toller und sprach, indem es ihm wie Feuer durch die Glieder rann und seine ganze jugendliche Kraft erwachte: Nur fort, nur fort, das soll mein letzter, seliger Augenblick sein, wo ich dich in meinen Armen halte und dich zum letzten mal an mich drücke und dich im Geiste küsse.

Regine machte erneute Anstrengungen, ihn zu halten und bat: Hör' auf, hör' auf, Heinrich!

Sprich nicht davon, rief er noch leidenschaftlicher, fort, fort! Es wäre jetzt mein größtes Glück, wenn ich nach diesem Tanze todt neben dir dahinsänke. Da du mich nicht willst, ist doch mein Leben verödet. Jetzt ist

noch Licht um mich, lauter blendendes, funkelndes Licht; bald wird es dunkel sein.

Und wahrlich war lauter wildes, blendendes Licht um ihn: der Himmel regnete Blitze, die ganze Luft schien ein Meer von Flammen.

Plötzlich merkte er, daß er als der einzige Tänzer mit seiner Regine dahinflog. Die Töne der Musik waren verstummt. Ein unendlicher Regen fiel herab. Ueber ihrem Haupte lag mitunter eine Dunkelheit wie mitten in der Nacht. Die Blitze erleuchteten dickgeballte und hochgethürmte Wolkenmassen, ein Donnerschlag folgte dem andern. Ringsum aber hatten die Leute die Flucht nach dem Wirthshause und dem Dorfe zu genommen.

Da stand er mit dem Mädchen still. Der Platz ringsum erschien leer.

O Gott, welches Wetter! rief Regine.

Das ist Sturm, wie in meiner Seele, jauchzte der Jüngling. Jetzt noch eine Umarmung!

Er drückte sie heftig an sein pochendes Herz: O käme doch jetzt ein mitleidiger Blitz über uns!

Da brach der Orkan das Zelt und warf Stangen und Tücher weit in die Luft. Ringsum legte er große Bäume zu Boden. Der Regen goß in vollern Strömen. Es war ein Wolkenbruch. Sie standen bis über die Füße im Wasser.

Himmel, meine Aeltern, mein Großvater! schrie Regine plötzlich und machte sich mit einer heftigen Bewegung los.

Sie lief dem älterlichen Hause zu, das in der Tiefe ragte. Ueberall lag halbe, unheimliche Finsterniß, die

nur durch die Blitze erhellt wurde; es war, als sollte die Welt vergehen.

Heinrich stürzte ihr nach.

Meine Aeltern, mein Großvater! jammerte sie aufs neue, die Heerstraße hinabeilend und sich nach der Aumühle wendend.

Aber plötzlich stand sie still. Heinrich hielt gleichfalls an. Ihren Sinnen bot sich eine fürchterliche Erscheinung. Hoch oben im Hellbachthale ließ sich mit einemmal ein gewaltiges Rauschen und Brausen vernehmen, das immer näher kam.

Sie schauten hinauf an dem Abhang über der Aumühle, und dort wälzte sich jetzt donnernd eine hohe Wasserwoge heran, wie ein riesiges Gespenst. Sie rollte dahin wie eine eherne Wand. Dann fiel sie mit gräßlicher Gewalt in den Kessel der Mühle, deckte Haus, Garten, Bäume in einem Augenblicke, sodaß sich das ganze Bild den Blicken entzog, und stürzte dann weiter das Thal hinunter, Feld und Wiesen nach dem Strom hin bedeckend, als wenn sich dort ein Meer bildete.

Die beiden jungen Leute waren erstarrt ob dem kolossalen Schauspiele.

Alles ist verloren! rief Regine wie vernichtet. Gott sei uns gnädig!

Das ist der Jüngste Tag, fügte Heinrich hinzu.

Aber in demselben Augenblicke brauste es hinter ihnen. Auf der Straße, wo sie standen, wälzte sich gleichfalls ein Bach heran.

Rette dich, rette dich! schrie der junge Mann und wollte nach Regine greifen.

Aber dieſe wurde ſchon fortgeriſſen. Mit Noth gelang es ihm, ſie noch eben zu ergreifen. Zum Glück war er ein Schwimmer, dem es zugleich nicht an Geiſtesgegenwart fehlte. Mit der geliebten Laſt beladen, erreichte er, bald ſchwimmmend, bald watend eine ſeichte Stelle. Er faßte ſich dort an einem Stamm. Wären ſie in den Strom geſchleudert worden, der in der Tiefe rollte, ſie hätten unrettbar ihr Leben eingebüßt. Mit äußerſter Kraft gelang es ihm, ſich mit dem einen Arm an den Baum zu klammern und mit dem andern Regine zu halten. Glücklicherweiſe ließ der Zufluß der Waſſer, die aus allen Rinnen des Gebirges der Ebene zuſtrömten, nach einiger Zeit nach. Das Gewitter brauſte immer weiter fort. Er hielt das gerettete aber halb ohnmächtige Mädchen aufs neue in ſeinen Armen und ſandte ein heißes Dankgebet zum Himmel.

Als Regine aus halber Ohnmacht erwachte, ſah ſie mit ſtieren Blicken um ſich und rief: Du biſt hier, Heinrich! Aber wo bin ich? Großer Gott, meine Aeltern, mein Großvater! fügte ſie hinzu, als ſie ſich beſann.

Beruhige dich, tröſtete ſie der junge Mann, es wird alles beſſer, wie wir denken.

Aber was galt hier der Troſt, wo ſich das Unglück, das dieſe entſetzliche Naturerſcheinung angerichtet hatte, nicht überſehen ließ! Und brauſte nicht dort in der Tiefe noch immer die Fluth, die aus dem Hellbachthale kam? Ja, ſie brachte mit jedem Augenblicke größere Zeugniſſe der gewaltigſten Zerſtörung. Trümmer von Häuſern, Tiſche, Bänke, Stühle, Wiegen, Fäſſer, Geräthſchaften, Mühlräder, ertrunkenes Vieh, Schafe, Pferde ſchwammen

hinab. Je heller die Luft wurde, je fürchterlicher erſchien der Anblick. Regine weinte und ſchluchzte lauf auf. Heinrich ſah mit entſetzter Seele auf all die Reſte geſtörten menſchlichen Lebens.

Als Sturm und Regen nachließen und das Waſſer auf der Straße ſich verlief, wagten ſich einzelne Leute, die im Dorfe Schutz geſucht hatten, wieder heraus. Zu den erſten gehörte Juſtus und ſeine Frau. Als ſie die Tochter wiederfanden, fielen ſie ſich, ſtarr vor Freude und Leid, in die Arme. Dann kam der Steinthalmüller. Er weinte wie ein Kind, als er Heinrich fand.

Wie mag es daheim ausſehen? fragte einer den andern mit glanzloſen Augen.

Das ganze Thal muß eine Wüſtenei ſein, rief Heinrich. Gottlob, wir, ſeine Bewohner, ſind gerettet.

Alle ſtiegen den Hügel hinauf, wo man ſonſt die beiden Mühlen und die Wieſen überſchauen konnte. Man ſah nichts mehr von dem Gehöft des Steinthalmüllers. Wo die Aumühle geſtanden hatte, war ein tiefes, ausgehöhltes Loch mit hohen Felſenwänden, in dem nur hier und da noch Balken, Geſtein und Geröll lagen. Kein Haus, kein Stall, keine Scheune, kein Baum, kein Garten war mehr zu ſehen.

Ach, der arme Vater! riefen Juſtus und die Seinigen.

Ich bin ein verlorener Mann! ſchrie der Steinthalmüller und griff ſich wie wahnſinnig in die Haare.

Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen, ſprach Heinrich.

Von Augenblick zu Augenblick fanden ſich mehr und mehr Neugierige ein. Allerwärts zeigte ſich der bleiche

Schrecken über dies Vernichtungswerk der Natur, die hier in einem Augenblick einen blühenden Landstrich in eine Oede verwandelt und Tausende unglücklich gemacht hatte. Die meisten wollten ihren Sinnen nicht trauen. Als das Wasser sich verlief, rannten einzelne Männer das Thal hinauf, um sich von ihren Wahrnehmungen zu überzeugen. Leider aber erwies sich überall die nüchterne, nackte Wahrheit des größten Unglücks.

Was war da zu thun? Der Steinthalmüller und sein Sohn und der Justus mit den Seinigen konnten heute nicht heimkehren. Sie hatten nicht, wo sie das Haupt hinlegten. Viele Gäste, die aus dem Hellbachthale zu dem Schützenfeste gekommen, waren in demselben Falle. Da nun auch der Abend mit Gewalt hereinbrach, wurden durch die Dunkelheit alle fernern Nachforschungen abgeschnitten. Die Unglücklichen, die betroffen waren, fanden bei den Bewohnern des Dorfes, das durch seine hohe Lage geschützt wurde und deshalb verhältnismäßig wenig gelitten hatte, freundliche Aufnahme. Aber welche schreckliche Nacht folgte dem schrecklichen Tage! Man hörte nichts wie lautes und leises Weinen und jammernde, schmerzvolle Worte.

Der anbrechende Tag ließ erst die ganze Größe des jammervollen Geschicks erkennen. Schon in der Dämmerung eilten die Leute wieder hinaus. Da begegneten sie einzelnen Gruppen, die aus dem verödeten Thal gekommen und von ihrem Geschick erzählten, und die, wie der Steinthal- und der Aumüller, alles eingebüßt hatten, denn die Wohnungen und Gehöfte, welche in der Nähe des Baches gelegen, waren in derselben Stunde fortge-

rissen worden. Alle wurden in wenigen Augenblicken zu Bettlern. Viele trauerten nicht allein um Hab und Gut: manche vermißten ihre Aeltern und Kinder, die das Wasser fortgeschleudert, und suchten nun nach den Geschiedenen. Wie oft erklang da ein lautes Schreien und Heulen, wenn sie hier und dort eine Leiche fanden und in ihr ein geliebtes Glied der Familie erkannten, das ihnen unerwartet und allzu früh entrissen wurde.

Der Steinthalmüller begab sich mit Heinrich nach der Stätte, wo noch gestern sein Haus in stolzer Fülle stand. Es wurde dem Sohne schwer, den schlotternden Mann hinauszuführen, dessen Haar in dieser Nacht fast weiß geworden war, und der sich kaum auf den Beinen zu halten vermochte. Der Alte begann laut zu weinen, als er das Werk zerstört sah, an dem er sein ganzes Leben lang gebaut, und setzte sich auf einen Mühlstein, den die Flut weit weggetrieben hatte von der Stelle, wo er sich einst in dem Werke drehte. Dort erschienen auch die Knechte und Mägde, die theilweise beim Feste im Dorfe gewesen waren und sich zum Theil noch zeitig in den höhergelegenen Wald gerettet hatten. Von der alten Gudula wußte keiner zu erzählen. Das Wasser hatte die treue Hüterin des Hauses begraben. Und so waren auch die Pferde und die stattliche Heerde verschwunden.

Nach einiger Zeit traf auch Herr Wambach ein. Dem alten Steinthalmüller ging ein neuer Hoffnungsstrahl auf. Aber nach dem eingebrochenen Unglück zeigte sich der Duzbruder mit einmal von einer andern Seite. An die Stelle seiner Vertraulichkeit war ein ernstes,

fremdes Weſen getreten. Freilich bot er ſich auch zu allerlei Hülfsleiſtungen an, denn wer hätte all das Unheil geſehen und ſein Herz verhärtet? Hier erwies ſich ja der ärmſte Taglöhner gütig und theilnehmend gegen den Leidenden. Aber wie ſtand es mit der alten Genoſſenſchaft in den Geſchäften? Wie war es mit der Verlobung? Herr Wambach erklärte rundweg, daß er zwar alles Mögliche thun werde, um die Lage des Müllers zu erleichtern, daß indeß von den beſprochenen Planen um ſo weniger die Rede ſein könne, als ihm bei ſeiner Heimkehr ein Brief eingehändigt worden ſei, der ihn von dem ſchlechten Steingeſchäft und von den Laſten, die infolge deſſelben auf das Gut gefallen, in Kenntniß geſetzt hätte. Nun ſei auch noch das Unglück hinzugetreten, wodurch Wieſen und Felder in den Grund verdorben wären. Er wünſche deßhalb, daß von den frühern Dingen nicht mehr geredet werde.

Dann wandte er ſich zum Gehen. Der Steinthalmüller aber ſprach zerknirſcht: Ja, ich bin ein Bettler.

Und er iſt der Wolf, der das Lammfell abgelegt hat, ſagte Heinrich, dem trotz allem Unglück, das über ſie gekommen war, ein Stein vom Herzen fiel. Ja, es leuchtete ihm plötzlich wieder ein Lichtblick in die Seele: Danke Gott, rief er ſeinem Vater zu, daß ſich hier Verhältniſſe löſen, die nicht auf dem Grunde des Herzens, ſondern auf äußere Dinge gebaut waren. Hier bricht eine Lüge entzwei. Du haſt bis jetzt gearbeitet; nun kommt die Reihe an mich; ich bin jung und habe trotz allem Elend guten Muth. So will ich denn das Werk beginnen, und ich denke, du ſollſt zufrieden ſein. Ver-

treuer unserm Willen und meiner Kraft. Der alte Gott lebt noch und wird uns nicht verlassen.

Gegen Mittag gingen Vater und Sohn, der erstere in derselben gebrochenen Weise, der andere tröstend und ermuthigend, das Steinthal hinunter. Und das Steinthal bot wieder denselben Anblick, den es vor Jahren geboten. Es war wieder eine Wüste von Gerölle, Kieseln und Gestein, die sich heute noch viel trauriger ausnahm, weil jetzt weit und breit weder ein Grashalm noch ein Heidekraut wuchs. Von dem kostbaren Grund, der zum Wiesenbau verwendet worden war, sah man keine Spur mehr. All das schwere Geld, das man auf die theuere Anlage geworfen hatte, war umsonst ausgelegt. So erklärte sich denn das Gerede, das, aus uralter Zeit stammend und ohne Zweifel an eine ähnliche Naturerscheinung anknüpfend, die Behauptung aufstellte, es sei ein gewagtes Werk mit dem Unternehmen des Steinthalmüllers, wie es denn auch die Erfahrung lehrt, daß dieselben Spiele der Natur sich gern an denselben Orten wiederholen, da sie die Bedingungen zu solchen Wiederholungen in sich tragen.

Als sie an den Kessel gelangten, in dem die Ameisen gehaust hatten, sahen sie unten in der leeren Höhlung den Justus, seine Frau und Regine mit mehreren Leuten, welche die Trümmer durchsuchten. Der Steinthalmüller und Heinrich stiegen hinab und begrüßten die Nachbarn.

Der Alte ging auf Justus zu, drückte ihm die Hand und sprach: Verzeih mir, Justus! Ich bin in mich gegangen, denn Gott hat mich schwer gestraft.

Auch der Frau und Reginen drückte er die Hand.

Reden wir kein Wort mehr von der schweren, alten Zeit, lautete die Antwort. Wir haben alles vergessen um der Wohlthat, die dem alten Vater werden sollte. Jetzt ist es freilich nicht mehr nöthig, denn wir haben ihn verloren. Wir sind eben beschäftigt, nach der Leiche zu suchen. Allerdings ist das meiste von den Gebäuden weggetrieben, aber es wäre doch möglich, daß wir den Todten noch unter den Balken und Steinen fänden, die sich hier zwischen die Felsen geklemmt haben, und die das Wasser nicht bewältigen konnte.

Während der Steinthalmüller sich mit den Frauen auf einen Stein setzte und leise traurige Reden mit ihnen wechselte, griff Justus mit seiner unverwüstlichen Arbeitskraft zu Brecheisen und Axt und warf unter dem Beistand der übrigen Bauern Balken und Steine auseinander. Heinrich half ihm nach seinen besten Kräften. So gelang es ihnen, des Chaos mehr und mehr Herr zu werden. Aber die Hoffnung, den vermißten Alten zu finden, schwand in dem Verhältniß, wie der Schutthaufen kleiner wurde. Endlich waren nur noch die Trümmer einer umgestürzten Steinwand, die sich nach seitwärts lehnte, zu untersuchen. Hinter derselben hatte das Untergeschoß des Hauses sich unmittelbar an die Felsen gelehnt. Hier war das Schlafzimmer des alten Aumüllers gewesen. Man schaffte mit neuem Feuer, um diese letzten Reste zu entfernen. Justus hatte endlich ein Stück der Wand ausgebrochen. Dann schaute er durch die Spalte, welche das Licht in den dunkeln Raum ließ.

Gott hat ein Wunder gethan, rief er aus. Dort

liegt der arme todte Mann, und neben ihm steht sein Sarg, an den er schon so früh gedacht hat.

Alle eilten hinzu und sahen mit Schaudern in das kleine Todtengemach. Justus' Frau und Tochter weinten und schluchzten leise hin.

Ihm ist wohl, sprach der Steinthalmüller; er braucht nicht wie wir die Qualen des Unglücks zu tragen.

Das harte Gestein wich nach und nach der vereinten Arbeit. Dann hob man die Leiche heraus, auf deren Zügen ein friedliches Lächeln lag. Die Tochter und Enkelin nahten sich und drückten die kalten Hände und küßten die bleichen Wangen. Man sah auf jedem Antlitz die Trauer, die einem wirklich guten und geliebten Todten galt. Justus sagte mit bewegter Stimme: Er ruhe in Frieden.

Nach einer Weile begann er aufs neue: Da wir den Sarg bei der Hand haben, so wollen wir den Vater auch gleich zum letzten Schlafe betten und dann auf den Friedhof bringen.

Zugleich bat er Heinrich, ihm behülflich zu sein. Sie schritten nach der Ecke am Felsen und schickten sich an, die Todtenlade herauszuheben. Aber dieses Geschäft war nicht so leicht, wie sie dachten. Als die beiden Männer oben und unten an den Griffen faßten, gelang es ihnen nicht, den Kasten auch nur im geringsten von der Stelle zu rücken. Da eine nähere Untersuchung ergab, daß keine Einklemmung stattfand, so mußten denn auch die andern helfen. Endlich gerieth es, mit vereinten Kräften den Sarg neben die Leiche zu stellen,

wobei es von allen Seiten nicht an Bemerkungen über das seltsame Gewicht der Kiste fehlte.

Um den Alten in sein letztes Häuslein zu bringen, galt es nun, das Hängeschloß zu öffnen, das an einer Seite des Sarges angebracht war. Justus wußte, daß der Schwiegervater den Schlüssel immer in der Tasche getragen und ihn, trotz seines gelähmten Zustandes, mit der größten Vorsicht überwacht und bewahrt hatte. Man suchte in den Kleidern und fand ihn sofort. So wurde denn das Schloß geöffnet.

Welches Staunen zeigte sich aber bei den Anwesenden, als der Deckel zurückgeschlagen wurde! Auf dem Boden der Kiste stand ein Sack neben dem andern. Eine oberflächliche Untersuchung ergab sofort, daß sie alle voller Münzen waren. Obenauf aber lag das Testament des Ammüllers, in dem den Erben, nämlich dem Justus und seiner Frau, ein Vermögen von 50000 Thalern überwiesen war. Stille Laute des Staunens erhoben sich bei den Anwesenden. So war die Kunde von dem Schatze in der Ammühle doch kein Märchen gewesen!

Und doch nahmen der Justus und die Seinigen die Botschaft mit frommer, stiller Demuth an. Es fiel nicht die geringste Aeußerung, welche den plötzlich sich vor ihrem Auge häufenden Reichthum ein Glück nannte. Als die Leute aus dem Dorfe herbeiliefen, um das Wunder anzugloßen, mußte sich doch jeder gestehen, daß die wohlhabenden Erben sich mehr um den Tod des Vaters grämten, als über den gefundenen Schatz freuten. Und in diesem Sinne besorgten sie auch sein Begräbniß.

Und was geſchah denn weiter? Wir führen den Leſer, über einige Jahre hinweggehend, auf den Schauplatz unſerer Begebenheiten. An derſelben Stelle, wo einſt die Buche mit den verſchlungenen Namen Heinrich's und Reginens ragte, die ſich dort auf der Bank ewige Treue ſchwuren, liegt jetzt eine ſtattliche Mühle, deren Waſſer in einem neuangelegten Graben fließt, welcher ſeine Flut aus dem Hellbach erhält. Sie iſt durch die Höhe, in der ſie gebaut wurde, vor jeder Ueberſchwemmung ſicher und lehnt ſich lieblich an den Wald, der ſich längs dem Hügel hinzieht. Sie heißt die Mühle am Hellbach. Dort ſitzt an ſchönen Abenden auf der Bank am Walde, — es iſt dieſelbe, die einſt unter der Buche ſtand — ein ſchönes Paar. Und dieſes Paar heißt Heinrich und Regine. Links aber hat der Steinmüller ſeinen Platz und rechts der Juſtus mit ſeiner Frau. Die drei Alten ſchaukeln jedes ein blühendes Kind auf dem Schoſe. Und ſie ſind ſich alle von Herzen gut, freundlich und wohlgeſinnt und wohnen friedlich unter demſelben Dache.

Die Mühle im Scheidergrunde.

Erstes Kapitel.

Die Kirchenglocken ließen ihr volles und ernstes Geläute aus dem Dorfe durch die stille, von leisem Dufte erfüllte Landschaft des Thales erschallen, dessen Berge in unbestimmtem Nebel lagen, sodaß man kaum Feld, Weingärten und Wald, welche an den Abhängen wechselten, zu unterscheiden vermochte. Kein Lüftchen bewegte sich in den noch unbelaubten Zweigen der Obstbäume und Sträucher, oder in den Halmen, die welk und gelb auf den Feldern standen. Mit scharfem Auge gewahrte man aber doch, daß sich hier und dort ein feiner Grashalm aus den schwarzen Schollen emporhob, und daß hier und dort eine Knospe schwoll. Hin und wieder flog eine Krähe, die ihre heisern Töne erhob, in schwerem Fluge vorüber und ließ sich bald in der Fläche, bald auf einem Aste nieder, hin und wieder aber hörte man auch das erste Gezwitscher einer Lerche, welche die alten Lieder versuchte, und das eintönige Lied des Buchfinken, der seine wenig kunstreiche Melodie dreist hinaus-pfiff. Es war nämlich gegen die Mitte des März, der

stets stille, melancholische und doch ahnungsvolle Tage bringt, die auf hellere, lichtere Zeiten deuten.

Es ist eine alte Erfahrung, daß an solchen Tagen, die in einzelnen Zeichen den kommenden Frühling verkünden, indem sie das Thier- und Pflanzenreich zu neuem Leben wecken, manches Menschendasein erlischt, und daß sie manches müde Herz unter die Erde betten, die jetzt zu neuer Wonne erwacht. So war es auch hier, denn das Geläute galt einem Todten in der Mühle, welche zehn Minuten vom Dorfe entfernt am Abhange der Hügel lag, an deren Fuße der Fluß raschen Laufes dahinströmte. Man nannte sie die Mühle am Scheidergrunde. Der Scheidergrund, an dessen Ausbuchtung sie sich erhob, war nämlich ein von einem kleinen Bache durchrieselter Thal, das sich höher in das Gebirg zog. Zur Sommerzeit gewährte das Haus mit seinen rauschenden Rädern zwischen den hohen Apfelbäumen und den Pappeln, die den oberhalb liegenden Teich umgaben, einen malerischen und wohlthuenden Anblick; jetzt aber boten die Gebäulichkeiten zwischen den nackten Zweigen ein stilles, trauriges Bild, zumal da das Mühlwerk stillstand und eine dumpfe Stille auf dem Orte lastete.

Auch die Gruppen der Landleute, die sich in ihren Sonntagskleidern nach der Mühle begaben, schritten gemessenen Schrittes und mit leisem Geflüster dem Orte zu. Ueberdies hatten sich Männer und Frauen, die hier aus dem Dorfe, dort aus dem Gebirge kamen, in ernste Farben gekleidet. Man sah, daß sie kein freudiges Geschäft verhatten. In der That galt es, dem Scheidegrundmüller, der vor drei Tagen gestorben war, die

letzte Ehre zu erzeigen. Alle Gesichter zeigten eine Düsterkeit, als wäre auf ihnen der Spruch zu lesen gewesen: Mensch, bedenke, daß du Staub bist und wieder zu Staub werden wirst.

Zweimal hatten die Glocken wol eine Viertelstunde geklungen, und zweimal waren dem Geläute längere Pausen gefolgt. Während dieser Zeit sah man auf den umliegenden Wegen die anziehenden Landleute, die sich sämmtlich in der Mühle verloren. Dann war es wieder ganz still auf dem Felde geworden. Als sich aber die Töne jetzt zum dritten mal hören ließen, schritt ein ernster Zug aus dem Thore des Gehöftes. Dem vorangehenden Leichenbitter folgte der Pastor des Dorfes mit seinem Kaplan und umgeben von Küster und einigen Chorknaben. Dann kamen vier Männer, welche auf einer Bahre den unter schwarzer Decke verborgenen Sarg trugen. An sie reihten sich die Verwandten des Verstorbenen, die indeß in keiner allzu nahen Beziehung zu ihm gestanden haben mochten. Es waren offenbar keine Aeltern und Kinder dabei, sondern vielleicht nur entfernte Vettern und Basen, die sämmtlich nicht von allzu großer Trauer ergriffen zu sein schienen, denn trotz des Ernstes, der bei der Begräbnißfeier herrschte, sah man doch keine Thräne und hörte man keine Klage. Die größere Masse bestand aus den entferntern Nachbarn und Pfarrgenossen. Sobald der Zug das Feld betrat, begann die tiefe Stimme des Küsters das Miserere zu intoniren, und die ganze Begleitung stimmte in diesen melancholischen Gesang ein, der begleitet von dem Todtengeläute noch schauriger erscholl. So entrollte sich denn

hier in dem düstern, nebelhaften Tage ein düsteres Bild, das über das öde Feld, auf dem man nur noch den Schrei der Krähen hörte, dahinzog. Das Dorf und der an der Kirche liegende Friedhof wurden bald erreicht. Der Zug umstellte ein frischgegrabenes Grab, an dem der Sarg niedergesetzt wurde. Der Pfarrer sprach die üblichen Gebete, daß der Todte in Frieden ruhen möge. Dann wurde der Verstorbene der Erde zurückgegeben, und die Männer und Frauen traten in die Kirche, wo die Todtenmesse begann.

Eine Stunde später war die Feier vorüber. Das kleine Gotteshaus entleerte sich, die Leute gingen heim: sie hatten ihre Christen- und Nachbarpflicht gethan und setzten nun wieder weltliche Gesichter auf. Die meisten unterhielten sich von dem verstorbenen Müller; die einen lobten und die andern tadelten ihn. Zumeist aber sprach man davon, was jetzt aus der Mühle werden möge; ob der kinderlose Todte sie seiner Witwe übergeben oder ob er auch seine andern Verwandten bedacht habe. Man erging sich hier und dort in den verschiedenartigsten Vermuthungen.

Während die Gruppen allmählich vom Friedhof schwanden und sich zwischen die Häuser verloren, blieb ein schöner, kräftiger Bursche von hohem Wuchs und starken Gliedern und mit einem frischen, jugendlichen Gesichte, in dem die braunen Augen und der rothe Mund freundlich lachten und das von lichtbraunen Locken eingerahmt war, an der Thür stehen. Ein großer, schwarzer Hund, der während des Gottesdienstes still auf den Hinterfüßen gesessen und unverwandten Blickes

nach der Kirche geschaut hatte, gesellte sich sofort zu ihm und sprang, freundlich wedelnd, mit lustig knurrenden Tönen an ihm herauf, sodaß der Jüngling sich seiner Liebkosungen kaum erwehren konnte und ihm einmal über das andere mal zurief: Nun genug, Tyras! Tyras, sei ruhig! Tyras, willst du wol! Gleichwol schien ihm die Begegnung mit dem Thiere nicht unangenehm, denn er forderte, trotz der beruhigenden Zusprüche, durch seine Bewegungen den Hund zu neuen Sprüngen auf. Zwischenher aber wendete er seine Augen zur Kirchenthüre. Es schien, als ob er noch auf jemand wartete.

In der That zeigte sich nach einer Weile die Gestalt eines jungen Mädchens in der Thüre, das den Heimweg antrat und für den Beobachter, der die andern Landleute über den Kirchhof ziehen sah, jedenfalls die eigenthümlichste Erscheinung war. Ihre Formen ragten über das gewöhnliche Maß der weiblichen Bevölkerung dieser Gegend hervor. Was sie aber besonders auszeichnete, das war das edle, ruhige Maß ihrer Bewegungen und der ernste, fast großartige Ausdruck ihres rein und scharf geschnittenen Gesichtes, dessen klare Stirn, feine Nase, ovales Kinn und große blaue Augen an das scharfe Gepräge einer antiken Gemme erinnerten. Der einfache Anzug, der in einem dunkeln Rocke und Mieder und einem weißen Kopftuch bestand, aus dem zu beiden Seiten der Schläfen volle blonde Haare hervorquollen, hob noch die eigenthümliche Erscheinung. Aber nicht allein das Auge, auch das Herz nahm Antheil an dem Mädchen. Ein Blick in die ernsten, traurigen Züge und in die

verweinten Augen, die einen eigenthümlich innigen Ausdruck offenbarten, mußte Theilnahme erregen.

Der junge Mann trat mit einem Ausdrucke endloſer Befriedigung auf das Mädchen zu, und auch der Hund ſprang ihr fröhlich entgegen.

Kommſt du endlich, Adelheid, ſprach er mit herzlichem Tone; ich habe auf dich gewartet. Du warſt ja lange beim Beten.

Warum ſollte ich dem Verſtorbenen nicht über die andern hinaus ein Andenken weihen, antwortete ſie. Ja, Franz, er war mein letzter naher Verwandter auf dieſer Welt, und er war auch ein guter Menſch, der ein längeres Leben verdient hätte. Du weißt, ſeine Mutter und meine Mutter waren Schweſtern. Ich verlor die Aeltern in früher Jugend. Da nahm mich die Muhme, ſeine Mutter zu ſich, ich wurde in der Mühle aufgezogen. Mein Vetter, der Müller Heinrich, war zwar einige Jahre älter wie ich, aber wir wuchſen doch zuſammen auf in Friede und Einigkeit. Ich habe nie ein böſes Wort von ihm gehört. Gott habe ihn ſelig!

Ja, er war ein guter Menſch, fügte Franz bekräftigend hinzu. Du haſt viel an ihm verloren. Ich fühle deinen Verluſt, und gerade weil ich ihn fühle, möchte ich dir einen Erſatz bieten.

Er ſtockte. Das Mädchen ſah ihn groß an und fragte: Wie meinſt du das?

Franz wurde hochroth im Geſicht, er konnte das Wort nicht recht finden und ſtotterte dann in abgebrochenen Sätzen: Du weißt, wie ich dir geſinnt bin. Ich habe dich kennen gelernt in deiner ſtillen Güte und

Arbeitſamkeit. Du liegſt mir immer in den Gedanken. Nun möchte ich dich aus deiner einſamen Lage erlöſen. Magſt du mich, wie ich bin und wie ich dich von Herzen lieb habe, ſo ſag' mir, daß du meine Frau werden willſt.

Ueber Adelheid's ernſte Züge flog bei dieſen Worten eine plötzliche Erregung. Ihre Glieder zitterten. Sie wandte ſich zum Gehen.

Franz folgte und ſprach: Adelheid, haſt du denn keine Antwort für mich?

Ich muß nach Hauſe, entgegnete das Mädchen.

Ich laſſe dich aber nicht, bevor du mir einen Beſcheid gegeben haſt, ſagte der junge Mann, der neben ihr durch das Dorf ſchritt.

Es iſt beſſer, daß wir von ſolchen Dingen nicht reden, erwiderte ſie mit gepreßter Stimme.

Und warum nicht? fragte Franz.

Aber ſie ſchritt aufs neue mit geſenkten Blicken, ohne ihm eine Antwort zu geben. Auch er ſchwieg, bis ſie aus den Hecken der letzten Gärten in das graue Feld getreten waren. Dann ging er ſie aufs neue mit ſeinen Bemerkungen an.

Biſt du mir denn nicht ein wenig gut? ſprach er; es iſt mir doch immer ſo vorgekommen.

Ich bin dir ſchon gut, erwiderte ſie, denn du biſt ein fleißiger Junge, und du haſt ein wackeres Herz; aber wozu ſollte eine Verbindung führen? Du haſt nichts, und ich habe nichts. Es wäre Leichtſinn, auf ſolche Verhältniſſe einen Hausſtand zu gründen.

Und haben denn nicht Hunderte mit nichts angefangen? rief Franz aus. Schau' dich doch um im Dorfe

und in den nächsten Ortschaften. Ueberall findest du Beispiele. Und die Leute sind doch glücklich geworden. Mit freundlichen Herzen, die zusammenstimmen, und wackern Händen, die zusammen schaffen, da gibt sich alles, und Gott verleiht seinen Segen obendrein.

Es kann doch nichts Gutes werden; ich ahne allerlei Hindernisse, lautete die Antwort.

So nenne mir die Hindernisse.

Laß mich lieber schweigen, es ist nicht gut, davon zu reden, sprach das Mädchen halblaut.

O, ich ahne nun die Hindernisse, sprach Franz in bitterm Tone, während seine Züge einen fremden und starren Ausdruck annahmen. Du denkst an das Testament des todten Müllers; er ist ohne Kinder gestorben und wird dich zu seiner Erbin eingesetzt haben, wie es die Leute hier und dort vermuthen. Dann bist du ein reiches Mädchen und verschmähst den armen Knecht, der nichts hat.

Franz, wie kannst du nur so reden? rief sie voller Entrüstung aus. Pfui!

Dann bist du mir eine Erklärung schuldig, sprach der Jüngling; warum willst du sie mir nicht geben?

Weil du in der Mühle wohnst! erwiderte sie jetzt, plötzlich herausfahrend, in bestimmtem Tone. Die Hindernisse für ein näheres Verhältniß zwischen uns liegen in deinem Dienste. Doch es wäre gegen mein Gewissen, dich zu reizen und aufzuhetzen.

Jetzt bist du erst recht verpflichtet, mir die Augen zu öffnen, rief Franz. Ich habe nichts Unrechtes in der Mühle gesehen und erfahren. Vielleicht bin ich zu harmlos und entbehre der Einsicht. Bei dir verhält sich's

ganz anders, denn du bist in dem Hause aufgewachsen und kennst die Dinge seit langen Jahren. Ich beschwöre dich, daß du mir nichts verheimlichst, was du weißt, denn dir fühl' ich mich am nächsten auf der ganzen Welt. So darf ich auch fordern, daß du mir Klarheit gibst.

Adelheid schwieg eine Weile; sie schien zu überlegen. Dann fragte sie ihn: Hat dir nicht die Müllerin die Sache von der Erbschaft mitgetheilt?

Ja wohl, sie that es, antwortete Franz.

Und nannte sie mich nicht eine Erbschleicherin?

Nicht geradezu, aber sie mag dich dafür gehalten haben; jedenfalls that ich's nie.

Ach Gott, die Müllerin! seufzte das Mädchen.

Sage mir alles von ihr, sprach Franz.

Ich darf dem Knechte nicht gegen seine Herrschaft reden, gab sie zu Bescheid.

Auch nicht, wenn ich dir verspreche, noch heute den Dienst zu kündigen? fragte Franz.

Eine plötzliche Freude leuchtete in den Augen des Mädchens auf.

Bist du denn durch nichts an sie gebunden? fragte Adelheid.

Durch nichts.

Und du bist entschlossen, fortzuziehen?

Ich bin's, wenn du es wünschest.

So wisse denn, daß die Müllerin alles Unglück in mein Leben gebracht hat, begann Adelheid ihre Mittheilungen. Wir führten, wie ich dir sagte, in der Mühle das schönste Leben. Meine Muhme, die alte Müllerin,

war eine Frau voll milder Herzensgüte. Ihr Sohn, der Heinrich, den wir heute begraben haben, glich ihr auf ein Haar. Auch erwies er sich im Geschäft, das er schon in jungen Jahren zu führen übernahm, anstellig und geschickt, sodaß er in der ganzen Gegend wohlgelitten war und sich vielen Zuspruchs erfreute, wodurch der Stand des Vermögens, das ihm schon von seinem Vater überkommen war, gedieh und sich mehrte. Man konnte denn auch nirgends ein traulicheres und angenehmeres Haus finden, denn hier gab es nur Frieden und Einverständniß, und nie wurde in bösen Worten gegrollt.

Die Muhme, welche damals schon mitunter kränkelte und sich mehr Ruhe wünschte, gemahnte ihren Sohn bald im Ernste und bald im Scherze, daß er sich eine tüchtige Hausfrau nehmen möge. Es ist auch möglich, daß der Heinrich, der invest ein schöner und bescheidener Mensch war, sich unter den Töchtern des Landes umgesehen hat, aber jedenfalls fühlte er sich zu keiner in einer Art hingezogen, daß er einen Entschluß faßte. Nun kam aber eines Tages die Judith in das Dorf. Der Wirth aus dem Goldenen Ring hatte sie sich aus dem Gebirge geholt, daß sie ihm als Schenkmädchen diene. Und sie war auch eine schmucke, stattliche Person, welche alle Eigenschaften hatte, um die jungen Burschen in das Wirthshaus zu locken. Freundlich, flink, gewandt, wußte sie jedem ein passend Wort zu sagen und einen feurigen Blick zuzuwerfen, während sie die Gäste ebenso rasch bediente. So besaß sie ganz und gar jenes Wesen, auf das die Wirthe zur Förderung ihrer Geschäfte den

größten Werth legen. Man ſprach bald überall von der ſchönen Judith.

Der Müller Heinrich gehörte keineswegs zu den jungen Leuten, welche ſich die Zeit damit vertreiben, die Abende in der Schenke zu ſitzen, zu trinken, zu ſingen und zu ſpielen. Indeß führte auch ihn die Neugierde in den Goldenen Ring, wo das Mädchen mit ſeiner großen, ſtattlichen Erſcheinung einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Wahrſcheinlich ließ ſie es von ihrer Seite nicht an Verſuchen fehlen, den Müller in ihr Netz zu ziehen, denn er galt mit Recht als der wohlhabendſte junge Mann im Thale. Kurz, er begann mit einemmal ein anderes Leben. Statt wie bisher nach gethaner Arbeit daheimzubleiben, ging er jeden Abend nach dem Dorf und ſaß bis in die tiefe Nacht im Wirthshauſe. Die Vorſtellungen, welche ihm die brave Mutter in der größten Güte machte, und wozu ſie wegen ſeiner ſchwachen Geſundheit die beſten Gründe hatte, halfen nichts. Er wurde wie von einer geheimen Macht getrieben, und bald zeigte ſich denn auch, daß er ſeiner Leidenſchaft nicht mehr Meiſter war, denn er erklärte eines Tages der Müllerin, daß er nun ſeine künftige Frau gefunden habe. Du kannſt dir den Schrecken der Muhme denken, da er ihr Judith als ſeine Braut nannte. Die arme Frau hatte ſich eine ſtille, beſcheidene Schwiegertochter gewünſcht, wie ſie in das heimelnde, trauliche Weſen der Mühle paßte. Der Gedanke, daß ein Schenkmädchen, welches Gott weiß was erlebt hatte, neben ihr wirthſchaften ſollte, war ihr entſetzlich. Sie redete dem Heinrich zu, ſie bat und flehte, daß er

ſich doch beſinnen möge. Aber was half das alles? Der Sohn blieb bei dem einmal gefaßten Entſchluſſe.

So kamen nach vielen guten endlich auf einmal recht ſchlimme Tage. Da die Mutter ſich nicht dazubringen ließ, ihre Einwilligung zu geben, ſo murrte und grollte der junge Heinrich. Die Misverſtändniſſe zogen ſich lang hinaus. Man las auf beiden Geſichtern den Unfrieden, und dieſer Unfriede wirkte auch zerſtörend auf beider Geſundheit. Die Müllerin wurde von Tag zu Tag ſchwächer; bei dem Sohne, deſſen Vater an der Schwindſucht geſtorben war, zeigten ſich ſchon damals die Spuren jenes Bruſtleidens, das ihm vor wenig Tagen den Tod gebracht hat, und das wol durch ſeine Leidenſchaft für die Judith, das nächtliche Schwärmen im Wirthshauſe und die ſchlafloſen Nächte gefördert wurde. Er ließ in jener Zeit zuerſt den Huſten hören, der ſchon damals die Leute über ſeine Zukunft bedenklich machte.

Nun fanden wir eines Morgens die alte Müllerin todt im Bette. Sie war leis und ſanft hinübergegangen, denn auf dem Geſichte der Todten lag ein ſchöner Frieden. Heinrich erſchien außer ſich vor Schmerz und Jammer. Er konnte ſich lange Tage nicht faſſen und blieb wieder eine Zeit lang ſtill zu Hauſe. Man meinte ſchier, er habe die Judith vergeſſen. Als er aber eines Geſchäftes halber in den Goldenen Ring ging und das Mädchen ſah, war es, als ob der böſe Geiſt aufs neue über ihn gekommen ſei. Das alte Spiel begann lebendiger wie vorher. Es dauerte nun auch nicht mehr lange, daß er die Braut heimführte.

Ob Heinrich sich jemals recht glücklich gefühlt hat, weiß ich nicht, aber ich zweifle daran, denn als er sich verheirathete, war er schon ein siecher Mensch, der sich nicht mehr des Lebens freuen konnte. Ob die Judith ihm das war, was ein Weib dem Manne sein soll, kann ich gleichfalls nicht sagen. Es kam mir aber stets so vor, als hätte sie ihn des Geldes wegen genommen. Freilich war sie klug und hielt stets an sich; es schien mir oft, als dränge sie alles, was ihr im Innern kochte, zurück; auch bemühte sie sich stets, ihm gefällig zu sein, indem sie ihn nach Möglichkeit pflegte, da er krank und kränker wurde. Aber bei diesen Liebesdiensten fehlte ihr die weiche, linde Hand der Krankenwärterin. Ich glaube wenigstens, daß ich dem Heinrich die Kissen besser zurechtlegen, den Trunk geschickter zubereiten und die Speisen anstelliger reichen konnte. Gleichwol hing er oft mit eigenthümlichem Ausdruck an ihren Augen. Ich weiß aber nicht, ob sich dann Liebe oder Furcht in seinem Gesichte zeigte.

Aber wie stand denn die Müllerin zu dir? fragte Franz; du sagtest ja, daß du durch sie unglücklich geworden seist.

Ich wurde es, indem sie unser schönes, einträchtiges Leben störte, indem sie die gute Muhme unglücklich machte, die daran starb, und dann .... Adelheid stockte und erröthete.

Warum schweigst du denn wieder? sagte der junge Mann; du wolltest mir ja alles sagen.

Und dann, erwiderte das Mädchen, indem sie mich aus dem Hause heraustrieb ....

Ich meinte, du wäreſt aus freien Stücken gegangen, warf Franz erſtaunt dazwiſchen.

Das bin ich freilich, aber weil ich nicht anders konnte, ſprach Adelheid.

Und warum konnteſt du nicht anders? forſchte der Jüngling heftig.

Nein, ich kann es dir doch nicht ſagen, lautete ihr zögernder Beſcheid.

Das iſt ja aber die Hauptſache unſerer ganzen Unterredung. Ich bitte dich, ſprich.

Allerdings, ſprach das Mädchen, ſich beſinnend, es iſt die Hauptſache, und ich will mir den Muth nehmen. So höre denn: Die Judith war auch gegen mich ſo freundlich, wie es ihr innerlich kaltes Gemüth zuließ, bis du ins Thal gewandert kamſt und den Dienſt in der Mühle annahmſt .... Sie ſtockte aufs neue.

Aber was habe ich denn mit dieſer Sache zu thun? rief Franz.

Nun, es muß heraus, faßte ſich Adelheid ein Herz. Die Judith hat ſofort, wie ſie dich ſah, ein Auge auf dich geworfen.

Auf mich? fragte der Knecht erſtaunt.

Ja, auf dich, ſprach das Mädchen. O! wir Frauen haben für dergleichen das rechte Verſtändniß. Und das geſchah, während ihr Mann auf dem Todtenbette lag.

Aber wie haſt du denn das gemerkt?

Ich habe es gemerkt, da ſie auf mich eiferſüchtig wurde, denn ſie konnte es nicht leiden, daß wir beide gut miteinander waren und uns ſuchten und zuſammenſaßen.

Bei Gott! mir ist niemals dergleichen aufgefallen, rief Franz.

Ich habe es desto besser empfunden, sprach das Mädchen. Seit jener Zeit verfolgte sie mich mit giftigen Blicken und Redensarten, sodaß ich es nicht mehr aushalten konnte, das Haus verließ und mir den Dienst beim Zehntbauer ausmachte. Vielleicht habe ich unrecht gethan, daß ich dem kranken Heinrich meine Pflege entzog; aber ich konnte nicht anders. Es fraß mir am Herzen, daß sie auf dich speculirte. Jetzt weißt du alles. Und deshalb vermochte ich dir auch nicht eher etwas zu sagen, bis du mir erklärtest, daß du die Mühle verlassen wolltest.

Die jungen Leute waren unter diesem Gespräche am Zehnthofe angelangt, der eine Stunde unterhalb des Dorfes im Thale lag. Ort und Zeit geboten, zu scheiden. Adelheid schien nach ihren Mittheilungen offenbar beruhigt, Franz fühlte sich seltsam aufgeregt. Sie machten aus, daß der Knecht gleich nach der Testamenteröffnung des Müllers, die in den nächsten Tagen stattfinden sollte, seine Stelle kündigen sollte. Ueber ihre Zukunft zu reden, behielten sich beide für die nächste Zusammenkunft vor. Dann trennten sie sich mit einem Händedruck.

Zweites Kapitel.

Wenn der Todesfall in der Scheidermühle ein Ereigniß war, das den Bewohnern des stillen Thales viel zu denken und zu reden gab, so wurde die Testamentseröffnung noch mit einer ungleich größern Spannung erwartet. Man wußte allerwärts, daß die Verhältnisse jenes Hauses in den letzten Jahren der gehörigen Klarheit entbehrt hatten. Ueber den plötzlichen Tod der alten Müllerin und das eigenthümliche Verhältniß des todtkranken Heinrich zu seiner Frau hatte es nicht an mancherlei mislichen Vermuthungen gefehlt. Daß Adelheid sich plötzlich aus einem Kreise trennte, in welchem sie ihre Jugend verlebt, und an den man sie festgebunden glaubte, gab gleichfalls Anlaß zu den verschiedensten Gerede. Ja es schien sogar bemerkt worden zu sein, daß die schöne Judith eine Neigung zu dem schönen Franz hegte.

Je weniger man eigentlich von all diesen Verhältnissen wußte, desto mehr hatten sich die Zungen im guten und bösen Sinne des willkommenen Stoffes bemächtigt. Je dunkler aber diese Angelegenheit an und für sich

war, deſto mehr hoffte man die gewünſchte Aufklärung durch das Teſtament des Müllers zu erfahren, der ohne Zweifel in dieſem Letzten Willen ſeine wahren Neigungen und Abneigungen an den Tag gelegt haben mußte. Man erwartete deshalb den genannten Act mit um ſo größerer Aufmerkſamkeit, als zu demſelben die Verwandten und Sippen des Verſtorbenen auf die Mühle eingeladen worden waren. Der Richter hatte nämlich auf den Antrag einzelner, die vielleicht bei der Erbſchaft betheiligt zu ſein glaubten, das Beſitzthum des Verſtorbenen mit Siegeln belegt. Dieſe Siegel ſollten in Gegenwart der ganzen Verwandtſchaft gelöſt und das Teſtament alsdann verleſen werden, damit man nach dem Geſetze wiſſe, wem der Beſitz des Erblaſſers rechtmäßig zukomme.

Und dieſer Tag war nun angebrochen und brachte recht wüſtes, ſtürmiſches Wetter in Schauern, die bald Schnee, bald Hagel und bald Regen auf die Erde ſchütteten. Das Bauernſprichwort ſagt: Der März ſchüttelt den Sterz. Das galt auch heute. Mitunter konnte man vor den dunkeln Maſſen, welche ſich aus den kalten, von ſcharfem Winde getriebenen Wolken entluden, die gegenüberſtehenden Berge nicht ſehen. Dann wurde auch wol mitunter der Himmel blau, aber die Luft ging ſo ſcharf, daß der Lerche und dem Buchfink das beginnende Frühlingslied verging. Selbſt die Krähen ſchienen ſich unter den Zweigen des ſchützenden Waldes verborgen zu haben.

Gleichwol ſah man trotz aller Stürme und Schauer ſchon am frühen Morgen den Knecht Franz, der eben

seine Anordnungen in der Mühle und im Hofe getroffen hatte, aus der Hausthür treten und dem Dorfe zueilen, dessen Gassen er ruhig durchschritt, um weiter in das Thal hinabzuwandern. Eine Weile lang folgte er der Landstraße, welche den Verkehr der Ortschaften nach dem großen Flusse zu vermittelten. Dann bog er nach links und näherte sich mit langsamen Schritten dem Zehnthof, vor dem er bald an jene Stelle trat, wo er vor wenigen Tagen Abschied von Adelheid genommen hatte.

Dort hielt er erwartungsvoll still. Und in der That hatte er sich nicht getäuscht, denn nach einigen Minuten erschien das Mädchen am Ausgang des Gehöftes, um sich auf den Weg zu begeben, den der treue Bursche gekommen war. Er stellte sich hinter einen Apfelbaum, der am Wege stand und der ihn verbarg, bis sie sich in seiner Nähe befand.

Du bist hier, Franz, rief sie plötzlich, mit freudiger Ueberraschung. Was führt dich her.

Ich habe einen wichtigen Fund gethan, sprach er, den ich dir mittheilen muß, bevor du zur Mühle gehst.

Und was ist es? fragte das Mädchen.

Franz holte aus der Tasche seiner Jacke ein vergilbtes und von einer Seite angebranntes Papier hervor und sagte: Schau her, dieses Blatt habe ich gestern gegen Abend, als ich am Rande des Waldes hinschritt, gefunden. Es lag in der tiefen Furche, die das Feld vom Busch trennt, und wohin der Wind es ohne Zweifel geweht hat. Ich weiß nicht, wie seltsam es mir in die Augen stach. Ich hob es auf. Da lies.

Adelheid nahm das Blatt und sprach: Das ist ja die Hand des todten Vetters Heinrich.

Sie ist es, fiel Franz ein, aber es kommt noch mehr auf den Inhalt an.

Das Mädchen las: „Indem ich hier meinen letzten Willen kundgebe und über meine Nachlassenschaft bestimme, setze ich fest, daß meine sämmtlichen Güter zu gleichen Theilen unter meine Frau und meine Verwandten älterlicherseits getheilt werden, und zwar so, daß dieselben entweder veräußert oder von ehrlichen Sachverständigen taxirt und alsdann verlost werden. Ein Drittel derselben soll an meine Frau Judith kommen; das zweite Drittel erhält meine Base Adelheid von mütterlicher Seite, welche mit mir aufgewachsen ist, und die mich in meiner Krankheit treulich gepflegt hat; das letzte aber ist für meine übrigen Verwandten von Vaters Seite, und zwar so“ ....

Hier hörte die Schrift in den Brandflecken auf. Auch trug sie weder Datum noch Unterschrift.

Adelheid dachte eine Weile, indem sie das Blatt betrachtete, nach. Dann fragte sie: Und was soll es damit?

Ich denke mir, sprach Franz, es ist hier nicht mit rechten Dingen zugegangen. Wer weiß, ob dies nicht der letzte Wille deines Vetters war und ob ihn die Müllerin nicht sofort nach seinem Tode gesucht und verbrannt hat. Das Blatt ging aber bei dieser Gelegenheit vielleicht durch den Ofen in den Kamin, der Wind hat es hinausgetragen und gelöscht. Und so ist es mir in die Hände gefallen. Gott bringt hier vielleicht eine

Fälschung an das Tageslicht. Je nachdem heute die Mittheilung des Testaments ausfällt, je nachdem kannst du später das Blatt benutzen.

Das Mädchen stand aufs neue in Gedanken versunken; dann nahm es das Wort: Findet sich kein Testament, so sprach sie, dann hat Judith überhaupt keinen Anspruch an das Vermögen des Verstorbenen. So bin ich wenigstens von den Leuten, welche diese Sachen verstehen, beschieden worden. Ich glaube das aber nicht, denn Heinrich war ein Mensch, der alles überlegte, und der überdies seinen Tod ahnte. Er ist sicher nicht, ohne seinen Letzten Willen festzusetzen, hinübergegangen. Ist nun ein solcher Letzter Wille in guter Form vorhanden, so nutzt dies Blatt zu nichts, denn es fehlt ihm das Datum und der Name des Erblassers. Es kann also ein bloßer Entwurf, eine Laune, eine Grille sein. Ich habe überhaupt die feste Ueberzeugung, daß Heinrich alles auf Judith vermacht hat. Sie besaß eine unbedingte Herrschaft über sein Gemüth. Ueberdies scheint es mir aber auch in der Ordnung, daß ein Mann nur seine Frau erben läßt, denn es heißt nicht umsonst: Mann und Weib ein Leib.

Und du willst für diesen Fall das Blatt nicht geltend machen? fragte der Knecht.

Nein, ich will es nicht, erwiderte Axelheid.

Das scheint mir eine Thorheit.

Mir geht es gegen das Gewissen, lautete die Antwort des Mädchens. Im Gegentheil, ich werde es nur vorzeigen, wenn kein Testament vorhanden ist, und wenn also das Vermögen dem Gesetze nach an die Verwandten

fällt. Dann ist es meine Schuldigkeit, zu beweisen, daß Heinrich auch an seine Frau gedacht hat und ihr ein Drittel zuwenden wollte. Mag alsdann das Blatt nichts gelten, denn ich nehme an, daß der Heinrich es selbst verbrannt hat, so habe ich doch meinem Gewissen genuggethan.

Wahrlich, ich hätte mir den rauhen Weg sparen können, wenn der Fund nicht den mindesten Werth hat, äußerte Franz in verdrießlicher Stimmung.

Besitzt er auch keinen Werth für mich, denn ich bin nicht eigensüchtig und will auch nicht so erscheinen, so danke ich dir doch herzlich, denn er kann doch von Werth für Judith sein.

Was, für Judith? rief der Bursche unmuthig. Was geht mich Judith an? Ich werde den Wisch zerreißen.

Das darfst du nicht, sagte Adelheid streng und ernst. Stände nur mein Name in der Schrift, so hätte ich nichts dagegen; aber sie enthält auch den Namen von meines Vetters Frau, und überdies sind darin seine väterlichen Verwandten aufgeführet. So gehört sie auch diesen Leuten. Weißt du was, laß mich aus dem Spiel, aber gib sie diesen letztern. Sie mögen damit thun, was sie wollen. Das Recht geht dann seinen Weg.

Der Knecht und die Magd hatten während dieser Unterredung den Platz unter dem Apfelbaume nicht verändert. Von dem Dorfe schlug es acht. Adelheid sprach: Es ist Zeit, daß ich mich auf den Weg mache, denn ich soll um neun Uhr in der Mühle sein.

Dann schritt sie des Weges dahin. Franz ging an ihrer Seite. Sie sprachen weiter nicht viel miteinander.

Jedes hatte seine eigenen Gedanken. Ueberdies wirbelte wieder ein dichtes Schneegestöber durch das Thal, der Wind pfiff, daß man gern den Athem an sich hielt, es war ein kaltes, frostiges Märzwetter. Als sie an das Dorf kamen, beschleunigte Franz seine Schritte. Er wollte vor dem Mädchen in der Mühle sein, damit man nicht ahne, daß sie Heimlichkeiten gehabt hätten.

Als der Knecht in die Stube trat, empfand er den Gegensatz zwischen draußen und drinnen sehr angenehm. Der Raum war überaus sauber und reinlich, im Ofen brannte ein Feuer, das eine behagliche Wärme verbreitete, auf dem Tisch stand ein reichliches Frühstück, das aus Wein, Brot und kalter Küche bestand. Am Fenster aber saß mit einer Handarbeit von blankem weißen Linnen die Müllerin, die vor wenigen Tagen Witwe geworden war, in schwarzen Kleidern. Sie war in der That eine stattliche Erscheinung, deren hoher Wuchs und volle Formen jedermann überraschen mußten. Noch mehr überraschten freilich die stolzen und großartigen Züge des regelmäßigen Gesichts, dessen kohlenschwarze Augen und dunkle Haare ihr einen ganz besondern Ausdruck verliehen.

Wie garstig ist es draußen, und wie angenehm ist es hier, sprach Franz, indem er sich dem Ofen näherte und die Hände rieb.

Heute allerdings, erwiderte die Müllerin; wer weiß, wie es sich morgen geändert hat. Es steht mir ein ernster Tag bevor, denn in einer Stunde wird es sich entscheiden, ob ich in diesem Hause bleibe oder als eine Bettlerin von dannen ziehe. Gleichviel, ich bin auf alles

gefaßt. Und ich war auch bedacht, daß alles mit rechten Dingen zugeht. Deshalb habe ich die Verwandten meines seligen Mannes eingeladen, hier zu sein, wenn der Richter kommt. Weiß ich doch recht gut, daß man mir allerlei Schlechtes nachsagt. Was kann ich dagegen machen? Ich habe so viel in meinem Leben ertragen; auch darüber muß ich hinweg. Sie sollen mich nicht jammern sehen, wenn ich gezwungen bin, dies Haus zu verlassen. Aber ich werde auch nicht jubeln, wenn ich bleiben darf. An Euch, Franz, habe ich noch die Bitte, daß Ihr euch der Gastlichkeit annehmet und den Fremden den Imbiß und Trank bietet. Es soll unter allen Umständen ordentlich und anständig hier zugehen.

Sie sprach diese Worte in einem weichen Tone, aber doch mit einem Gefühle seltsamer Sicherheit, indem sie den Knecht mit scharfen Augen beobachtete. Franz versprach ihr, nach besten Kräften zu sorgen.

Nach einer Weile traten verschiedene Bauern und Bäuerinnen in den Raum. Es waren des Müllers Verwandte von väterlicher Seite. Auch Adelheid fand sich nach kurzer Zeit ein. Die gegenseitigen Begrüßungen waren äußerlich und frostig. Man sprach über die guten Eigenschaften des Todten. Sonstige Erörterungen wurden vermieden. Es standen sich hier Gruppen von Menschen gegenüber, die kein Herz für einander hatten. Franz schenkte Wein ein und präsentirte Butterbrot und Fleisch. Man aß und trank, weil es landüblich war; zu schmecken schien es keinem.

Als alle Eingeladenen sich eingefunden hatten, rollte ein kleiner Wagen in den Hof, der den Friedensrichter

mit seinem Schreiber brachte. Die Müllerin verließ die Stube, um die Fremden an der Thür zu empfangen. Franz folgte ihr und benutzte diesen Augenblick, das Papier, welches er Adelheid überbracht hatte, fallen zu lassen, ohne daß es jemand außer Adelheid gewahr wurde. Ein bejahrter Bauer hob es auf, las es und steckte es mit einem schlauen Blicke ein. Ueber seine verwetterten Züge blitzte etwas, als wollte er sagen: Davon wollen wir schon den richtigen Gebrauch machen!

Gleich darauf trat der Friedensrichter mit seinem Gehülfen und gefolgt von der Müllerin und Franz ein. Der Richter, ein ernster, alter Mann, begrüßte die Bauern, sprach von dem Ernst des Geschäftes, das ihn herführe, indeß er eine kleine Stärkung zu sich nahm, und plauderte dann noch mit diesem und jenem von gleichgültigen Angelegenheiten. Es fehlte jedoch allen die nöthige Ruhe, um eine ruhige Unterhaltung in Fluß zu bringen. Allen Anwesenden standen die Gedanken auf ganz andere Dinge, als von denen der Richter sprach. Am höchsten aber stieg die Spannung in den verschiedenen Zügen — und nur Adelheid machte eine Ausnahme —, als der Beamte erklärte, daß er jetzt mit der Entsiegelung und, im Falle sich ein Testament finde, mit Eröffnung desselben vorgehen werde.

Die nächsten und wahrscheinlich folgenschwersten Resultate versprach der in der Wohnstube stehende Schreibtisch des Verstorbenen zu liefern, denn in seinen Gefächern und Schubladen befanden sich, wie die Anwesenden wußten, die Papiere des Müllers Heinrich. Der Richter trat denn auch an denselben, machte die Leute

darauf aufmerksam, daß die Siegel unverletzt seien, und öffnete nun die Thüren. Es herrschte offenbar eine große Ordnung in diesem Möbel. Die Geschäftsbücher und Briefe fielen sofort in das Auge. Auf eine Anfrage des Beamten, ob der eine oder andere vielleicht durch mündliche Mittheilung des Todten etwas über den Verbleib eines Testaments wisse, gab die Müllerin wie die übrigen eine verneinende Antwort. Es wurden nun die Schiebfächer untersucht. Und so fand sich denn in einem besonders verschlossenen Gelaß wirklich das gesuchte Schriftstück. Es war versiegelt und trug die Aufschrift: „Letzter Wille des Müllers Heinrich."

Die Spannung erreichte ihren höchsten Gipfel, als der Richter das Papier erbrach und vorlas. Der Inhalt war sehr kurz, er hieß: „Ich, Heinrich, ... verfüge hiermit, daß mein ganzes Eigenthum nach meinem Tode in den alleinigen und unbestrittenen Besitz meiner Frau Judith .... übergehen soll."

Die meisten der Anwesenden sahen sich erstaunt an. Manche Gesichtszüge verzogen sich vor Aerger, in manchem Auge zuckte der Neid und Haß. Adelheid schaute vor sich auf die Erde. Nur Frau Judith blickte unbefangen in die Gesellschaft. Einen Augenblick schien es wie ein Triumph in ihren schwarzen Augen zu leuchten, aber ihre übrigen Mienen behielten ihre plastische Ruhe bei. Es war, als sei sie von vornherein ihrer Sache sicher gewesen.

Darauf entstand eine lange Pause. Dann fragte der eine und andere, ob die Unterschrift auch richtig sei, ob das Datum stimme und ob damit die Sache abge-

gethan wäre. Der Richter sagte, daß er nichts Regelwidriges gefunden habe, und daß die Müllerin sofort in den Besitz des Erbes trete, wenn nicht ein Testament aus späterer Zeit beigebracht würde.

Da trat der alte Bauer auf und sprach: Nach dem Datum, daß Sie uns mitgetheilt haben, ist das Testament, welches die Frau Judith in den Besitz der Güter setzt, am Tage der Hochzeit verfaßt worden. Ich habe aber eine Schrift in Händen, die offenbar später geschrieben ist, und die das Vermögen in drei gleiche Theile theilt, von denen die Müllerin den ersten, unsere Base Adelheid den zweiten und wir, die Verwandten von des Vaters Seite, den dritten Theil erhalten sollten. Daß die Schrift aber jünger ist, als die wir gehört haben, geht aus dem Umstande hervor, daß der Verstorbene darin Adelheid seine Krankenpflegerin nennt.

Die Müllerin schoß mit einemmal feurige Blitze aus ihren Augen. Sie war blaß wie der Tod. Auf allen Gesichtern gewahrte man ein neues Erstaunen. Auch der Richter schien höchlich überrascht.

Wollt Ihr mir das Schriftstück zeigen? sprach der Beamte nach einer Pause.

Hier ist es, sagte der Bauer und reichte das Papier dem Handhaber des Gesetzes.

Dieser nahm, prüfte und las es. Dann schüttelte er mit dem Kopfe und sprach: Das ist allerdings unverkennbar die Handschrift des Verstorbenen, aber die Hauptsache fehlt, nämlich die Unterschrift und das Datum. So wie das Papier vorliegt, kann es Euch zu nichts helfen. Doch sprecht, wie seid Ihr darangekommen?

Es iſt gefunden worden, antwortete der Bauer; wo und wie, das iſt vorläufig gleichgültig. Es will mir aber ſcheinen, daß die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen iſt. Wer weiß, ob dieſes Teſtament nicht vor der Verſiegelung entwendet und verbrannt worden und bei dieſer Gelegenheit durch den Kamin geflogen iſt.

Er wandte ſich bei dieſen Worten gegen die Müllerin, die indeß nach den Worten des Richters ihre frühere Ruhe gewonnen hatte, mit den Schultern zuckte und mit feſter Stimme ſagte: Mein ſeliger Mann hat noch in den letzten Tagen ſeines Lebens in ſeinen Briefen umhergeſtöbert und das eine und andere verbrannt: Ich habe mich nicht darum gekümmert.

Die Zukunft wird lehren, ob wir ein Recht an dem Erbe haben, ſprach der Bauer; ich werde es nicht an Nachforſchungen fehlen laſſen, um die Sache ins Klare zu bringen. Habt alſo die Güte und gebt mir das Papier zurück, Herr Richter.

Der Richter erfüllte den Wunſch, erklärte die Erbſchaftsangelegenheit für vorläufig abgethan und entfernte ſich. Die Anweſenden folgten ihm auf dem Fuße. Man kann ſich denken, daß es nicht an zweifelhaften Blicken und grimmigen Geſichtern fehlte. Die Verwandten väterlicher Seite wanderten in einer geſchloſſenen Gruppe dem Dorfe zu. Je weiter ſie ſich von der Mühle entfernten, je lauter und heftiger wurden ihre Unterhaltungen.

Adelheid begab ſich ruhig, wie ſie gekommen war, nach dem Zehnthof.

Drittes Kapitel.

Franz hatte den nächsten Sonntag, wo die Mühle stillstand, zu seiner Verhandlung mit der Müllerin gewählt, in welcher er derselben den Dienst aufkündigen wollte. Er war deshalb schon früh in die Messe gegangen und dort mit Adelheid zusammengetroffen, die er, wie immer, nach Hause begleitete. Auf diesem Gange ergab es sich von selbst, über die Pläne der Zukunft zu reden. Die jungen Leute erörterten natürlich die schiefe Stellung, in welche die Witwe wegen des aufgefundenen Testamentbruchstückes gerathen war. In der ganzen Gegend wurde der Vorfall besprochen. Die Verwandten hatten sich bereits mit verschiedenen Advocaten berathen, was zu thun sei, denn es fehlte nicht an Vermuthungen über ein hier vorliegendes Verbrechen. Wie die Sachen standen, war es aber durchaus unmöglich, einen Beweis zu liefern. Und dieser mußte eingebracht werden, wenn man das Eigenthum der Müllerin angreifen wollte. So war denn vorläufig nicht daran zu denken, die Sache zur Klage zu bringen. Die vielen

Gerede hatten übrigens schon auf das Verhältniß der Dorfleute zu der reichen Witwe gewirkt. Man nannte sie offen und geheim eine falsche Hexe, man wollte nichts mehr mit ihr zu thun haben, ja, sie wurde gemieden.

Franz und Adelheid, denen die vielfachen Aeußerungen des Unmuths nicht verborgen blieben, bauten darauf einen neuen Plan. Es ließ sich vermuthen, daß Frau Judith unter diesen Umständen die Gegend zu verlassen und sich anderwärts anzusiedeln wünschte, zumal da es ihr nicht an Mitteln fehlte, zu leben, wo es ihr gefiel. Vielleicht war sie auch geneigt, die Mühle zu verpachten. Und an eine solche Pacht dachte nun der Knecht, der, nachdem dieser Gedanke einmal ausgesprochen war, sich schon im Geiste mit seiner Adelheid in den bekannten und traulichen Räumen wirthschaften sah. Beide beschlossen denn auch, daß Franz eine Anfrage in dieser Beziehung machen sollte. Wurde er abschlägig beschieden, so war er mit sich einig, so bald wie möglich den Dienst zu verlassen, zumal da er sich wegen der Angelegenheit mit dem Testament noch unbehaglicher fühlte. Und so nahmen die beiden denn vor dem Zehnthofe mit stillen Hoffnungen im Herzen Abschied.

Als der Knecht in die Mühle zurückgekehrt war, trat er sofort in die Stube, in welcher er wieder die alte Sauberkeit und warme Behaglichkeit fand, die ihn so oft in den vertrauten Räumen angemuthet hatte. Frau Judith saß in der bekannten ernsten Haltung auf ihrem Stuhl am Fenster; nur hielt sie heute, am Tage des Herrn, statt einer Handarbeit ein schwarzgebundenes

Andachtsbuch mit schwerem Silberbeschlag in den Händen, in dem sie zu lesen schien.

Wenn ich Euch nicht störe, Frau, erhob Franz bescheiden die Stimme, so hätte ich ein Wort mit Euch zu reden.

Ihr wißt, daß ich stets ein offenes Ohr für die Leute im Hause habe, lautete die gemessene Antwort. Wollt Ihr euch nicht setzen, Franz?

Der Knecht nahm einen Stuhl und ließ sich in geziemender Entfernung von ihr nieder. Er war offenbar in Verlegenheit, wie er das rechte Wort finden sollte, und stotterte: Ihr steht jetzt allein ....

Ja, ich stehe recht allein, sagte sie, nicht ohne Bewegung. Gott hat mir ein schweres Schicksal gesandt, aber ich muß mich drein fügen und es mit Geduld ertragen.

Ich meine, fuhr der junge Mann fort, daß es Euch vielleicht zu schwer wird, die Geschäfte zu besorgen. Möglicherweise ist es Euer Wunsch, die Mühle und die Güter zu verpachten, damit Ihr selbst in Ruhe des Lebens genießen könnt. Für diesen Fall wüßte ich Euch einen guten Mann, der geneigt wäre, Euch eine möglichst hohe Miethe zu geben.

Die Witwe schoß einen feurigen Blick, der ihren innern Zorn verrieth, aber sie faßte sich schnell und sagte mit der größten äußern Ruhe: Daran denke ich nicht, Franz. Zunächst muß ich Euch sagen, daß ich vor keiner Arbeit zurückscheue. Indeß, das wißt Ihr ja selbst. Habe ich doch schon während der ganzen langen Krankheit meines seligen Mannes die Geschäfte geführt. Dabei

beſitze ich einen rüſtigen Körper und es fehlt mir nie die Luſt zur Thätigkeit. Alſo ſchon aus dieſem Grunde werde ich weder die Mühle noch die Güter abgeben. Ich bin es aber auch meinem guten Rufe ſchuldig, nicht von der Stelle zu weichen. O! ich weiß es ſehr wohl, fügte ſie mit Stolz und Selbſtbewußtſein hinzu, daß man mich in einen böſen Leumund bringen will. Die Geſchichte mit dem falſchen Teſtament hat mir die Augen geöffnet. Arge Leute denken mich zu verderben. Aber es ſoll ihnen ſchlecht gelingen. Ich bin nicht die Frau, die ſich von tückiſchen Menſchen einſchüchtern läßt. Mag es einen Kampf auf Tod und Leben abſetzen: ich ſtehe meinen Mann und weiche keinen Fuß breit von der Stelle.

Sie hatte dieſe Worte mit einer ſolchen Schärfe und Entſchiedenheit geſprochen, daß der Knecht ihr innerlich ſeine Achtung nicht verſagen konnte. Er wußte augenblicklich keine Worte zu finden. So entſtand eine Pauſe, nach welcher Frau Judith in mildem Tone fragte: Aber ſagt mir, wer will denn die Mühle pachten?

Ich bin es ſelbſt, erwiderte Franz kleinlaut.

Dann hoffe ich, ſprach ſie gütig, daß Ihr keine ſchlimmen Hintergedanken dabei habt und etwa glaubt, ich ſei nicht fähig, meinen Mann zu erſetzen, oder ſogar es wäre beſſer für mich, die Gegend zu verlaſſen.

Sie prüfte ihn aufs neue mit ſcharfem Blicke.

Das iſt es nicht, ſtotterte nun Franz befangen. Ich habe die Abſicht, mir eine ſelbſtändige Stellung zu ſchaffen.

Das kann ich nur loben, gab die Müllerin zur Ant-

wert. Ihr seid ein wackerer Mensch, mit dem mein seliger Mann und ich alle Ursache zur größten Zufriedenheit hatten. So muß ich es denn auch wünschen, daß Ihr bald auf eigene Füße zu stehen kommt. Ihr versteht Euer Handwerk, Ihr seid fleißig und arbeitsam, Ihr habt Umsicht in allem, was Ihr thut. Es wird Euch gewiß gut gehen.

Ich danke Euch für Eure gute Meinung, sprach Franz, dem dieses Lob offenbar wohl that, und der sich jetzt ein Herz nahm, um näher zur Sache zu kommen. Da Ihr mir selbst das wünschet, womit ich mich schon seit langer Zeit beschäftige, fuhr er fort, so werdet Ihr mir auch nicht verübeln, wenn ich Euch um meine baldige Entlassung aus dem Dienste bitte.

Ihr wollt fort? rief die Müllerin, indem sie plötzlich wie erschreckt das Buch fallen ließ. Habt ihr vielleicht schon ein anderes Unterkommen gefunden?

Das nicht, erwiderte der verlegene Knecht, aber ich will mir eins suchen.

Franz, Franz! fuhr sie jetzt mit weicher Stimme heraus, indem sie die Augen mit den Händen deckte, ich will nicht hoffen, daß auch hinter Euch die bösen Zungen stehen. Glaubt den Verleumdern nicht. Irgendeinem andern ein gutes Wort zu geben, dazu bin ich zu stolz. Aber in Euern Augen, der Ihr ein wirklich guter und braver Mensch seid, möchte ich auch gut und brav erscheinen. Ich schwöre Euch bei allem, was heilig ist, ich habe nie etwas Unrechtes gethan. Wenn auch Ihr mich verlassen wollt, so habe ich den Glauben an die

Menſchheit verloren und bin wirklich im Stande ſchlecht zu werden. Ihr würdet die Schuld mittragen.

Und die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen. Sie ſchien ganz außer ſich.

Die Verlegenheit des Knechtes ſtieg mit jedem Augenblick. Ihr Jammer war ſo wahr, daß er nicht an ihr zweifeln konnte. So ſtammelte er: Denkt doch nicht ſo ſchlecht von mir; ich will nur, wie ich Euch ſchon vorhin ſagte, ein eigener Mann in der Welt werden.

Wenn es das iſt, dann verzeiht mir meine Aufregung, rief ſie von neuem und ſtreckte ihm die Hand hin. Aber ich fühle mich innerlich ſo gehetzt, daß ich nicht anders konnte. Iſt es Euch nur darum zu thun, für Euch zu ſtehen, ſo darf ich ja nichts dagegen haben. Ich fühle mich ſogar verpflichtet, Euch für Euere treuen Dienſte allen möglichen Vorſchub zu leiſten. Ja ich werde Euch helfen, wo und wie ich kann. Es fällt mir gar nicht einmal ein, Euch zu bemerken, daß Ihr eigentlich verpflichtet ſeid, bis Lichtmeß bei mir auszuhalten, denn nicht mein Mann, der ſchon ſterbenskrank war, ſondern ich habe den neuen Miethsvertrag mit Euch abgeſchloſſen. Ich bin gern geneigt, Euch viel früher ziehen zu laſſen, nur dürft Ihr mir in den nächſten Wochen nicht den Rücken kehren. Jeder billige Menſch muß es zugeſtehen, daß ich vor Euerm Abſchied einen neuen Knecht haben muß. Sagt ſelbſt, ob es nicht ſo iſt?

Anders habe ich es auch nicht gewollt, ſprach Franz, verlegen vor ſich hinblickend.

Nun wißt Ihr aber auch, daß ich nicht den erſten beſten hergelaufenen Menſchen gebrauchen kann, fuhr ſie mit neuer Beredſamkeit fort. Ihr wißt, ich liebe Regel und Ordnung. Nicht jeder macht es mir zu Dank. Ihr müßt mir das Verſprechen geben, daß ihr mir Ruhe laßt, mich ohne Uebereilung umzuſehen.

Dagegen kann ich nichts ſagen, lautete die kleinlaute Antwort.

Dann ſind wir ja deſſelben Sinnes, ſprach ſie, indem ſich allmählich ihre Züge aufheiterten. Und ich denke, es iſt auch beſſer ſo für Euch. Ihr habt dann vollkommen Zeit, Euch ſelbſt mit Muße ein ſolches Unterkommen zu ſuchen, wie Ihr es wünſcht. Muß es Euch doch auch darum zu thun ſein, daß Ihr nicht in die erſte beſte Veränderung hineinſtürzt, denn Ihr ſeid ein ruhiger, beſonnener Menſch. Solche Dinge wollen reiflich geprüft und überlegt ſein. Man findet nicht überall eine gute Mühle. Miethet Ihr aber eine ſchlechte, denn die trefflichen werden nicht ſo leicht ausgeboten, und nehmt Ihr ſie überdies für eine längere Friſt, wie man ſie denn auch nicht für kürzere Zeit haben kann, ſo gerathet Ihr in eine Sorgenlaſt, die Euch ſchlimm bekommen könnte. Alſo Klugheit und Geduld! Glaubt nur, daß mir alles daran liegt, Euch einen guten Rath zu geben, und daß ich Euch, da es mir nicht an Mitteln fehlt, auch mit der That unterſtützen werde, wenn Ihr mir Folge leiſtet.

Dieſe Worte wurden ſo herzlich geſprochen, daß ſie ihre Wirkung auf Franz nicht verfehlten. In der That konnte er in einem Momente, wo er kündigte, ſo viele Güte nicht erwarten. Er empfand ſogar eine Art von

Rührung und sagte: Ich danke Euch für die gute Aufnahme, die Ihr meinem Vorhaben entgegenbringt. Es ist aber doch wol für uns beide gerathen, wenn wir gegenseitig einen Termin feststellen, für den wir unsere Einrichtungen treffen, und für den Ihr den neuen Knecht, und ich eine neue Stellung suche.

Frau Judith besann sich eine Weile, dann meinte sie: Ich denke, wir setzen die Frist bis um Johanni. Bis dahin haben wir noch drei Monate. Vor dieser Zeit werdet Ihr schwerlich etwas gefunden haben, was Euch zusagt. Ist es dennoch der Fall, so läßt sich darüber reden. Was mich angeht, so werde ich gleich in meine Heimat im Gebirge schreiben, daß meine Verwandten nach einem tauglichen Arbeiter umfragen. Außerdem denke ich, um jene Zeit dort einen Besuch zu machen. Ich kann mir dann gleich den neuen Gesellen, der mir das hiesige Geschäft versehen soll, mitbringen.

Damit schloß die Unterhaltung über diesen Gegenstand. Franz war mit dem Erfolge ganz zufrieden und übernahm an den folgenden Tagen seine Beschäftigung mit der größten Freudigkeit und Rüstigkeit. Durch die zuthuliche Art und Weise der Frau vom Hause, welche ihm überall ihre Zustimmung kundgab und ihn durch freundliche Worte und Blicke ermunterte, wuchs das Vertrauen in seine Zukunft mehr und mehr. Von Tag zu Tag gewann er an Selbstgefühl und an Selbständigkeit. Alles, was er unternahm, gelang ihm. So glaubte er sich denn auf dem besten Wege und der Zustimmung Adelheid's mit seinen Verabredungen und Beschlüssen sicher zu sein.

Wie groß aber war seine Verwunderung, als er am nächsten Sonntage nach der Frühkirche wie gewöhnlich Adelheid auf dem Wege zum Zehnthofe das Geleit gab und ihr Wort für Wort die gepflogenen Unterhandlungen mit der Müllerin erzählte, dabei aber auf die entschieden ausgesprochene Meinung stieß, daß er sich wie ein einfältiger Junge benommen habe. O du liebe Einfalt! rief das Mädchen einmal über das anderemal aus. Du willst selbständig werden und zeigst dich als der unselbständigste Mensch von der Welt. Ich will nicht leugnen, daß du gut bist, aber du bist in dieser Sache doch zu gut. Hast du denn dem schlauen Weibe nicht hinter die Schliche gesehen? Sie macht dich ja ganz zum Spielball ihres Willens, der auch hier wieder nicht der reinste ist. Fühlst du denn gar nicht heraus, welche Absichten sie hegt?

Und welche Absichten hegt sie denn? fragte der verschüchterte Mensch.

Wenn du das selbst nicht einsiehst, ich werde es dir nicht verrathen, schloß Adelheid trotzig und mit einer Kälte, die ihr sonst fremd war.

Was half da sein weiteres Bitten und Flehen, daß das Mädchen ihm die Augen öffnen sollte. Sie ging nicht näher auf seine Fragen ein, sondern äußerte nur: Die Männer sind sammt und sonders eitel. Wer sie von dieser Seite faßt, der hat sie ganz und gar im Sack. So ist es dem armen Vetter Heinrich ergangen, und so wird es auch dir ergehen.

Sie sprach diese Worte, als sie an der Stelle angelangt waren, wo sie Abschied zu nehmen pflegten, mit

eisiger Kälte. Und ohne ihm eine Hand zu geben, wie sie sonst gethan hatte, verließ sie ihn und eilte dem Hause zu, in dem sie verschwand. Er verstand das Mädchen in der That nicht, das sonst so brav, rechtlich und milde gegen ihn war. Es wurde ihm ganz frostig um das Herz. Sein ganzes Wesen war erstarrt, als er den Heimweg antrat, auf dem ihn hundert unangenehme Empfindungen verfolgten.

Erst in der Mühle kam wieder eine wärmere Stimmung in sein Gemüth; die Freundlichkeit, mit welcher Frau Judith ihm begegnete, that seinem Herzen erdenklich wohl. Vor Adelheid hatte er wie ein Schulbube gestanden. Hier wurde er mit einemmal wieder wie ein erwachsener Mensch behandelt. Die Müllerin hörte seine Worte ruhig an, sie billigte die Gründe, die er in allen Dingen vorbrachte, aber wenn sie anderer Meinung war, so widerlegte sie ihn, als wäre er ihresgleichen. Es war hier von keiner Herrschaft der einen oder andern Person die Rede. Sie standen sich beide völlig gleich. Und das that ihm in innerster Seele wohl. So kam von Tag zu Tag die Ueberzeugung mehr und mehr zur Geltung, daß in der That der Haß und der Neid das arme Weib verleumdet hätten. Wie konnte sie auch ränkevoll, schlecht oder gar verbrecherisch sein, die ihm überall ein reines, offenes, menschliches Vertrauen entgegentrug?

So zerstoben denn seine Zweifel von Tag zu Tag mehr und mehr. Seine gute Meinung von Frau Judith wuchs höher und höher. Je mehr die übrige Welt sie mied und floh, um so mehr regte sich in seinem Herzen

das Gefühl für sie. Und hatte er nicht das vollste Recht, ihr zu trauen? Besprach sie mit ihm nicht alles, was anfiel? Ueberließ sie nicht ihm die Geschäfte? Holte sie nicht stets seinen Rath ein? Und schenkte sie diesem Rath nicht stets die größte Aufmerksamkeit? Wenn die Arbeit des Tages vollendet war, so saß sie oft noch lange Stunden mit ihm in der gemüthlichen Stube und lauschte seinen Geschichten und erzählte ihm die ihrigen. Bald wußten sie alles von einander. Er kannte ihre Herkunft, ihre Jugend, ihr Leben; sie kannte das seinige. So stellte sie sich zu ihm, die doch eine reiche Frau war. Daß er nur als ein armer Schelm neben ihr stand, ließ sie ihn nicht entgelten.

Aber noch mehr: Frau Judith sorgte auch in auffallender Weise für sein äußerliches Wohlergehen. Sie machte Franz zuerst darauf aufmerksam, wie er sich kleiden müsse, ja sie besorgte ihm manches Stück für seinen Anzug, den sie stets hübscher auszustaffiren wußte. Selbst Adelheid schaute ihn mit Verwunderung an, denn er wurde mit der Zeit ein ganz anderer, viel ansehnlicherer Mensch. In gleicher Weise war die Witwe bemüht, ihm stets eine gute und nahrhafte Kost vorzusetzen, sodaß ihm die Gerichte fast als ein Luxus vorkamen. Aeußerte er sich aber darüber, so sprach sie: Wer gut arbeitet, der muß auch gut essen und trinken. Ja sie legte ihm dann erst recht die besten Bissen auf den Teller. Kurz, wenn er sich die Sache genau betrachtete, so schien es ihm zuweilen, als sei er der Herr der Mühle und Frau Judith seine Haushälterin, während in der That die Verhältnisse doch ganz anders lagen.

Vielleicht wäre Franz auf den Gedanken gekommen, daß die Müllerin ihn durch ihr Verhalten an ihre Mühle zu fesseln gedenke, hätte sie nicht mitunter in lebhaftester Weise von den Planen für die Zukunft geredet. Wie oft erkundigte sie sich nicht, ob er schon etwas gefunden habe, und ob sie ihm in irgendeiner Weise beizustehen vermöchte. Zugleich konnte sie aber nicht aufhören, ihn zu ermahnen, daß er sich nur nicht fortwerfen solle, denn ein so guter, braver Mensch wie er verdiene in jeder Weise das beste Schicksal. Er müsse unter allen Verhältnissen sein Glück machen.

Und Adelheid, die er doch so herzlich liebte, sprach sie auch so freundlich und liebevoll mit ihm wie die verworfene Judith? Ach nein! Sie hatte in der letzten Zeit nur kalte Worte und fremde Blicke. Er war ganz irre an ihr geworden.

Viertes Kapitel.

Franz bemerkte in Betreff seiner Niederlassung mit der Zeit, daß es viel leichter sei, Plane zu machen, als dieselben zur Ausführung zu bringen. So sehr er sich auch bemühte, eine passende Mühle zu finden, so sah er sich doch nach einigen Monaten in dieser Angelegenheit gerade auf demselben Punkte, wo er kurz nach dem Tode des Müllers gestanden hatte. Da er in den Wochentagen zu Hause beschäftigt war, so konnte er natürlich nur die Sonntage zu seinen Forschungen benutzen. Alsdann begab er sich aber schon früh morgens auf den Weg, um in der nähern und fernern Nachbarschaft umherzustreifen und irgendeine gute Gelegenheit zu erkunden. Man sah ihn bald auf- und bald abwärts im Thale; seine Wanderungen erstreckten sich nach rechts und links in das Gebirge, sie führten ihn sogar bis in die fernern Ebenen. Zugleich setzte er sich mit Commissionären in Verbindung, die ihn bald hier- und bald dorthin beorderten. Es läßt sich denken, daß diese Fahrten auch Geld kosteten. So mäßig er lebte und so sparsam er sich einrichtete, so merkte

er doch nach und nach, daß seine kleinen Ersparnisse durch diese verschiedenen Unternehmungen Schaden litten.

Und wenn er sich müde gewandert und geforscht hatte, dann kehrte er auf dem Heimwege stets im Zehnthofe ein, um Adelheid Bericht über seine letzten Erfahrungen zu erstatten. Die ersten male, daß er dem Mädchen seine Mittheilungen machte, verhielt sie sich ihm gegenüber kalt und ernst. Es schien fast, als setze sie kein rechtes Vertrauen in seine Absichten, obgleich er bestrebt war, ihr jedesmal die Verhältnisse mit der größten Genauigkeit auseinanderzusetzen. Zugleich unterließ sie es nicht, gegen seine Bedenken allerlei Einwendungen zu machen. Hätte er Adelheid's Bild nicht so tief im Herzen getragen, denn sie war die erste Erscheinung in seinem Leben gewesen, die einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, und wäre er nicht auf das tiefste von ihrer Geradheit und unverbrüchlichen Wahrheitsliebe überzeugt gewesen, auf welche sich doch am Ende das Glück der künftigen Verbindung gründen mußte, er würde schließlich eine Erkältung seiner Gefühle empfunden haben. So war es ihm aber darum zu thun, ihr im besten Lichte zu erscheinen. Als er sie deshalb nicht mit Worten überzeugen konnte, ging sein Bestreben dahin, ihr durch den Augenschein zu beweisen, daß er keine Mühe gespart habe, um sie beide in die gewünschte Lage zu versetzen.

Deshalb bestürmte er Adelheid mit den dringendsten Bitten, ihn nach verschiedenen Orten zu begleiten und sich die Mühlen anzusehen, die ihnen für eine künftige Niederlassung angeboten waren. Das Mädchen weigerte

sich anfangs, indem sie behauptete, es sei die Sache des Mannes, einen Entschluß in solchen Dingen zu fassen. Schließlich konnte sie aber nicht widerstehen. Sie ging mit ihm von Ort zu Ort und mußte sich nun überzeugen, daß Franz allerdings stets die richtigen Bedenken geäußert habe. An dem einen Orte gefiel ihr die Lage nicht, wie sie auch ihm nicht gefallen hatte. An dem andern Orte fand sie, daß das Mühlwerk sich in einem traurigen und vernachlässigten Zustande befand. Hier schien das Wasser nicht in ausreichender Fülle vorhanden; dort fehlte es der Gegend zu sehr an Bevölkerung, um auf ein gutes Geschäft zu hoffen. Fast überall aber standen die verlangten Miethen mit den betreffenden Werken in gar keinem Verhältnisse. Mit den fleißigsten Händen und dem besten Willen von der Welt waren die geforderten hohen Summen nicht zu erschwingen. Kurz, die Verlobten machten einen vergeblichen Gang nach dem andern.

Es war an einem wunderbaren Juniabend, als sie von ihrer letzten, hoffnungslosen Fahrt heimkehrten. Beiden war es im Herzen traurig zu Muthe, denn es bot sich nach reiflichen Prüfungen in der That nirgends die Gelegenheit, einen eigenen Herd zu gründen. Diese Ueberzeugung und das vielfache Hin- und Herreden über ihre Lage hatte sie müde gemacht. So setzten sie sich am Rande des Waldes, der über dem Zehnthofe lag, zu einer kurzen Ruhe nieder. Welche Gegensätze zeigten sich hier! Die Natur war so still und ruhig und voller Frieden; der Himmel funkelte von zahllosen Sternen; die Bäume ragten still und bewegungslos in den reinen

Nachthimmel. Die ganze Welt ſtand in unendlicher Seligkeit. Und nur in dieſen beiden jungen Herzen regten ſich Unruhe und Sorge.

Was iſt da zu machen, ſprach Adelheid; wir müſſen auf beſſere Zeiten harren.

Zu all unſern verfehlten Hoffnungen, erhob nun Franz das Wort, kommt auch noch der Umſtand, daß ich wahrſcheinlich in aller Kürze keinen Dienſt mehr haben werde. Die Friſt, über die ich mit der Müllerin übereingekommen bin, naht ſich ihrem Ende. Soviel ich weiß, ſteht ſie bereits in ihrer Heimatsgegend mit einem neuen Rechte in Unterhandlung. Es ſind in der letzten Zeit verſchiedene Briefe von dort angekommen, und ſie hat mir auch ſchon Andeutungen gemacht, daß ſie Gelegenheit hat, mich zu erſetzen. Um Johanni will ſie ſelbſt hinüber; dann wird ſie die Sache wol richtig machen. Und Johanni ſteht vor der Thür.

Und was gedenkſt du zu thun? fragte das Mädchen.

Ich muß mir einen neuen Dienſt ſuchen, erwiderte der Knecht. Ob ich ihn in der Nähe finde, weiß ich nicht. Sofort wird es ſich überhaupt nicht machen laſſen. Auch möchte ich die Gegend nicht verlaſſen, in der du lebſt, denn wir wollen uns doch möglichſt nahe bleiben. Ich denke, es wird am beſten ſein, ich ſuche mir vorläufig Tagelöhnerarbeiten und ſehe mich inzwiſchen nach einem Unterkommen für das Leben um.

Du biſt doch ein braver Junge, ſagte jetzt das Mädchen mit einer Rührung, die ihre Stimme erzittern ließ. Und indem ſie ihm die Hand reichte, fuhr ſie fort: Franz, ich habe dir unrecht gethan.

Wie ſo? fragte der harmloſe Knecht.

Ich glaubte dich der Judith gegenüber zu weich und nachgiebig, ſprach ſie; ich meinte, du hätteſt nicht den rechten, ſtarken Willen, um dir wirklich einen Lebensweg zu wählen; ich hielt dich für unſchlüſſig in der Wahl eines Wohnortes: aber jetzt muß ich eingeſtehen, daß du ſtets den richtigen Weg gegangen biſt. Man kann eben nicht alle Verhältniſſe beugen und brechen. Du warſt überall verſichtig, du haſt überall Maß gehalten. Ja, du biſt ein rechtlicher, guter Menſch.

Es freut mich, daß du mich anerkennſt, antwortete er bewegt. Dann wirſt du auch fürder nicht mehr ſo ſtreng und ernſt gegen mich ſein.

Verzeih mir, brach ſie hervor, und eine Thräne ſtand in ihrem Auge. Ja, ich bin ſtreng und kalt gegen dich geweſen. Ach, ich konnte nicht anders. Es liegt ſo in meiner Natur. Im innerſten Gemüthe bin ich weich und gut, das weiß ich, nur ſchnürt mir oft eine Starrheit das Herz ſo eng und hart zuſammen, die ich nicht zu löſen verſtehe.

Jetzt iſt ja alles gut, rief Franz mit freudiger Stimme. Laß uns immer freundlich miteinander ſein. Du weißt nicht, wie gut mir das thut. Freilich bin ich überzeugt, daß du es auch in deiner Strenge gut meinſt, aber ein mildes Wort gießt mir lauter Jubel in die Seele.

Er ſchlang ſeinen Arm, wie ſie neben ihm ſaß, um ihre Schulter; er war eben im Begriff, einen Kuß auf ihren Mund zu drücken, aber ſie wehrte ihn heftig ab und rief: Nein, laß das! Ich will nicht!

Warum weigerſt du mir jede Liebkoſung? fragte er betroffen. Sollen wir denn immer ganz anders bleiben als andere Brautleute?

Darüber kann ich nicht reden, antwortete Adelheid, die ſich erhob und ihm nun wieder ſtarr gegenüberſtand. Franz, Franz! alles, was du thuſt, bleibe ein reiner Menſch! Nur dann kann ich dein Weib werden. Du verſtehſt mich, und mußt mir, bevor ich mit dir in die Kirche trete, Rechenſchaft geben. Jetzt aber leb' wohl!

Sie wandte ſich raſch zum Gehen. Er erhob ſich und blieb wie angewurzelt ſtehen. Er faßte das wunderliche Weſen nicht, daß ihn ſo ſeltſam feſſelte und abſtieß, und machte ſich auf den Weg zur Heimat. Allerlei Gedanken wirrten ſich in ſeinem Haupte. Bald fuhr eine flüchtige Hitze, bald eine fröſtelnde Kälte über ſein Herz.

Als er an der Mühle ankam, ſah er von fern Licht in der Wohnſtube, wo Frau Judith ihm immer ſo freundlich und zuthulich begegnete. Der ſchwarze Tyras ſprang ihm vor dem Hauſe entgegen und konnte in freudigem Winſeln und Bellen die Freude über ſeine Rückkunft nicht genug an den Tag legen. An der Thür ſtreckte ihm die Müllerin, welcher der Hund ſeine Ankunft verrathen hatte, die Hand zum Willkommen entgegen. Wie ernſt und ſtarr hatte ihn Adelheid entlaſſen, wie anheimelnd wurde er hier empfangen!

Frau Judith bat ihn, vor dem Schlafengehen mit ihr in die Stube zu treten. Es ſchien ihm beim Schimmer der Lampe, als wären ihre Züge heute ganz be-

sondern ernst und traurig. Ihre Augen kamen ihm geröthet vor, als hätte sie geweint.

Franz, sprach sie, ich muß heute noch mit Euch reden, denn morgen bin ich genöthigt, wegen verschiedener Geschäfte eine kleine Reise in die Stadt anzutreten. Von dort begebe ich mich in meine Heimat, um meine alten Aeltern, denen ich schon längst das Versprechen gegeben habe, zu besuchen. Ihr wißt nun, daß Johanni vor der Thüre steht. Für diese Frist habt Ihr gewünscht, meinen Dienst zu verlassen. So lieb es mir gewesen wäre, Euch hier zu halten, so kann ich doch nichts gegen Euern Willen sagen. Darum habe ich mich denn auch nach einem neuen Knecht umgesehen. Heute erhielt ich einen Brief, daß sich ein geeigneter Mann in meiner Heimat gefunden hat. Ich werde ihn dort sehen und sprechen.

Auf Franz machte diese plötzliche Mittheilung, die er keineswegs erwartete, einen unangenehmen und niederschlagenden Eindruck. Je heimlicher ihn eben erst die Mühle angemuthet hatte, desto härter schien es ihm, daß er sie nun so bald verlassen sollte. Er fand kein Wort der Erwiderung. Die Müllerin beobachtete mit Genugthuung, was in ihm vorging.

Und so fuhr sie denn fort: Ich habe nur noch eine Bitte an Euch, die Euch hoffentlich keine Unbequemlichkeit macht, und die Ihr mir in Anbetracht der langen Freundschaft, welche mein seliger Mann sowie ich zu Euch trugen, wol erfüllen werdet. Ich wünschte nämlich, daß Ihr euch den neuen Knecht, den ich im Auge habe, ansähet und ihn zugleich prüftet, ob er dem Wesen hier in der Mühle gewachsen ist. Ihr kennt unser Ge-

schöft besser wie ein anderer, und wißt, was für Kräfte und Eigenschaften es erfordert. Es wäre mir deshalb sehr lieb, wenn Ihr euch entschließen könntet, am Johannitag in meiner Heimat einzutreffen und die Angelegenheit gemeinschaftlich mit mir und dem Gesellen zu besprechen und mir Eure Meinung mitzutheilen. Ueberdies werdet Ihr dort allerlei Zeitvertreib finden. Es ist gerade Kirchweihe im Orte; da wird gut gekocht, gebraten und gezapft. Auch könnt Ihr einen Tanz dort machen. Wir kehren dann, wenn es Euch darum zu thun ist, noch denselben Tag zurück, damit Ihr an Euern fernern Plänen nicht gehindert seit.

Franz vermochte natürlich gegen diese überaus freundlich geäußerten Vorschläge nichts einzuwenden. Er schied von Frau Judith, indem er ihr seine Beihülfe zusagte, und quälte sich die ganze Nacht mit Gedanken, was er nun bei den veränderten Verhältnissen machen solle. Die Müllerin verließ am nächsten Morgen das Haus in einem Einspänner, nachdem sie noch herzlich Abschied von ihm genommen hatte. Als sie fort war, fühlte er sich in der Mühle äußerst unbehaglich. Sie fehlte ihm überall mit ihren ermuthigenden Blicken und Worten. Seine unbestimmte Zukunft lag ihm dabei stets im Sinne. Oft war es ihm, als sollte ihm die Mühle über dem Kopfe zusammenfallen.

Es wurde ihm erst leichter, als er am Johannitag, der warm und blau über der Erde lag, von Tyras begleitet, in das Gebirge hinauswanderte. Zwischen den grünen Wäldern und grauen Felsen eines einsamen Thales, dessen Fußsteg er hinaufschritt, kam ihm der

alte Wanderlust wieder in die Seele. Er pfiff bald ein Stückchen, sang hin und wieder ein Lied und spielte auch wol mit dem Hunde, der sich gleichfalls der frischen Sommerluft zu erfreuen schien und unaufhörlich an dem Knechte, welcher ihn allerlei Kunststücke machen ließ, emporsprang. Nach einer dreistündigen Wanderung war er in dem Heimatdorfe der Frau Judith angekommen. Er fragte nach dem Hause ihrer Aeltern und wurde dort in freundschaftlichster Weise aufgenommen. Besonders die Müllerin empfing ihn mit leuchtenden Augen. Am wenigsten gefiel ihm die Prüfung des neuen Knechtes, an dem er gern allerlei auszusetzen gefunden hätte. Das wäre aber unrecht gewesen, denn er fand in ihm in der That einen anstelligen und geschickten Burschen, der schon in größern Mühlen beschäftigt gewesen war und sich in allen Stücken auf das Handwerk verstand. Dann ging man zu Tisch, dessen reichliche Besorgung die Müllerin übernommen zu haben schien. Die Aeltern derselben befanden sich nämlich, dem Aeußern des Hauses und den Geräthschaften nach, in ärmlichen Umständen. Die trefflichen Speisen und guten Weine standen wenigstens nicht im richtigen Verhältnisse zu den Stuben und Tischen, auf denen sie prangten. Uebrigens machte die wohllebende Frau durchaus kein Geheimniß von ihrer frühern kärglichen und jetzt reichlichen Lage. Sie freute sich im Gegentheil, daß sie im Stande sei, den Ihrigen Hülfe und Beistand zu gewähren. In gleicher Weise zeigten sich die Aeltern und Verwandten als schlichte und einfache Leute. So war das Mahl nach Umständen heiter und vergnügt. Am stillsten erwies sich jedenfalls Franz.

Als die Müllerin ihn nach Tiſche aufforderte, er möge doch das Wirthshaus und den Tanzboden beſuchen, was ihr ſelbſt, da ſie ſich in Trauer befinde, nicht geſtattet ſei, und ſich dort mit den jungen Burſchen und Mädchen vergnügen, lehnte er dieſes Anerbieten ab, weil ihm die Sinne nicht danach ſtänden, und weil es ihm überdies zu heiß ſei. In der That war es auch ein überaus ſchwüler Sommertag. So lenkte denn Frau Judith das Geſpräch auf die Heimkehr. Da der Knecht durchaus keine Luſt verrieth, an den Beluſtigungen der Kirchweihe theilzunehmen oder gar über Nacht zu bleiben, ſo wurde der Vorſchlag gemacht, am ſpäten Abend aufzubrechen und die Nachtkühle für den Heimweg zu benutzen, zumal da für den folgenden Tag eine noch größere Hitze in Ausſicht ſtand. Auch ließ ja das Dämmerlicht, das in der Höhe des Sommers ſtets am nördlichen Himmel ſteht, die Pfade leicht finden.

Gegen Abend wurde noch ein trefflicher Imbiß und ein köſtlicher ſüßer Wein aufgetragen. Frau Judith ſchenkte dem Knechte ſelbſt ein und ermunterte ihn, ein Glas nach dem andern zu trinken, wozu die Schwüle allerdings in nicht geringem Grade aufforderte. Dann nahm man Abſchied, und Frau Judith und Franz wanderten bald rüſtig in die wundervolle Sommernacht.

Anfangs ſchritten ſie auf einem breiten Fahrwege nebeneinander dahin und pflogen eine gewöhnliche Unterhaltung über Familien- und häusliche Angelegenheiten. Daſſelbe Geſpräch wurde auch noch fortgeſetzt, als der Pfad ſich am Abhange, der in das Thal hinabführte, zu einem Fußſteig verengte. An einer jähen Stelle

that die Müllerin plötzlich einen lauten Schrei und sank in die Knie: sie sagte, der Fuß sei ihr umgeschlagen, und sie fühle heftige Schmerzen. Franz sprach sein Beileid aus und bot sich an, sie hinabzuführen, was sie auch sofort annahm. Sie hing sich mit der Hand fest in seinen Arm. So gelangten sie langsam in die Tiefe. Dort rauschte ein Bach, längs dessen Ufer der Pfad zur Heimat ging, und dessen Wasser frische Kühlung verbreitete. Der Knecht fragte seine Begleiterin, ob sie nicht den Fuß eine Weile in die Flut halten wollte, damit keine Geschwulst entstehe. Sie lehnte es vorläufig ab und suchte sich fester und fester auf ihn zu stützen. Der Druck ihrer Hand, die Wärme, die von ihr ausging, ihr Athem, der rasch auf- und abging, der Hauch, der ihn streifte, das alles berührte ihm die Sinne ganz wundersam.

Endlich hielt sie doch an und wollte seinem Rath folgen. Sie befanden sich an einem kleinen Rasenplatz, der ein hohes Ufer gegen das Wasser hatte. Hinter demselben ragte eine Felsenwand in die Höhe. Es war ein köstlicher Ort. Das Gras war weich und sanft wie Sammt; der Bach rauschte so eigenthümliche Melodien; rings zirpten die Grillen in den Büschen; am Abhang sang die Nachtigall ihr letztes Lied; berauschende Düfte stiegen aus allen Kräutern und Blumen.

Hier wollen wir einen Augenblick ruhen, sprach sie und setzte sich an den Rand des Rasens. Dann entblößte sie ihren Fuß und ließ ihn in das Wasser hängen. Nach einer Weile sprach sie: Ihr habt mir einen guten Rath gegeben. Die Schmerzen lassen merklich nach.

Franz setzte sich in ihre Nähe. Es war ihm so heiß

und ſchwül ums Herz. Judith reichte ihm die Hand. Er war genöthigt, dichter an ſie heranzurücken.

Ihr ſeid doch ein braver Menſch, ſprach ſie; alles, was mir von Euch gekommen iſt, geräth. Und nun wollt Ihr doch fort von mir! Geht Ihr denn gern?

Wie ſollt' ich? ſprach er mit gepreßter Stimme.

Was drängt Euch denn dazu? fragte ſie weiter

Nun, meine Verhältniſſe, war die Antwort.

Und was habt Ihr denn vor? Ihr werdet doch etwas Gutes gefunden haben? Warum ſeid Ihr nur immer ſo ſchweigſam gegen mich?

Ich habe noch nichts gefunden, lautete der kleinmüthige Beſcheid. Darum iſt es meine Abſicht, vorläufig auf Tagelohn zu gehen.

Was iſt das? rief ſie, wie von einem Schrecken gefaßt. Ihr auf Tagelohn? Ein ſo wackerer Menſch ſoll mit jedem Morgen und Abend die Ungewißheit empfinden, ob auch einer kommt und ihm Arbeit bietet? Nie und nimmermehr, das dürft und ſollt ihr nicht!

Ich kann jetzt nicht mehr anders.

Dann ſollt Ihr lieber in meinem Hauſe bleiben. Bin ich denn die Frau, die Euch die Thüre weiſt?

Ich habe verſprochen, Euer Haus zu verlaſſen.

Ihr habt es verſprochen! rief ſie leidenſchaftlich. O! ich verſtehe. Und nun weiß ich auch, wem Ihr es verſprochen habt. Es iſt niemand anders als die kalte, ſelbſtſüchtige Adelheid. Bisjetzt habe ich ihren Namen bei Euch nicht in den Mund genommen. Wußte ich doch, daß Ihr ſie lieb habt und euch einbildet, daß ſie auch Euch liebe. Als wenn ſolch ein ſtrenges Weſen

ein Herz haben könnte! Denn iſt das wol Liebe, daß ſie Euch aus meinem Hauſe zu gehen beredet, welches ſie ſelbſt aus verletzter Eitelkeit, weil ich die Hausfrau war, die ihr doch nie das Geringſte in den Weg legte, verlaſſen hat? Iſt das Liebe, daß ſie Euch Plane in den Kopf ſetzt, die ſich nicht ausführen laſſen? Iſt das Liebe, daß ſie Euch aus den beſten Verhältniſſen in das Elend hinaustreibt? Nein, das geſchieht alles nur aus Haß auf eine unglückliche Witwe! Was mich angeht, ſo will ich es gern tragen, denn ich habe ſchlimmere Dinge auf mich genommen. Aber, daß Ihr darunter leiden ſollt, das bricht mir das Herz. Und ſie fing laut an zu weinen.

Franz wußte nicht, was er ſagen ſollte.

Nein! fuhr ſie dann plötzlich auf und warf ſich mit einer leidenſchaftlichen Bewegung an ſeinen Hals, Adelheid liebt dich nicht, aber ich liebe dich, und bevor du von mir gehſt, will ich es dir zeigen. Gott verzeih es mir, ich kann nicht anders. Von dem erſten Augenblick, daß ich dich ſah, haſt du mir alle meine Gedanken genommen. Ich weiß, daß es Sünde war, und will meine Sünde eingeſtehen, aber ich kann nicht anders, und einmal in meinem Leben muß ich dich an das Herz drücken und dich küſſen und herzen.

Und ſie lag mit ihrem Munde an dem ſeinigen. Ihre Arme umſchlangen ſich, ihre Herzen pochten aneinander. Es war ein langer Moment tanmelnder Leidenſchaft, indeß rings die Pflanzen dufteten und der Bach rauſchte, oben die Sterne blitzten und an den Abhängen die Nachtigall ihr letztes Lied ſchlug.

Fünftes Kapitel.

Frau Judith erwartete am nächsten Morgen den Knecht vergeblich beim Frühstück. Da eine solche Verspätung gegen seine Gewohnheit war, so fragte sie die übrigen Dienstboten des Hauses, ob sie Franz noch nicht gesehen hätten, und als sie keine Auskunft geben konnten, schickte sie die alte Küchenmagd nach seiner Kammer, um nach ihm zu sehen. Diese kam nach einer Weile mit erschrecktem Gesichte die Treppe heruntergestürzt und rief: Der Franz ist krank, ja er ist todtkrank, er rast und tobt. Er hat mich für eine Hexe angesehen, die ihn verführen will. Was soll das geben?

So groß auch der Schrecken war, in den die Müllerin über diese Nachricht gerieth, so verlor sie bei ihrem entschiedenen Wesen doch den Kopf nicht. Dummes Zeug! rief sie; wer wird sich denn sogleich in Angst setzen lassen. Ich will selbst zusehen.

Und so rasch sie konnte, stieg sie in den Hinterbau, auf dem Franz sein Zimmer hatte. Sie trat in die Stube und sah ihn im Bette liegen, wo er wieder eines halben Schlummers genoß. Sein Haupt brannte, sein

Athem hob ſich in raſchen Zügen, er warf ſich unruhig von einer Seite auf die andere und rief wie im Traume: Es iſt gut, daß die Hexe fort iſt. O, daß ſie mich doch in Ruhe ließe!

Franz, Franz, was iſt es mit dir, ſprach ihm die Müllerin zu, was haſt du, Freund?

Er ſchlug die Augen auf und ſah ſie mit fieberhaften, glänzenden Blicken an. Fort du Hexe! rief er aufs neue, fort, fort! du ſollſt mich nicht zu Grunde richten.

Franz, Franz, kennſt du mich nicht? ſprach das Weib mit milder Stimme, indem ſie ihm die kühle Hand auf die Stirn legte.

Ach du biſt es, Adelheid, ſprach der Kranke beruhigt. Gottlob, daß du da biſt! Bald wäre ein Unglück geſchehen. O, es war eine ſchlimme Stunde dort am Bache, wo ich mit ihr ſaß, und wo ſie mich küßte, und wo das Waſſer ſo heimlich rauſchte und die Nachtigall ſang. Aber ich glaube doch, du wirſt mich nicht verſtoßen, denn ich bin ein reiner Menſch geblieben. Nein, nein, ich kann mich doch irren. Ach, es geht mir ganz wirr im Kopfe herum. Wenn ich mich nur beſinnen könnte!

Judith redete ihm in ſanfter Weiſe zu, um ihn zu beruhigen, was ihr auch theilweiſe gelang. Sie ließ kaltes Waſſer kommen und gab ihm zu trinken; ſie legte ihm kalte Umſchläge um die heiße Stirn, denn ſie hatte ſchon manche Kranke geſehen und wußte, zu welchen Mitteln man bei dergleichen Fällen zu greifen pflegte. Aber was war hier weiter zu thun? Sie ſcheute ſich,

irgendeinen fremden Menschen in das Zimmer zu lassen, damit der Knecht in seinen Phantasien nicht Dinge verrathe, die ungeeignet für fremde Ohren waren. Auch säumte sie vorläufig damit, zum Arzte zu schicken. Erst als der Kranke sich allmählich beruhigte, sandte sie in das nächste Städtchen nach wissenschaftlicher Hülfe. Die Pflege des Patienten nahm sie ausschließlich für sich in Anspruch. So sehr sich auch die andern Dienstboten, die alle dem Franz von Herzen gut waren, heandrängten, so schickte sie doch jeden fort, indem sie behauptete, für einen so braven Menschen müsse sie selbst sorgen. In der That saß Frau Judith nun den ganzen Tag und die folgende Nacht am Krankenbette und bewachte jeden Athemzug und jede Bewegung des armen Franz, der mitunter noch in seine lauten Selbstgespräche verfiel, mit der Zeit aber schweigsamer, dafür freilich auch theilnahmloser wurde.

Als der Arzt, den der Bote am vorigen Tage nicht zu Hause getroffen hatte, am andern Morgen erschien, waren die heftigen Aufregungen des Kranken in einen dumpfen, schlafartigen Zustand übergegangen. Freilich hatte sich das Fieber nicht verloren, der Athem flog womöglich noch rascher auf und ab, selbst die Nasenflügel ließen seine Bewegung sehen, die Augen stierten, wenn sie sich öffneten, in unheimlichem Glanz, die Zunge war dick belegt, und an den Lippen zeigten sich schwarze Stellen. Die Krankheit war für den ersten Blick des naturkundigen Mannes unzweifelhaft: er erklärte sie sofort für ein heftiges und gefährliches Nervenfieber, über dessen Ausgang er sich kein bestimmtes Urtheil zu geben

getraue, das sich aber im besten Falle erst in drei Wochen entscheiden könne. In Betreff der Cur äußerte er seine Meinung dahin, daß hier mit Arzneien nur wenig gefördert werden dürfte; man müsse den Ausgang der Natur und der jugendlichen Constitution des Patienten überlassen. So verschrieb er nur eine kühlende Medicin, drang darauf, daß man dem Kranken fortwährend frisches Wasser reiche und ihm alle mögliche Ruhe gönne, und ritt von dannen, indem er versprach, von Zeit zu Zeit die nöthigen Besuche zu machen.

Auch jetzt, nach diesem ernsthaften Ausspruch, ließ sich die Müllerin von der weitern Pflege nicht abhalten. Daß hier eine Ansteckung möglich war, konnte sie nicht schrecken. Sie hieß die übrigen Bewohner der Mühle ihre Pflicht thun und blieb fortwährend in der Krankenstube, wo sie Franz alle möglichen Hülfeleistungen angedeihen ließ. Wer sie so sorgsam um das Bett beschäftigt sah, der mußte sich gestehen, daß sie für diesen Kranken auch die weiche Hand einer Krankenpflegerin hatte. Kein anderer Mensch durfte dem treuen Knecht einen Dienst thun; sie duldete niemand in der Stube. Nur der schwarze Tyras saß oft lange Stunden an dem Bette und schien, wie seine Herrin, die Athemzüge zu belauschen, die sich noch immer nicht beruhigen wollten.

Und so dauerte denn die Krankheit ohne merklichen Wechsel in den Zuständen über die dritte Woche hinaus. Die gehoffte Krisis zeigte sich nur in einigen neuen Aufregungen. Der Patient verfiel nochmals in einige Anfälle von heftigen Phantasien, in denen wieder Adelheid eine bedeutende Rolle spielte und Judith ihm allerlei

beruhigende Worte zuflüsterte. Glücklicherweise waren sie aber nicht von langer Dauer. Indeß verharrte die Müllerin wieder acht lange Tage zwischen Furcht und Hoffen, in denen der Arzt mit höchst zweifelhafter Miene erklärte, man könne nicht wissen, ob hier der Tod oder das Leben den Sieg davontrüge.

So nahte endlich der achtundzwanzigste Tag. Franz war außerordentlich schwach geworden. Eine heftige Bewegung in den Erscheinungen des Fiebers konnte ihm mit einemmal das Licht des Lebens auslöschen. In der That zeigten sich auch neue Aufregungen. Aber der Patient verfiel bald darauf in einen ruhigen Schlaf; ein reichlicher Schweiß ergoß sich über die trockene Haut, die geängsteten Züge nahmen einen friedlichen Ausdruck an, und der Athem der Brust verlor seine rasche Bewegung. Dieser Schlummer währte fast sechsunddreißig Stunden. Die Müllerin, welche die Furcht hegte, er möge ewig dauern, schickte in ihrer Angst aufs neue zum Arzt, der ihn in diesem Zustande sah und nun die Erklärung abgab, es würde in der Kürze eine vollständige Genesung eintreten.

Und so war es auch. Als Franz erwachte, erschien er der Müllerin wie ein anderer Mensch. Nicht allein, daß er trotz aller Magerkeit und Schwachheit ein anderes Ansehen an den Tag legte, er hatte auch mit einemmal wieder die Klarheit, wenn auch noch lange nicht die Kraft seines Geistes.

Frau Judith saß in diesem Augenblick an seinem Bette. Er schlug die Augen gegen sie auf und senkte sie

ebenſo raſch wieder, indem er ausrief: O Gott, was iſt geſchehen!

Gottlob, daß es vorüber iſt, rief die Müllerin und ſtreichelte ihm die Stirn und küßte ſeinen Mund, wie man ein geliebtes Kind küßt: Franz, du haſt ein gefährliches Fieber überſtanden, aber jetzt biſt du wieder geſund. Ich habe vier Wochen Tag und Nacht an deinem Bette in namenloſer Angſt geſeſſen. Jetzt beruhige dich, du darfſt noch nicht viel reden. Nachher erzähle ich dir alles.

Er ſah ſie aufs neue mit großen Augen an, er ſchien über ſeinen Zuſtand nachzudenken, er wollte ſich erheben und fühlte ſich zu ſchwach. Er betrachtete ſeine abgemagerten Hände. Dann fing er an zu weinen.

Sei doch ruhig, mein Franz, ſprach Judith ihm von neuem zu. Du weißt ja, wie ich dich liebe und was wir einander ſind. Bald wirſt du wieder ganz geſund ſein, und dann führen wir das glücklichſte Leben von der Welt.

Der Kranke wurde nun ferner von der Müllerin wie ein unmündiges Kind behandelt. Anders war es freilich auch nicht möglich, denn das lange Siechthum hatte ihn in einer Weiſe angegriffen, daß die Verſtandeskräfte ſehr ſchwach waren, und daß er ſo gut wie gar keinen eigenen Willen beſaß. Es kam vorläufig nach den Ausſagen des Arztes auch nur darauf an, die körperlichen Kräfte zu heben, worauf das geiſtige Leben wieder von ſelbſt erſtarken müſſe. Und das that Frau Judith im vollſten Sinne des Wortes, denn ſie wurde nicht müde, für Franz die allerbeſten Sachen zu kochen und

ihm den stärkendsten Wein zu reichen. So geschah es denn auch, daß er sich in den nächsten vierzehn Tagen mächtig erholte und dermaßen auflebte, daß er sogar wieder seine Stube verlassen und in dem freundlichen, bekannten Wohnzimmer der Mühle verweilen konnte.

Dort saß er denn auch eines Sonntags und schaute träumend in das Feld hinaus, in dem schon die Saaten zu reifen begannen, die beim Beginne seiner Krankheit kaum so weit gediehen waren, daß sie in Blüthen standen. Tyras hockte zu seinen Füßen, im Hause aber war alles still, denn die Müllerin mit ihren Leuten befand sich in der Hochmesse.

Da that sich plötzlich die Thür auf, und Adelheid trat in die Stube. Sie zuckte bei dem Anblick des abgemagerten Freundes heftig zusammen. Ueber ihr bleiches Gesicht flog eine noch größere Blässe; die Thränen traten ihr in die Augen.

Franz, rief sie, armer Junge! du bist heftig krank gewesen.

Ja, erwiderte er, am ganzen Leibe zitternd, ich habe es am Tode geholt. O Gott! wäre ich doch gestorben, bevor ich dich wiedersehe.

Nun, es ist ja alles gut, sprach sie besänftigend.

Ach nein, erwiderte er, es ist schlimm, sehr schlimm. O wüßtest du, warum ich krank geworden bin. Dann deckte er die Augen mit der Hand und begann laut zu schluchzen und zu weinen.

Ich weiß es, sprach sie; ja, ich bin mir der Schuld bewußt. Als wir uns zuletzt sahen, war ich hart und kalt mit dir. Aber ich will mich bessern. Und deshalb

komme ich auch, dich um Verzeihung zu bitten. Wäre ich nicht in mich gegangen, dann sähest du mich wahrlich nicht an diesem Orte. Ich habe es ausgespäht, daß die Müllerin in der Kirche ist, und ihre Abwesenheit benutzt, um mich mit dir zu versöhnen!

Das ist es nicht, sprach er, indem er in seiner Stellung verharrte und eine abwehrende Bewegung machte. Ich bin nicht mehr würdig, daß du mich ansiehst. Ach, ich bin ein verlorener Mensch!

Sie verstand ihn. Sie wurde starr. Ihre strengen Züge waren wie Marmor. Kein Wort kam über ihre Lippen. Sie wollte sich eben der Thüre zuwenden.

Da erschien Judith, die eben aus der Kirche gekommen war, plötzlich in der Stube. Die große, mächtige Gestalt stand in ihrer ganzen Größe vor ihr. Einen Augenblick schien sie wie erstarrt. Das größte Erstaunen malte sich auf ihren Zügen, die sich bald in heftigster Leidenschaft verzogen. Ihre schwarzen Augen schossen Blitze des Hasses und des Zornes.

Dann rief sie, und ihre Formen schienen noch zu wachsen: Adelheid, du bist hier, du Schlange! Auf welchen Wegen hast du dich denn hereingeschlichen? Willst du wieder Haß und Zorn in dieses Haus tragen, wo der Friede herrscht? Wer hat dir erlaubt, dich hier zu zeigen? Gelüstet es dir, mir meinen Bräutigam abspenstig zu machen?

Ich habe ein Werk der Barmherzigkeit gethan und einen Kranken besucht, sagte das Mädchen mit edler Würde; aber ich habe einen Todten gefunden. Du hast ihn getödtet. Ich lasse ihn dir.

Darauf ſchritt ſie ruhig an der Müllerin vorbei durch die Thüre.

Judith rief ihr noch mit unterdrücktem Zorne nach: Gut, daß du gehſt, du Heuchlerin, ſonſt hätte ich dir den Weg gewieſen.

Dann warf ſie ihre Sachen ab und ſetzte ſich neben den von dieſer Scene durch und durch erſchütterten Franz.

Laß es dir nicht ans Herz gehen, lieber Franz, wandte ſie ſich nun an den Geneſenden, indem ſie ihre freundlichſten Schmeicheltöne hervorſuchte. Kehre dich nicht daran, wenn uns die neidiſchen Menſchen auseinanderreißen wollen. Ich werde nicht irre an dir, und dich ſollen ſie auch nicht irre an mir machen. Trotz allen Anfeindungen werden wir glücklich ſein. Ich will dich auf den Händen tragen und du wirſt mein Troſt ſein. Ja, endlich ſoll einmal die Sonne ſcheinen in mein düſteres Leben. Denn was habe ich bisjetzt von dieſer Welt gehabt als Jammer und Elend. Als ich in die erſte Ehe ging, da hatte ich gleich einen kranken Mann. Wie gern wäre ich zurückgetreten! Aber die böſen Zungen hätten dann geſagt, ich habe kein Herz. So habe ich jahrelang die Krankenpflegerin gemacht. Und jetzt, wo mir die Zukunft lacht, wollen ſie mir aufs neue das Daſein verbittern. Es ſoll ihnen aber nicht gelingen. Mein Gemüth iſt auf Frohſinn und Heiterkeit und Lebensluſt angelegt, und ich denke noch den vollen Becher zu trinken. Mit dir will ich die Tage genießen. Wer kann ewig in dunkler Nacht ſitzen? Jede Creatur will einmal aus der Dunkelheit an das Licht. Sei fröhlich, mein Franz, mein guter Junge. In wenigen Wochen

feiern wir Hochzeit. Noch in dieſer Woche werde ich alles für den frohen Tag vorbereiten.

Für die Hochzeit? lallte der Geneſende, und ein kalter Schauer überlief ihn, und ſein Blick war ſtarr.

Ja, für die Hochzeit, antwortete ſie.

Aber bin ich in einigen Wochen auch im Stande, einen ſolchen Schritt zu thun? Ich fühle mich noch ſo ſchwach. Hat es denn ſo große Eile? fragte er ängſtlich.

Ja, du biſt im Stande, Franz, ermuthigte ſie ihn. Der Arzt hat mir geſagt, daß du ſchon morgen in die Luft gehen kannſt. Draußen werden ſich deine Kräfte in kurzer Zeit ſtärken, daß du wieder ein ganzer Mann biſt. Und dann hat es auch Eile.

Und warum denn? fragte er aufs neue; du mußt doch deine Trauerzeit aushalten.

Nein, das kann ich nicht, ſprach ſie lächelnd und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn. Denke an die Nacht von Sanct-Johanni. Sie iſt nicht ohne Folgen geblieben. Franz, wie glücklich werden wir ſein!

Er ſah ſtarr vor ſich hin; ſie überhäufte ihn mit Liebkoſungen, die er ſich macht- und willenlos gefallen ließ, ohne ſie zu erwidern.

Sechstes Kapitel.

Und wirklich war vierzehn Tage später alles für die Hochzeit vorbereitet. Der genesende Franz hatte nicht die mindeste Mühe von dieser Arbeit gehabt. Alle nothwendigen Schritte wurden von Frau Judith gethan. Sie schrieb in ihre und des Knechtes Heimat, um die erforderlichen Papiere zu erhalten; sie begab sich auf das Bürgermeisteramt, um die Heirath anzumelden; sie ging zum Pfarrer, um über die Copulation zu sprechen. Allerdings waren diese Geschäfte nicht sehr angenehm, aber Judith führte sie aus, weil bei Franz noch keine Möglichkeit vorhanden war. So mußte sie das spöttische Lächeln der Schreiber auf dem Amt und den ernsten Blick des Bürgermeisters, der außerordentlich verwundert aussah, ertragen, und sie konnte sich auch den ernsten Bedenken nicht entziehen, welche der würdige Pfarrer äußerte, der es als Seelenhirt für durchaus angemessen hielt, ihr zu sagen, daß es gegen alle Sitten und Bräuche sei, sich so rasch nach dem Tode eines ersten Mannes mit einem zweiten zu vermählen. Mochte er sie immerhin gemahnen, daß sie das Angedenken eines

braven Todten in Ehren halte und kein schlechtes Beispiel in der Gemeinde gebe, denn eine so jähe zweite Heirath nach der ersten Ehe sei seit Menschengedenken im Kirchspiel nicht vorgekommen: sie blieb steif und fest bei ihrem Entschlusse.

Die Kunde von dem neuen Brautpaar drang nun auch rasch unter die Bewohner des Thales. Was Wunder, daß sich allerwärts ein Schrei der Misbilligung und des Tadels erhob? Ringsum hieß es: Da sieht man es, diese stolze, wilde Person ist zu allem fähig. Erst hat sie nach Geld und Reichthum gegiert und einen schwindsüchtigen Mann gelockt und geködert, daß er ihr in das Netz ging. Und nun, da sie ihn glücklich unter der Erde hat und wie ein Finke im Hanfsamen sitzt, giert sie nach Jugend und Frische und kapert sich den frischen Franz, den sie überdies noch einem so braven Mädchen wie der Adelheid abspenstig macht. Gott weiß, was noch alles von Unthaten und Greueln in dieser Mühle geschehen wird, die einst ein Ort des Friedens und der Freude war.

So äußerte sich die Stimme des Volks. Daß es aber den Leuten Ernst war mit ihrer Misbilligung und ihrem Zorn, ergab sich am Abend vor der Hochzeit, der nicht allein in Betreff des Wetters, sondern auch in andern Beziehungen für die Bewohner der Mühle nicht zu den fröhlichsten gehörte. Am Morgen hatte sich nämlich ein heftiges Gewitter entladen, dem ein kalter, stürmischer Regen folgte, welcher die Wege grundlos machte und zugleich einen dürftern Hochzeitstag erwarten ließ. So sehr aber auch der Wind pfiff, so wurde er doch

gegen Mitternacht, als sich Frau Judith mit den aus ihrer Heimat eingetroffenen Gästen und dem Gesinde zur Ruhe begeben hatte, von einem fürchterlichen Lärm übertönt, der in Pfeifen, Heulen und dem Geräusch zusammenklappernder alter Kessel bestand und von der Jugend des Dorfes ausging, die sich hier das Vergnügen machte, ihre Ansichten über das bevorstehende Ereigniß in einer wüsten Katzenmusik zu bekunden.

Ein anderes Zeichen der Mißachtung, durch welches das Volk in diesen Gegenden seine herbe Kritik gegen Zustände, wie sie hier vorlagen, an den Tag zu legen pflegt, fand sich erst am andern Morgen. Während man nämlich sonst einer reinen Braut Maien vor das Haus pflanzt und Sträuße an die Fenster setzt, sah man hier den Weg vor dem Thore mit dichtem Häckfel bestreut. Frau Judith, welche die ganze Nacht kein Auge geschlossen hatte, mochte auf einen solchen Schabernack gefaßt sein und rief, nachdem sie schon beim ersten Tageslicht hinausgeschaut und das Schelmenstück gewahrt hatte, der alten Küchenmagd, damit dieselbe das zerschnittene Stroh entferne. So fleißig sich aber auch die treuergebene Person bemühte, den Augen der Gäste und der jüngern Dienstboten die angethane Schmach zu verbergen, so hatten sich doch die kleinen Halmstücke so fest mit dem nassen Boden des Weges verbunden, daß sie es nicht fertig brachte, die Spuren dieser unsaubern Volkssitte zu entfernen.

An ein glänzendes Fest hatte Frau Judith freilich nicht gedacht. Es konnte hier natürlich nur von einer sogenannten stillen Hochzeit die Rede sein, sonst würde

man ja der öffentlichen Meinung, die sich ohnehin schon empört genug zeigte, zu sehr ins Gesicht geschlagen haben. Es waren deshalb keine weiten Einladungen ergangen. Außer den Aeltern der Witwe hatten sich noch einige Verwandte aus ihrer Heimat eingefunden. Aus der nähern Umgegend sollte kein Mensch Zeuge des bürgerlichen und kirchlichen Actes sein. Da der Morgen des Tages auch wieder Sturm und Regen in solcher Fülle brachte, daß man, wie das Sprichwort sagt, keinen Hund vor die Thüre jagen konnte, so paßte dies Wetter recht eigentlich für den Charakter des Festes. Frau Judith hatte zwei Wagen aus dem nahen Städtchen kommen lassen, um in denselben nach dem Rathhaus und dann in die Kirche zu fahren. Das Brautpaar und die Gäste setzten sich still und schweigsam ein. An beiden Orten ging es nüchtern und kalt zu: der Bürgermeister beschränkte sich auf die nöthigen Formeln, der Pfarrer hielt sich an die vorgeschriebene Copulation. Weder der eine noch der andere hatte Glückwünsche, als die Ehe geschlossen war. Vom Thurme ertönte kein Geläute, denn der Geistliche hatte sich dagegen verwahrt. Es kamen, wie es sonst bei ähnlichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, keine Zuschauer in die Kirche. Nicht einmal Bettler, die bei Hochzeitstagen gute Ernte zu halten pflegen, ließen sich sehen.

In ähnlicher Weise verlief das Hochzeitsmahl, welches das junge Ehepaar und die Gäste nach der Trauung einnahmen. Allerdings fehlte es nicht an einer Fülle von guten Speisen und trefflichen Weinen, denn für solche Dinge verstand Frau Judith zu sorgen. Was

helfen aber alle Leckereien, wenn sie nicht von unbefangener und fröhlicher Heiterkeit gewürzt werden! Man aß und trank in stiller Ruhe. Keine Zunge schnellte einen Witz hervor, kein Lachen klang aus hellen Herzen über die Lippen. Es lag ernst und düster auf dem kleinen Kreise. Man schien überall zu fühlen, daß hier etwas geschah, was gegen die alten, guten Sitten verstieß. Und in der That hatte auch an derselben Stelle, wo heute der Hochzeitstisch prangte, vor etwa sechs Monaten ein Sarg gestanden, und in dem Sarge lag die Leiche des ersten Mannes dieser Frau, die sich schon heute mit einem zweiten vermählte. Es war allen unheimlich zu Muthe. Selbst auf den Gesichtern von Judith's Aeltern, die sonst mit Staunen an der Tochter heraufsahen, welche so weit über ihre eigene Stellung in das Leben ragte, lag ein finsterer Ernst. Man schied früh voneinander. Dann wurde es still in der Mühle.

Von diesem Tage an war Franz nicht mehr Knecht, sondern Herr der Mühle. Wo er früher gehorchen mußte, da konnte er jetzt befehlen. Das Gesinde, das sonst neben ihm stand, war ihm jetzt untergeben. Gleichwol machte er von dieser Stellung keinen Gebrauch, denn er war innerlich ein bescheidener Mensch, dessen Natur nicht dahin strebte, sich über andere zu heben. Auch hatte er ja bis dahin eigentlich einen selbständigen Standpunkt eingenommen und alles nach seinem besten Wissen begonnen und beendet. So ging er denn allmählich an die alten Beschäftigungen. In der Mühle wurde er von dem in Judith's Heimat gemietheten

Knechte, der trotz der Heirath einzog und ein braver Bursche war, unterstützt. Außerdem nahm er sich auch des Land- und Weinbaues an, die im bevorstehenden Herbst, wo das Feld neu bestellt und die Weinlese gehalten werden mußte, viele Aufmerksamkeit erforderten.

Wenn man in Betracht zog, was der arme Mensch in der letzten Zeit körperlich und geistig erlebt und ausgestanden hatte, dann konnte es wundernehmen, daß er sich während des Herbstes wieder mächtig erholte und seine frühere Blüthe aufs neue gewann. Und doch war es so. Bald erschien er wieder als ein kräftiger, schöner Mann, der ringsum nur wenige seinesgleichen hatte. Es ist aber keine neue, sondern eine alte Erfahrung, daß so heftige Krankheiten, wie sie hier getobt und gewüthet, den Körper durch und durch reinigen und ihm ein wunderbares, neues Leben verleihen, sodaß die gleichzeitigen geistigen Erschütterungen, so stark sie auch sein mögen, fast gar keine Gewalt über das organische Dasein haben. In diesem Sinne schien sich Franzens leibliches Wesen gänzlich erneuert zu haben.

Freilich saß auf den blühenden Zügen ein finsterer, düsterer Geist. Von der alten unbefangenen Fröhlichkeit, die einst so lachend und hell in das Leben und auf die Menschen blickte, war nichts mehr zu sehen. Es schien, als fräßen ewige Gewissensbisse an seiner Seele. In der That konnte er, der eigentlich nicht leichtsinnig war, es sich nie und nimmer verzeihen, daß er in einem unbewachten Augenblicke seine wilden Sinne nicht beherrscht hatte. O diese Eine böse Stunde! Sie hatte ihn aus einem reinen zu einem unreinen Menschen gemacht.

Sie war die Urſache geweſen, daß er ſich von der unvergeſſenen Geliebten ſeiner Jugend trennen mußte, deren reines, keuſches Bild ihm nun doppelt verehrungswürdig vor die Seele trat und ihn Tag und Nacht verfolgte. O dieſe Eine böſe Stunde! Sie legte ihm die moraliſche Verpflichtung auf, ein Weib an den Altar zu führen, das ihm die Sinne berauſcht, aber nicht das Herz gefüllt hatte, denn nach einem Fehltritt, wie er ihn mit ihr begangen, durfte er ſie nicht ehrlos werden laſſen. Und nun war er an dieſes Weib gebunden für alle Zeit; für alle Zeit an ſie, die er nicht liebte! Welch ein verlorenes Leben!

Je mehr die körperliche Geſundheit ſich auch ſeinem Geiſte mittheilte, deſto klarer trat ihm ſein ödes Daſein in das Bewußtſein. In einer ſolchen Gemüthsſtimmung pflegt der Menſch den Umgang mit ſeinesgleichen zu meiden. So war es auch anfangs mit Franz, der faſt überall den Bewohnern des Dorfes aus dem Wege ging und ſich in der Einſamkeit mit ſeinen troſtloſen Bildern beſchäftigte. Indeß, eine junge Natur erſättigt ſich mit der Zeit an ſtetem Alleinſein. Auch bei dem jungen Müller traten Stunden ein, wo er in Wald und Feld wieder ein altes Lied begann und ein Stück pfiff, das ihn dann, wenn er hörte, zuerſt erſchreckte, aber nach und nach immer vollſtändiger in ſeiner Kehle und an ſeinen Lippen erſtand. Ja, der Menſch iſt vom lieben Gott geſchaffen, daß er nicht immer dem Gram und der Trauer nachhängen kann. Mögen die Urſachen auch fortdauern: es ſtiehlt ſich doch oft, ohne daß wir es wollen, ein Jubeln und Jauchzen in die Seele ein, daß es hinaus muß, man mag wollen oder nicht.

Und ſo trieb es ihn denn wieder einmal unter die Menſchen. Das war aber zur Zeit, wo die Weinleſe eingethan und der junge Moſt in den Fäſſern gärte. Ueberall im Thale herrſchte Freude und Luſt, denn das Jahr hatte ſich als überaus ergiebig erwieſen. So fehlte es denn nicht an guten Gründen für eine allgemeine Fröhlichkeit, die dann und wann in lauter Jubelrufen und Freudenſchüſſen aus dem Dorfe und von den nahen Bergen zur Mühle hinüberklangen. Dieſe Fröhlichkeit wirkte auch auf Franz, daß er zu Judith trat und ihr vorſchlug, in das Dorf zu gehen und dort das Wirthshaus, wo das Herbſtfeſt gefeiert wurde, zu beſuchen. Er erhielt indeß von ſeiner Frau eine ablehnende Antwort. Sie entſchuldigte ſich, daß es im erſten Jahre nach ihres erſten Mannes Tode nicht ſchicklich ſei, und daß die geſegneten Umſtände, in denen ſie ſich befinde, es gleichfalls verböten. Sie mochte eben eine Ahnung haben, daß ſie keine willkommene Erſcheinung bei den Bauern ſein könne, die ſogar in der Kirche von ihr zurückwichen und ſie überhaupt keines Wortes würdigten. Dagegen ermunterte ſie Franz faſt dringend, er möge ſich das Vergnügen ihretwegen nicht verſagen, ſondern ſeinem Triebe folgen.

Der Müller ließ ſich das nicht zweimal ſagen; er ging die Treppe hinauf, betrat ſeine Kammer und kleidete ſich ſauber an. Dann begab er ſich in das Wirthshaus, wo er eine große und muntere Geſellſchaft verſammelt fand. Wie verändert aber ſchien ihm alles auf den erſten Blick! Wenn er ſich ſonſt in bekannten Räumen ſehen ließ, dann nickte ihm alles fröhlich und

wohlwollend entgegen, der eine rief ihm einen Guten Tag zu, der andere bot ihm ein Glas, die verſchiedenſten Stimmen erhoben ſich, um ihn in ihre Geſellſchaft zu ziehen, und allerwärts rückte man zuſammen, um dem guten Kameraden Platz zu machen. Von alledem war jetzt keine Rede. Er ſchien jetzt nicht mehr wie früher der Liebling des Orts. Wohin er ſah, traf ſein Blick auf erſtaunte Geſichter, die ihn verwundert anglotzten. Die Verlegenen ſchauten alsbald vor ſich, die Frechen riſſen die Augen noch gröſſer auf. Kein Menſch bot ihm den Willkommenstrunk, noch viel weniger lud ihn jemand zu ſich. Es überlief ihn kalt.

Gleichwol ſah er ſich nach einem Platze um, den er auch an einem entfernten Tiſche fand. Dort ſaßen einige Bewohner des Dorfes, die am wenigſten in Achtung ſtanden. Indeß, es blieb ihm keine andere Wahl, und ſo ließ er ſich bei ihnen nieder und beſtellte ſich eine Flaſche Wein. Aber ſchon während er mit dem Schenkmädchen redete, erhoben ſich ſeine Nachbarn und nahmen ihre Kannen und Gläſer in die Hand, um ſich an einen andern Tiſch zu begeben. Und dieſe Leute hätten es ſich vor einem halben Jahre zur Ehre angerechnet, wenn er in ihre Geſellſchaft getreten wäre. So ſaß er allein und ſah lauter hämiſche Geſichter auf ſich gewendet. Selbſt das Schenkmädchen, das ſonſt auf ſein Wort geflogen war, ließ ihn im Stich. Der Wirth, der früher ſtets zu ihm kam, ließ ſich nicht bei ihm ſehen: im Gegentheil, er hielt ſich möglichſt am andern Ende des Zimmers. Erſt nachdem er zum dritten mal trotzig

ſeine Flaſche gefordert hatte, wurde ihm der verlangte Wein gebracht.

Mit wilden, aufgeſtürmten Gefühlen goß er einige Gläſer hinunter. Dann ſtand er auf und trat zu einigen jungen Burſchen, in deren Geſellſchaft er einſt gute Tage erlebt hatte. Vielleicht war es auch nur Schein, daß ſie ihm nicht ſo freundlich erſchienen. Vielleicht blieben ſie von ihm zurück, weil er ſich ſo lange nicht hatte ſehen laſſen. So redete er denn den einen und andern an. Er erhielt aber überall kalte, kurze Antworten, die ſich meiſtens auf ein Ja und Nein oder auf ein Soſo beſchränkten. Er wurde fremder wie der fremdeſte Menſch behandelt. Bei allen machte ſich das Beſtreben geltend, von ihm abzukommen. Während er oft mitten im Satz war, richtete man das Wort an einen andern, der fern ſaß, und zu dem man im Augenblicke nicht die geringſte Beziehung hatte. Diesmal mislang ihm ſein Vorhaben gründlich.

Aber was heute nicht geht, das geht vielleicht morgen. Er hatte auch in der Folge noch oftmals milde Momente, wo er ſich mit den Menſchen zu verſöhnen wünſchte. Und ſo ging er denn künftig noch verſchiedenemal ins Dorf, um ſich die alten Freunde wieder geneigt zu machen. Einmal begab er ſich an die Kegelbahn, wo er einſt zu den Beſten gehört hatte, und wollte in das beginnende Spiel eintreten. Man bedeutete ihm aber, daß die Partie vollſtändig ſei. Ein andermal bot er ſich als vierten Mann beim Karten an: es hieß, man erwarte noch den fehlenden Spieler.

Auch in andern Beziehungen ſuchte er mit den Be-

wohnern des Thales anzuknüpfen. Wenn er etwas Unrechtes in Wald, Feld, Wiese und Weinberg bemerkte, so ging er ins Dorf und setzte den betreffenden Eigenthümer in Kenntniß. Dem einen meldete er, daß ihm der Fluß an der Wiese fresse, dem andern, daß sein Holz gefrevelt werde, dem dritten, daß das Wild ihm die Saaten verderbe, und dem vierten, daß eine Mauer in seinem Weinberge den Einsturz drohe. Und jedem einzelnen bot er seine Hülfe an. Aber kein Mensch dankte ihm für den erwiesenen Dienst. Niemand wollte seinen Beistand in Anspruch nehmen. Jedermann wandte ihm kalt den Rücken.

Wie ihn aber die Nachbarn in gesellschaftlicher Beziehung flohen, so blieben sie auch seinem Geschäfte fern. Als der vorige Müller noch lebte, fiel es keinem Menschen ein, sein Korn und seinen Weizen in einer andern Mühle mahlen zu lassen. Damals befanden sich die Räder in steter Bewegung, das Mühlwerk klapperte Tag und Nacht, die Steine arbeiteten unabläßig, man hatte oft nicht Wasser genug, um alle Arbeit zu thun. Jetzt aber vergingen ganze Wochen, ohne daß die alten Kunden sich sehen ließen. Franz war gezwungen, die Räder oft zum Scheine gehen zu lassen, damit man die eintretende Lähmung des Geschäftes nicht merke.

Darüber kam es nun auch oft und öfter zu Zwistigkeiten im eigenen Hause. Frau Judith, die schon von früherer Zeit her gewohnt war, sich in den Geschäften umzusehen, überließ dieselben keineswegs ihrem Manne mit unbedingtem Vertrauen. Mit ihrem lebendigen und

thätigen Geiſt ſah ſie überall zu. Da mußte ſie denn den großen Unterſchied von Sonſt und Jetzt gewahren.

Und ſo brach ſie denn auch nicht ſelten in ihrer ſchlechten Laune heraus. Aber Franz, Franz, wo ſteht dir denn der Kopf? Was ſoll es mit dem Geſchäfte werden? Wir haben bald auch für ein Kind zu ſorgen, und ſtatt voran zu kommen, gehen unſere Angelegenheiten zurück.

Bin ich etwa daran ſchuld? antwortete er dann gereizt.

Es iſt des Mannes Sache, ſich für das Fortkommen ſeines Hauſes zu bemühen, lautete ihre Antwort.

Das iſt leicht geſagt, aber nicht leicht gethan, rief er noch lauter.

Und warum denn nicht? fragte ſie ſpitz.

Weil wir uns der Welt gegenüber in den ſchlimmſten Verhältniſſen befinden. Wir haben gegen die alten Bräuche und Sitten verſtoßen. Das laſſen uns die Menſchen empfinden und meiden und fliehen uns.

Welche beſchränkte Anſicht! rief ſie nun. Wenn wir übrigens gefehlt haben, ſo trifft uns beide die Schuld. Und den Mann, der doch der Herr der Schöpfung ſein will, trifft ſie am meiſten. Was kümmern uns übrigens die dummen Bauern? Wohnen nicht über den Bergen auch noch Leute? Wäreſt du ein kräftiger Mann, der den Kopf und das Herz auf dem rechten Flecke hätte, ſo dächteſt du: was mir hier nicht gelingt, das gelingt mir anderwärts. Brauchen wir denn unſere Mühle auf den hieſigen Bedarf zu richten? Gibt es nicht eine Menge von ähnlichen Geſchäften, die weit über die Gegend, in

der sie liegen, für fremde Ortschaften arbeiten? Du bist kein speculativer Kopf, sonst hättest du dir längst neue Bahnen gesucht. Ich hoffe indeß, daß dir diese Bemerkungen die Augen öffnen, und daß du nach ihnen handelst. Solche Einwände, wie du sie machst, will ich nicht mehr hören. Hinter unserm Dorfe ist die Welt nicht mit Bretern zugenagelt. Was wir nicht in der Nähe finden, das müssen wir in der Ferne suchen. Auch ist es viel verständiger, mit dem ganzen Leben und allen Menschen in Verbindung zu treten, als sich auf ein elendes Thal zu beschränken.

Es war viel Richtiges in diesen Worten, was sich Franz nicht entgehen ließ. Er gab in der That sich Mühe, für sein Geschäft andere Auswege zu finden. Damit war aber der Frieden in seiner Seele und in seinem Hause nicht hergestellt.

Siebentes Kapitel.

Der Herbſt und Winter verfloſſen für die Bewohner der Mühle in öder Einförmigkeit. Wenn dieſe Jahreszeiten auf dem Lande überhaupt die ſtillſten und ereignißärmſten ſind, ſo wurden ſie es für Franz und Judith noch in erhöhtem Maße, da ſie von allen Freunden in der Umgegend entblößt waren und deshalb weder Beſuche machen noch erhalten konnten. Hätte ſich nun ein recht inniges Verhältniß zwiſchen den Eheleuten gebildet, ſo würden ſie ſich erſt recht der Einſamkeit erfreut haben und einander froh geworden ſein. Leider führt aber nicht jede Leidenſchaft zur Einigkeit und Uebereinſtimmung. Das erwies ſich auch hier. Ein harmoniſches Zuſammenklingen der beiden Seelen wollte ſich nicht herſtellen. Judith zeigte, daß ſie neben jener leicht zu entflammenden Leidenſchaftlichkeit, mit der ſie Franz gefangen hatte, auch eine große Neigung beſaß, ihre Umgebungen zu unterjochen und zu beherrſchen. Vor allen andern aber machte ſie dieſe Eigenſchaft bei ihrem Manne geltend, der, während er als Knecht im Hauſe diente, in der That mehr den Herrn geſpielt hatte als jetzt, wo er eigent-

lich der Herr war. Da sie sich überdies in alle Angelegenheiten des Geschäftes und der Wirthschaft mischte, so fehlte es nicht an Reibungen jeder Art, die täglich heftiger wurden und das Gemüth Franzens mehr und mehr verbitterten, zumal da er im Grunde keine streitbare, sondern durchaus friedliche Natur war.

Wurde es ihm zu toll, was oft genug geschah, so verließ er das Haus und unternahm unter dem Vorwande, neue Geschäfte anzuknüpfen, wie es ihm seine Frau vorgeschlagen hatte, weitere Wanderungen, auf denen er oft einen, oft auch mehrere Tage zubrachte. Wenn er es auch bei diesen Gelegenheiten nicht an Versuchen fehlen ließ, sich mit neuen Menschen in Verbindung zu setzen, so hatte er doch im ganzen wenig Erfolg. Nur selten gelang es ihm, hier und dort einen kleinen Handel abzuschließen. Die meisten Leute, denen er sich näherte, hatten schon ihre Mühlen an der Hand. Andern lag der Wohnort Franzens zu weit, wieder andere fanden seine Preise zu theuer. Er gerieth natürlich über solche vergeblichen Bemühungen in schlechte Laune, die er schließlich hinter dem Glase zu verscheuchen strebte. Saß er aber einmal beim Weine, so wußte er nicht sobald aufzuhören. Und so stellte es sich denn gewöhnlich heraus, daß er auf solchen Fahrten mehr ausgegeben als verdient hatte, worüber es daheim aufs neue Streitigkeiten absetzte.

Zu diesen Uebelständen gesellte sich bei der Müllerin noch die Eifersucht, die sie allerdings in hohem Maße empfand und auch in allerlei Formen äußerte. Der Umstand, daß Franz zu der Zeit, wo er zu ihr in ein

Verhältniß trat, eigentlich eine andere liebte, und worüber Judith durch die Phantaſien in der Krankheit vollkommen aufgeklärt ſein mußte, mochte den Grund zu ihrem Argwohn gelegt haben. Ging er nun hinaus, und blieb er über die Zeit aus, ſo malte ſie ſich im Geiſte allerlei Bilder, welche ihr den Mann auf verbotenen Wegen zeigten, und die ſie ihm, heftig und raſch, wie ſie war, bei ſeiner Heimkehr vorhielt. Wie ſie ihn einſt einem andern Mädchen abwendig gemacht hatte, ſo dachte ſie, würden es andere Weiber ihr machen, denn Franz war und blieb eben ein wunderſchöner Menſch. Je weniger aber der Müller an ſolche Abirrungen dachte, deſto mehr verdroſſen ihn die unbegründeten und ungerechten Anklagen. Ja es ging ſo weit, daß dieſe ihn in den nächſten Stunden alle Zärtlichkeiten fliehen ließen. Und bedurfte Judith nicht gerade jetzt, wo ſie bald Mutter werden ſollte, der Zuthulichkeit und Freundlichkeit im höchſten Maße? War er ihr in dieſem Zuſtande nicht ganz beſondere Liebe, Achtung, Aufmerkſamkeit ſchuldig?

Es ging gegen Ende März, als ſich Judith's ſchwere Stunde einſtellte. Man mußte Franz aus dem Wirthshauſe des Dorfes holen, wo er, trotz ſeiner Vereinſammung, nun faſt jeden Abend zu treffen war und faſt immer mit finſtern Geſichte über das Maß trank. Die Störung bei der Flaſche war ihm nicht angenehm. Gleichwol folgte er dem Rufe des Knechtes, der in der Stube erſchien und ihm einige Worte in das Ohr flüſterte. Auf dem Heimwege beſchleunigte er auch keineswegs ſeine Schritte, denn es ſtand ihm nach ſeinen Gefühlen kein freudiges, ſondern ein verhaßtes Ereigniß

bevor, dem er am liebsten aus dem Wege gegangen wäre. Während andere Väter die Ankunft eines ersten Sprößlings kaum erwarten können, sah er ihm mit Furcht und Reue entgegen. Wie sollte er auch ein Kind lieben, das sein Dasein einer Stunde verdankte, die lauter Unglück über ihn gebracht hatte!

Und so saß er denn auch stierend und theilnahmlos an dem Lager, auf dem das starke und mächtige Weib sich in heftigen Schmerzen wand und krümmte. Ihr Wimmern und Jammern machte ihm keinen Eindruck. Es wäre ihm gleichgültig gewesen, hätte der Tod ihr und dem Kinde ein Ende gemacht. Endlich kam der leidenden Frau der Moment der Erlösung. Sie lachte und weinte in lauter Mutterfreude. Auch dieser Jubel, welcher den Thränen und Klagelauten folgte, rührte ihn kaum. Die helfende Amme nahm das neugeborene Kind, das ein Mädchen war, auf, trug es in die Nebenstube, wo sie es wusch und in Wickeln legte. Nach einer Weile kam sie dann zurück und brachte es in seiner frischen, saubern Tracht der Müllerin, die es küßte und herzte.

Franz, rief sie, sieh doch her, wir haben eine Tochter! Welch ein Glück! Und das Kind ist dir wie aus dem Gesichte geschnitten.

Da endlich wandte er der Scene die Blicke zu. Er sah das freudeleuchtende Angesicht seiner Frau, das ihm nie so schön vorgekommen war, und er sah das Kind, das die großen, braunen Augen hell zu ihm aufschlug. Es durchfuhr ihn wie ein Blitz. Ja, das Kind war ihm wie aus dem Gesichte geschnitten. Er kannte sich wieder

in Stirn, Nase, Mund, Kinn und in den Augen, die auf ihn gerichtet waren. Die Liebe kam plötzlich in sein Herz. Er zitterte, er jauchzte, er weinte. Es geschah ein Wunder in seiner Seele.

Dann nahm er das Kind auf seinen Arm und herzte und küßte es und wollte es nicht mehr abgeben. Er war selbst wie ein Kind. Judith, rief er, Judith, jetzt muß alles gut werden! Und er nahm sie, was er seit Wochen nicht gethan hatte, in den Arm, und die hellste Freude leuchtete durch sein ganzes Wesen. So kam denn endlich wieder einmal ein Augenblick reinster [illegible] keit. Während sich allmählich alles zur Ruhe begab, saß er noch vor dem Bette der kleinen Weltbürgerin und konnte sich nicht satt an dem süßen Wesen sehen, das zuerst in diese Welt athmete. Daß diese Welt ihm in der letzten Zeit so leid geworden war, hatte er ganz und gar vergessen.

Am andern Morgen lachte und sang er durch das Haus. Er hatte mit Judith verabredet, daß er gleich nach der Geburt des Kindes einen Boten zu ihren Aeltern schicken sollte, der ihnen die Nachricht brächte und sie bäte, zur Taufe zu kommen und Gevatter zu stehen. Sofort fertigte er den Knecht ab, der indeß den Abend mit der Antwort zurückkehrte, daß es den Alten, die sich herzlich über die Enkelin gefreut hätten, nicht möglich sei, zu erscheinen: der Vater sei unpäßlich, und die Mutter müsse ihn pflegen; so möchten sich denn Franz und Judith nach Stellvertretern umsehen.

Diese Nachricht brachte eine unangenehme Ueberraschung hervor. Es entstand die Frage, wer jetzt das

Pathenamt übernehmen würde. Bei der feindseligen Stimmung, die im Dorfe gegen die Leute in der Mühle herrschte, war es schwer, passende Stellvertreter zu finden. Man durfte sich nicht die Blöße geben, den ersten besten Menschen zu bitten. Man pflegte für ein solches Ehrenamt nur ehrsame und wohlberufene Personen zu wählen. Daß die Leute vom Gesinde die Aeltern ersetzt hätten, wäre schimpflich gewesen. Nach entfernten Verwandten konnte man sich nicht umsehen, denn die Sache eilte, und der Pfarrer war auch schon für den folgenden Tag bestellt, um die Heidin zur Christin zu machen.

Was war da zu thun? Zum längern Ueberlegen fehlte die Zeit. Judith rief ihm zu: Thu, was dir gut dünkt. Nur sorge, daß du ordentliche Leute findest. Er nahm seinen Hut und lief in der Abenddämmerung in das Dorf hinaus, indem er dachte, es wird alles nach Wunsch gehen. Sein Gemüth war plötzlich so voller Sühne und Frieden mit der Welt, daß er glaubte, die Welt würde auch Frieden und Sühne mit ihm machen. Wer sollte sich auch weigern, einem unschuldigen Ankömmling in diesem Leben den ersten Dienst, der zudem ein heiliger war, zu weigern?

Dennoch fand er es anders, als er gedacht hatte. Er lief zuerst zu dem Wirth im Goldenen Ring, dem er in der letzten Zeit manchen Thaler zu verdienen gegeben, und trug ihm seinen Wunsch vor. Aber der Wirth machte ein langes Gesicht und sagte, daß es ihm leid wäre, gerade morgen verhindert zu sein, weil er einen nothwendigen Gang in die Stadt thun müsse.

Darauf wandte er sich an einen Krämer, bei welchem er und seine Frau die kleinen Bedürfnisse für das Haus nahmen, und der ihnen alse verpflichtet war. Auch hier wurde ein Hinderniß vorgeschützt. Mann und Frau fanden nach langer Entschuldigung, daß sie morgen zum Advocaten entboten seien, um wegen eines Processes Bescheid zu erhalten. Ein Faßbinder, der für ihn arbeitete, machte eine heftige Erkältung geltend, die ihn an das Haus binde. Aber all die abschlägigen Antworten hinderten ihn nicht an neuen Versuchen. Er besuchte nun Menschen, die ihm ferner standen. Ueberall erhielt er Körbe.

Endlich stand er rathlos auf der offenen Straße. Was sollte er thun? Da blitzte ihm plötzlich ein neuer Gedanke durch das Hirn. Er dachte an Adelheid! Nein, Adelheid, so tief er sie gekränkt, so schnöde er ihr untreu geworden war, konnte ihm den Liebesdienst nicht versagen. Er wußte, daß sie trotz aller ihrer Herbigkeit und Strenge den rechten Liebesmuth habe. Und er wandte sich eiligen Schrittes dem Zehnthofe zu.

Bei seinem Eintreten stand das Gesinde gerade von der Abendmahlzeit auf. Als das Mädchen ihn erblickte, flog eine plötzliche Röthe über ihr Gesicht. Er trat zu ihr und bat sie um eine Unterredung. Die Zehntbäuerin, die zugegen war, nahm eine Lampe, führte ihn in das Gastzimmer und ging. Adelheid folgte ihm. Die beiden Leute, die sich einst geliebt hatten, standen sich wieder gegenüber.

Adelheid, rief er aus, ich habe gegen dich gefrevelt, daß ich es nie wieder gut machen kann. Meine Sünde

wird mich durch das ganze Leben und bis über das Grab verfolgen. Ich komme auch nicht, daß du mir verzeihst, denn ich bin deiner Verzeihung nicht würdig. Wie sehr ich aber sonst deiner Güte und Milde vertraue, das wird dir klar werden, indem ich dich um einen Liebesdienst bitte, den du mir nicht abschlagen kannst und darfst.

Und was hast du? fragte sie mit ihrer alten Ruhe, wobei er merkte, daß ihre Züge mager und krank geworden waren.

Meine Frau ist in die Wochen gekommen. O Gott! rief er, und die Thränen blinkten ihm in den Augen, was ich nun und nimmer verdient habe: ich bin der Vater eines Töchterchens geworden. Und doch bin ich gestraft, denn kein Mensch will bei dem armen unschuldigen Kinde, das doch ein Kind Gottes ist und eine Christin werden soll, zur Taufe stehen. Adelheid, wenn du dich nicht erbarmst, dann finde ich keinen anständigen Menschen, der die Pathenstelle übernimmt.

Er sprach diese Worte mit so innig gefühlter Wärme, daß sie ihre Rührung nicht verbergen konnte. So werde ich das Amt übernehmen, sagte sie mit milder Stimme.

Er war wieder einmal außer sich, er ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Thränen. O, ich wußte es wohl, rief er aus, dein Herz ist mild wie Himmelsthau.

Sie machte ihre Hand los und fragte: Wann und wo soll die Taufe stattfinden?

Morgen nach Tisch in der Mühle.

So werde ich dort sein, sprach sie, nahm die Lampe

und schritt, jede weitere Unterhaltung vermeidend, aus dem Zimmer, indem sie ihm leuchtete und ihn an die Hausthür führte.

Tausend Dank! rief er und verschwand so rasch wie er gekommen war im Dunkeln.

Hatte er sich dennoch nicht übereilt? Auf dem Heimwege bedachte er erst, wie seine Frau sein Verfahren aufnehmen würde. In der That war es zweifelhaft, ob sie mit dieser Wahl zufrieden sein möge. Neue Gedanken beunruhigten ihn. Endlich beschloß er, lieber nichts zu sagen, sondern ihren Fragen mit unbestimmten Antworten zu begegnen. War die Sache abgethan, so konnte sie nichts mehr dagegen haben.

Als er in die Mühle zurückkehrte, hatte sich schon alles zur Ruhe begeben. Es war ihm lieb, daß er heute nicht mehr Red' und Antwort zu stehen brauchte. Für morgen wollte er schon gerüstet sein. So ging er zu Bett, aber er konnte doch nicht sofort den Schlaf finden. In seinen Gedanken erwog er nochmals alle Schritte, die er unternommen hatte. Schließlich aber mußte er sich das Zeugniß geben, daß er recht gehabt hatte, sich nach all den mißlungenen Versuchen an Adelheit zu wenden. War ihm doch bei ihr allein der Erfolg günstig gewesen! Hatte sie doch allein sein Vertrauen gerechtfertigt! War sie doch das einzige Wesen, daß ihm wieder seine Versöhnung mit der Welt anbahnte! Ja, er sah gerade in diesem Umstande ein günstiges Zeichen für die Zukunft. Von allen Menschen, die ihm im Leben begegnet waren, hatte niemand größere Kränkungen von ihm erduldet. Und doch zeigte sie sich vor

allen versöhnlich. Ein solcher Friedensschluß konnte nur von guter Vorbedeutung sein. Jetzt durfte er sich der Hoffnung hingeben, daß auch seine übrigen Bekannten sich mit ihm ausgleichen würden. Und wie er diese Einsicht gewann, so mußte auch Judith sie gewinnen. Ja es erfüllten ihn mit einemmal wieder die besten Hoffnungen für die Zukunft. Und so schlief er endlich getröstet ein.

Er hatte eine gute Nacht und erwachte vergnügt und fröhlich. Als er am andern Morgen in die Stube der Wöchnerin trat und Mutter und Kind im besten Wohlsein traf, war er noch vergnügter. Judith fragte ihn sofort, was er ausgerichtet habe. Er antwortete: Alles wendet sich zum Guten. Unsere schlimmsten Feinde werden unsere besten Freunde. Sieh, hier das Kind — und er nahm das ruhige Geschöpf aus seiner Wiege — wird uns wieder mit aller Welt versöhnen. Ich habe einen Pathen gefunden. Aber frage mich nicht weiter. Du wirst dich wundern, was heute geschieht.

Diese Worte sprach er in einem so herzlichen und zuversichtlichen Tone, daß sein Weib nicht weiter in ihn drang und ihn gewähren ließ. Mochte sie auch innerlich, wie es fast alle weiblichen Naturen sind, neugierig sein: sie begab sich der Fragen, denn sie hatte ihren Mann seit langer Zeit nicht so heiter und aufgeräumt gesehen. In der That brachen auch alle zarten Seiten seiner Natur in lebendigster Fülle hervor.

Den ganzen Morgen beschäftigte er sich mit der Vorbereitung für die Kindtaufe. Er empfahl der Küchenmagd, daß sie den Kaffee so stark wie möglich mache

und bei der Zubereitung des Backwerks nichts spare. Dann ging er selbst in den Keller, um vom besten Wein zu holen. Alle Geschäfte, die sonst Judith besorgt hatte, wurden von ihm unternommen. Und er that alles mit Freuden und Behagen. Es sollte ja auch heute das erste Fest im Hause gefeiert werden, an dem er mit seinem ganzen Herzen Antheil nahm.

Gegen drei Uhr des Nachmittags erschien der Pfarrer des Dorfes mit dem Küster, um den heiligen Act zu vollziehen, der heute gegen den sonstigen Gebrauch und auf das Zeugniß des Arztes hin, welcher den Weg zur Dorfkirche in dem kalten Wetter für zu weit hielt, statt im Gotteshause in der Mühle vollzogen wurde. Adelheid hatte sich dem Geistlichen angeschlossen. Die Gäste wurden in die Wohnstube des Erdgeschosses geführt, wo Franz sie mit freundlich dankenden Worten empfing. Da der Pfarrer darauf drang, daß die Taufe so bald wie möglich vollzogen werde, da er gegen Abend noch Kranke zu besuchen habe, so ließ Franz das Kind durch die Wartefrau bringen. Adelheid nahm es sofort auf ihre Arme und bedeckte es mit Küssen. Es mußten wol eigenthümliche Gedanken in ihr auf- und niederwogen, denn ihre Augen standen voller Thränen, man merkte an dem Zucken ihrer Mienen, daß sie äußerst bewegt war.

Der Geistliche nahm darauf die heilige Handlung vor, die in gewohnter Weise verlief. Franz bot ihm einige Erfrischungen an: er verschmähte sie und entfernte sich mit dem Küster, wie er gekommen war.

Der Müller wandte sich an Adelheid mit der Bitte,

daß sie einige Erfrischungen zu sich nehmen möge; aber auch sie äußerte, das sie nicht das geringste Bedürfniß verspüre. Dagegen bat sie ihn, daß er sie zu seiner Frau führen möge.

Offenbar wurde Franz durch diese Zumuthung in die größte Verlegenheit gesetzt. Er wußte nicht, was er thun sollte. Sollte er sie zurückweisen? Doch nein, das ging nicht. Als Pathin hatte sie das Recht, die Mutter des Kindes zu sehen, bei dem sie an der Taufe gestanden. Und mußte diese Mutter nicht unter allen Umständen für einen solchen Liebesdienst dankbar sein? Seine offene, friedfertige Natur sah in diesem Augenblicke keine andere Möglichkeit. Er bat Adelheid, nur einen Augenblick zu warten, weil er seiner Frau ihren Besuch anmelden wollte.

So stürzte er die Treppe hinauf, trat an Judith's Lager und sagte ihr mit milder Stimme, indem er ihre Hand in die seinige nahm, daß die Taufe glücklich vorüber sei. Und dann setzte er sich traulich auf den Rand des Bettes und begann ihr zu erzählen, wie schwer es ihm gefallen habe, einen Pathen zu finden. Gestern habe er sie mit dem Bericht nicht beunruhigen wollen, jetzt könne er ihr aber mittheilen, wie es ihm im Dorfe ergangen, und wie niemand sich habe bereit finden lassen, bis ihm endlich kein anderer Ausweg übriggeblieben, als ....

Da öffnete sich die Thür, und Adelheid trat ein.

Dort kommt die Pathin unsers Kindes, sprach Franz mit der größten Befangenheit.

Wer ist es? fragte die Müllerin, welche im Halbdunkel die Eintretende nicht erkannte.

Es ist deine Nichte: es ist Adelheid.

Die Müllerin fuhr aus ihren Kissen empor. Ihre Blicke blitzten wie die Augen einer Tigerin. Was! rief sie, Adelheid? Adelheid, die nichts anderes gegen mich gebrütet hat wie Haß und Neid und Streitigkeiten? Und dazu deine alte Geliebte? Und die bringst du ins Haus, während ich hier im Bette liege, und machst sie sogar zur Pathin des Kindes. O! ich ahne saubere Geschichten. Hinaus mit ihr! hinaus mit ihr! hinaus mit euch beiden! Hinaus mit dem ganzen Complot, das ihr gegen mich geschmiedet habt!

Ich habe nur Ein Wort auf Euere Anklagen, sprach Adelheid mit todblassem Gesichte, aber ruhiger Stimme. Es handelte sich um ein Werk der christlichen Religion. Es galt mir, die Traurigen zu trösten. Aber ich finde, was ich bei Euch immer fand: Haß und Zorn. Möge Gott Euch die Augen öffnen!

Dann verließ sie die Stube still und geräuschlos. Franz folgte ihr auf dem Fuße; er bat sie tausendmal um Verzeihung für seine Frau, er setzte ihr den ganzen Zusammenhang nochmals auseinander.

Sie verstand ihn und sprach: Armer Mensch, ich verzeihe dir jetzt und bedaure dich. Du bist in dein Unglück gegangen. Ja, du bist viel unglücklicher wie ich, die ich glaubte, durch dich unglücklich geworden zu sein.

Er wollte das erschütterte Mädchen nach Hause begleiten; sie verbat sich seine Gesellschaft und schritt

wankend in das Feld hinaus. Er konnte sich heute nicht mehr überwinden, zu Judith zu gehen, und blieb finstern Muthes unten in der Stube. Ach, er fühlte sich endlos unglücklich, denn auch die besten Absichten wurden ihm von seinem Weibe zum Schlimmen ausgelegt.

Achtes Kapitel.

Als er am andern Morgen in dämmernder Frühe nach einem kurzen Schlafe aus einem wüſten, traumreichen Schlummer erwachte, ſtand die Wärterin an ſeinem Bette und theilte ihm mit, daß ſeine Frau im heftigen Fieber liege. Er nahm die Nachricht mit dumpfem Kopf entgegen, ſtand auf, kleidete ſich an und ſtieg mechaniſch die Treppe hinauf. Wie ſein Herz ihn dazu drängte, trat er zuerſt an die Wiege des Kindes, das ihm, in friedlichen Schlafe liegend, bald jeden Stachel aus der Seele genommen hätte. Aber Judith ließ ihm keine Zeit zur Betrachtung; ſie fuhr ihn an: Um das Kind haſt du alle Sorge, um mich bekümmerſt du dich nicht, während ich doch auf den Tod krank bin. Freilich, ſo iſt's recht. Das Kind trägt ja auch den Namen deiner frühern Geliebten, die jetzt wiederum dein Schätzchen geworden iſt. Wäre ich doch todt!

Statt daß ſie ihm eine herzliche Frage entlockten, erkälteten ihn dieſe ſcharfen Worte noch mehr. Er war nicht im Stande, ihr, ſo leidend ſie auch ſein mochte, ein Wort zur Beſchwichtigung zu ſagen. Sein Herz

wurde hart, seine Kehle schnürte sich zu. Im Gefühle, daß sie ihm die unerhörtesten und grundlosesten Dinge sagte, warf er ihr nur einen kalten, trotzigen Blick zu und nahm in einer entfernten Ecke Platz, nachdem er vorhin das Kind aus der Wiege gehoben und auf seinen Schoß gelegt hatte; dann sprach er zu demselben: Gott behüte dich, Kind, daß du nicht deinen Aeltern nachschlägst, sondern so rein und frei von allen Fehlern bleibst wie das Mädchen, das dir seinen Namen gegeben hat.

Weiter sagte er nichts, sondern betrachtete das Kind mit feuchten Augen. Judith warf sich mit einem heftigen Seufzer in ihrem Bette herum. Sie schien den Vorwurf, der in Franzens Worten lag, zu empfinden.

Eine Weile blieb es still im Gemach. Die Müllerin schien im Fieber zu sprechen. Franz betrachtete das Kind fort und fort. Der Sturm in seiner Seele beschwichtigte sich bei dem süßen Anblick. Da trat die Wärterin herein und wandte sich an den Ehemann: Habt Ihr denn noch nicht gehört, was der Adelheid passirt ist?

Und was ist es? fuhr Franz auf.

Auf dem Heimweg hat sie einen Blutsturz bekommen, flüsterte die Frau.

Und sie ist auf dem Zehnthofe?

Nein, sie mußte im Dorfe liegen bleiben, lautete die Antwort. Wie es heißt, haben die Leute im Goldenen Ring sie aufgenommen. Der Arzt soll diesen Morgen dagewesen sein und die Krankheit für gefährlich erklärt haben.

Franz wurde von einem fürchterlichen Schrecken gepackt. Fast hätte er des ruhenden Kindes nicht Acht gehabt, das die Wärterin noch im rechten Augenblicke ergriff. Er stand auf und verließ die Stube, indem er sich verwirrt äußerte: Da muß ich doch selbst nachsehen.

Frau Judith ließ die Wärterin in das Nebenzimmer gehen. Dann erhob sie sich in ihrem Bette und rief, zu ihrem Manne gewendet, mit heiserer Stimme: Ha, hier liege ich in Fieber und Schmerzen, der Kopf will mir zerspringen, aber der Mann bekümmert sich nicht um seine Frau.

Du solltest dich doch beruhigen, redete Franz ihr zu.

Mich zu beruhigen wäre an dir, fuhr sie noch heftiger auf. Was habe ich nicht für dich gethan, und was thust du für mich? Ich machte dich zu einem reichen Manne. Für dich, flüsterte sie nun mit unheimlichem Ausdrucke, habe ich das Testament verbrannt ....

Ein kalter Schauer überlief ihn.

Die Schlange hat mich also nicht allein belogen und betrogen, als sie mir von ihrer Reinheit sprach: sie ist auch eine Verbrecherin, sprach es in ihm; du hast eine Fälscherin zum Weibe.

Und nun, fuhr sie fort, lässest du mich im Stiche. Du mußt hinaus zu deinem Schatz. Mögest du eine Leiche in die Arme schließen!

Es war genug mit dieser bodenlosen Bosheit. Er würdigte sie keiner Antwort. Er nahm sich kaum Zeit seine Mütze zu ergreifen, stürzte aus der Thüre und

eilte dem Dorfe zu, wo er alsbald in das Wirthshaus trat.

Wie ist es mit Adelheid? fragte er die Wirthin, die ihm entgegentrat.

Die Auskunft, die er erhielt, stimmte mit den Aussagen der Wärterin. Das arme Mädchen war gestern gegen Abend schwankend und ohne Athem in das Dorf gekommen. Sie besaß kaum so viel Kraft, um sich auf den Beinen zu halten, ja sie war genöthigt, mehreremal an den Häusern und Bäumen auszuruhen. Schließlich tastete sie sich an den Wänden weiter. Endlich aber stürzte sie zusammen: das Blut quoll ihr in vollen Strömen aus Nase und Mund. So war es eine Unmöglichkeit, daß sie den Zehnthof erreichte. Mitleidige Menschen hoben sie auf. Die Wirthin bot ihr aus Erbarmen ein Unterkommen. Der Arzt, der sie diesen Morgen besuchte, hatte den Zustand in verzweifelter Weise beurtheilt.

Brave Frau! sagte Franz mit zitternder Stimme. Adelheid ist die Pathin meines Kindes. Thut für sie was Ihr könnt. Ich werde es gut machen, denn das bin ich ihr schuldig, die allein Christenpflicht an dem Täufling geübt hat. Und dann noch eins: ich muß sie sprechen.

Die Wirthin führte ihn in das stille Zimmer, das sie der Kranken eingeräumt hatte. Er trat auf den Fußspitzen an das Bette, wo Adelheid lag. O Gott! welch ein Bild zeigte sich seinen Blicken! Das arme Mädchen war noch weißer wie das Linnen, auf dem sie ruhte. Die reinen, edeln Züge zeigten sich noch edler.

Sie lag da, wie uns die Maler die ſterbende Maria vor Augen führen.

Adelheid, Adelheid! rief er mit ſchmerzbewegter, leiſer Stimme. Was iſt geſchehen?

Gott hat mir eine neue Prüfung geſchickt, antwortete ſie in heiſerm Tone. Was Gott thut, iſt wohl gethan. Es freut mich, daß du dich nach mir erkundigſt. Setze dich hier an das Bett, fügte ſie hinzu, indem ſie ſich zu einem freundlichen Lächeln zwang.

Welch ein ſchreckliches Unheil, ſprach er, indem er ſich auf einem Stuhle niederſetzte, den er an das Bett gerückt hatte. Daß ich dich auch veranlaſſen mußte, in mein Haus zu treten, wo du den fürchterlichen Auftritt erlebteſt. Aber ich wiederhole dir nochmals, daß ich es im beſten Sinne gethan habe. Ich hoffte, den geſtörten Frieden, in dem wir mit der ganzen Welt leben, wieder in unſer Haus zurückzuführen. Da lag es ja ſo nahe, daß ich zunächſt an dich dachte, die ich am tiefſten gekränkt und verletzt hatte.

Du haſt wohl gethan, erwiderte ſie ihm, mag es auch ausfallen wie es will. Nach allem, was ich gethan und erfahren habe, weiß ich nun doch, daß du in tiefſter Seele ein guter und friedfertiger Menſch biſt. Und das bereitet mir einen frommen Troſt, denn ich hing mein Herz an keinen Unwürdigen. Ja, ich habe mit meinem ganzen Herzen an dir gehangen. Heute, wo ich fühle, daß es in kurzem mit mir zu Ende geht, darf ich dir wol ein ſolches Geſtändniß machen.

Was redeſt du von deinem Ende! rief er aus. Bringe

mich nicht in Verzweiflung! Und seine Stimme wurde von Thränen erstickt.

Wir wollen ruhig sein und uns nicht durch unnöthige Aufregungen weich machen, fiel sie ihm ins Wort. Wozu soll ich mich Hoffnungen hingeben, die sich schließlich doch als falsch und eitel herausstellen würden. Ich habe lange den Keim des Uebels in mir gefühlt, das jetzt zum Ausbruch gekommen ist. Seit Monden schon war ich krank und müde, und mußte mich zu jeder Arbeit zwingen. Da du mir verloren gingst, knickte mein Leben zusammen. An dem Tage, wo ich dich, den Kranken, besuchte und die nackte Gewißheit erhielt, setzte sich der Wurm an mein Herz, der dort unabläßig genagt hat. Der neue Auftritt, den ich gestern erlebte, hat ihm den Sieg gebracht.

Gott, o Gott! welche Schuld lastet auf mir, seufzte Franz mit verwirrten Augen.

Beruhige dich, nahm sie tröstend aufs neue das Wort. Auch ich bin nicht ohne Schuld. Lieber Franz, jetzt ist es mir klar geworden, daß ich nicht mit dir war, wie ich sein mußte. Du bist ein Mensch, der ein offenes, freies Wesen verlangt; ich aber zeigte mich dir gegenüber verschlossen und herbe. Ich mußte dich erheben und ermuntern, und ich habe dich niedergedrückt und kleinmüthig gemacht. Du hattest Vertrauen nöthig, und ich zeigte dir Mistrauen. Ein falsches mädchenhaftes Gefühl machte mich schwerfällig und ließ die Lippe oft das Wort nicht reden, das auf der Zunge saß. Ach! ich weigerte dir, warum soll ich es auf meinem Todtenbette verschweigen, den Händedruck und den Kuß,

den du in der Fülle deines Dranges und als mein Bräutigam verlangen konnteſt. Das waren lauter Fehler, die übel auf dich wirkten, und die ich mir jetzt mit tiefer Reue vorwerfe. Hätte ich dich großmüthig behandelt, wie du ſelbſt großmüthig biſt, ſo wäreſt du ſicher nicht gefallen. Du hätteſt dich nie und nimmer von einer andern ins Netz locken laſſen. Meine Straffheit und Strenge hat dich von mir abgelenkt; da biſt du in einem ſchwachen Momente von mir gefallen. Das alles ſehe ich jetzt ein und will es in Wahrheit geſtehen, damit du ſiehſt, daß ich mich nicht für beſſer halte, als ich bin. Sieh, ich beichte dir, wie ich nur einem Prieſter beichten kann. O, wir wären ſehr glücklich miteinander geworden!

Ja, das wären wir, das wären wir! brach er plötzlich hervor in wild auftobender Leidenſchaft. Und er warf ſich vor ihr auf die Knie, umfaßte ihre Hand und bedeckte ſie mit Thränen und Küſſen.

Nun habe ich dir alles geſagt, ſprach ſie mit kaum hörbarer Stimme. Verlaß mich jetzt!

Nein, ich kann dich nicht laſſen, rief er, ich kann und will nicht. Du ſollſt und darfſt nicht ſterben, du mußt dich erholen. Du mußt leben; ich will alles gut machen.

Rede keine Thorheit, erwiderte ſie. Zwiſchen uns ſteht Judith. O weh! O weh! ſchrie ſie plötzlich auf, da kommt es wieder. O weh, wie es hier kocht!

Sie hielt ſich mit beiden Händen die Bruſt, in welcher der Athem mühſam auf- und abging und das Herz gewaltig pochte. Ihre Augen verdrehten ſich. Die blaſſen

Züge erſchienen plötzlich geröthet. Ein neuer Blutſturz erfolgte.

Dann ſank ſie noch blaſſer und lebloſer, wie ſie geweſen war, in ihre Kiſſen zurück.

Franz eilte nach der Thür und rief der Wirthin, die eben mit dem Pfarrer, nach dem die Kranke ſchon früher verlangt hatte, die Treppe heraufkam. Der Geiſtliche forderte, mit der Kranken allein zu bleiben. Und ſo geſchah es auch.

Franz blieb eine Weile ſtarr vor der Thüre ſtehen. Er ſchlug ſich die Fauſt vor den Kopf. Seine Thränen hörten plötzlich auf, die weichen Züge nahmen plötzlich einen harten, ſtarren Ausdruck an; die naſſen Augen wurden trocken; ſein Auge flammte in wirrer Wildheit. Es ging eine gewaltige Aenderung in ſeinem Innern vor: es war, als träte eine fürchterliche Entſchloſſenheit, wie ſie faſt nur der Wahnſinn eingibt, auf ſein Geſicht. Dabei ſchüttelten ſich ſeine Glieder. Er knirſchte mit den Zähnen. Zwiſchen uns ſteht Judith! murmelte es in ſeinem Innern. Judith hat mich verdorben. Sie hat Adelheid krank gemacht. Sie hat uns das Leben vergiftet. Und Judith iſt auch eine Verbrecherin. Sie hat zuerſt das arme Mädchen beraubt, indem ſie das Teſtament vernichtete, und jetzt will ſie Adelheid tödten. Muß das nicht geſtraft werden? Bin ich nicht genöthigt, mich wegen all der Unbill, die ſie uns zugefügt, zu rächen? Sie nennt mich ſchlaff und thatlos: Wenn ich jetzt eine That ausführte, eine That furchtbar, ſchrecklich, dunkel. Ja, ich führe ſie aus, ich führe ſie aus....

So wogten wilde, düstere Gedanken in seiner Seele. Und es flog ihm auch wie eine ferne Ahnung hindurch, daß er noch die Geliebte seiner Jugend besitzen könne.

Dann verließ er wirren Blickes das Haus. Vor der Thür sprang ihm der schwarze, große Tyras entgegen. Das treue Thier hatte wie gewöhnlich den Herrn gesucht und legte wieder seine Freude, daß es ihn gefunden habe, an den Tag. Statt den Hund zu beachten und auf die Sprünge desselben einzugehen, schleuderte er ihn mit einem Fußtritt von sich, daß er laut aufheulte und ihm dann in gemessener Ferne folgte.

Franz ging nicht in die Mühle zurück; er wandte sich der Landstraße zu und schritt das Thal hinab dem Städtchen zu. Er trat dort in die Apotheke und forderte Gift. Auf die verwunderte Frage, wozu er dasselbe gebrauchen wolle, erwiderte er stammelnd: Gegen die Mäuse und Ratten. Es wurde ihm der Bescheid, daß dieser Stoff nur auf eine Bescheinigung des Bürgermeisters oder des Arztes verabreicht werde, worauf er sich einen Augenblick besann und zum Doctor ging. Er traf denselben, wie er gerade das Pferd besteigen und ausreiten wollte.

Ihr kommt, mich jetzt selbst zu rufen, sprach der alte Herr. Da muß es ja übel stehen. Wie befindet sich denn Euere Frau?

Sie hatte diesen Morgen etwas Fieber, antwortete Franz mit sichtlicher Verlegenheit.

Eben war Euer Knecht hier, der mich eiligst zu ihr beschied.

Dann muß es freilich schlimmer geworden sein.

Kommt Ihr denn nicht von Hause? fragte der Arzt verwundert.

Nein, nicht direct, lautete der Bescheid. Ich hatte in der Stadt zu thun, da bin ich früh ausgegangen.

Und auch wol, um mir Bericht zu erstatten? fügte der Doctor hinzu.

Das wol auch, sprach Franz; aber hauptsächlich bin ich hier, um mir eine Erlaubniß zu holen, daß der Apotheker mir Gift verabreicht.

Gift? fragte der Alte mit neuer Verwunderung.

Freilich, sprach der Müller. Das Haus und Gehöfte ist voll von Ungeziefer. Nun habe ich neulich gelesen, daß die Ratten sogar Kinder überfallen und anfressen. Das ist mir diese Nacht eingefallen und hat mich voller Unruhe wegen meines kleinen Mädchens gemacht, sodaß ich beschloß, mich diesen Morgen gleich auf den Weg zu machen.

Ihr seid ein sonderbarer Mensch, sprach der Arzt. Es scheint, Ihr denkt mehr an das Kind als an Euer krankes Weib.

Ich kann nicht leugnen, daß mir die Freude wegen des Mädchens den Kopf verrückt hat.

Wohl, so tretet ein, sprach der Arzt, der ihn in seine Studierstube führte und ihm den verlangten Zettel schrieb.

Wollt Ihr nicht mit mir nach Hause? fragte der Alte; ich würde auf Euch warten.

Reiten Sie immer voran, sagte Franz; ich könnte Ihnen zu Fuß doch nicht beibleiben. Ich komme aber bald nach.

So werde ich Euere Frau grüßen, rief der Doctor, indem er ſich auf das Pferd ſchwang.

Das mögt Ihr thun, ſprach der Müller zerſtreut und ging ſeines Weges.

Er begab ſich nun nach der Apotheke, wo der Beſitzer ihm ein weißes Pulver in ſchwarzer Büchſe übergab und ihm auseinanderſetzte, wie er daſſelbe mit Brotteig miſchen und die Kügelchen verſtreuen müſſe, indem er ihm zugleich die äußerſte Vorſicht anrieth. Der Müller kam dabei dem Erklärer äußerſt zerſtreut vor, ſodaß er nach deſſen Abſchied dem Gehülfen eine Bemerkung machte. Gegen alle Gewohnheit hatte Franz das Gift diesmal nicht bezahlt.

Statt nach Hauſe zu gehen, trat er darauf in das Gaſthaus, wo er gewöhnlich einzukehren pflegte. Der Wirth ging ihm gleich entgegen und ſagte ihm, er habe mit Bedauern gehört, daß ſeine Frau ſo krank geworden ſei. Sein Knecht ſei auch vor einer Stunde hier geweſen, um eine kleine Herzſtärkung zu nehmen, und habe ihm außer Athem gemeldet, daß der Doctor von ihm beſtellt ſei. Jetzt ſehe er nun auch den Herrn. Da möge die Sache nicht taugen.

Ja, ja, rief Franz mit plötzlicher Lebhaftigkeit, ſie iſt ſehr krank, ſie iſt gefährlich krank. Ich fürchte, daß es zu Ende geht.

Gleichwol ſetzte er ſich in die Gaſtſtube und ließ ſich eine Flaſche Wein geben, die er raſch leerte; dann beſtellte er eine zweite, dann eine dritte. Zwiſchen dem haſtigen Trinken ſtierte er in die Luft. Die Fragen des Wirthes, der ſich ihm mitunter näherte und ihn zu

tröſten ſuchte, beantwortete er in verwirrter Weiſe, ſodaß derſelbe mitunter den Kopf ſchüttelte. Er dachte indeß nicht anders, als daß die Unruhe über den Zuſtand ſeiner Frau den Müller ſo ganz außer ſich gebracht habe.

Dieſer erhob ſich plötzlich, rief ſeinem Hunde und ſchritt zur Thüre hinaus. Auch hier berichtigte er nicht ſeine Zeche und nahm ſogar nicht einmal Abſchied. Der Wirth trat in die Thüre und ſchaute ihm mitleidig nach, war aber nicht wenig verwundert, als er den Gaſt nicht nach ſeiner Heimatgegend hin, ſondern in einer ganz andern Richtung das Städtchen verlaſſen ſah.

Der Abend begann bereits zu dämmern, als Franz wieder in die Mühle zurückkehrte. Seine Kleider und Schuhe waren voll Schmutz, als hätte er alle Wälder und Felder durchrannt. Selbſt der ſtarke Hund ſchien, nach ſeinen ſchlaffen Bewegungen zu ſchließen, matt und müde zu ſein. Der Müller fragte, wie es ſeiner Frau und dem Kinde gehe, und hörte, daß das Fieber der erſtern ſich noch mächtig geſteigert habe, das letztere aber friſch ſei. Die alte Magd erwartete nun, daß er ſich ſofort hinaufbegeben würde, um ſich ſelbſt von dem Zuſtande zu überzeugen. Er trat aber in die Wohnſtube und forderte Wein. Als die Magd die Flaſche brachte, bemerkte ſie, daß er eine ſchwarze Büchſe in den Schreibtiſch ſchloß und ein kleines Papier, das wie ein arzneiliches Pulver gefaltet war, in der Hand hielt und in die Weſtentaſche ſchob. Sie wollte ein Geſpräch anfangen;

er gab ihr keine Antwort, sondern stürzte schnell einige Gläser Wein hinunter.

Dann erst verließ er die Stube und stieg die Treppe hinauf. Seine Schritte waren laut und hart. Es schien der Magd, als wenn er wanke. Oben im Vorzimmer stattete die Wärterin ihm Bericht ab. Judith war sehr unruhig gewesen, sie hatte phantasiert; jetzt genoß sie einer kurzen Ruhe. Franz sagte der Frau, daß sie für eine Stunde hinuntergehen möge, er würde die Wache übernehmen und sie, wenn es nötig sei, rufen. Die Frau dankte für die willkommene Ablösung, denn sie war den ganzen Tag nicht vom Bett der Kranken gekommen.

Er schlich nun in das Wohnzimmer und setzte sich vor die Wiege des Kindes, auf dessen ruhiges Gesicht ein einen Strahl der Lampe fallen ließ. Es wurde ihm bei diesem Anblick der reinen Unschuld wieder ganz wunderbar zu Mute. Da hörte er plötzlich ein Geräusch hinter sich. Er wandte den Kopf und sah Judith mit leidenschaftlich gespannten Zügen mitten im Zimmer stehen. Ha, rief sie kreischend aus, da bist du endlich, du nichtswürdiger, falscher, ehebrecherischer Mensch! Den ganzen Tag habe ich dich nicht gesehen. Du benutzest die Gelegenheit trefflich, um dich mit Arbeit herumzutreiben!

Tolles Weib, rief er, treibe keinen Spott; Adelheid ist todkrank. Wer weiß, ob du nicht über eine Leiche lästerst!

Eine Leiche, rief sie, juchhe, juchhe! Das wäre mir eine Herzensfreude.

Und das kranke Weib stieß in ihren Phantasien lauter

Läſterungen aus, die Franz das Blut erſtarren machten. Er hatte am Morgen eine Heilige geſehen, hier ſah er ein Weſen, das ſich wie ein Thier ausließ. Seine Züge wurden aufs neue wie Eis und Stahl.

Nur mit Mühe und erſt, als ſie faſt ohnmächtig war, konnte er ſie zu Bette bringen. Dann machte er ſich eine Weile an den Trinkgefäßen zu ſchaffen und reichte ihr ein Glas, in das er eben ein Pülverchen gerührt hatte. Sie trank es gierig bis auf den letzten Tropfen und ſchien wieder einzuſchlafen.

Er ſetzte ſich in eine Ecke. Sein Athem ging ſchnell, ſein Herz klopfte laut.

Nach einer Stunde kam die Wärterin zurück. Er verließ das Zimmer, nachdem er ihr noch zugeflüſtert hatte: Ich bin dem Doctor begegnet. Er hat mir anempfohlen, daß das Kind die Nacht nicht an die Bruſt meiner Frau kommt, damit es das Fieber nicht abfangt. Gebt ihm friſche Kuhmilch.

Die Alte verſprach es ihm.

Dann ging er hinab. In der Wohnſtube ließ es ihn indeß nicht lange. Er ſchritt barhaupt vor das Haus und ſetzte ſich auf die Brücke, die unterhalb der Mühle über den Bach führte, und von deren Brüſtung er mechaniſch in das Spiel des Waſſers, das unter ihm dahinſtrömte, ſchaute. Die Luft war kalt: er fühlte es nicht. Am Nachthimmel ſtand das erſte Viertel des Mondes. Schwarze Wolken flogen oft darüber und warfen geſpenſterhafte Schatten in die Landſchaft. Ueberraſchte ihn die plötzlich wechſelnde Helle oder das ihr folgende Dunkel, ſo ſchreckte er ſichtlich zuſammen.

Auch hier hielt er es nicht lange aus. Er begab ſich wieder ins Haus und warf ſich über das Bett. Jetzt erſt fühlte er, wie müde er geworden war. Seine Glieder ſchmerzten ihn, ſein Haupt brannte. Er ſank in einen halben Schlummer, in dem ihm Fratzen und Larven erſchienen und ihn umgaukelten, während ſie ihm grinſende Geſichter und fletſchende Zähne zeigten. Bald ſah er auch die todte Adelheid in ihrem Sarge liegen. Und dann raſte und tobte vor ſeinen Augen wieder die zornige Geſtalt Judith's. Er erblickte ihre wilden Augen, er hörte ihre rauhe, heftige Stimme.

Schweißgebadet wachte er auf: Die Wärterin ſtand mit einer Lampe vor ſeinem Bette. Steht auf, Meiſter, rief ſie, ſteht auf; da unten taugt es nicht. Euere Frau iſt wie toll geworden. Ihr müßt Euch auf das Schlimmſte gefaßt machen. Kommt ſofort!

Er hatte ſich in den Kleidern auf das Bett geworfen und folgte der Alten auf der Stelle. Als er unten ankam, ſah er ſein Weib im Nachtkleide durch die Stube fegen. Sie hatte ſich das Kind aus der Wiege genommen und an ihre Bruſt gelegt, wo es mit gierigen Zügen zu trinken ſchien. Sie achtete der Eintretenden nicht und ſprach, zu dem kleinen Weſen gerichtet: Schlaf, mein Kind, ſchlaf und trink. Wie mir das wohlthut! Die fürchterlichen Schmerzen laſſen nach. Und da wollten ſie nicht, daß ich dich anlegte.

Franz trat vor ſie hin und ſprach: Judith, du ſollſt das Kind nicht tränken. Der Doctor hat geſagt, daß es das Fieber davon hat.

Ha! da biſt du wieder, mein Quäler, von dem ich

noch den Tod habe, rief ſie. Und gleich kommen mir die Schmerzen zurück. Weh, o weh!

Und ſie taumelte und krümmte ſich. Die Wärterin konnte ihr das Kind nicht raſch genug abnehmen, denn ſie warf ſich nun auf den Boden und wimmerte und ſchrie. Bald hob ſie ſich auf, bald kroch ſie ineinander. Arme und Beine zuckten in Krämpfen. Die Augen ſtanden ihr roth und weitgeöffnet in den ſtarren Höhlen.

Franz ſtrengte alle ſeine Kräfte an, um ſie ins Bett zu bringen. Sie wehrte ihn ab, ſie drohte ihn zu beißen. Sie war wie eine Tigerin. Endlich ſtellte er das Ringen ein. Die Erſcheinungen wurden immer fürchterlicher. Dann brach ſie, indem ſie ſich nochmals zu erheben trachtete, zuſammen. Sie war todt.

Franz ſtieß ein brüllendes Geheul aus. Sein Leib war wie ein Espenlaub. Aber bald ſollte er noch traurigere Dinge erleben. Die Wärterin, welche ſich bisjetzt mit der Leiche beſchäftigt hatte, ſchaute einen Augenblick nach dem Kinde, das wieder in der Wiege lag. Sie rief plötzlich: O Gott, das Kind hat es ihr abgetrunken!

Der Vater eilte zu ſeinem Töchterchen. Es lag in denſelben Krämpfen, in denen die Mutter geſtorben. Sein Herz wollte brechen. Man ſchickte nach dem Arzte; als dieſer indeß eintraf, war auch das Kind verſchieden. Es lagen zwei Todte im Hauſe.

Gott möge Euch tröſten, ſprach der Doctor zu Franz, der in der Stube, wo die Todten ruhten, an einem Tiſche ſaß und den Kopf mit den verwirrten Haaren auf ſeinen Armen liegen hatte. Der Tod ſcheint im Dorfe

seinen Rundgang zu halten: der heutige Tag hat Euch Weib und Kind und auch eine Freundin genommen.

Franz erhob sich wie wahnsinnig, sein Gesicht war leichenblaß, seine Augen starrten, er stammelte: Adelheid?

Sie ist diesen Morgen gestorben, sagte der Arzt in traurigem Tone.

Der Müller stürzte mit dem Stuhle hinterrücks in die Stube. Eine tiefe Ohnmacht lag auf dem starken Manne.

Neuntes Kapitel.

Und wieder ließen die Glocken ihr volles und ernstes Geläute aus dem Dorfe in die stille, von leisem Dufte erfüllte Landschaft des Thales erschallen, durch die aber heute ein leiser Sonnenschein drang, der schon hier und da eine Blume aus dem begrünten Rasen geweckt hatte. Die Lerchen wirbelten ihre Lieder und der Finke sang in den Bäumen, denn der Frühling hatte begonnen und machte die Welt mit jedem Tage schöner. Aus dem Dorfe und aus der Mühle aber zogen zu gleicher Zeit zwei Leichenzüge dem Friedhofe zu. Der erstere brachte Adelheid, der andere Judith mit ihrem Kinde zur letzten Ruhe. Noch niemals, so lange das Dorf stand, hatte man ein so trauriges Ereigniß erlebt. Noch niemals hatte man eine so tiefe und echte Trauer empfunden, denn es waren hier lauter Menschenleben geknickt worden, die nach allem Ermessen noch auf viele Jahre hoffen durften, welche sie in Glück und Frohsinn verleben konnten. Wer folgte hier nicht mit dem innigsten Mitgefühl den Worten des Priesters, welcher zum Schlusse

anderief: Herr, gib ihnen die ewige Ruhe! Man ſah in allen Angeſichtern die aufrichtigſte Trauer und in vielen Augen die hellen Thränen, als das letzte Vaterunſer für die Verſtorbenen gebetet wurde. Und in dieſem Sinne ging die Gemeinde auch auseinander.

Da lagen ſie nun zuſammen unter derſelben mütterlichen Erde und unter demſelben frühlingsgrünen Raſen, die ſich im Leben einander nicht vertragen und die ſo vielfache Sträuſe miteinander gehabt hatten, die eine aus allzu ſpröden, jungfräulichen Bedenken, in denen ihr ganzes Weſen befangen war, die andere aus überwuchernder, wilder Naturkraft, aus Beſitz- und Herrſchſucht, aus Argwohn und Eiferſucht. Die Menſchen ſind nun einmal verſchieden geartet. Man kann das Naturell nicht ändern. Auf andern Wegen wäre vielleicht jede beſſer und glücklicher geworden. Aber das Geſchick leitete ſie auf Pfade, wo ihnen die Eigenheiten ihrer Seelen zum Unheil ausſchlugen. Nun hatte der Tod beiden ein Ende gemacht. Im Tode iſt Verſöhnung für uns alle.

Nur einer, dem es am nothwendigſten war, hatte nicht an dieſer Verſöhnung theilgenommen. Und dieſer Eine war Franz, der einſt ſo verhängnißvoll zwiſchen den beiden Begrabenen ſtand. Er befand ſich in einem ſo verzweifelten Zuſtande, daß nicht daran zu denken war, ihn bei dem Begräbniſſe zu ſehen. Als er aus ſeiner Ohnmacht erwacht war, hatte er ſich auf ſeine Stube geſchlichen und eingeſchloſſen. Er ließ keinen Menſchen zu ſich und nahm weder Trank noch Speiſe. Man hörte ihn dort mitunter in wilde Laute ausbrechen. Zuweilen

erklang ein Geräusch durch das Haus, als rennte er mit dem Kopfe gegen die Wände.

So fürchterlich die an Wahnsinn grenzende Gemüthsverfassung auch erschien, in welcher er sich vor seiner schwarzen That befunden hatte, so wurde sie doch noch übertroffen von der Stimmung, die jetzt auf ihm lastete. Er war noch mehr, als er werden wollte. Er war nicht allein der Mörder seines Weibes, das er hasste, er war auch der Mörder seines Kindes, das er liebte. Ein Cyfer hatte ein anderes Cyfer nach sich gezogen. Er wollte strafen und hatte sich selbst am schlimmsten gestraft. Was er an Judith gethan, zerrüttete ihm den Kopf; was er an dem Kinde gethan, machte ihm das Herz bluten. Und noch mehr: Adelheit, die er zu rächen gedachte, war auch dahin. Sie konnte ihm nichts mehr sein. Und was wäre sie ihm auch gewesen, hätte sie die That überlebt? Ihre reine Liebe musste vor seinen blutbefleckten Händen zurückschrecken.

Dachte er über alle diese Verhältnisse mit Klarheit nach? Ach nein! Solche Gedanken zuckten ihm nur stückweise durch das Hirn. Sein Geist war zu getrübt, um klare Anschauungen zu bilden. Nur Eins trat mitunter vor die innern Sinne: es war ein schreckliches, entsetzliches Bild, es war der Tod. Er sah ein, dass er sterben müsse. Was alles auf ihm lastete, war zu ertragen nicht möglich. An den Richter und Henker dachte er kaum. Seine Ueberlegung ging nicht so weit, dass seine That entdeckt werden könne. Er dachte, für und aus sich selbst, den dunkeln Weg einzuschlagen. Aber wie? Mitunter griff er nach einem Messer, das er zur

Nachtzeit aus den untern Räumen des Hauses geholt hatte, um sich den Todesstoß zu geben, mitunter griff er nach einem Pistol, das geladen an der Wand hing. Dann aber heulte er plötzlich auf. Die furchtbaren Bilder seiner That traten ihm wieder vor das Auge, und es schreckte ihn plötzlich ein Blick in die Ewigkeit, die er nun betreten sollte. Er hatte den alten Glauben, daß er den Schritt in das dunkle Land, aus dem noch keiner heimgekehrt ist, nicht thun könne, ohne vor seinen Richter zu treten. Dieser Richter aber mußte ihm, und dabei sträubte sich seine Seele empor, eine harte, schreckliche Strafe verhängen. Gott, Gott! was hatte er gethan! Es wurde ihm unendlich wirr im Haupte. Er konnte wieder nicht handeln, denn starke Entschlüsse waren niemals seine Sache gewesen.

Nach einem solchen Falle, wie er hier vorlag, wissen sich die Menschen allerlei zu erzählen. In der That war er auch zu grausenhaft, um nicht alle Vorgänge bis in die kleinsten Zufälligkeiten und Worte hundert- und hundertmal aufzunehmen und zu berichten. Und das geschah auch in vollem Maß. Zunächst erschien der Hingang der Frau Judith und des Kindes in einem höchst eigenthümlichen Lichte. Ihr Tod war von Erscheinungen begleitet gewesen, die sonst selbst bei tödtlichen Wochenkrankheiten nicht vorkommen. Das Kind ging an denselben Symptomen zu Grunde. Nun wurde der Umstand, daß Franz in der Apotheke Gift geholt hatte, besprochen. Sein Benehmen bei diesem Handel war nach den Aussagen des Apothekers höchst seltsam gewesen. Daß er bei dem Arzte erschien und nichts von der

ſich ſteigernden Krankheit ſeiner Frau wußte, ſchien gleichfalls verdächtig. Dazu kam noch der Bericht des Wirthes im Städtchen, bei dem er unmäßig getrunken und trotzdem, daß er bei dem Doctor nichts über ſeine Frau wußte, den Tod derſelben in Ausſicht geſtellt hatte. Warum blieb er dort ſo endlos lange ſitzen? Warum ſchlug er dann, ſtatt ſich nach Hauſe zu ſeiner kranken Frau zu begeben, den umgekehrten Weg ein? Warum hielt er ſich bis Abend von der Mühle entfernt? Noch mehr belaſtete ihn der Umſtand, daß er der Wärterin befahl, ſie möge Judith verhindern, das Kind anzulegen, was ihm der Doctor, den er ſpäter gar nicht mehr geſprochen hatte, keineswegs aufgetragen hatte. Kurz, dieſe verſchiedenen Umſtände bildeten ein Gewebe, daß allerdings gerechtes Mißtrauen einflößte und ſofort nach dem Begräbniſſe von den Bewohnern des Dorfes erörtert wurde. Wo die Leute ſich begegneten, ſteckten ſie die Köpfe zuſammen und raunten ſich unheimliche Vermuthungen in die Ohren. Das leiſe Geheimniß wurde allmählich ſogar in den Wirthsſtuben verhandelt, ſodaß die Behörde ihm endlich ein Ohr leihen mußte. Sicherlich war Franz, den es am meiſten betraf, der einzige, der nichts davon erfuhr.

Nach einigen Tagen flog der Müllerknecht athemlos die Treppe hinauf und klopfte mit mächtigen Schlägen an die Thüre des Müllers, der ſich noch ſtets eingeſchloſſen hielt.

Meiſter, Meiſter, rief er, ich muß Euch ſprechen.

Ich will niemand ſehen, ſcholl ihm die dumpfe Stimme des Müllers entgegen.

Ihr müßt es aber hören, es iſt zu wichtig für Euch, rief der Burſche.

Ich ſage dir, laß mich in Ruhe, erwiderte Franz.

So bin ich gezwungen, es zu rufen, daß das ganze Haus es hört. Es wird Euch reuen, wenn Ihr mir nicht aufmachen wollt.

Franz wurde plötzlich von einer dunkeln Ahnung durchzuckt. Er drehte den Schlüſſel, die Thür öffnete ſich.

Meiſter, wie ich höre, ſind Gensdarmen im Ort, die auf Euch fahnden, rief der entſetzte Knecht. Auch das Gericht iſt eingetroffen. Sie wollen Euere Frau und das Kind ausgraben.

Was ſoll mir das? rief Franz, der noch blaſſer geworden wäre, wenn er nicht ſchon wie ein Geſpenſt ausgeſehen hätte, und der am ganzen Körper ſchlotterte.

Die Leute ſagen, daß Ihr Weib und Kind vergiftet habt, ſprach der Burſche. Jetzt wißt Ihr alles, was Ihr wiſſen müßt, und mögt danach handeln.

Franz griff nach dem großen Meſſer, das auf dem Tiſche lag, und ſprang mit einem wilden Satz an dem Knecht vorbei. Es war die Bewegung eines gehetzten Thieres. Im Nu flog er die Treppe hinunter. Wohin er verſchwand, das hatte keiner geſehen.

Es dauerte nun auch nicht lange, ſo erſchienen von verſchiedenen Seiten Gensdarmen an der Mühle, welche alle Ausgänge beſetzten und das Haus betraten, indem ſie nach dem Eigenthümer fragten. Die erſchreckten Mägde bedeuteten die bewaffneten Männer, daß der Meiſter ſich eingeſchloſſen habe. Der Knecht, der dabei ſtand, zuckte die Achſeln. Die Gensdarmen begaben ſich

zuerſt in die bezeichnete Stube und fanden ſie leer. Auch in den übrigen Räumen des Hauſes wurde vergebens geſucht. Der Söller und Keller lieferte gleichfalls kein Reſultat. Man machte ſich nun an die Mühle, an die Scheune und Ställe. Jeder Winkel und jedes Loch wurde durchforſcht. Seltſamerweiſe war auch keine Spur von dem verſchwundenen Müller aufzutreiben.

Während einige Gensdarmen die Mühle beſetzt hielten, um ſich zu überzeugen, daß alles mit rechten Dingen zugehe, und andere die nächſten Umgebungen längs dem Fluſſe durchforſchten und in den Wald ſtreiften, ſtellte ſich eine Commiſſion des Gerichts zur Hausſuchung in der Mühle ein. Der Apotheker war gleich gebeten worden, um an Ort und Stelle Zeugniß abzulegen. In der That fand man die Büchſe, welche das Gift enthielt, und es ergab ſich, daß nur eine ganz geringe Quantität des Arſeniks fehlte, von der aber auch die Hälfte im Stande geweſen wäre, einige Menſchen mit Leichtigkeit zu tödten. Als wirkliches Gift gegen Mäuſe ſchien es nicht gebraucht worden zu ſein. Nirgends fanden ſich die Brotkügelchen, zu deren Anfertigung der Chemiker dem Müller die Anweiſung gegeben hatte.

Zu gleicher Zeit fand die Obduction der Leichen ſtatt, deren Zuſtand allerdings den herrſchenden Verdacht noch beſtätigte. Freilich forderte die wiſſenſchaftliche Unterſuchung eine längere Zeit; aber ſchon jetzt ſprach ſich die Meinung der Sachverſtändigen dahin aus, daß hier wol gar nicht mehr an einer Vergiftung zu zweifeln ſei.

Man kann ſich denken, daß es bei dieſen verſchiede-

nen Vorgängen nicht an Neugierigen fehlte. Je mehr die bis dahin allerdings noch unbestimmten Verdachtsgründe zur Ueberzeugung wuchsen, daß hier wirklich ein Verbrechen begangen worden sei, desto mehr steigerte sich der Unmuth und die Wuth des Volks, welches sich in immer größern Haufen versammelte. Ja, sie wurden dadurch gewissermaßen auf die Spitze getrieben, daß der Thäter dieses grausenhaften Verbrechens nicht aufzufinden war.

Als deshalb die Gensdarmen sich dahin aussprachen, daß sie vorläufig darauf verzichten müßten, den Müller in dieser Gegend zu finden, weil er wahrscheinlich schon über alle Berge sei, erboten sich die aufgeregten Landleute zu einer neuen Durchsuchung der Mühle und ihrer Umgebungen. Man bewaffnete sich sogar mit Hacken, Dreschflegeln und Heugabeln. Auf allen Gesichtern las man, daß es sich hier um eine blutige Jagd handle. Und dann ging es hinaus nach der Mühle.

Dort angekommen, trat ein junger Bursche vor, der einst manches Glas mit Franz getrunken hatte, und der auch eine von den ungeschlachten Waffen schwang, wie sie in den Bauernkriegen zur Geltung kamen: Ich will euch was sagen, ihr Leute. Laßt uns den Tyras losmachen, der wird uns schon zu seinem Herrn, dem verfluchten Müller, führen.

Gesagt, gethan. Der große schwarze Hund wurde von seiner Kette gelöst und sprang mit einem freudigen Winseln in mächtigen Sätzen fort. Die zornigen Bauern folgten ihm mit einem lauten Halloh. Das Thier zog anfangs große Kreise, indem er bald hierhin und bald dorthin lief. Endlich schien es eine Fährte zu

haben. Dann rannte es eine Weile den Bach hinauf. Dort ſtand auf einer erhöhten Stelle ein hoher und breiter Heuhaufen, der mit Stroh gedeckt war. Vor dieſem Schober blieb der Hund ſtehen, ſchnüffelte, dann erhob er ein lautes Freudengebell und ſprang mit wilden Sätzen um den Haufen herum.

Da haben wir den Burſchen! ſchrie derſelbe Burſche, der vorhin den Rath wegen des Hundes gegeben hatte. Auf, laßt uns den Schober auseinanderwerfen!

Und von allen Seiten nahten die Bauern und riſſen das Heu auseinander, das in alle Winde ſtob. Junge und Alte bemühten ſich, die Beſten zu ſein. Der eine griff mit den Händen zu, der andere hackte ſeinen Karſt hinein, der dritte ſuchte mit der Heugabel die Bündel zu zerſtören.

Da erſcholl aus der Höhe mit einemmal ein fürchterliches Halt! Oben auf dem Haufen ſtand Franz mit verwirrtem Haar, mit fürchterlichen Blicken, mit blaſſen Zügen. Er ſtieß ſich das breite Meſſer mitten in die Bruſt und rief: Gott ſei mir gnädig! Dann taumelte er rückwärts und fiel mit dumpfem Falle herunter mitten unter die Rotte ſeiner Verfolger.

Die Umſtehenden wichen plötzlich vor ihm auseinander. Nur der Hund, der ihn verrathen hatte, ſprang auf ihn zu; als er aber ſeinen Herrn mit der breiten Bruſtwunde, aus der das Blut in Strömen quoll, vor ſich liegen ſah, brach er in ein jammerndes Geheul aus.

Wie Franz nun aber, ein Bild des ſtillen Schmerzes — denn er gab weiter keinen Laut von ſich und ſah mit einem traurigen Blicke in die Runde — auf dem grünen

Rasen lag, da machte sich doch überall ein tiefes Mitgefühl mit dem armen Menschen geltend, den einst alle geliebt und dem man eine ganz andere Zukunft prophezeit hatte. Die einen liefen nach dem Bache, um ihm in ihren Hüten und Mützen Wasser zu schöpfen; andere rannten in das Dorf, um den Pfarrer, und in die Stadt, um den Arzt zu holen; die dritten aber wandten sich der Mühle zu und brachten bald eine Bahre mit einer Matratze, auf die sie ihn betteten und in das Haus brachten.

So lag er denn in der Wohnstube der Mühle, wo er so viel Gutes und Schlimmes erlebt hatte. Die Versuche der Bauern, ihm zu helfen, blieben ohne allen Erfolg. Das Blut entquoll der Wunde zwar nicht mehr in vollen Strömen, aber man war doch auch nicht im Stande, dasselbe zu stillen. Der Arzt, welcher sich wegen der Untersuchung der Leichen noch im Orte befand, erschien so rasch wie möglich. Er untersuchte den Zustand des Verwundeten, verordnete kalte Aufschläge und kühlende Mittel, von denen er sich aber nichts versprach, denn er zuckte mit den Achseln und äußerte sich vor der Thüre gegen die Leute, die ihn um ein Urtheil fragten, daß hier die menschliche Kunst zu Ende sei.

So überließ er seine Stelle dem Pfarrer, der mit dem Kranken allein blieb und dessen letzte Bekenntnisse anhörte. Franz gestand dem würdigen Geistlichen mit leiser Stimme, aber in ruhiger Darstellung sein Verbrechen ein. Soweit es seine Kräfte erlaubten, setzte er ihm den verworrenen Gemüthszustand, in welchen er durch die letzten fürchterlichen Ereignisse gerathen war,

auseinander. Er meinte, daß ein böser Geist über ihn gekommen sei, dessen Versuchungen er in halbem Wahnsinne nicht widerstanden habe. Seine Verwirrung sei auch nach der entsetzlichen That nicht gewichen. Seit er aber die tödliche Wunde von der eigenen Hand empfangen hätte, wäre ihm die völlige Klarheit der Seele zurückgekehrt. Jetzt erst sehe er ein, welch ein verworfener Mensch er gewesen sei, daß er den Pfad der Tugend und des Rechts verlassen und ein gemeiner Verbrecher geworden wäre. Er bereue, was er gethan, aus tiefster Seele. Dann rief er nochmals mit einem tiefen Seufzer und mit einer letzten Anstrengung: Gott sei meiner armen Seele gnädig!

Der Pfarrer betete, daß ihm die Sünden vergeben würden. Er mußte kurz sein, weil nach den Anstrengungen, die Franz gemacht hatte, das Blut wieder stärker floß, das Auge starrer und der Athem kürzer wurde. So rief er sich Hülfe, die auch in einigen mitleidigen Leuten erschien.

Aber was halfen hier alle weitern Anstrengungen. Als die Männer und Frauen eintraten, verhauchte Franz die letzten Züge eines Lebens, das so viel versprochen und so wenig gehalten hatte. Auf sein Angesicht war stiller Frieden getreten. Alle hatten einen wunderschönen Todten vor Augen. Der Geistliche aber sprach mit zum Himmel gewandten Blicken: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet. Hier ist eine That geschehen, die gleicherweise in das Gebiet des Verbrechens wie des Wahnsinns hineinragt. Betet um ein reines Herz und daß der Herr euch helle Pfade wandeln läßt, und weichet

nie von dem Spruche: Liebet einander. Dann wird es wahr, das ſchöne Wort: Die Liebe höret nimmer auf!

Die Arbeiten des Gerichtes waren unnütz geworden. Gott hatte hier ſein Gericht ergehen laſſen. Franz wurde neben ſeiner Frau und dem Kinde begraben. Wenn auch Stimmen von Leuten laut wurden, die den Todten in der Armenſünderecke des Friedhofes verſcharren wollten, ſo war doch der würdige Pfarrer der Meinung, daß man ihm ein ehrliches Begräbniß gewähren müſſe. Im Tode war Sühne für alle.

Die entfernten Verwandten Judith's traten den Beſitz der Güter an. In der Mühle aber wollte keiner wohnen. Man ließ ſie verfallen und verderben. Wind und Wetter haben das Ihrige gethan, um ſie zu einer Ruine zu machen. So ſieht ſie der Wanderer, der am Scheidergrunde hingeht. Die Eule niſtet in den Trümmern, und der Marder hat ſein Neſt in dem alten Gemäuer; der Landmann aber macht ein Kreuz und betet ein kurzes Gebet, wenn er vorübergeht. Jedermann meidet den Ort zur nächtigen Stunde.

Die Mühle im Vingsthal.

Erſtes Kapitel.

Aus der kleinen Förſterwohnung, welche eine ſpätere Zeit zwiſchen die alten Ruinen des Schloſſes Ringseck baute, trat am ſpäten Nachmittag ein friſcher, kräftiger Burſche, der erſt vor wenigen Wochen hier eingezogen war. Der Eigenthümer der Burgtrümmer und der umfangreichen, ſich an dieſelben ſchließenden Forſten, der ſpätere Sproß aus einer Seitenlinie des Rittergeſchlechtes, welches einſt auf dieſer Höhe ſeine Wohnſtätte beſaß, hatte den jungen, in eine grüne Jagdjoppe gekleideten Mann dem alten Oberförſter, welcher krank und ſiech war, zum Beiſtand gegeben, um die Cultur der reichen Waldungen zu übernehmen und Holz und Wild vor Frevlern aller Art zu ſchützen. Bernhard, ſo hieß der Forſtgehülfe, der erſt ſeit kurzer Zeit ſeine Lehre hinter ſich hatte, war aber, nachdem er den Morgen in Berg und Thal umhergeſchweift, den Nachmittag beſchäftig geweſen, um ſeine Bücher in guter Ordnung zu halten. Nach Beendigung dieſes Geſchäftes verließ er Schreibtiſch und Stube, um ein wenig Luft zu ſchöpfen.

Ueber ſeine offenen, muntern Züge flog ein vergnügliches Lächeln, als er ſich in den Umgebungen ſeiner kleinen Wohnſtätte umſah. Vor dem einſtöckigen Hauſe war nämlich zwiſchen den alten, zerbröckelten Mauern ein kleines Gärtchen angelegt, in dem die ſchönſten Roſen und einige andere Sommerblumen um die Gemüſebeete blühten. Er ordnete hier und da noch raſch mit der Hacke an einem Felde, gab hin und wieder dieſer und jener Zierpflanze eine andere Haltung und nahm auch für einen Augenblick Platz auf der hölzernen Bank, die im Schatten des blühenden Flieders und überragt von einer Ebereſche an dem alten Thurm angebracht war, um ſich von dort aus des gedeihenden Wachsthums ſeiner kleinen Anlage zu freuen. Indeß gönnte er ſich doch keine lange Zeit zu dieſem beſchäftigten Müßiggang, denn nachdem er auf die Uhr geſehen, eilte er wieder raſchen Schrittes in das Haus.

Als er nach einer Weile aufs neue aus der Thür trat, ſaß der ſpitzzugehende Jägerhut auf ſeinem Haupte und die Doppelflinte hing ihm nebſt Jagdſack und ſonſtigem Jagdbehör um die Schultern. Er ſchritt eilig nach der Ecke des Hofes, wo ihm der treue Hühnerhund in ſeinem Häuschen fröhlich entgegenbellte, löſte das Thier von der Kette und rief: Fort, Diana! Diana aber, in der ſichern Ahnung, daß es noch einen abendlichen Gang gelte, erging ſich in luſtigen Sprüngen und eilte durch das zerfallene Thor aus dem alten Schloßhof, während Bernhard rüſtigen Schrittes folgte.

Ein anderer hätte ſich ohne Zweifel des herrlichen Ausblicks in das ſchöne Flußthal, welches ſich außerhalb

der Mauern in weiter Ausbreitung dahindehnte, erfreut, mit Verwunderung auf die weite Wasserfülle gesehen, die unten dahinfloß, und auf das alte Städtchen, das sich, umgeben von Nuß- und Obstbäumen, in der Flut spiegelte, sowie auf die gewundenen Felsen und Schluchten des Thales geschaut. Der Jäger aber war bereits an diesen Anblick gewöhnt. Auch schien er zu sehr mit andern Gedanken beschäftigt, um der Landschaft eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Nur an einer vorspringenden Stelle des Pfades, der hier über die Felsen bog, auf denen man in das aus dem Gebirge mündende Thal sehen konnte, blieb er eine Weile stehen und spähte, dem Strome den Rücken kehrend, in die tiefe Schlucht, durch welche im Grunde ein Bach rauschte. Dort lag, an die bewaldete Höhe gedrängt, eine Mühle, deren klappernde Räder ihre Töne bis in die Höhe sandten, wo der Jäger stand. Man nennt diese Ansiedelung die Mühle im Bingsthal. Auch das schärfste Auge hätte in der Tiefe wol nichts anderes wahrgenommen, als daß hier eben eine Mühle liege. Dennoch blickte der junge Mann mit einer besondern Befriedigung und mit einer Ruhe hinunter, die im entschiedensten Gegensatz zu seiner Eile stand. Als er sich aber endlich von dem genannten Platze trennte, stürmte er aufs neue den jähen Pfad hinunter und gelangte endlich durch das Gebüsch in die Thalsohle des großen Stromes.

Nachdem er die Landstraße gekreuzt hatte, stand er vor einem alten Hause, das unfern des Flusses lag und sich durch seine Aufschrift „Gasthaus zum Schiff" als eine Herberge für die Schiffer und Fuhrleute, welche

hier vorbeikamen, zu erkennen gab. Es war ein schlichtes Gebäude, wie man sie häufig in diesen Gegenden trifft. Der Unterbau erschien in derbem Schieferstein aufgeführt, über demselben erhob sich ein Stock von Fachwerk, dessen Balken symmetrische Formen bildeten, und das von einem hohen und spitzen Schieferdach, unter welchem sich ein weiter Speicher barg, gekrönt wurde. Bernhard durchschritt den Platz vor dem Hause, wo eben mehrere Fuhrleute mit ihren Karren hielten, um die Pferde zu füttern und einen Imbiß zu nehmen, und trat zur Thüre, wo die blonde junge Wirthin stand und einem Kärrner Geld auf seine Zeche herausgab.

Ihr habt ein Unglück gehabt, Frau Christine? rief Bernhard ihr entgegen.

Leider Gottes! antwortete die Wirthin. Mein Mann hat gestern den Arm gebrochen.

Ich hörte es diesen Morgen von einem Holzhauer im Walde, sagte der andere, und komme her, mich nach dem Balthasar zu erkundigen und Euch meine Dienste anzubieten.

Ihr seid ein guter Mensch, erwiderte die Frau, mit einer Thräne im Auge, und reichte ihm die Hand.

Was ist da viel von Güte zu reden, sprach der Jäger. Der Balthasar ist mein guter, alter Kamerad aus der frohen Jugendzeit. Sollte mich da das Herz nicht drängen, ihn zu sehen und ihm, wenn es noththut, Beistand zu leisten? Kann ich zu ihm?

Augenblicklich schläft er, antwortete Frau Christine, und der Doctor hat mir anempfohlen, daß ich ihm möglichst viele Ruhe lassen möge. Er ist schon gestern ver-

bunden worden. Gott ſei Dank! die Sache ſcheint auch, wie der Arzt verſichert, nicht gefährlich. Nur kann es wol ein ſechs Wochen dauern, bis er wieder tauglich zur Arbeit wird.

Laſſen wir ihn denn ruhen, ſagte Bernhard. Ich begrüße ihn wol ſpäter einmal. Was aber die Arbeit angeht, ſo hoff' ich, daß Ihr mich eine Zeit lang für ihn eintreten laßt. Am Tage iſt dies allerdings meiner ſonſtigen Geſchäfte halber nicht möglich, denn Ihr wißt, daß ich erſt drei Wochen im Dienſte bin, und da heißt es, bei der Stange gehalten. Aber zur Nachtzeit kann ich Euch ſchon aushelfen. Ich weiß, daß der Balthaſar dann die Ueberfahrt auf dem Fluſſe ſelbſt beſorgt, weil der Knecht, für den Ihr am Tage allerlei andere Beſchäftigung habt, ſich ausruhen muß. Ich biete mich alſo an, den Abend von der Burg herunterzukommen und Euch, ſo gut ich es verſtehe, zu unterſtützen. Ihr wißt, daß ich mit dem Kahn und Ruder ſo gut fertig werden kann wie einer. Balthaſar hat es mich vor zeiten gelehrt.

Wie ſollt' ich Euch das zumuthen, ſprach die Frau, Ihr habt ſelbſt bei der Krankheit des alten Oberförſters die Hände voll zu thun. Nach ganzem Tagewerk iſt Euch aber die Nachtruhe ſehr nöthig. Auch hab' ich ſchon halb und halb mit den Schiffersleuten drüben aus dem Städtchen abgeſprochen, daß ſie den Dienſt verſehen.

Aber die müßt Ihr bezahlen, und mich habt Ihr umſonſt, warf der Jäger ein.

Ihr meint es wohl und gut, aber .... zögerte die Wirthin.

Nur kein Wenn und Aber, rief der Burſche. Oder habt Ihr vielleicht kein Vertrauen zu meiner Geſchicklichkeit?

Das wol!

Nun, dann ſind wir fertig, ſchloß der Jäger. Es wären ja ſchlechte Freunde, die ſich nicht gegenſeitig unterſtützten. Heute dir, morgen mir! Vielleicht hab' ich den Balthaſar auch bald einmal nöthig.

Alle weitern Einwendungen halfen nichts. Bernhard nahm Flinte und Jagdtaſche von der Schulter und ſetzte ſie, in das Haus tretend, in eine Ecke.

Nun, ſagte er, geht Ihr Euerer Arbeit nach, wie Ihr gewohnt ſeid. Kann ich Euch im Hauſe nützlich ſein, ſo ruft mich. Ich ſetze mich jetzt draußen auf die Treppe, an den Fluß, und kommt jemand, der hinüber will, ſo werde ich ſofort die Ueberfahrt beſorgen.

Geſagt, gethan. Er ſchritt durch die Flur des Hauſes und begab ſich auf die Treppe, die mit ihrem mächtigen Vorbau eine Terraſſe bildete, auf welcher mehrere Tiſche zur Aufnahme von Gäſte ſtanden, denn es bot ſich hier eine allerliebſte Ausſicht über den Strom und ſeine Ufer ſowie auf das gegenüberliegende Städtchen, deſſen Fenſter eben in den letzten Strahlen der Sonne funkelten. Die auf- und abgleitenden Kähne auf dem ruhig dahinfließenden Waſſer, das glatt und eben wie ein Spiegel war, verliehen dem Bilde eine ganz beſondere Anmuth und Heiterkeit.

Als Bernhard aus der Hausthüre trat, ſah er in

der Ecke des Vorbaues zwei Gesellen, die eine Flasche vor sich stehen hatten und in einer eifrigen Unterhaltung begriffen waren. In dem einen erkannte er den jungen Ankerwirth Lorenz Birnich von drüben aus dem Städtchen. Unter andern Umständen hätte er ihm vielleicht einen noch kühlern Gruß zugenickt, wie es jetzt der Fall war, denn der Bursche stand nicht im besten Leumund. Er galt nämlich in der ganzen Gegend als ein Verschwender und Spieler, der sich zudem, wie es hieß, nicht immer der größten Redlichkeit bei den Karten befliß, und dessen Verhältnisse nach dem kürzlich erfolgten Tode seines Vaters als sehr zweifelhaft geschildert wurden. Da der Jäger ihn aber als Gast seines alten Freundes beachten zu müssen glaubte, so bemühte er sich, seine Abneigung zu verbergen. Den andern Gesellen, der eine Art Matrosenhut von Wachstuch, einen Seemannsrock und weite leinene Hosen trug, hatte er nie gesehen. So nahm er denn in der entgegengesetzten Ecke Platz.

So fremd und vornehm, Meister Förster? rief ihm jetzt der Ankerwirth zu. Warum setzt Ihr euch nicht zu uns und trinkt ein Glas Wein an unserm Tische? Seht her, das ist der Amerikaner Will, oder eigentlich Wilhelm Hansen. Sein Vater war einst in unserm Städtchen ansäßig und ist vor langen Jahren über das Meer gegangen, weil es ihm hier nicht mehr gefiel. Dort hat er sein Glück gemacht und ist ein reicher Mann in den Urwäldern geworden, aber doch noch nicht reich genug, daß er nicht seinen Sohn hierher geschickt hätte, um die Erbschaft seiner jüngstverstorbenen Schwester zu erheben. Nur herangerückt, da könnt Ihr etwas von

dem fremden Land und den wilden Thieren und Menschen hören.

So wenig diese Einladung auch dem Jäger zusagte, so hielt er es doch für angemessen, den Worten Folge zu leisten. Außer der Höflichkeit trieb ihn aber auch die Neugierde, denn er hatte noch niemals einen Amerikaner gesehen und gehört. Deshalb setzte er sich denn zu den zwei Gesellen und nahm das Glas, das der Ankerwirth ihm anbot, indeß der Amerikaner ihm mit einem rothen Gesichte, aus eigentlich treuherzigen Augen, zunickte und ihm die Hand reichte.

God dam! fuhr dieser dann in seiner abgebrochenen Rede fort, indem er sich auf dem Stuhle rücklings wiegte und einen seiner Füß. . . af den Tisch setzte: Ihr lebt in einem ganz verfluchten Lande. Nicht allein, daß an allen Ecken und Enden so ein verfluchter Polizist steht und gafft und aufpaßt und lauert, ob man auch das Maul offen macht, oder ob einem Stiefel und Strümpfe recht sitzen, oder ob man den Hut nicht revolutionär auf dem Kopfe hat, oder ob man mit keinem verdächtigen Bucket versehen ist und gesetzmäßig um die Straßenecke geht: selbst bei den Gerichten, die doch in einem alteingesessenen Lande ihre Sache verstehen sollten, ist kein Vorwärtskommen zu denken. Statt daß sie mir meines Vaters Erbschaft geben und sagen: Scher' dich zum Teufel! muß ich vom Advocaten zum Richter und umgekehrt siebenmal an einem Tage, und kann nicht erhalten, was unser ist.

Nimm dich in Acht, Amerikaner, rief der Ankerwirth, indem ein höhnisches Lächeln über seine erd-

fahlen, verlebten Züge flog, das ist auch so ein Angestellter.

Auch angestellt? verwunderte sich Will, ich möchte doch einmal einen Deutschen sehen, der nicht angestellt ist.

Laßt Euch nicht irren, sprach Bernhard, ich bin im Privatdienst und gehöre auch nicht zu den Angebern.

Richtig, im Privatdienst, fiel der Ankerwirth ein. Er ist Jäger oder Förster bei dem Grafen und hat darauf zu achten, daß seinem Herrn kein Baum und kein Stück Wild abhanden kommt. Erzählt doch Bernhard, wie Ihr es in Amerika mit der Jagd haltet. Wenn mir hier ein wildes Schwein oder ein Hirsch in den Acker läuft und die Frucht verdirbt, so meinst du wol, daß ich mir die Flinte von der Wand nehme und der Bestie eine Kugel durch den Leib jage? Ja, prost die Mahlzeit, das muß ich schön bleiben lassen, denn nur der Eigenthümer der Jagd hat das Recht, und zwar auf meinem Grund und Boden.

Ei freilich, sprach Bernhard, weil der Jagdherr durch Besitz oder Pacht das Recht hat.

Pah! rief der Amerikaner, das sollte uns einfallen. Sobald wir wissen, daß irgendwo ein Hochwild, ein Auerochs oder ein Bär steht, so gehen wir hinaus und brennen ihm eins auf den Pelz.

Andere Länder, andere Sitten! fiel Bernhard ein. Bei Euch mag Eure Art gut sein, bei uns ist es die unsere.

Und stört Euch denn kein Nachbar? fragte der Wirth.

O ja, antwortete Will, aber wer der erste ist, der

iſt auch der Beſte. Uebrigens gerathen wir zuweilen auch mit den Rothhäuten in Streit, die ſich noch als die alten Herren der Jagdgründe betrachten, und mit denen wir dann auf Tod und Leben losgehen. Da iſt mir ſelbſt einmal eine merkwürdige Geſchichte geſchehen.

Erzähle ſie, ſprach der Wirth.

Dam, rief der Amerikaner, ſchnalzte mit den Lippen, hob den Hut auf und ſtrich ſich die Haare aus dem Geſicht, auf dem übrigens einige Unſicherheit über die zu erzählende Geſchichte zu ſtehen ſchien. Dam, da hatten wir eine Zeit in unſerer Farm ſo lange Rind- und Schweinfleiſch gegeſſen, daß uns Gaumen und Lippen auch einmal auf andere Koſt ſtanden. Während der Ernte aber fehlte es an Muße, der Jagd nachzugehen, weßhalb denn die Hirſche und Rehe ſich oft furchtlos bis an unſer Haus heranwagten. Endlich war der Herbſt gekommen. Da nahm ich meinen Riſle und das andere Jagdzeug und zog hinaus in den Urwald. Richtig war ich auch bald einem ſtolzen Hirſch auf der Fährte, bei deſſen Verfolgung ich mich immer weiter vom Hauſe entfernte. Mit mir zugleich jagten aber einige Indianer in dem Revier, das ich betreten hatte. Die verfluchten Rothhäute mußten mich bemerkt haben und mir ſchon lange nachgeſchlichen ſein, indem ſie plötzlich ſtatt des Wildes, das ſie ſuchten, mich zu erjagen ſtrebten. Ich bemerkte die Racker mit einemmal, als ich von einem Walde zum andern durch eine Prairie ſtreifte. Ich war eben durch einen breiten Bach gewatet, an dem ich lange hin und her nach einer Fuhrt geforſcht hatte.

Als ich mich auf dem andern Ufer ſah, mochten ſie glauben, daß ich ihnen nun nicht mehr nach Hauſe entwiſchen könne, und brachen mit lautem Geſchrei aus dem Gebüſch. Drei gegen einen, das war viel. Ich machte mich alſo auf die Beine und lief, obgleich ich mich immer mehr von unſerer Wohnung entfernte, in der entgegengeſetzten Richtung davon. So gut ich mich auch auf das Rennen verſtand, ſo rannten die kupferfarbigen Burſche doch noch ſchneller. Bald hörte ich einen der Verfolger dicht hinter mir. Er iſt mir ſchon auf den Ferſen und denkt mich ſicher beim Kragen zu haben. Da wende ich mich um, ſchieße mein Gewehr ab, und der Halunke liegt mauſetodt am Boden. Ich gebe aufs neue Ferſengeld. Leider hatte ich aber keine Zeit zum Laden, um mich aufs neue mit einigen Loth Blei zu vertheidigen. Unterdeß ſtürzt der zweite hinter mir drein. Einige Pfeile fliegen mir am Kopf vorbei. Endlich ſchien der Vorrath ſeines Köchers erſchöpft, aber er läßt nicht nach und iſt ſchließlich wieder ganz in meiner Nähe. Ich wende mich aufs neue, gebe ihm eins ab mit dem Revolver, daß er ſich am Boden krümmte und liegen blieb. Das Unglück, das die Genoſſen getroffen hat, ſteigert indeß die Wuth der dritten Rothhaut. Seine Pfeile ſchaden mir wieder nichts; er wirft ſeinen Jagdſpieß nach mir und ſtreift mir den Arm. So höre ich ihn wieder dicht hinter mir. Ich wende mich um....

Will hielt mit ernſtem Geſichte in ſeiner Erzählung ein und machte fürchterliche Augen.

Nun, rief der Wirth, und da haſt du den dritten mit dem Kolben deines Riſle erſchlagen.

Fehlgeſchoſſen, ſagte der Amerikaner mit dumpfer Stimme, der Burſche hat mich ermordet.

Die beiden andern ſchlugen ein helles Gelächter auf. Die eigenthümliche Art des Amerikaners, der anfangs noch höchſt gemeſſen ausſah und dann fröhlich einſtimmte, war ſo durchaus komiſch, daß es in der That keine Möglichkeit war, ſich ernſt zu halten.

Gottlob! daß Ihr von den Todten auferſtanden ſeid, ſprach Bernhard.

Das war wieder einmal echt amerikaniſch, ſetzte der Ankerwirth hinzu. Vor ſolchem Abenteuer biſt du in Deutſchland gehütet.

Wie ſo? fragte Will.

Die deutſchen Förſter würden dir, ſtatt mit Pfeilen, mit Pulver und Blei begegnen, wenn es dir einfiele, ein Jagdfrevler zu werden.

Hoho! rief der Amerikaner, wenn ich mir nicht das Vergnügen machte, ihnen zuvorzukommen.

Unſereiner würde Euch die Gelegenheit ſchwerlich geben, ſprach Bernhard. Wir machen hier kurzen Proceß, wenigſtens hab' ich mir vorgenommen, jeden in meinem Revier, der ſich widerſetzt, niederzuſtrecken. Und das könnt Ihr mir glauben, meine Kugel ſitzt.

Wir haben aber nicht nöthig, uns ſo feindlich gegenüberzuſtellen, meinte nun der Wirth. Wenn wir beide einmal Luſt ſpüren, mit Euch zu jagen, da werdet Ihr uns ſelbſt mitnehmen.

Warum nicht, erwiderte Bernhard, wenn Ihr euch bei meinem Grafen oder bei dem Oberförſter die Erlaubniß einholt.

Den Grafen kenne ich nicht, und mit dem Oberförſter ſtehe ich nicht auf dem beſten Fuße, denn ich habe ihm einmal funfzig Thaler beim Karten abgewonnen. Ich denke, ſolche Schritte ſind auch gar nicht nöthig. Ihr braucht ja dem alten, gichtbrüchigen Herrn nichts davon zu ſagen.

Was die Erlaubniß zur Jagd angeht, ſprach der Jäger, ſo lauten meine Inſtructionen dahin, daß nicht ich, ſondern meine Vorgeſetzten ſie zu geben haben. Dieſe Inſtruction zu umgehen, habe ich weder die Luſt noch die Geſinnung. Bei mir muß alles auf geradem Wege marſchiren.

Nun, Ihr ſeid mir ein ſchöner Kamerad, rief der Wirth mit höhniſchem Geſichte. Hier trinkt Ihr den Wein mit uns, und wollt uns nicht einmal den kleinen Gefallen thun, uns mit in den Wald zu nehmen. Und der Amerikaner möchte doch ſo gerne einmal hinaus.

Bernhard klopfte auf den Tiſch und beſtellte bei dem Schenkmädchen eine neue Flaſche. Dann ſprach er: Ich habe mit Euch getrunken und Ihr ſollt mit mir trinken. Im übrigen bleibt es, wie ich geſagt. Bringt Ihr mir einen Erlaubnißſchein von meinem Herrn oder vom Oberförſter, ſo jag' ich mit Euch, ſo viel und ſo lang Ihr wollt. Kommt Ihr als Wilddiebe in mein Revier, ſo weiß ich es zu ſchützen.

Damned! rief der Amerikaner, der Kerl gefällt mir, der redet klar und deutlich.

Dann gab er Bernhard mit freundlich lachendem Geſichte die Hand, die dieſer ſofort annahm.

In demſelben Augenblicke erſchien am Ufer des

Fluſſes ein ſchönes, hochgewachſenes Mädchen in der ländlichen Tracht dieſer Gegenden und ſah ſich nach allen Seiten um, ohne von den plaudernden Burſchen bemerkt zu werden. Erſt als ſie die Treppe hinaufſtieg, wurde ſie vom Ankerwirth bemerkt, der vor ſich hin flüſterte: da iſt die Walburg aus der Mühle im Bingsthal.

Bernhard wendete ſich um und wurde blutroth im Geſicht.

Der Amerikaner murmelte: Indeed, a nice girl!

Iſt kein Fährmann hier? fragte das Mädchen mit klarer Stimme und feſtem Tone.

Ich habe einen Kahn von drüben am Ufer liegen, ſprach der Ankerwirth, und bin bereit, Euch überzuſetzen, denn der Balthaſar hat den Arm gebrochen.

Und ich bin hier, um den Dienſt zu verſehen, fiel jetzt Bernhard ein. Wenn's Euch beliebt, ſo fahre ich Euch über den Fluß.

Das Mädchen ſah die beiden Sprecher mit großen Augen an und ſagte: Ich will die Chriſtine fragen.

Frau Chriſtine erſchien unterdeß, da ſie im Hauſe die Unterhaltung gehört hatte, in der Thür.

Iſt deinem Manne wirklich ein Unglück geſchehen? fragte das Mädchen.

Chriſtine beſtätigte die Ausſage.

Das thut mir ſehr leid, antwortete Walburg. Ich meinte indeß, die jungen Leute hätten mich zum beſten gehabt. Nun ſag' mir aber, wer den Balthaſar vertritt, denn ich muß hinüber nach dem Städtchen, um mit meinem Vater zuſammenzutreffen.

Der Bernhard will so freundlich sein, das Amt meines Mannes zu versehen, erwiderte die junge Frau.

Dann soll er mich fahren, sprach Walburg mit so entschiedenem Willen, daß dem schlau ausschauenden Ankerwirth kein Zweifel über ihre Absicht blieb. Hoffentlich geht es im Hause gut. Ich frage in diesen Tagen nach.

Und sie schritt stolz und kräftig dem Ufer zu und sprang in den Kahn. Bernhard folgte ihr, löste die Kette des Fahrzeugs, nahm die Ruder in die Hände und stieß ab. Der Wirth, Will und Frau Christine sahen ihnen nach, die sich immer mehr vom diesseitigen Ufer entfernten und dann allmählich dem jenseitigen näherten.

Zweites Kapitel.

Es war in der That ein schönes, stattliches Paar, das auf dem leichten Kahne in die breite Flut des majestätisch und ruhig dahinströmenden Flusses hinausschoß. Bernhard bewies in den kräftigen und zugleich zierlichen Bewegungen, mit denen er die Ruder handhabte, daß er ein geübter und tüchtiger Fährmann sei. Seine muskelstarken Arme flogen mächtig auf und ab, sein Gesicht strahlte von eigenthümlicher Freude und seine Augen ruhten funkelnd auf dem schönen Mädchen, das unbeweglich, fast wie eine Statue, vor ihm stand und die dunkeln Augen in die Ferne streifen ließ.

Die ersten Momente, in denen die beiden sich, getrennt von jeder andern Umgebung, zusammen befanden, verflossen in Stillschweigen. Erst als sie sich so weit vom Ufer befanden, daß ihre Stimmen nicht mehr deutlich gehört werden konnten, nahm der Jäger sich den Muth, seine Gefährtin anzureden.

So habe ich doch endlich das Glück, sprach er, daß ich Euch in der Nähe begrüßen und ein Wort an Euch richten kann, Waldburg.

Das hättet Ihr schon früher thun können, erwiderte das Mädchen, ohne eine Miene zu verändern.

So dachte ich auch, sagte Bernhard, als ich aus der Fremde zurückkehrte, wo ich das Forstwesen gelernt habe, und wo ich täglich an die Heimat, an die Mühle, an Euere Aeltern und besonders an Euch dachte. Sind wir doch gleichsam miteinander aufgewachsen. Als mein Vater, der Euch das neue Haus zimmerte, bei dem Bau verunglückte und eines raschen und unerwarteten Todes starb, da hat Euere fromme Mutter, die nun auch während meiner Abwesenheit hinübergangen ist, mich wie ein Kind in Euer Haus aufgenommen und gehegt und gepflegt, bis es Zeit wurde, daß ich mir einen Weg in das Leben öffnete, den ich glücklich im Forstfach fand. Ja, Waldburg, ich habe mit Euch eine fröhliche Jugend gehabt. Solche Tage vergißt man nie. Wir sind zusammen zur Schule und zur Kirche, und in Wald und Feld gegangen, und haben miteinander gespielt und gesungen. Wie waren da die Herzen hell und leicht. Wenn ich daran denke, so geht es mir wie Mailuft und Sonnenschein durch das Gemüth. Wie freute ich mich der Heimkehr! Ich bildete mir ein, es würden wieder so helle Zeiten kommen. Aber ....

Das Mädchen sah ihn scharf an, aber es entgegnete kein Wort.

Ach, fuhr er nach einer Pause fort, ich habe mich geirrt. Es ist bitter.

Was ist denn bitter? fragte sie im festem Tone. Ich habe nichts von Euch gesehen und gehört.

Um so schlimmer, sprach der Jüngling. Hätte Euere

gute Mutter noch lebt, dann wäre ich eines beſſern Willkommens in der Mühle ſicher geweſen. War es doch gleich mein erſter Gang zu euch.

Davon weiß ich nichts, entgegnete Waldburg, ſichtlich erregt.

Freilich habt Ihr mich nicht geſehen, ſagte Bernhart, Euer Vater ließ mir von vornherein einen Empfang vor dem Hauſe entbieten, daß ich allen Muth verlor, in die Thüre zu treten.

Das iſt ſeltſam, murmelte ſie vor ſich hin. Was hat er Euch denn geſagt?

Anfangs that er, als ob er mich nicht mehr kenne, lautete die Antwort. Dann meinte er, Zeit und Umſtände hätten ſich ſehr verändert, das Forſthaus liege hoch im Gebirg, die Mühle tief im Thal, der Wald ſei etwas anderes als das Waſſer, es könne keine Beziehungen zwiſchen beiden ſtatten, und als ich erſtaunt ob ſolcher Reden vor ihm ſtand, machte er mit hohnlächelndem Geſichte einen Diener, wandte mir den Rücken und ließ mich, wo ich war.

Das Mädchen erröthete bei dieſer Mittheilung, die ihm ſchlecht zu behagen ſchien. Gleichwol ſagte ſie entſchuldigend: Dann muß mein Vater Dinge von Euch erfahren haben, die ihm nicht gefallen.

Ich wollt' es gern geſchehen laſſen, erwiderte der Förſter, daß mein Lebenslauf vor den Augen der Menſchen läge, wie er vor Gottes Augen liegt.

Es gereicht Euch aber nicht zur Ehre, mit ſolchen Leuten zuſammen zu ſein, in deren Geſellſchaft ich Euch eben geſehen habe, entgegnete Waldburg ſpitz.

Ich kenne den einen faſt nur vom Anſehen, den andern ſah ich heute das erſte mal, ſprach Bernhard. Da ich mich angeboten habe, für meinen Freund Balthaſar den Dienſt zu übernehmen, mußte ich mich wenigſtens für die Zeit, wo ich dies Amt verſehe, als Mitglied des Hauſes betrachten und konnte ſeinen Gäſten, die mir freundlich zuredeten, nicht ungezogen den Rücken wenden. Weiter aber habe ich weder mit dem Ankerwirth noch mit dem Amerikaner etwas zu thun.

Das Mädchen ſchaute vor ſich hin. Aus den Worten des Förſters klang die Wahrheit ſo deutlich hervor, daß ſie keinen weitern Einwand zu machen wußte.

Ich will Euch einen andern Grund ſagen, fuhr jetzt der junge Mann fort, warum Euer Vater nichts mehr von mir wiſſen will. Wie ich allgemein höre, iſt er in den letzten Jahren durch ſeine Schneidemühle und den Holzhandel reich geworden, der Reichthum aber hat ihn auch ſtolz gemacht, und ich bin nur ein armer Schelm, mit dem man nicht mehr wie in frühern Zeiten vertraulich verkehren kann. Freilich hat mir dieſe Härte wehe gethan, aber es ſchmerzt mich doch noch viel mehr, daß ich Euch nicht mehr ſehen ſoll.

Walburg ſchaute während dieſer Worte, die der Jäger mit bebender Stimme ſprach, auf den Boden. Ihre Züge waren geröthet, ihr Athem ging ſchneller. Dann ſah ſie plötzlich auf und rief:

Aber was iſt das! Wir kommen ja gar nicht von der Stelle.

In der That ſchwebte der Nachen mitten auf dem Strome. Der Kiel war gegen das Waſſer gewendet. So

hatte ihn Bernhard ſchon eine Weile gehalten, ohne ſich dem einen oder dem andern Ufer zu nähern.

Wer weiß, wann ich Euch wiederſehen darf, ſprach der junge Mann. Ich habe dieſen Augenblick des Glücks benutzt, um Euch mein Herz auszuſchütten. Jetzt wißt Ihr ungefähr alles, nur noch eins nicht, und das iſt, daß ich Euch in der Ferne keinen Augenblick aus den Gedanken gelaſſen habe. Ja, Walburg, daſſelbe Gefühl, das ich ſtets zu Euch trug ....

Ihr ſollt mir nicht von Gefühlen ſprechen, ſondern mich überfahren, unterbrach ihn das Mädchen ſtreng, und ſeine Züge nahmen die vorige Kälte an. Was ſollen die Leute hüben und drüben ſagen, daß wir uns nicht von der Stelle bewegen.

Die Leute hüben und drüben können ſehen, daß hier nichts Unrechtes geſchieht, erwiderte Bernhard entſchieden und ſtolz. Und das iſt die Hauptſache. Ihr ſeid auf dieſem Kahn vollkommen in meiner Gewalt. Kein Menſch könnte es hindern, daß ich den Strom mit Euch hinunterführe und nach meinem Willen thäte. Aber ſo ſteht es nicht. Ich gehöre nicht zu den Schelmen und Thunichtgute. Da Ihr nun wißt, was Ihr wiſſen ſollt, ſo ſäume ich keinen Augenblick länger.

Er gab in demſelben Augenblicke dem Nachen die Richtung nach dem Städtchen zu, daß er wie ein Pfeil dahinſchoß. Weitere Worte und Blicke wurden nicht mehr gewechſelt. In kurzer Zeit ſtieß das Fahrzeug an das Ufer. Bernhard legte die Ruder ein. Walburg ſprang auf das Land und ſchied mit den Worten: Ich werde mich über alles erkundigen. Am Sonntag iſt

hier Kirchweihe. Dort hoffe ich Euch zu ſehen und zu ſprechen.

Ich werde nicht fehlen, ſprach der Jäger, und ſah der ſchönen, ſchmucken Geſtalt, die mit feſtem Schritte das hohe Ufer erſtieg, eine Weile nach. In ſeinem Herzen jubelte und jauchzte es. Er empfand, daß ſie ihn nie vergeſſen, und daß er einen neuen Sieg über ſie errungen habe. Als ſie ſeinen Blicken durch das hohe, mittelalterliche Thor verſchwunden war, fuhr er langſam zurück.

Bernhard hatte dieſen Abend noch verſchiedenemal denſelben Weg zu machen, denn er fand jedesmal, wenn er vor Balthaſar's Hauſe anlegte, Gruppen von Leuten, die nach dem Städtchen heimkehrten und ſich zur Ueberfahrt drängten.

Es war ſchon ziemlich ſpät, und die Lichter des Städtchens und der weiter im Thale liegenden Orte glänzten nicht allein auf dem Lande, ſondern auch im Spiegel des Waſſers, als er den Kahn anketten und das Haus betreten konnte. In der Wirthsſtube fand er, was ihm gerade nicht zur beſondern Freude gereichte, die beiden Geſellen, die ſich von der Treppe zurückgezogen und zum Kartenſpiel geſetzt hatten.

Da iſt ja unſer Meiſter Jäger und Schiffer, der im Walde wie auf dem Waſſer zu Hauſe ſcheint. A devilish boy! rief der Amerikaner.

Wollt Ihr nicht ein Spiel mit uns machen? fragte der Ankerwirth.

Ich verſtehe mich nicht auf des Teufels Gebetbuch, rief der Jäger.

Ich kenne auch nichts davon, ſprach der Amerikaner, aber ich leſe doch darin. Unter den Wölfen muß man mitheulen.

Oder mitgefangen, mitgehangen, erwiderte Bernhard; nehmt Euch aber doch vor ihren Klauen und Zähnen in Acht.

Der Ankerwirth ſah ihn mit einem giftigen Blicke an und ſprach: Es ſcheint faſt, Ihr wollt mich dem Amerikaner verdächtig machen.

Nicht im mindeſten, entgegnete der Jäger. Ich weiß nur, daß man beim Spiel gewinnt und verliert, und halte beides für einen Verluſt. Aber ſagt einmal, fuhr er, zu Will gewendet, fort, habt Ihr in Amerika auch falſche Spieler?

Das verſteht ſich, lautete die Antwort.

Und was thut Ihr mit ihnen, wenn Ihr ſie erwiſcht?

Wir bezahlen ſie nicht.

Wenn Ihr ſie aber ſchon bezahlt habt?

So zwicken wir ſie, daß ſie es wieder herausgeben müſſen.

Und wenn ſie nicht wollen?

Damned! dann jagen wir ihnen mit dem Revolver eine Kugel durch den Leib und nehmen unſer rechtmäßiges Gut zurück.

Bernhard warf einen Blick auf den Ankerwirth, der ſich entfärbte. Dann ſprach er aufs neue zu Will: Das würdet Ihr aber hier in Europa bleiben laſſen, wenn Ihr nicht in die Hände des Richters und vielleicht ſogar des Henkers fallen wolltet.

Und das würde ich beim Teufel nicht bleiben laſſen, rief der Amerikaner.

Ich habe das Spiel verloren, rief jetzt der Wirth, der ſich den Anſchein gab, als hätte er, in die Partie vertieft, auf dieſe Unterhaltung gar nicht Acht gegeben. Der Amerikaner hat ein heilloſes Glück. Dann zog er die Börſe und legte ein paar Silberſtücke auf den Tiſch, die Will lachend einſtrich, während er rief: Jetzt will ich Euch Revanche geben.

Aber der Wirth ſagte, daß er heim müſſe, um nach ſeinem Haus und ſeinen Leuten zu ſehen, und meinte, es werde ſich ſchon nächſtens eine Gelegenheit bieten. Dann berichtigte er die Zeche und machte Anſtalt, das Zimmer zu verlaſſen, indem er Bernhard zurief: Ich werde mich nächſtens in Eurem Revier einfinden, um ein Reh zu jagen.

Mit dem Erlaubnißſchein werdet Ihr mir willkommen ſein, lachte der Jäger; ohne denſelben muß ich Euch aus dem Walde in das Feld ſetzen.

Das iſt doch einmal ein Deutſcher, der einen harten Kopf hat, rief der Amerikaner; aber er gefällt mir. Meiſter Jäger, wir müſſen gute Freunde werden. Wenn auch nicht mit der Büchſe auf dem Rücken, ſo werde ich Euch doch nächſtens in Eurem Revier beſuchen.

Das könnt Ihr machen wie Ihr wollt, erwiderte Bernhard.

Die beiden Geſellen verließen darauf die Stube und begaben ſich nach dem Ufer des Fluſſes, wo ſie

den Kahn bestiegen, der sie nach dem Städtchen führen sollte.

Bernhard blieb allein und setzte sich in eine Ecke. Das Schenkmädchen brachte ihm sein Abendessen und machte ihm dann ein Lager zurecht. Nach einer Weile erschien auch Frau Christine, nahm an seiner Seite Platz und meinte, er hätte dem Ankerwirth einen Strich durch die Rechnung gemacht, denn derselbe spekulire auf die reiche Müllerstochter und wisse auch ganz geschickt mit dem Alten zu schwatzen. Der Alte traue nur den Aufschneidereien noch nicht. Wenn der Wirth aber im Stande sei, ihm das baare Vermögen, von dem er immer rede, zu zeigen, dann würde er die Heirath der beiden mit allen Mitteln zwingen, denn der Müller sehe leider mehr auf das Geld wie auf die Person eines künftigen Schwiegersohnes.

Bernhard suchte die Aufregung, die ihm diese Mittheilungen verursachten, so gut er vermochte, zu verbergen. Das Essen und der Wein wollte ihm aber nicht schmecken. So war er froh, als die Frau ihn aufforderte, jetzt ihren Mann, der vor kurzem erwacht sei, für eine Weile zu besuchen. Er folgte ihr in das Schlafzimmer Balthasar's, dessen Arm unbeweglich in lauter Binden und Bändagen lag. Der Schiffer sah dem Jäger mit herzlichster Freundlichkeit entgegen. Die alten Freunde plauderten dann ein Stündchen miteinander von alten und neuen Tagen und Ereignissen.

Endlich war es Zeit, aufzubrechen. Bernhard begab sich in die Wirthsstube und warf sich in den Kleidern auf das für ihn bereitete Bett. Er schlief unbig

und gesund und träumte einen schönen Traum von Waldung. Als aber der Tag graute, erhob er sich nach rüstiger Jägersitte, hing Flinte und Jagdsack über und stieg den Berg hinan, um die Geschäfte im Forste zu besorgen.

Drittes Kapitel.

Als Bernhard am Nachmittage in seinem Zimmer am Schreibtisch saß, um seine Bücher in Ordnung zu halten, hörte er plötzlich, daß der Hund im Schloßhofe anschlug. Er schaute zum Fenster hinaus und erblickte zu seiner nicht geringen Verwunderung die gedrungene Gestalt des Amerikaners, der eben durch das alte Thor schritt und sich der Försterwohnung zuwendete. Der Jäger stand deshalb von seiner Arbeit auf und trat aus der Thüre, um den Gast zu empfangen, obgleich ihn die Erscheinung desselben keineswegs angenehm berührte.

Eine verteufelt hohe und luftige Wohnung habt Ihr euch da ausgewählt, Herr Jägermeister, rief Will mit dem besten Humore und dem freundlichsten Gesichte von der Welt. Nehmt es nicht übel, daß ich mich so mir nichts dir nichts zu Euch dränge. Ich muß Euch aber sagen, daß Ihr mir gefallen habt, und daß es mich zu Euch zieht. Die Leute hier zu Lande sind alle so heillos höflich und voll von Complimenten, daß es mir wohl that, einmal einem Menschen zu begegnen, der kein

Platz vor den Mund nimmt, und dem, wie ich meine, das Herz auf dem rechten Fleck sitzt. Hol' der Teufel alle Feinheit! Ich bin, wie es irgendwo geschrieben steht, ein Huronc, der Europas übertünchte Höflichkeit nicht kennt. Ist's Euch recht, so gebt mir die Hand.

Willkommen! rief der Jäger und schüttelte die angebotene Rechte. Wie habt Ihr aber nur den Weg zu diesem alten Neste gefunden?

Wahrhaftig ein altes Nest, sagte Will, indem seine Augen in die Runde schweiften. Eine Ruine, ein altes Schloß! Einzig in seiner Art! So etwas existirt bei uns nicht. In Amerika würde man die alten Mauern unter Glas und Rahmen setzen und für Geld sehen lassen. Man wanderte dahin wie nach dem Niagarafall. Ich glaube, wenn ich nach Hause komme und erzähle, daß ich solch ein Schloß gesehen habe, so steckten mich meine Landsleute aus oder sie setzen mich als Merkwürdigkeit in Spiritus. Drum will ich's lieber für mich behalten, damit ich nicht ins Museum zu Neuyork oder Philadelphia komme. Aber schön ist's doch im deutschen Land. Bei Gott! ich wünsche, mein Vater wäre daheimgeblieben, denn wenn ich auch oft wie ein Rohrstrau schwatze und raisonnire, aufrichtig gesagt, es gefällt mir in Euern menschenreichen Gegenden besser als in den öden Flächen über dem Meere und bei den windbeuteligen Freiheitsflummeln.

Nehmt mir's nicht übel, Herr Amerikaner, sprach Bernhard, aber ich glaube, es würde Euch noch mehr behagen, wenn Ihr euch in besserer Gesellschaft befändet, als in der ich Euch gestern Abend sah. Doch kommt

ins Haus, Ihr müßt durstig sein, ich will Euch einen Trunk reichen.

Sie traten in die Stube. Bernhard nahm eine Flasche Wein und Gläser aus dem Schranke, schenkte ein und stieß mit dem Fremden an, dessen offenes Wesen ihm jetzt, wo der Ankerwirth nicht dabei war, einen durchaus günstigen Eindruck machte.

Zum Wohlsein! that Will Bescheid. Was ist da zu thun? Ich würde in meinen Hals hineinlügen, wenn ich sagte, daß der Lorenz mir gefiele. Was uns zusammenbringt, das ist: ich habe viele müßige Zeit, weil ich mich doch nicht jeden Augenblick mit der verfluchten Erbschaft beschäftigen kann, und er hat auch viele leere Augenblicke. Wir zählen beide so ziemlich alle Tage vierundzwanzig Freistunden. Was soll man da thun, als lottern. Aus dem Haus ins Freie, aus dem Freien in die Häuser, vom Wein zum Spiel, vom Spiel zum Weine. Ueberdies wohne ich bei ihm. Ich liege im Anker vor Anker. Er ist ein Junggeselle, ich bin Junggeselle, da haben wir uns vorläufig miteinander verheirathet, um Unsinn und Blödsinn zu treiben.

Wo habt ihr denn gegenwärtig Euere Ehehälfte gelassen? fragte der Förster.

Wir leben in der Trennung, um uns wahrscheinlich bald ganz zu trennen, lachte Will laut auf.

Wie soll ich das verstehen? fragte der andere.

Nun, er denkt allen Ernstes daran, bald in die Ehe zu treten.

Und mit wem?

Das ist eine curiose Geschichte, nahm nun Will das

Wort. Mir flunkert der Bursche an einem Stück vor, zumal wenn ich ihm davon erzählt habe, wie bei uns die Leute hantieren und bald reich, bald arm, bald Bettler und bald Millionäre sind, daß er hier alles verkaufen und mit mir nach Amerika gehen wolle, denn der Geldteufel sitzt ihm im Leibe wie irgendeinem, den ich kenne.

Wir würden hier in Deutschland keine Thräne vergießen, wenn er abschöbe, fiel Bernhard ein.

Es ist ihm auch gar nicht ernst damit, erwiderte der Amerikaner, zumal, wenn es ihm gelingt, hier sein Schäfchen ins Trockene zu bringen. Und damit geht er in der That um.

So wißt Ihr, wie er es anzufangen gedenkt?

Ei freilich, sagte der andere. Ich habe ihn und seine Pläne neulich belauscht. Wir saßen im Anker hinter dem Wein und hatten schon ein paar Flaschen vertilgt. Da trat der Müller aus dem Pingsthal herein. Mein schlauköpfiger Wirth holte ihn gleich an unsern Tisch. Von mir war bald keine Rede mehr. Sie schwatzten über allerlei Geschäfte, die mir fremd waren, sodaß ich mich über ein paar Stühle streckte und die Augen schloß. Da sie mich für eingeschlafen hielten, ging es mit einemmal los. Ich glaube, mein Anker sucht sich bei dem Müller einzuhaken. Der langen Rede kurzer Sinn aber war, daß er behauptete, er wäre der Wirthschaft satt, er habe die Absicht, seinen Gasthof zu verkaufen, dann wolle er das Haus meiner verstorbenen Tante kaufen und dort einen Holzhandel beginnen, mit dem er dem Müller starke Concurrenz machen würde. Darum wäre

es wol am beſten, daß ſie beide gemeinſchaftliche Sache machten, dann könnten ſie ſich vortrefflich in die Hände arbeiten. Deshalb ſollte der Müller ihm ſeine Tochter zur Frau geben, ſie würden dann beide reiche Leute werden. Es handelte ſich offenbar um daſſelbe Mädchen, das Ihr geſtern überfuhret, denn als Ihr ihm die Taube abjagtet, die er ſelbſt in ſeinem Kahne haben wollte, wurde er fuchswild. Auch ſagte die Wirthin da unten, das Mädchen ſei die Walburg aus der Mühle im Bingsthal.

Und was meinte der Alte dazu? fragte Bernhard mit bebender Stimme.

Er ſagte: Butter bei den Fiſchen, antwortete der Amerikaner. Bevor er auf den Pact eingehe, müſſe er eine Einſicht in das Vermögen des Ankerwirths Herrn Lorenz Birnich haben.

Und weiter iſt nichts vorgefallen?

Weiter nichts, als daß der Burſche verſprach, ihm die Moneten, die er beſitze, zu zeigen. Und ich glaube, daß er zu dieſem Zwecke heute in die Mühle gegangen iſt.

Wie, er iſt zur Mühle? fragte der Jäger aufgeregt.

Ja, dieſen Nachmittag, bekräftigte Will; ich wollte ihn begleiten, aber er ſchlug es mir ab. Deshalb vermuthe ich, daß etwas im Werke iſt. Gegen Abend ſoll ich ihn an der Fähre treffen, wo wir uns geſtern zuſammenfanden. Es war mir aber zu langweilig, den ganzen Nachmittag im Städtchen zu bleiben, drum bin ich hergekommen, um Euch zu beſuchen und zu plaudern.

Auf dem Geſichte des Jägers zeigte ſich mit einemmal eine merkwürdige Unruhe. Er trommelte in ſeiner

Aufregung unaufhörlich und heftig mit den Fingern auf den Tisch. Da er aber nicht hoffen konnte, eine nähere Aufklärung zu erhalten, suchte er das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen.

Wie steht es denn mit Euerer Erbschaft? fragte er den Gast.

Ich bin heute endlich so glücklich gewesen, fünftausend Thaler beim Notar zu erhalten, sprach dieser. Fünf andere tausend sind noch zurück; ich soll sie in acht Tagen haben. Sie stehen als Hypothek bei dem Bauer im Oberhof, der, wie ich höre, hier hinter dem Walde auf der Höhe liegt, und werden am künftigen Mittwoch ausbezahlt.

Dann habt Ihr einen guten Gläubiger, fiel der Jäger ein, der Mann ist steinreich.

Ist das Geld eingesackelt, fuhr der Amerikaner fort, so bin ich fertig hier im Lande und gehe wieder heim, um mit meinem Vater, welcher der Besitzer ist, abzurechnen.

Und habt Ihr das Geld auch sicher zur Bewahrung untergebracht? fragte der Förster.

Natürlich, erwiderte der andere. Im Gasthof steht in allen Zimmern angeschlagen, daß man größere Summen an den Wirth abliefern möge, denn er könne sonst nicht dafür garantiren. So habe ich denn die Papiere unserm Schlaukopf eingehändigt.

Bernhard ging plötzlich ein unheimlicher Gedanke durch den Kopf. Er dachte daran, daß der Wirth am Ende das Geld benutze, um sich in den Augen des Müllers den Schein eines vermögenden Mannes zu

geben und auf diese Weise Walburg als Frau zu gewinnen. Er sah mit einemmal wieder sehr nachdenklich aus.

Was schaut Ihr nur so ernst darein? fragte der Amerikaner.

Bernhard antwortete nicht. Will wiederholte seine Frage. Nach einigem Nachdenken antwortete der Förster:

Ich rathe Euch, daß Ihr auf Euerer Hut seid. In der Gegend spricht man nicht besonders gut von den Vermögenszuständen des Ankerwirthes. Ob die Leute lügen, weiß ich nicht. Aber gewöhnlich ist etwas an solchen Gerüchten. Jedenfalls wäre Euer Geld bei dem Notar sicherer gewesen. Auch warne ich Euch, daß Ihr nicht mit ihm spielt. Man sagt, daß er einmal erwischt worden ist, wie er sich falscher Karten bediente, und daß er bei dieser Gelegenheit zwar keine gerichtliche Verfolgung erlitt, wie dies denn beim Spiel schwierig ist, daß er aber gehörige Prügel besehen hat.

Bah! rief Will, ich habe noch immer von ihm gewonnen.

Das hindert nicht, daß Ihr auch einmal verlieren könnt, erwiderte der andere. Jetzt aber dürft Ihr mir nicht übel nehmen, wenn ich Euch zum Aufbruch mahne. Ich habe einmal der Frau Christine versprochen, die Fähre für ihren kranken Balthasar zu besorgen, da heißt es denn Wort gehalten.

Wie es des Mannes Pflicht fordert, setzte der Amerikaner hinzu.

Sie erhoben sich beide von den Stühlen, tranken ihre Gläser aus und machten sich fertig. Nachdem Bern-

hard, der alten Jägersitte folgend, sich wieder mit seinem Jagdzeug versehen und den Hund von der Kette gelöst hatte, zogen sie durch den Wald in das Thal und langten auch bald in der Herberge Zum Schiff an. Die Gespräche, welche die beiden unterwegs geführt hatten, waren im ganzen ernsthafter Natur und betrafen die Erbschaftsangelegenheiten sowie die empfangenen Gelder des Amerikaners, der Bernhard wegen seiner Gutmüthigkeit und Offenheit immer besser gefiel, dessen Sorglosigkeit und allzu grosses Vertrauen, die sich hier zum offenbaren Leichtsinn gestalteten, aber möglicherweise allerlei Verlegenheiten für ihn herbeiführen konnten, weshalb der Jäger ihm denn seine Meinung nicht vorenthielt.

An der Fähre gab es sogleich für Bernhard zu thun. Da die Zeit schon vorüber war, wo der Amerikaner den Ankerwirth im Schiffe treffen sollte, so fuhr er gleich mit dem Jäger nach dem Städtchen hinüber, wo er auch blieb, um, nach seinen Aeußerungen, sofort Anstalten zu treffen, daß ihm sein Geld gut aufbewahrt bleibe. Bernhard aber setzte noch eine Weile seine abendlichen Fahrten, die gerade zu dieser Zeit am häufigsten waren, fort.

Als es Nacht geworden und sich weiter keine Leute zur Ueberfahrt meldeten, saß er einsam in einer Ecke der Terrasse und schaute besorglich in die ruhige Dunkelheit hinaus. Jetzt, wo er sich mit sich selbst allein befand, stürmten die beunruhigendsten Gedanken auf ihn hinein. Mit doppelter Macht fühlte er sein ganzes Herz zu der geliebten Walburg hingezogen, aber auch mit der doppelten Pein empfand er, daß er auf dem Punkte stand, sie durch den Stolz und die Geldgier des alten

Müllers wie durch die Ränke und Schliche des Ankerwirths zu verlieren.

Da hörte er plötzlich Stimmen von der Straße her. Sein Herz pochte noch lauter, denn er kannte sie beide. Es waren der Müller aus dem Pingsthal und der Ankerwirth. So spitzte er die Ohren, um kein Wort zu verlieren, was übrigens kaum nöthig war, da die Stille, welche ringsum herrschte, die geflüsterten Worte leicht und bestimmt zu ihm hinübertrug.

Nun wißt Ihr also alles, sagte der Ankerwirth; die fünftausend Thaler befinden sich in Euern Händen, fünf neue tausend hoffe ich in Zeit von acht Tagen flüssig zu machen und Euch zu bringen. Mit dieser Summe können wir nicht allein das Haus erwerben, wir behalten auch noch ein beträchtliches Kapital für den Holzhandel. Meinen Gasthof aber, der sich wegen der Dampfschiffe nicht mehr rentirt, werde ich sofort verkaufen und mit dem gelösten Gelde die wenigen Ausstände bezahlen und freie Bahn machen. Es hängt also nur noch an Euch, die Sache zum Schluß zu bringen. Wenn sie sich zerschlägt, so ist es mein fester Entschluß, mit dem Gelde nach Amerika zu gehen und dort das Glück zu versuchen.

Verhält sich alles, wie Ihr sagt, erwiderte der Müller, so seid Ihr vor dem Winter mein Schwiegersohn. Die Hand darauf!

Abgemacht! war das letzte Wort des Wirthes, der sich jetzt von dem Müller trennte und das Ufer hinabeilte, während die Schritte seines Gefährten auf der Landstraße verklangen. Bernhard sah seinen Rivalen

den Nachen, den er auch jetzt wieder mitgebracht hatte, besteigen und in den Fluß rudern.

Was Wunder, daß der Jäger von neuen Gedanken beunruhigt wurde, die natürlich in erster Reihe sein Verhältniß zu Walburg betrafen, sich aber auch auf den Amerikaner bezogen, mit dessen Gelde der Ankerwirth dem Müller gegenüber ohne Zweifel die Verhandlungen eingeleitet hatte. Wie gern hätte er den leichtsinnigen Will gewarnt! Heute war es freilich zu spät, um das Verhaben auszuführen. Er nahm sich aber vor, ihm bei der ersten Gelegenheit die betreffenden Mittheilungen zu machen.

Viertes Kapitel.

Die nächsten Tage vergingen, ohne daß Bernhard seinem Wunsche gemäß den Amerikaner zu Gesicht bekam. Wenn er sich abends an der Fähre befand, um seine Freundschaftsdienste für Balthasar fortzusetzen, sah er sich hundertmal nach dem Amerikaner um, oder er suchte auch in der Dunkelheit die Stimme desselben zu erlauschen. Ja er benutzte ein paarmal seine Anwesenheit am Ufer des Städtchens, um für einen Augenblick auszusteigen, nach dem Gasthof zum Anker zu laufen und dort nach Will zu fragen. Leider erhielt er aber jedesmal die Antwort, der Gast sei mit dem Wirth in den einen oder andern benachbarten Ort gegangen oder gefahren. In der That schienen diese beiden es in den letzten Tagen auch bunt genug zu treiben, denn der Jäger hörte verschiedenemal sowol im Wirthshause Zum Schiff wie in seinem Kahn, daß die Leute sich über das unmäßige Schwärmen und Hantieren der beiden Gesellen, welche die ganze Gegend durchstreiften, gerade nicht in den feinsten Redensarten äußerten.

So kam dann der Sonntag heran, an dem die Kirchweihe im Städtchen ſtattfinden ſollte. Bernhard hatte für den Abend des Feſttages einen Mann gefunden, der ihn an der Fähre erſetzte, denn da er die Hoffnung hegte, Walburg zu treffen, durfte er bei Tanz und Spiel nicht fehlen. Deshalb trat er ſchon am frühen Nachmittag in den beſten Kleidern aus ſeiner Wohnung, ſtieg den Berg hinab, grüßte Balthaſar, der ſich jeden Tag beſſer befand, ſowie ſeine Frau, und fuhr dann nach dem Städtchen hinüber. Auch jetzt war es wieder ſein erſter Gang, daß er ſich nach dem Anker begab, um nach dem Amerikaner zu fragen. Allerdings war Will diesmal zu Hauſe, der Kellner bedeutete indeß dem Förſter mit einer höhniſchen Miene, daß der Gaſt ſeit drei Tagen und Nächten nicht aufs Bett gekommen und erſt gegen Morgen in einem ſo trunkenen Zuſtande heimgekehrt ſei, daß er noch im tiefſten Schlafe liege. Schließlich forderte der dienſtbare Geiſt des Gaſthofes den Förſter auf, den Herrn Amerikaner ſelbſt ins Leben zu bringen, wenn er mit ihm zu ſprechen habe. Dem Hausknecht, der ſchon mehrere Verſuche gemacht habe, den Gaſt zu wecken, ſei es bisjetzt nicht gelungen.

Bernhard verſpürte keine Luſt zu einer ſolchen Thätigkeit und verließ das Haus, indem er ſicher darauf rechnete, daß Will ſich gegen Abend erhebe und auf dem Tanzboden erſcheine. Er ſuchte dann noch den einen und andern Bekannten auf, mit welchen dies und jenes geſchwatzt wurde, und bei denen er faſt überall die Neuigkeit hörte, daß der Ankerwirth mit dem Gedanken umgehe, nach Amerika auszuwandern, und daß er gegen

Erwarten der Leute ſeine kleinen Ausſtände bezahle und Anſtalten treffe, das Wirthshaus zu verkaufen.

Inzwiſchen trat allmählich die Dunkelheit ein. Aus einem großen Zelte, das vor dem Thore am Schießplatze errichtet war, wo die Schützen des Ortes nach dem Vogel geſchoſſen hatten, erklang die Muſik und lud zum abendlichen Tanze. Was von leichtfüßiger Jugend noch nicht dort war, das eilte jetzt hinaus, um ſich in den wirbelnden Reigen zu ſtürzen.

Als der Jäger eintrat, ließ er die ſcharfen Augen durch die Wogen des Walzers ſchweifen, der gerade vor ſeinen Augen dahinflatterte. Natürlich galt es ihm, nur Eine Geſtalt zu ſuchen. Es war Walburg, die er aber nicht fand. Er wählte ſich einen erhöhten Platz, von dem er die wirre Menge überblicken konnte, forderte Wein und ließ ſich dann an dem ſeitwärts ſtehenden Tiſche nieder. Auf der Jagd hatte er ſicherlich nie ſo aufmerkſam in den Wald geſchaut, um das ankommende Wild zu erſpähen, wie er hier das erwartete Mädchen erharrte.

Nachdem er eine Stunde vergebens ausgeſchaut hatte und faſt ſchon die Hoffnung aufgab, ſah er Walburg endlich am Arme ihres Vaters hereintreten. An ihrer andern Seite ging der Ankerwirth, der, ſo lebhaft wie er ſich auch bemühte, ſie zu unterhalten, dem ernſten Geſichte kein Lächeln abzuzwingen vermochte. Bernhard war ſelbſt hier zwiſchen all den Menſchen, und zumal zwiſchen der weiblichen Umgebung, die wirklich manche hübſche Geſtalt und viele anmuthige Geſichter aufwies, überraſcht über die vornehme und ernſte Erſcheinung des

geliebten Mädchens. Wie er ſelbſt, ſo ließ auch ſie ihre Augen durch die Menge gehen. Er bemerkte, daß ſie ihn in ſeiner Ecke gefunden hatte, und daß es in ihrem dunkeln Auge wie innere Befriedigung blitzte. Durch ſein Herz zogen neue Hoffnungen. In demſelben Augenblicke begannen die Töne des Galops. Der Wirth flüſterte ihr einige Worte zu, und beide begannen ſofort ſich in die Reihen der Tanzenden zu miſchen. Bernhard's Augen folgten dem Paare unabläſſig. Walburg ſah fortwährend kalt wie eine Bildſäule drein. Nach einigen Wendungen hielt ſie, wie es ſchien, ihren Tänzer in der Nähe des Jägers auf. Dann nahm ſie ein Tuch ab, das ſie noch um die Schulter geſchlungen, und gab es dem Wirth mit der Weiſung, daſſelbe ihrem Vater in Verwahrung zu bringen. Als ihr Tänzer ſich entfernt hatte, nickte ſie dem Jäger zu. Bernhard ſchlich zu ihr. Sie ſprach: Wir tanzen den erſten Walzer zuſammen, was auch kommen möge. Er war außer ſich vor Freude.

Bei dem nächſten Tanze, der eine Quadrille war, in welcher Walburg mit einem andern jungen Mann erſchien, hielt der Jäger ſich in beſcheidener Ferne. Sobald aber die erſten Töne des Walzers erſchallten, ſtand er neben dem Mädchen und ſprach: Da bin ich. Zugleich umſchlang er ſie, um hinauszufahren. Der Wirth erblickte ihn in demſelben Momente und wollte Einſpruch thun, indem er rief: Der Tanz iſt für mich. Ohne ein Wort zu erwidern, ſchwang der freudeſtrahlende Bernhard das Mädchen in den Reigen.

Wie glücklich bin ich in diesem Augenblick! rief er und drückte Walburg die Hand.

Sie erwiderte den Druck und antwortete: Es bleibt zwischen uns beim alten. Mein Vater hat dir unrecht thun. Sie wollten dich bei mir verleumden und haben sich selbst damit geschadet. Ich soll mit dem elenden Ankerwirth verkuppelt werden. Bernhard, du wirst mir beistehen?

Ich gehe in den Tod, um dich zu schützen! rief er und preßte sie heftig an sich.

Sie konnten sich bei der rauschenden Musik nur schwer verständlich machen. Auch als sie sich zum Ausruhen hinstellten, wurde ihnen nicht die gewünschte Ruhe gegönnt. Der Wirth eilte mit wüthendem Gesichte auf den Jäger zu und rief: Wie konntet Ihr mir meine Tänzerin fortreißen?

Die Tänzerin hat mir keinen Korb gegeben, erwiderte Bernhard kalt. Wenn Ihr mir also solche Vorwürfe macht, so macht Ihr sie dem Mädchen; beleidigt Ihr aber Walburg, so beleidigt Ihr mich.

Der Müller will es nicht haben, daß sie mit Euch tanzt, fuhr der Wirth auf.

Das laßt mir den Müller sagen, sprach Bernhard mit derselben kühlen Ruhe. Ich werde dem Vater die Tochter zurückgeben. Von Euch nehme ich aber durchaus keine Regel und auch keine Sendung an.

Damit schwang er Walburg aufs neue in den Reigen, während der Wirth blaß vor Zorn an der Stelle stehen blieb.

Es steigt ein Wetter herauf, lispelte jetzt Bernhard

dem Mädchen zu. Ich ſehe ein, daß ich dir heute nicht alles mittheilen kann. Ich habe dir aber viel zu ſagen, zumal von dem Wirth, der, wie ich glauben muß, die ſchlimmſten Schurkenſtreiche ſpielt. Darum ſag' mir, wann und wo ich dich treffen kann.

Walburg beſann ſich eine Weile, dann ſprach ſie: Wohlan, mein Vater macht, ſoviel ich weiß, am Mittwoch eine kleine Reiſe. Ich will dann gegen Abend am Rabenſtein in den alten Steinbrüchen ſein.

Dort ſollſt du alles hören, rief Bernhard, und dort wollen wir denn auch feſtſtellen, was zu thun iſt.

Als die beiden aufs neue ſtillſtanden, zeigte ſich der Wirth nicht wieder, und auch der Müller, der wahrſcheinlich eine heftige Scene vermeiden wollte, blieb fern. Bernhard und Walburg ſahen aber die beiden eifrig miteinander reden, ja, es hatte den Anſchein, als wollten ſie ſich gemeinſchaftlich dem Paare nähern, weshalb der Tänzer ſeine Tänzerin aufs neue in den Wirbel zog und nun auch nicht wieder ruhte, bis die letzten Töne des Walzers verklangen. Wie voll und männlich pochte das Herz in Bernhard's Bruſt! Er wußte jetzt, was er ſo ſchnell kaum zu hoffen wagte. Was kümmerte ihn deshalb auch die heftige Scene mit dem Wirth. Sie war ein kleiner Flecken in der Sonne ſeines Daſeins. Mochte jetzt kommen was wollte, er war bereit, jedem Ungemach zu trotzen.

Als er Walburg an ihren Platz zurückgeführt hatte, begegnete er den verdrießlichen Blicken des Müllers, der es gleichwol nicht wagte, dem muthig und feſt dahinſchreitenden Jüngling ein bitteres Wort zu ſagen. Um-

kehrend aber ſah er den Unterwirth vor ſich ſtehen, der ihn mit heftigen Worten aufforderte, ihm zu folgen. Sie gingen beide in eine Ecke des Zeltes, wo Bernhard ſofort einige Geſellen gewahrte, deren Geſichter einen Ausdruck aufwieſen, welcher nicht von der beſten Vorbedeutung war.

Noch einmal, wie könnt Ihr Euch unterſtehen, mir meine Tänzerin zu nehmen? rief jetzt der Wirth.

Wie konntet Ihr Euch unterſtehen, den Tanz zu unterbrechen, den mir die Tänzerin zugeſagt hatte? lautete die ruhige Antwort.

Ich hatte ſie hergeführt, ſo war ſie mein.

Ihr Vater hatte ſie hergeführt, ſo war ſie ſein.

Der Vater hatte ſie mir für den Abend zugeſagt.

Dann wäre es zweckmäßig geweſen, Ihr hättet einen Trompeter und Ausrufer mit Euch geführt, um dieſe Anordnung im Saale zu verkünden. Uebrigens holte der Vater ſie mir nicht weg.

Es ſteht Euch ſchlecht an, daß Ihr die Wahrheit meiner Worte in Zweifel ſtellt.

Es ſteht Euch noch ſchlechter an, daß Ihr alte Sitte und Bräuche umwerfen und den Tyrannen des Balles ſpielen wollt.

Hätte die Walburg den Muth gehabt, vor einem ſo ungehobelten Burſchen zu ſprechen, ſo würde ſie Euch ſchon zurückgewieſen haben.

Thut mir den Gefallen, rief jetzt der Jäger in vollem Zorn, und laßt mir den Namen des Mädchens aus dem Spiel. Er iſt zu gut, als daß Euer giftiger Athem ihn entweiht. Und was den ungehobelten Bur-

schen angeht, so wird er Euch gelegentlich zeigen, daß einen groben Klotz ein noch gröberer Keil zu spalten versteht.

Seht an, der Geselle will Streit anfangen, kreischte jetzt der wuthschäumende Wirth. Der unverschämte Waldläufer unterfängt sich, uns Städtern hier Meres zu lehren. Ich denke, wir wollen es ihm eintränken.

Und in demselben Augenblick stieß er Bernhard vor die Brust, der von dem unerwarteten Schlage zurücktaumelte, und über dem sich jetzt mit einemmal die Fäuste der umstehenden Strolche erhoben, welche das Signal zu der abgekarteten Prügelei erwartet hatten. Wirklich fielen auch einige Schläge auf sein Haupt und seine Schultern. Sobald der Jäger aber merkte, daß thatsächliche Feinde ihn umgaben, ergriff er den ersten besten Stuhl und fuhr damit so gewaltig in die vorderste Reihe der Angreifer, daß einige zu Boden stürzten, andere vor den wohlgezielten Streichen davoneilten. Nicht besser erging es der zweiten Phalanx, obgleich ein paar derselben sich ähnlicher Waffen zu bedienen suchten, wie der Gegner, der aber dadurch sofort einen großen Vortheil gewann, daß er sich mit dem Rücken an eine Säule lehnte und seine Waffe zwischen den Feinden gewalten ließ, daß sie sich allmählich zurückzogen. Es war in der That auch ein abschreckender Anblick, den zornigen Jüngling, der wie ein Löwe focht, zum Widerpart zu haben. So brachte er es denn dahin, daß sich seine Gegner allmählich verkrochen.

Der Wirth hatte sich aber schon nach seinem wenig nachhaltigen Angriff davon gemacht und Fersengeld gegeben. Sobald der erste Sturm sich legte, suchte Bern-

hart's Auge nach dem Anstifter des Streites, und als er ihn in der Ferne erblickte, wie er sich eben wieder dem Müller nähern wollte, stürzte er plötzlich wie ein wildes Thier durch die Menge, fiel über den falschen Burschen her, hob ihn, mit starkem Griff an den Kleidern fassend, in die Höhe und trug ihn, hoch in der Luft schwebend, an den Ausgang des Zeltes, indem er mit wilder Stimme rief: Hinaus mit dem Schurken! Der Feigling gehört vor die Thüre!

Ein solcher Vorgang mußte natürlich das allgemeinste Aufsehen machen. Die einen erschraken, die andern lachten: es waren nur wenige, die dem Wirth nicht dieses Ungemach gönnten. Die meisten indeß sahen erstaunt auf den Helden des Tages, dem keiner ein böses Wort zu sagen wagte, zu dem aber viele hintraten, um ihm die Hand zu schütteln und ein Glas Wein anzubieten.

Der Müller schien indeß keine Ruhe mehr auf dem Tanzboden zu haben. Er forderte seine Tochter auf, ihm zu folgen, und schritt mit düsterm Gesichte von dannen. Walburg mit ihren strahlenden Zügen bildete einen seltsamen Gegensatz zu dem Vater.

Für Bernhard hatte nun der längere Aufenthalt in dem Zelte keinen weitern Reiz. Indeß kostete es keine geringe Mühe, sich von einem Rudel junger Leute zu verabschieden, die ihm und seiner kecken That hinter der Flasche die schmeichelhaftesten Huldigungen brachten. Da sich aber seine Seele mit ganz andern Dingen beschäftigte, als daß solche äußerlichen Lobeserhebungen einen besondern Einfluß auf ihn geübt hätten, so entfernte er sich so bald wie möglich, um nach Hause zu gehen.

Fünftes Kapitel.

Der nächste Abend fand den Jäger wieder auf seinem bekannten Posten an der Herberge Zum Schiff, wo er nach wie vor dem kranken Balthasar die nächtlichen Liebesdienste leistete. Als Frau Christine ihn eintreten sah, nahm sie ihn sofort bei Seite, weil sie im geheimen mit ihm zu reden habe. Er legte wie gewöhnlich sein Jagdzeug ab und folgte ihr in die Stube ihres Mannes, der noch stets das Bett hütete.

Nach einer freundlichen aber kurzen gegenseitigen Begrüßung sagte der Jäger: Da sind wir unter uns, nun lasset los, was Ihr zu sagen habt.

Was habt Ihr denn gestern für einen bösen Handel mit dem Ankerwirth begonnen? sprach die Frau mit ängstlichem Gesicht. Um Gottes willen nehmt Euch doch vor dem schlechten Menschen in Acht, der sein ganzes Leben nichts wie Unfug ersonnen und ausgeführt hat.

Und was soll mir denn ein solcher Feigling und Schwächling anhaben? erwiderte Bernhard mit leichtem Muthe.

Die Feiglinge und die Schwächlinge ſind gerade die Schlimmſten, wenn ſie ſich rächen wollen, erwiderte Chriſtine. Daß er Euch aber Rache ſinnt, das hörte ich von verſchiedenen Leuten, die heute herübergekommen ſind und hier vorgeſprochen haben. Stein und Bein hat er geſchworen, daß er Euch verderben will.

Ich gehe meinen geraden Weg, lächelte der Jäger. In meinem Amte kann er mir nichts anhaben, und was meine Perſon betrifft, ſo wird der Elende ſich wohl hüten, mir das Geringſte in den Weg zu legen. Ich denke, ich habe ihn die Kraft meiner Fäuſte derart fühlen laſſen, daß er ſich nicht zum zweiten mal an mich heranwagt. Uebrigens danke ich Euch herzlich für Euere Beſorgniß.

Und ich bitte Euch dennoch, daß Ihr Euch in Acht nehmt, ſagte die Frau. Ihr wohnt ſo allein. Es iſt mir ordentlich lieb, daß Ihr jetzt die Nächte nicht auf dem Forſthaus zubringt.

Ja, ſie hat Recht, ſetzte der Schiffer hinzu. Wenn du wieder oben einziehſt, ſo mußt du uns verſprechen, daß du ein paar von den Arbeitern aus dem Walde bei dir ſchlafen behältſt.

Darüber ſprechen wir ein andermal, erwiderte Bernhard, der nicht im mindeſten eingeſchüchtert ſchien und nun dem alten Jugendfreunde auf deſſen Verlangen den Vorfall auf der Kirchweihe eines weitern erzählte.

Lange ſollte freilich die Unterhaltung nicht dauern, denn der Jäger mußte bald in den Dienſt, den die Ueberfahrt heiſchte, und den er bis in die Dunkelheit fortſetzte. Dann aber nahm er in der warmen Sommer-

nacht wie gewöhnlich seinen Platz auf der Treppe und träumte in die schöne Gotteswelt.

Mitten in seinen Phantasien, die sich auch diesmal wieder ganz besonders auf Walburg bezogen, gewahrte er am jenseitigen Ufer oberhalb des Städtchens ein Licht, das sich auf- und abwärts bewegte. Da er vermöge seiner genauen Ortskenntniß die Ueberzeugung hatte, daß sich an jener Stelle eine lange Weidenpflanzung, aber keine menschliche Wohnung befand, so war ihm die Erscheinung allerdings überraschend. An ein Irrlicht, die in dieser sumpflosen Gegend und am Rande des rasch dahinfließenden Stromes nicht vorkamen, war nicht zu denken. Ohne Zweifel mußte dort eine Fackel oder Laterne hin- und hergetragen werden. Nach einer Weile kam es ihm dann vor, als zöge das Licht in den Strom hinein, der es jetzt in der That auch in seinem Spiegel wiedergab, sodaß es doppelt erschien. Und so näherte es sich mehr und mehr dem diesseitigen Ufer. Als Bernhard nun aber auch das Ohr anstrengte, konnte er deutlich leise Ruderschläge erlauschen. Darauf hielt das Licht eine Weile am Rande des Flusses, bewegte sich aufs neue und stieg in das Gebirge. Soviel er in seinen Gedanken ermaß, ging dort ein Fußpfad in den Wald. Wie gern hätte er geforscht, was sich hinter diesem ungewohnten nächtlichen Spiel verberge. Aber sein Versprechen bannte ihn an die Stelle. Jeden Augenblick konnte man die Ueberfahrt fordern; deshalb durfte er nicht weichen. Schließlich meinte er auch, was denn besonders dahinter sein könne, und übergab sich wieder andern Gedanken.

Gleichwol kam er doch immer wieder auf die eigenthümliche Erscheinung des Lichtes zurück und blieb deshalb viel länger auf der Treppe als an den vorigen Tagen. Mitternacht war bereits vorüber, und der Mond war seit einer Viertelstunde aufgegangen und beleuchtete die Gegend mit seinen blassen Strahlen, da hörte er plötzlich in den Bergen, in denen die Forsten begannen, die er zu hüten bestellt war, zwei aufeinanderfolgende Schüsse.

Blitz und Donner! rief er in sich hinein, da sind mir wahrhaftig die Wilddiebe in das Revier gebrochen, während ich hier am Strome sitze.

Und sofort stand sein Entschluß fest, die Fähre, an der jetzt ohnehin schwerlich mehr jemand erscheinen würde, zu verlassen und sich auf seinen Posten in den Wald zu begeben. Er nahm sofort in der Stille sein Gewehr und seinen Jagdsack, rief dem Hunde, der ihn stets zu begleiten pflegte, und eilte, so rasch er konnte, den Berg hinauf.

Zunächst begab er sich auf die Burg, weil sich auf dem Kegel, den sie einnahm, ein weiter Blick auf die umliegenden Waldungen bot. Wenn die Frevler überhaupt zu erspüren waren, so konnte es von hier aus am besten geschehen. Als er indeß oben zwischen dem alten Mauerwerk stand, vermochte er nichts Ungewöhnliches zu gewahren. Der Wald war überall still, er hörte nirgends das Gebell eines Hundes und sah ebenso wenig ein Licht.

Und dennoch schien es dem Jäger plötzlich, als erhebe sich hinter einer der Höhen, die sich vor ihm erstreckten, ein heller Schein. Er schaute mit scharfem

Auge nach jener Richtung hin und gewahrte in der That, daß es dort hell und heller wurde und allmählich auf- und abzuckte. Bald war es ihm nicht mehr zweifelhaft, daß nur eine Flamme diese Lichtwirkung hervorrufen könne. Sofort machte er sich über die Stelle klar, wo der Brand entstanden sein müsse, und kam zu der Ueberzeugung, daß hinter dem Hügel das aufgehäufte Holz für einen Köhlerhaufen wahrscheinlich in Brand gerathen wäre. Das ist die Rache des Ankerwirths! fuhr es ihm durch die Gedanken. Zu der Wuth, die ihn dabei überkam, gesellte sich aber der Schrecken, daß die brennenden Scheite das Feuer fortpflanzen und einen großen Waldbrand erregen könnten, denn sie lagen nicht weit von dem Rande eines Forstes, der aus lauter riesigen Eichen und Buchen bestand. Da half also kein langes Ueberlegen. Er stürzte in das Haus, holte sich eine Schaufel und eilte, so rasch ihn die Beine trugen, nach dem gefährlichen Platze hin. Je näher er kam, je deutlicher wurde es, daß er sich nicht getäuscht hatte. Bald sah er über die dichten Zweige des Forstes eine hohe Flamme emporsteigen, über welcher eine dunkle Rauchsäule stand. Endlich erreichte er den freien Platz, auf dem das riesige Feuer sich erhob.

In der That kam er noch zur rechten Zeit. Es konnte nämlich nicht mehr lange dauern, dann stürzte der Haufen zusammen und steckte das weiterstehende Heidekraut an, welches unzweifelhaft das Feuer dem Walde zutrug. Ohne sich lange zu besinnen, warf er seine Flinte ab und begann in der Heide zu graben, um eine Vertiefung zwischen dem Feuer und dem Walde

zu Stande zu bringen. Glücklicherweiſe war die Stelle, wo die Heide begann, nicht zu groß. Ueberdies grenzte die Lichtung, welche der Holzhaufe einnahm, unten an eine Wieſe, die ſich in das Thal hinabzog. Immerhin aber hatte er doch eine faſt übermenſchliche Aufgabe zu löſen, die deshalb noch ſchwieriger wurde, weil die Hitze, welche auf dem Platze herrſchte, faſt unerträglich war. Während er ſich keinen Moment Ruhe gönnte, arbeitete er an dem begonnenen Werke, indem er zugleich bemüht war, die brennenden Funken, die hier und dort in das Kraut fielen, auszulöſchen. So vermochte er nur mit der unſäglichſten Mühe, und ſtets hin- und herlaufend, Meiſter des feindlichen Elementes zu bleiben. Als der Haufe zuſammenſtürzte, war er auch glücklich ſo weit fertig, daß die brennenden Kohlen, welche überall auseinanderſtoben, die Heide nicht mehr erreichten. Es ging gegen Morgen, als er den Wald faſt ganz und gar in Sicherheit gebracht hatte. Da erſchienen auch einige Holzhauer, die er zu beſchäftigen pflegte, und die ihm nun die Gefahr vollends beſeitigen halfen.

Alle Nachfragen, wie das Feuer entſtanden ſein möge, blieben ohne Erfolg. Die Arbeiter verſicherten ihm, daß keiner von ihnen in den letzten Tagen an dieſe Stelle gekommen ſei. Allerwärts aber gab ſich die Meinung kund, daß hier nur von einem frevelhaften Anlegen die Rede ſein könne. So müde und zerſchlagen der arme, von dem Brande im Geſicht und an den Händen geſchwärzte Bernhard auch war, ſo zog er doch, von einigen ſeiner Leute begleitet, ohne irgendetwas genoſſen zu haben, bergauf und bergab durch die Waldungen.

Seine Forſchungen nach den Spuren irgendeines Anderen blieben indeß vergebens.

Wenn Bernhard auch innerlich die Ueberzeugung hegte, daß der Ankerwirth bei dieſer ſchändlichen That die Hand im Spiele gehabt habe, ſo ließ ſich doch ſeine Schuld nicht feſtſtellen; dieſelbe konnte erſt durch neue Nachforſchungen aufgeklärt werden. Deshalb theilte er den Arbeitern ſeinen Verdacht nicht mit, ſondern begab ſich zu ſeinem Vorgeſetzten, dem alten Oberförſter, der eine halbe Stunde oberhalb der Herberge Zum Schiff im nächſten Dorfe des Stromthales wohnte, um ihm die Meldung von dem Ereigniſſe der letzten Nacht zu machen.

Der alte kranke Mann, der ſeit Wochen das Bett hütete, empfing ihn mit mürriſchem Geſicht und heftigen Vorwürfen, daß er ſeines Dienſtes nicht gehörig in Acht nehme, denn die Kunde von den Schüſſen und dem Brande des Holzes war ihm ſchon zugebracht worden. Ueberdies aber hatte er einen anonymen Brief erhalten, der ſich in den heftigſten Denunciationen gegen Bernhard erging, ſodaß der Jäger auch hier wiederum ſeinen Gegner aus dem Anker vermuthete. So reihte ſich ſeit geſtern Abend eine Verdrießlichkeit an die andere. Nachdem der junge Mann ſeinem Vorgeſetzten das Verſprechen gegeben hatte, er würde ſich von jetzt an nur dem Dienſte widmen, ſchied er mit höchſt unbehaglichem Gefühl, um zu Frau Chriſtinen zu gehen und ihr mitzutheilen, daß er fortan leider die Ueberfahrt nicht mehr zu verſehen im Stande ſei.

Der erſte Menſch, der ihm vor dem Dorfe begeg-

nete, war der Amerikaner, an den er, seitdem Waldburg ihm die entschiedensten Hoffnungen gegeben, nicht mehr gedacht hatte. Will sah äußerst vernachlässigt und düster aus.

Ich habe Euch gesucht und muß Euch sprechen, sagte er zu dem Jäger.

Wollt Ihr mir vielleicht eingestehen, daß Ihr die Nacht mit dem Ankerwirth allerlei Unfug im Walde gemacht habt? fragte Bernhard.

Der Amerikaner fragte, was geschehen sei, und zeigte durch sein ganzes Benehmen, welches er dem Förster gegenüber an den Tag legte, daß er von der Sache nichts wisse.

Darauf fuhr denn Bernhard fort: So sagt mir, was Ihr wünscht?

Ich habe Euere Warnungen in den Wind geschlagen, sprach der Bursche, und weiter mit dem Galgenstrick von Wirth gespielt.

Und ohne Zweifel beträchtlich verloren, fiel der Förster ein.

Nicht allein beträchtlich, sondern alles, war die kleinmüthige Antwort.

Wie, die fünftausend Thaler, die Ihr erhieltet?

Auch die andern fünftausend, die ich noch erhalten soll.

Um Gottes willen, welch schrecklicher Leichtsinn! rief Bernhard. Aber wie habt Ihr das angefangen?

Wozu bringt einen nicht der wildmuthige Drang der Jugend und die Aufregung durch den Wein, zumal wenn die Verführung hinzukommt? antwortete der andere dumpf. Der Halunke hat mich zuerst zum tollsten Ueber-

muthe geſtachelt, dann zog er die Karten wie gewöhnlich aus dem Sack. Das Spiel begann hinter der Flaſche. Erſt ließ er mich wieder gewinnen, und ich gewann auf jeden Schlag größere Summen. Der Gewinſt und die Tränke ſtiegen mir immer heiſſer zu Kopf. Als er mich in meiner Keckheit faſt bis zur Wuth geſteigert hatte, ſchlug das Glück um. Er durfte endlich die fünftauſend Thaler ſein eigen nennen.

Unglücklicher Menſch mit Euerer unglücklichen Leidenſchaft! ſprach der Jäger. Aber wie konntet Ihr denn das Geld verlieren, das noch gar nicht in Euern Händen iſt?

Als die erſte Hälfte weg war, wurde es mir ganz wirr im Haupte, nahm der Fremde aufs neue das Wort. Ich glaube, er hat mir ein Teufkraut in der Wein gemiſcht. In verzweifelter Wuth wollte ich die verlorene Summe um jeden Preis zurück haben, denn es drückte mir auf die Seele, wie ich vor meinen Vater treten ſollte, der mir ſein ganzes Vertrauen geſchenkt hatte. Aber ich beſaß keine Baarſchaft mehr, um ſie daran zu wagen. Da ſchlug mir der teufliſche Geſelle vor, ich ſollte eine Schrift aufſetzen, die ihm für den Fall, daß er die nächſte Partie gewinne, die Vollmacht ertheile, das Geld zu erheben. Um aber nicht den Schein auf ſich zu laden, daß wir überhaupt geſpielt hätten, was auch gar nicht ſeine Sache, ſondern von mir ausgegangen ſei, müſſe ich erklären, daß er mir die ausſtehende Summe baar vorgeſchoſſen habe.

Das iſt ja eine ſaubere Wirthſchaft! fiel Bernhard ein.

Wol mögt Ihr empört ſein, ſprach der Amerikaner,

denn ich Ihnen that, was er verlangte, schrieb den Schein und verlor ihn.

Hol' Euch der Teufel, Ihr leichtsinniger Sohn, mitsammt dem schurkischen Wirthe! fuhr Bernhard auf.

Ihr habt recht, mich zu schelten, sagte der andere nach einer Weile. Aber könnt Ihr mir nicht auch einen guten Rath geben?

In welcher Beziehung? fragte der Jäger.

Daß er mir das Geld zurückgibt, meinte der Amerikaner, denn ich will und muß es zurück haben.

Wie soll das geschehen? entgegnete der Jäger, nachdem er längere Zeit nachgedacht hatte. Es will mich allerdings dünken, daß der Schuft sich, wie es früher schon geschehen ist, falscher Karten bedient und Euch betrogen hat. Aber wie kann das bewiesen werden? Ohne Zweifel habt Ihr keine Zeugen bei Eurem Spiel gehabt.

Wir hatten keine, bekräftigte der andere.

Also fehlt es hier an Anhaltspunkten, sprach Bernhard weiter. Uebrigens kann man einen solchen Spieler auch nur auf der That ertappen und seinen Betrug null und nichtig machen. Meiner Ansicht nach müßt Ihr das versuchen, ihm eine neue Partie vorschlagen und mit Gewalt die Karten herausbekommen, bei denen er, wie man behauptet, stets die Honneurs in doppelter Anzahl bei sich führt.

Ich bin nackt wie eine Kirchenmaus: er wird sich hüten, aufs neue das Glück mit mir zu versuchen, lautete der Bescheid.

Dann weiß ich keinen Ausweg, leichtsinniger Herr

Amerikaner. Eine Klage bei den Richtern iſt in dieſem Falle, da Ihr keine Zeugen habt, gar nicht anzuſtellen.

Ich weiß aber dennoch einen Ausweg.

Und der iſt?

Daß wir ihm am Mittwoch, wenn er ſich das Geld überm Walde geholt hat, die Beute abnehmen, meinte der Amerikaner. Da Ihr auch mit ihm auf dem Fehdefuß ſteht, ſo könnt Ihr mir helfen. Habt Ihr ihn nicht in Verdacht, daß er Euch dieſe Nacht all den Schabernack angethan hat, und verdient er dafür nicht eine derbe Züchtigung?

Ich danke Euch ſchön für den guten Vorſchlag, ſprach Bernhard kalt und ernſt. Was das Geld angeht, ſo können darüber die Meinungen allerdings verſchieden ſein, ob es ihm mit Recht angehört oder nicht. Dieſe Sache geht aber Euch und nicht mich an. Ihr mögt ſie auch ſelbſt abmachen. Jedenfalls werde ich für Euch nicht zum Strauchdieb und Heckenritter. Was die letzten Vorfälle im Walde aber betrifft, ſo gilt mein Verdacht noch nicht als Beweis. Habe ich den Beweis, ſo ſoll mir der Richter zum Rechte helfen. Wenn ich den Burſchen auf der Kirchweihe züchtigte, weil es die Nothwehr gebot, ſo erlaube ich mir in einem Lande, wo das Geſetz herrſcht, doch keine Ungeſetzlichkeit. Hütet Euch gleichfalls davor. Und damit Gott befohlen!

Sie hielten nach dieſer Unterredung gerade vor dem Schiff. Bernhard ließ Will verdutzt ſtehen und begab ſich in das Haus, um dort den Fährdienſt für die nächſten Nächte zu kündigen.

Sechstes Kapitel.

Die Rabensteine, an denen Bernhard und Walburg zusammentreffen sollten, waren hohe und steile Felsmassen, welche etwa eine halbe Stunde oberhalb der Mühle im Bingerthal lagen und als ein wildes Gewirr von Grauwacke mit phantastischen Zacken und Gipfeln aus der Bergwand hervortraten. Auf den obersten Höhen derselben erhob sich hier und da eine Eiche, in deren Zweigen sich die Raubvögel gerne anbauten. Auch das Geklipp bot mannichfache Gelegenheit zu Nestern von Falken und Habichten, welche man oft an den grauen Wänden umherschweben sah. Daß sich aber gerade die Raben, nach denen die Felsen hießen, hier vorzugsweise anzusiedeln pflegten, konnte man nicht behaupten. Das Volk erzählte indeß, daß diese Vögel in frühern Zeiten den Ort besonders geliebt hätten, weil auf der höchsten Spitze ein Galgen errichtet gewesen sei, dessen baumelnde Leichname ihnen besonders zur Lockung dienten. Zu beiden Seiten der genannten Steine zeigte sich der Abhang des Berges mit dichtem Gebüsch besetzt, das sich auch auf der Höhe und im Thale fortsetzte.

Ringsum in der Gegend war diese Stelle keineswegs

beliebt. Wer in der Dämmerung des Weges gehen mußte, konnte sich eines gewissen unheimlichen Gefühls nicht entschlagen, denn man wußte von allerlei Unglücksfällen, die hier geschehen, und von Gespenstern, die hier ihren Spuk treiben sollten. Selbst die Furchtlosen traten bei hellem Tage nicht gern zwischen das Gestein, weil sie sich vor herabfallenden Steinen und wilden Bestien scheuten, die der Sage nach ihren Aufenthalt in den Höhlen und Spalten hatten. Indeß, was sind solche Trugbilder für einen Jäger, der Tag und Nacht im Forste weilt und die stillen Schauer abgestreift hat, welche uns in Wald und Gebirg beschleichen?

So war Bernhard längst vor der Zeit zur Stelle, denn trotz der Unannehmlichkeiten der letzten Tage hatte er Ort und Stunde des Stelldichein mit Walburg nicht vergessen. Ohne daß er von einem Menschen gesehen wurde, war er durch das dichteste Gebüsch geschlüpft. Es galt ihm nämlich vor allen Dingen, daß er das geliebte Mädchen nicht in einen bösen Leumund bringe. Auf einem Steine sitzend, fand er bald Zeit und Muße, sich mit angenehmern Bildern zu beschäftigen, als die jüngsten Ereignisse sie ihm boten, denn in dieser Einsamkeit hatte er einst, als er noch in der Mühle wohnte, mit der kleinen Walburg die fröhlichen Spiele der Jugend gespielt. Ohne Angst und Furcht waren sie beide als Kinder an diese weltverlassene Stelle geflüchtet und hatten Blumen und Beeren gepflückt, sich versteckt und gesucht, erzählt und gesungen. Tausend anmuthige Erinnerungen gingen ihm durch die Seele.

Daß auch Walburg die alten geheimen Pfade durch

den Wald zu den Rabensteinen nicht vergessen hatte, wurde ihm klar, als das schöne, stolze Mädchen mit hochgeröthetem Gesichte um jene Felsenecke trat, längs welcher sie einst mit ihm in die eigenthümliche, von der Natur gebildete Halle gelangt war. Schon als er in der Ferne das Knistern der Zweige vernahm, blieb ihm kein Zweifel übrig, daß sie gleich vor ihm erscheinen werde.

Einen Augenblick später lagen sich die beiden voll leidenschaftlicher Bewegung in den Armen.

Walburg, rief er aus, ich wußte, daß wir uns nie verlieren konnten!

Das wußte ich auch, erwiderte das Mädchen. Aber wie kam es denn, daß du dich so rasch von der Kälte meines Vaters zurückstoßen ließest?

Betteln kann ich nicht, sagte Bernhard. So beschloß ich, da ich gewissermaßen als ein Neuling in die Gegend kehrte, mir auf anderm Wege Achtung und Schätzung zu gewinnen und mich als einen solchen Mann zu zeigen, der sich auch, wenn er selbst nicht zu den Wohlhabenden gehört, der Tochter eines reichen Mannes würdig machen kann.

So ist's recht, sprach sie, und drückte ihm die Hand.

Pein und Schrecken habe ich aber dennoch ausgestanden, fuhr er fort, als ich hörte, daß dein Vater die Absicht habe, dich mit dem Ankerwirth zu verheirathen.

Du wirst doch nicht glauben, daß ich mich jemals an einen so verlorenen Menschen weggeworfen hätte? sagte sie, mit dem Ausdruck der Entrüstung.

Er ist klug und listig wie eine Schlange, sprach der

junge Mann, und dein Vater sieht leider allzu sehr auf das Geld.

Das ist jetzt aus, seit du ihn zum Gelächter der Menschen gemacht hast, sprach Walburg. Mein Vater hat ihm bereits die Summe, die er ihm gewissermaßen zur Verfügung stellte, zurückgebracht.

So ist denn ein großes Unglück verhütet, fiel der Jäger ein. Wenn du erst wüßtest, wie er zu dem Geld gekommen ist!

Erzähl' es mir, sprach die Müllerstochter; aber erst laß uns auf unserer alten Bank, wo wir als Kinder saßen, Platz nehmen.

Sie schritten beide zu einem moosigen Stein, der an der höchsten Felsenwand lag und hinter dem sich der dichte Epheu am Gestein hinaufzog, während die seitwärtsstehenden Hainbuchen ihn mit einem Laubdache schützten.

Siehst du, sprach sie zu ihm, das ist alles wie vor Jahren. Ich bin noch oft hier gewesen und habe die alte Ordnung gehalten.

Er lächelte sie selig an und drückte sie aufs neue an sich. Dann setzten sie sich, indes er sprach: Gott steh uns bei, es soll auch in allen andern Dingen zwischen uns beim alten bleiben!

Und nun erzählte er ihr die Schurkenstreiche des Wirthes, wie er sie aus dem Munde des Amerikaners hatte, während er ihr zugleich den Verdacht äußerte, daß sein Gegner auch das Feuer im Walde angelegt habe, um ihn vielleicht bei seinen Vorgesetzten in schlechten Ruf und möglicherweise um seine Stelle zu bringen.

Ich habe nie etwas anderes von diesem schlechten Menschen erwartet, rief sie entsetzt aus, als Bernhard geschlossen hatte. Uebrigens glaube ich, daß mein Vater selbst schon gemerkt hat, daß er sich durch die Vorspiegelungen des Burschen betrügen ließ. Er ist von den verschiedensten Seiten gewarnt worden. In den letzten Tagen hat er nicht wieder von den Planen, die er mit mir hatte, gesprochen. Ich glaube sogar, daß er heute auf weitere Kundschaft ausgegangen ist.

Und meinst du, daß er mir je wieder gewogen sein wird? fragte Bernhard.

Vorläufig auf keinen Fall, erwiderte das Mädchen. Was du gehört hast, ist ganz richtig. Sein Handel hat in den letzten Jahren einen ungewöhnlichen Aufschwung erhalten, und er befindet sich auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden. Da gehen ihm denn alle Gedanken hoch hinaus. Er sinnt und träumt nichts als von Geld und Gütern. Natürlich ist es ihm auch um einen vermögenden und womöglich hochgestellten Schwiegersohn zu thun.

Da werden wir also noch schweres Spiel haben, sprach der Jäger kleinlaut.

An mannichfachen Kämpfen kann es uns nicht fehlen, meinte Walburg. Wir müssen Geduld und Muth haben. Da wir uns nun wieder zusammengefunden, so werden wir uns auch mit Leichtigkeit in Zukunft sehen und sprechen können, um gemeinschaftliche Plane zu bauen und auszuführen. Aber alles, was du thust, halte unsere Zusammenkünfte geheim. Kein Mensch darf drum wissen, sonst spinnt sich die Sache in die Ewigkeit hinein.

Darauf gebe ich dir mein Wort, erwiderte der Jäger.

In demſelben Augenblick wurden ſie durch einen ſeltſamen Lärm erſchreckt, der ſich oben in den Klippen hören ließ. Es klang wie der Fall eines ſchweren Körpers, der an den Steinen entlang rutſchte und durch die Zweige kniſterte. Einiges Geröll löſte ſich ab und fiel knatternd in die Tiefe. Eine Menge von großen und kleinen Vögeln ſchrie auf und flog über den Häuptern Bernhard's und Walburg's davon.

Was iſt das? fragte das Mädchen aufſtehend.

Komm mit, es muß ſich ein Felsſtück gelöſt haben, rief der Jüngling und riß die Geliebte von dannen.

Sie traten bald auf einen freien Platz, wo ſie vor einer herabſtürzenden Maſſe ſicher waren. Bernhard ſchaute in die Höhe. Auch Walburg wandte den Blick hinauf. Da gewahrten ſie mit einemmal oben am Abhang der Klippen den Amerikaner. Und der Amerikaner erblickte auch ſie und ſprang plötzlich zurück.

Nun hat uns doch einer zuſammen geſehen, rief das Mädchen erſchreckt. Wenn das nur nicht vor den Vater kommt, es wäre unſelig.

Ich werde ihn ſchweigen machen, erwiderte der junge Mann, deſſen kannſt du gewiß ſein.

Aufgeregt, wie Walburg war, wagte ſie nicht, das Stelldichein weiter fortzuſetzen. Die jungen Leute beredeten eine neue Zuſammenkunft an derſelben Stelle. Bernhard forderte ſie ſchon über acht Tage, Walburg wollte ſie aber, um kein Aufſehen zu erregen, erſt über vierzehn Tage geſtatten. Dann ſchieden ſie, indem ſie ſich nochmals ewige Liebe und Treue ſchwuren. Das

Mädchen eilte auf dem Pfad zwiſchen den Büſchen, den ſie gekommen war, hinweg; der junge Mann trat, nachdem er hinausgelauſcht und ſich überzeugt hatte, daß das Thal frei war, auf den Weg, der in der Nähe vorbeiführte. Von dort ſchritt er in die Wieſe nach der entgegengeſetzten Hügelſeite, um die Mühle zu vermeiden, zu welcher der Thalweg ſich zog. Als er aber in das Freie trat, ſah er dort zu ſeinem nicht geringen Schrecken den Müller, der gleichfalls nicht angenehm von der unerwarteten Begegnung berührt ſchien, denn es mochte ihm noch die Scene von der Kirchweihe im Städtchen vorſchweben. Beide waren offenbar verlegen.

Gleichwol faßte ſich Walburg's Vater, machte ein möglichſt freundliches Geſicht und ſprach: Nun, Herr Bernhard, was habt Ihr denn gemacht? Sicherlich galt es dem Rehbock, der eben auf dem Rabenſteine ſteht.

Ich war gar nicht oben, erwiderte der Jäger.

So iſt Euch ein Wilddieb hinter dem Zeug, ſagte der Alte. Ihr müßt doch den Spectakel gehört haben.

Auch das nicht, ſagte Bernhard. Es iſt aber möglich, daß mir der Lärm entgangen iſt; ich ging unten am Gebirge hin; auch hatte ich contraires Wind.

So würde ich Euch rathen, einmal nachzuſehen, fuhr nun der Alte fort. Vielleicht könnt Ihr die Burſche, die auch vorgeſtern im Walde ihr Weſen trieben, ertappen.

Ihr habt recht, ich danke Euch, rief Bernhard und ging zurück in das Gebüſch, aus dem er gekommen war.

Da es ihm indeß um andere Dinge zu thun war, ſo eilte er den Thalweg hinab, um den Amerikaner zu

funden und ihm, wie er Walburg versprochen hatte, Stillschweigen aufzulegen. Daß er denselben vergebens auf den vielverschlungenen Waldpfaden suchen werde, leuchtete ihm sofort ein. Dagegen mußte er die Fähre bei der Herberge Zum Schiff passiren. So begab er sich denn geradewegs aus dem Bingethale zu dem Hause Balthasar's. Zu seinem Mißbehagen gelang es ihm nun allerdings nicht, an der Mühle vorbeizukommen, ohne daß er von einigen Leuten gesehen wurde, die im Hofe arbeiteten und an der Thüre standen. Ein Müllerbursche, der sich am Ausgange des Gehöftes befand, that ihm sogar dieselbe Frage, die der Müller vorher gestellt hatte, und auf die er dieselbe Antwort ertheilte, daß er gar nicht auf dem Rabenstein gewesen sei.

Da die Dämmerung sich mit jedem Augenblick mehr und mehr geltend machte, so eilte Bernhard rasch und rascher dem Strome zu. In der Herberge Zum Schiff fragte er Frau Christine sofort, ob der Amerikaner nicht dagewesen sei, was diese aber verneinte. Dann setzte er sich, während er Flinte und Jagdzeug nicht ablegte, auf die Terrasse, um das übernommene Geschäft auszurichten.

Es war schon tiefdunkle Nacht, als der Amerikaner endlich erschien. Bernhard saß noch immer in derselben Stellung auf der Treppe und starrte in das nächtige Dunkel, als der Bursche hinter ihm aus der Thüre trat.

Ihr seid es, Bernhard? flüsterte Will plötzlich hinter ihm.

Es ist gut, daß Ihr kommt, antwortete der Jäger, aufstehend. Ich habe Euch schon den ganzen Abend erwartet.

Ihr habt mich bei den Rabensteinen gesehen? fragte Will mit einer eigenthümlichen Bewegung in seiner Stimme.

Und Ihr saht mich mit der Walburg, entgegnete Bernhard. Gerade deshalb wollte ich mit Euch sprechen. Thut mir den Gefallen und versprecht mir, daß Ihr keinem Menschen davon reden wollt.

Ich denke, wir haben uns gegenseitiges Stillschweigen zu geloben, sprach der Amerikaner. Wohlan, schwören wir uns einen Eid, daß keiner davon redet, daß er den andern im Walde gesehen hat. Ich leiste Euch hiermit den Schwur.

Und ich leiste Euch den meinen, bekräftigte Bernhard.

Eine ernste Pause folgte. Dann fragte der Jäger: Wie ist es mit dem Geld gegangen?

Ich habe die ganze Summe zurück, sagte Will, und auch in Beziehung auf dieselbe möchte ich Euch um einen Gefallen bitten. Ich trete noch heute Abend meine Rückreise an und bin nicht im Stande, das Geld mitzunehmen, weil es aus allerlei Geldsorten besteht, die drüben nicht gelten, und überdies sehr schwer ist. Es könnte mir auf dem Heimwege Ungelegenheiten machen und gestohlen werden. Deshalb verwahrt mir die Summe und schickt sie mir, wenn ich Euch von Amerika aus schreibe, was höchstens in sechs Wochen geschieht. Aber auch in dieser Angelegenheit müßt Ihr mir Stillschweigen geloben. Sagt keinem Menschen, daß ich weg bin und Euch das Geld gelassen habe.

Auch das versprech' ich Euch von Herzen gern, sagte Bernhard. Nun sorgt aber, daß Ihr auch die andere

Summe erhaltet. Ich kann Euch nämlich mittheilen, daß der Müller dem Ankerwirth die fünftausend Thaler zurückgegeben hat.

Dann will ich gleich hinüber, antwortete Will. Lebt wohl!

Und so rasch er konnte, eilte er hinab an das Ufer und ließ sich von dem Fährmann, welcher jetzt den Dienst versah, über den Strom setzen.

Siebentes Kapitel.

Am andern Tage hatte der Amerikaner wirklich die Gegend verlassen. Den Abend vorher war er, wie der Kellner erzählte, in großer Hast in den Gasthof getreten, hatte seinen Entschluß, zu reisen, kundgethan, weil Briefe aus der Heimat ihn plötzlich zurückriefen, und nachdem er die Rechnung gefordert, war er in sein Zimmer gegangen, um seine Sachen in aller Eile zu packen. Zwischen diesem Geschäft erschien er indeß zu verschiedenen malen im Gastzimmer, um nach dem Wirth zu fragen. Als er aber jedesmal beschieden wurde, derselbe sei noch nicht zurückgekehrt, ließ er sich den Schlüssel zu dessen Stube geben, um dort einen Abschiedsbrief zu schreiben. Der Kellner hatte dem langeingesessenen Gaste des Hauses diese Bitte gewährt und ihn dort allein gelassen. In der That brachte er auch von dort einen fertigen Brief mit, den er dem Kellner zur Besorgung gab. Dann hatte er alles berichtigt, einen Wagen für die nächste Stadt bestellt, wo er am andern Morgen das Dampfschiff besteigen wollte, und war mit seinem

Koffer fortgefahren. Da der Fremdling, wie jedermann wußte, seine Erbschaftsangelegenheiten erledigt hatte, so konnte die Abreise, die allerdings mit ungewöhnlicher Eile betrieben wurde, im ganzen wenig Wunder nehmen. Schon nach einigen Tagen sprach man nicht mehr von dem Amerikaner.

Desto mehr ergingen sich aber in kurzer Zeit die Leute in Gesprächen über den Wirth, der seit jenem Tage, wo Will seine Reise antrat, nicht mehr heimkehrte. Hatte die Dienerschaft in seinem Hause in diesem Ausbleiben auch zunächst nichts Besonderes gesehen, da es häufig vorkam, daß der Herr mehrere Nächte lang außerhalb zubrachte, ohne auch nur das mindeste zu sagen, so stiegen doch am dritten und vierten Tage verschiedene Besorgnisse wegen der übermäßig verlängerten Abwesenheit auf, denn so unregelmäßig der Besitzer vom Anker auch die Gegend durchschwärmte, in der Schenke saß, beim Kartenspiel weilte und leichtfertige Abenteuer aufsuchte, so war er doch niemals so lange fortgewesen, wie in dem gegenwärtigen Falle. Fast schien es, als habe er heimlicherweise seinen zu verschiedenen malen geäußerten Entschluß, nach Amerika auszuwandern, ausgeführt. Diese Annahme gewann noch an Wahrscheinlichkeit, als es kund wurde, daß er am Tage seines Verschwindens die fünftausend Thaler bei dem Bauer auf dem Oberhof eingesäckelt hatte, und daß seit jener Stunde keine Spur von ihm aufzufinden war. Dazu kam nun noch, daß zu gleicher Zeit, wo diese Vermuthungen auftauchten, verschiedene nicht unbedeutende Wechsel in dem Gasthofe eintrafen, die natürlich nicht aus-

bezahlt werden konnten, weil der Mann, der sie berichtigen sollte, nicht daheim weilte. Es schien fast wahrscheinlich, daß er auch diesen Terminen aus dem Wege gegangen war. Sobald aber diese zweifelhaften Gerüchte durch das Land liefen, stellten sich eine Menge Gläubiger mit kleinern und größern Forderungen ein, die freilich alle wieder unbefriedigt von dannen zogen, aber nicht, bevor sie Haus und Hof des Verschwundenen gerichtlich mit Arrest belegt hatten.

Unter solchen Umständen sah sich der Richter des Ortes schließlich genöthigt, einzuschreiten. Die Dienerschaft wurde entlassen, das Haus versiegelt, der bisherige Eigenthümer für bankrott erklärt. Bei dieser Gelegenheit konnte vielleicht der Brief, den der Amerikaner hinterlassen hatte, Auskunft über das Verbleiben des Wirthes geben. Derselbe wurde denn auch von Gerichts wegen eröffnet, lieferte aber durchaus kein Resultat, denn Will verabschiedete sich in dem Schreiben mit kurzen, lakonischen Worten, indem er zugleich die Hoffnung aussprach, den Freund demnächst in seiner Heimat über dem Ocean wiederzusehen. Da sich die Meinung immer mehr festsetzte, daß der leichtsinnige Verschwender bei Nacht und Nebel entflohen sei, so hielt man diesen Brief um so mehr für eine abgekartete Finte, als das verzweifelte Spiel der beiden und die darauffolgende Feindschaft keinem Menschen bekannt geworden waren. Der Jäger Bernhard war der einzige, der in dieser Beziehung Aufklärung geben konnte, aber er hatte mit einem Eide Stillschweigen gelobt und war auch keineswegs gewillt, diesen Eid zu brechen.

Während dieſe Dinge ſich in dem Städtchen entwickelten, würde Bernhard den Wirth und den Amerikaner faſt ganz vergeſſen haben, wenn ihm nicht das Geld des letztern hin und wieder Sorge gemacht hätte. Freilich war er ſofort nach ſeiner Heimkehr bedacht geweſen, daſſelbe in dem Keller des Förſterhauſes an einer Stelle zu verbergen, wo man es nicht leicht finden konnte. Aber wer hütet gern das Eigenthum anderer Leute? Auch weilte er nicht gern bei der Erinnerung an die beiden Burſchen, die ihm ſtets ein Gefühl des Mißbehagens eingeflößt und deren nähere Bekanntſchaft ihm widerwärtig geworden war, weil ihm der eine als entſchiedener Schuft und der andere als der leichtſinnigſte Menſch von der Welt bekannt war.

Deſto mehr beſchäftigte er ſich in Gedanken mit ſeiner Walburg und ſehnte ſich unaufhörlich der Friſt entgegen, wo er das Mädchen der Verabredung gemäß an den Rabenſteinen finden ſollte. Je näher die vierzehn Tage ſich ihrem Ende zuneigten, deſto langſamer verfloſſen ihm die Stunden. Als aber nun endlich der erſehnte Mittwoch erſchien, und er ſich auf dem bekannten Wege nach dem Orte des Stelldichein ſchlich, bebte ihm das Herz vor lauter Freude und Hoffnung. Mit dieſem Gefühle ſtieg er in die Klippen hinein und nahte ſich der Bank, wo er vor ein paar Wochen das vollſte Glück des Lebens gefunden hatte.

Wie unangenehm aber wurde er überraſcht, als er dort ſtatt ſeiner erwarteten Geliebten eine Schar von Bauern traf, unter denen ſich auch der Müller befand. Zuerſt meinte der Jäger, daß die Leute, die mit ernſten

Geſichtern in der Runde ſtanden, ſeiner Ankunft harrten, weil ſein Geheimniß ihnen verrathen worden ſei. So war er denn ſchon feſt darauf gefaßt, Hohn, Spott und vielleicht Beleidigungen entgegenzugehen. Er wurde indeß bald eines andern belehrt.

Da kommt der Förſter, rief einer der Bauern, der wird uns vielleicht Aufklärung geben können.

Ach was, ſprach der Müller, der gab ſich neulich keine Mühe und wird ſich auch heute keine geben.

Was habt ihr denn? fragte Bernhard.

Ihr ſeid mir auch ein wackerer Beamter, wenn Ihr nicht einmal wißt, was in Eurem Revier vorgeht, nahm der Alte das Wort. Das war neulich ſchon in der Nacht, wo der Köhlerhaufen verbrannte, der Fall, und jetzt zeigt ſich's aufs neue. Seit einer Woche verdienen die Rabenſteine wieder ihren Namen, denn es hat ſich eine ſolche Menge dieſer Vögel an den Klippen eingefunden, daß die Luft oft ganz ſchwarz davon iſt.

Bernhard ſah in die Höhe und erblickte in der That Schwärme von Raben über den Klippen ſchweben.

Das iſt ſeltſam, ſprach der Jäger.

Thut einmal einen Knall mit Eurer Flinte, dann werdet Ihr es erſt recht ſehen, rief der Müller.

Bernhard ſchoß ſeine Büchſe ab, und wie der Schuß erdröhnte, erhoben ſich auf einmal noch größere Schwärme, die krächzend in die Luft zogen.

Zwiſchen dem Geſtein muß ein verendetes Wild liegen, ſagte er nun; die Thiere werden ſich um das Aas ſcharen.

Das habe ich Euch ja ſchon vor vierzehn Tagen ge-

ſagt, rief der Müller. Ich ſtand damals in der Wieſe und hörte einen Schuß. Da Ihr wenige Minuten darauf aus dem Gebüſch kamet, meinte ich, Ihr hättet geſchoſſen.

Ihr habt mir von einem Spectakel, aber nicht von einem Schuß geſagt, wandte der Jäger ein. Ich habe übrigens auch keinen Schuß gehört.

Dann habe ich doch jedenfalls einen Schuß gemeint, erwiderte der Müller. Und ich machte Euch auch aufmerkſam, daß es ein Wildſchütz geweſen ſein müſſe. Ihr thatet, als wolltet Ihr nachſehen, aber Ihr habt es ſchön bleiben laſſen, denn mein Müllerburſche ſagte mir, Ihr wäret das Thal hinuntergegangen. Nehmt's mir nicht übel, wenn ich meine, daß Ihr ſchlecht auf den Dienſt ſeht.

Der Jäger wurde durch dieſe Rede verlegen und hatte anfangs kein Wort der Erwiderung; dann äußerte er: Ich will dem Grunde nachforſchen. Von unten her können wir aber nicht in die Felſen. Wir müſſen von oben die Sache unterſuchen und einen Mann mit Seilen hinunterlaſſen. Dafür iſt es nun heute freilich zu ſpät. Morgen früh gehe ich zum Oberförſter und will es mit ihm verabreden.

Ja, das thut, ſagte der Müller, und ſorgt, daß wir das ekelhafte Gevögel los werden, das einem mit ſeinem Krächzen den Aufenthalt im Thale verleidet.

Der Müller und die Bauern entfernten ſich. Bernhard folgte ihnen. Er ſah ein, daß es heute mit ſeinem Stelldichein zu Ende ſei, denn Walburg war ohne Zweifel durch die Anweſenheit der Männer abgeſchreckt worden.

So ging er mit verdrießlichem Gemüthe von dannen, zumal, da er jetzt wieder dem guten Glücke anheimstellen mußte, wann er die Geliebte treffen und eine neue Zusammenkunft verabreden könne.

Am andern Morgen begab er sich zum Oberförster und stattete ihm Bericht über den Dienst und auch über den Vorfall an den Rabensteinen ab. Er fand den alten Mann aber in stets wachsendem Siechthum, sodaß derselbe ihn fast theilnahmlos anhörte und ihm alle fernern Anordnungen überließ. Bernhard ging sofort zurück nach dem Walde und bestellte für den nächsten Morgen verschiedene Leute, die ihm beim Durchsuchen der Felsenklippen helfen sollten.

Als er dann am Nachmittag an seinem Schreibtische saß, trat plötzlich ein kleiner Junge herein und brachte ihm mit heimlicher Miene einen Brief, den er sofort öffnete. Ein freudiges Lächeln strahlte über sein Gesicht, denn es war die Hand Walburg's. Leider aber machte der Inhalt des Schreibens sofort einen entgegengesetzten Eindruck.

„Sei auf deiner Hut!" schrieb sie in flüchtigen Zügen. „Recke Knaben haben diesen Morgen die Rabensteine durchklettert und statt des vermutheten Rehes eine Leiche gefunden. Es ist der Ankerwirth. Man behauptet, du habest ihn ermordet. Besonders mein Vater zählt zu deinen Anklägern. Ich weiß es freilich besser. Der Mord geschah, wie wir zusammen waren. Ich halte den Amerikaner für den Thäter. Sollten Schritte gegen dich geschehen, so verrathe mich vorläufig nicht. Unserer Zukunft wird es nur nützen, wenn du ein wenig leidest,

denn du leideſt dann unſchuldig, und ſolche Leiden machen Freunde. Vertraue, es wird ſich alles aufklären. Zerreiße den Brief. Ewig deine

Walburg."

Ein jäher Schrecken durchfuhr den jungen Burſchen, daß er zitternd daſtand. An eine ſo furchtbare That hatte er in der Argloſigkeit und Reinheit ſeines Gemüthes nicht gedacht. Jetzt verſtand er, was der Müller von dem Schuſſe ſagte, jetzt wurde es ihm klar, was die Urſache des Falles in den Felſen geweſen war, als er mit Walburg zuſammenſaß. Er ſah ſich mit einmal in eine höchſt unangenehme Geſchichte verwickelt, die deshalb noch bedrohlicher werden konnte, weil er das Geld des Amerikaners aufbewahrte, und weil er dieſem überdies einen Schwur geleiſtet, mit niemand von der Sache zu reden.

Er ſtand auf und ging unruhig in ſeiner Stube auf und ab, indem er ſeine Lage nach allen Seiten hin zu erwägen ſuchte. Je ungewohnter die Verwickelung war, in der ſich der junge Mann befand, der bisjetzt ſtets auf klaren und ebenen Pfaden wandelte, deſto verwirrter wurde es in ſeinem Kopfe. Hätte er jetzt doch Walburg ſprechen können! Sollte er nicht Balthaſar um Rath fragen? Doch nein, er hatte ja Stillſchweigen gelobt. Stillſchweigen? Dieſes Stillſchweigen konnte ihn aber möglicherweiſe an den Rand des Verderbens bringen. So wirbelte es ihm immer mehr und mehr vor den Gedanken. Es wurde ihm zu eng im Hauſe. Er warf nach gewohnter Weiſe

Flinte und Jagdsack über den Rücken und wanderte in den Wald hinaus, um dort mit seinen Planen ins Reine zu kommen.

Aber auch zwischen den grünbelaubten, schönen Bäumen, die ihn sonst stets so sehr erheitert und erfrischt hatten, wollte ihm die gesuchte Ruhe nicht kommen. Es war ihm unmöglich, die Frage zu lösen, ob er, in Gefahr, selbst eines Verbrechens angeklagt zu werden, einen Schwur brechen dürfe, den er dem Verbrecher, welcher kein anderer wie der Amerikaner sein konnte, geleistet hatte. Seine Sinnesart war eben noch zu lauter und unverdorben. Und wie er nun weiter überlegte, da schien es ihm sogar sehr zweifelhaft, ob es helfen würde, wenn er die Wahrheit gestehe. Schenkte man denn auch gleich seinen Aussagen Glauben? Das war nicht zu erwarten. So schien kaum eine Hoffnung vorhanden, daß er an einer Untersuchung vorbeikommen würde. Zu seinem Trost fielen ihm die letzten Worte aus Walburg's Briefe wieder ein: Unserer Zukunft wird es nur nützen, wenn du ein wenig leidest, denn du leidest dann unschuldig. Vertraue, es wird sich alles aufklären. Er las den ganzen Brief noch einmal, dann erst zerriß er denselben, wie sie am Schlusse gebeten hatte.

Als es Abend wurde, drängte es ihn aus der Einsamkeit fort. Er wandte sich aus dem Walde dem Thale zu und begab sich zum Schiff, wo er Balthasar, der sich nun vollkommen auf dem Wege der Besserung befand, und Christine besuchen wollte. In die Gaststube tretend, fand er dieselbe ungewöhnlich mit Leuten angefüllt, die ihm eine besondere Aufmerksamkeit zuwendeten.

Er ſtellte wie gewöhnlich ſein Gewehr in eine Ecke, und als er nun auch den Jagdſack ablegen wollte, da ſtürzten drei Gensdarmen, die an einem Tiſche geſeſſen, plötzlich auf ihn zu und verhafteten ihn. Ohne ein Wort der Erwiderung, aber blaß und fahl wie die Wand, ließ er ſich unter dem Stillſchweigen der Anweſenden fortführen.

Achtes Kapitel.

Durch die ganze Gegend ging ein Schrei der Entrüstung, als das schreckliche Ereigniß kund wurde. Das Entsetzen über die angebliche That Bernhard's war aber um so größer, weil derselbe bisjetzt im besten Leumund gestanden hatte. Jedermann war er als ein friedfertiger Geselle bekannt, der sich seinen Mitmenschen stets freundlich und gefällig zu erweisen strebte. Man erinnerte sich in dieser Beziehung einer Menge von Zügen, in denen er sich stets als der gutmüthigste und wohlwollendste Bursche gezeigt hatte. Besonders über seine wackere und brave Freundschaft für Balthasar, dem er wochenlang den nächtlichen Fährdienst auf dem Strome in der uneigennützigsten Weise versehen, ohne darüber seine eigenen Geschäfte im Walde zu versäumen, war allerwärts mit dem günstigsten Urtheile geredet worden. Und auch bei dem Streite mit dem Ankerwirth auf der Kirchweihe im Städtchen wurde fast nur für ihn Partei genommen. Wenn man zunächst dem leichtsinnigen Gesellen eine solche Züchtigung gönnte, so bewunderte man zugleich die riesen-

haſte Stärke, die der Jäger bei dieſer Gelegenheit an den Tag gelegt hatte.

Freilich trug man ſich auch mit Gerüchten, daß der Wirth in den Forſten, deſſen Hüter Bernhard war, den Wildſchützen geſpielt und vielleicht ſogar das Holz angezündet habe. Aber dieſe Gerüchte entbehrten aller Begründung. Nur die Prügelei auf der Kirchweihe im Städtchen lag als erwieſene Thatſache vor. Wer aber hätte vermuthen können, daß, nachdem dieſe Sache völlig abgethan ſchien, noch ein ſolcher Act der Vergeltung erfolgen könne? Auch den bitterſten Gegnern des Wirthes ſchien die Strafe, die derſelbe erlitten, völlig ausreichend für die Beleidigung, welche er Bernhard zugefügt hatte. Wie durfte er ſich nun ferner von ſeiner Leidenſchaft hinreißen laſſen, wegen einer geringfügigen Streitſache auf dem Tanzboden einen Mord zu vollführen, ja ſogar, wenn der verrufene Lorenz die beſprochenen Forſtfrevel verübt hätte? Eine ſolche Fortſetzung des Rächeramtes ſchien auch den wildeſten Herzen über alles Maß hinauszugehen. Man traute ſie dem ſonſt ſo guten Bernhard kaum zu.

Und doch war es unmöglich, einen andern Thäter für das Verbrechen aufzufinden. Vor allen Dingen ſchien es klar, daß der Wirth an dieſem Tage den Tod gefunden hatte. Nachdem er von dem Bauer auf dem Oberhof das Geld erhalten, war er von keinem Menſchen mehr geſehen worden. Dann führte ihn aber der Heimweg durch den Forſt, in dem der Jäger den Dienſt verſah. Und hier war nun die That geſchehen. Wer ſollte ſie vollbracht haben als Bernhard? Außerdem,

daß er mit dem Wirthe in offener Fehde geſtanden hatte, ſetzten die Ausſagen des Müllers, ſeines Burſchen und der Bauern, die dem Jäger an den Rabenſteinen begegneten, die Schuld faſt außer allen Zweifel. Der erſtere hatte ihn kurz nach dem Lärm aus dem Gebüſche treten ſehen, der Förſter wollte aber ſeltſamerweiſe den Lärm nicht gehört haben. Auch hatte der letztere eine unverkennbare Verlegenheit an den Tag gelegt. Statt aber, wie er dem Müller ſagte, in die Rabenſteine zu klettern, um den vermeintlichen Wilddieb zu verfolgen, war er, wie der Müllerburſche berichtete, der ihn gleichfalls wegen des Spectakels anſprach, das Thal hinabgewandert. Und auch als er vierzehn Tage ſpäter den Müller und die Bauern an dem Felſen traf, zeigte ſein Benehmen einen Anſtrich von Befangenheit, die ihn keineswegs dem Verdachte entzog, ſondern denſelben noch ſtärker werden ließ.

Gegenüber dieſen Annahmen wurde freilich auch von vornherein die Frage aufgeworfen, ob der Wirth ſich nicht ſelbſt entleibt habe, oder ob er nicht durch ein Unglück in die Felſen geſtürzt ſei. Das erſtere ließ ſich nun keineswegs glauben. Zunächſt ſtand die Gemüthsart des leichtſinnigen Geſellen nicht dahin, ſich das Leben zu nehmen. Dann aber konnte man einen ſolchen Schritt am wenigſten von einem Menſchen erwarten, der eben fünftauſend Thaler eingeſeckelt hatte. Faſt ebenſo wenig war an ein Unglück zu denken. Der Weg, der über die Rabenſteine am Gebirge hinführte, war ziemlich entfernt von den Felſen, in denen der Leichnam gefunden wurde. Und als man den Todten herauszog, der frei-

lich ein ſchreckliches Bild der Entſtellung und Verweſung darbot, fand man in ſeinem Rocke, ſeiner Weſte und ſeinem Hemde eine übereinſtimmende runde Stelle, die offenbar den Beweis lieferte, daß der Tode hier von einer Kugel getroffen worden ſei. Daß dieſe Stelle ſich überdies auf dem Rücken befand, ließ keinen weitern Gedanken an Selbſtmord aufkommen. Raubvögel und Raben hatten freilich an dem Leichnam in einer Weiſe aufgeräumt, daß ſich die Schäden deſſelben jeglicher Unterſuchung entzogen.

Wie ſehr dieſe Thatſachen auch geeignet waren, die Angelegenheit in faſt zweifelloſer Art zu beleuchten, ſo ſollten ſich doch bald noch andere Anhaltspunkte finden, welche noch mehr zum Nachtheile des Förſters ſprachen und zu dem Entſetzen noch den Abſcheu des Volks fügten. Am Tage nach Bernhard's gefänglicher Einziehung veranſtaltete das Gericht eine Hausunterſuchung in der Förſterwohnung auf dem alten Schloſſe. Und hier fanden ſich nun in einer dunkeln Ecke des Kellers, eingewickelt in alte Lumpen, dieſelben Geldſäcke, welche der Wirth von dem Bauer auf dem Oberhofe erhalten hatte, und die dieſer Bauer, der von dem Gerichte zur Stelle beſchieden wurde, ſofort als diejenigen anerkannte, die in die Hände des Wirthes übergegangen ſeien. Noch mehr, der Zeuge gab ſogar die verſchiedenen Geldſorten an, in denen die Zahlung geſchehen, und auch dieſe wurden bis auf Heller und Pfennig wiedererkannt. So erſchien Bernhard nicht allein als Todtſchläger, ſondern auch als Raubmörder.

Was half es unter dieſen Umſtänden, daß der Ge-

fangene außer sehr vielen Feinden, die er sich plötzlich gemacht hatte, auch noch ein paar Freunde besaß, die seine Unschuld auf Leben und Tod vertheidigten und die Behauptung aufstellten, ein so guter, braver Mensch könne unmöglich zum Verbrecher geworden sein. Zu diesen gehörte zunächst der alte Oberförster, der sich in der günstigsten Weise über den Charakter seines Untergebenen aussprach. Frau Christine aus dem Schiff redete in derselben Weise. Ohne Zweifel würde ihr Mann, der Schiffer Balthasar, gleichfalls eingestimmt haben, aber er war von dem Schrecken bei Bernhard's Verhaftung aufs neue krank geworden und lag, während sein Arm noch gar nicht gründlich geheilt war, nun auch an einem gastrischen Fieber danieder und befand sich sogar meistens in Phantasien. Außerdem sprachen sich noch mehrere Holzhauer aus dem Walde in demselben Sinne aus. Leider aber trafen sie meistens auf Achselzucken, wenn sie nicht entschiedenem Widerspruch begegneten.

Und wie beim Volke, so schien beim Gerichte die entschiedene Meinung vorzuherrschen, daß der Förster der unzweifelhafte Urheber des Verbrechens sei. Wenn auch kein Mensch die That mit Augen gesehen hatte, so deutete doch das verschlungene Gewebe der Thatsachen in deutlicher Weise darauf hin, daß man nicht nöthig habe, sich nach einem andern Mörder umzusehen. Diese Ansicht aber wurde durch das Benehmen des Gefangenen nur noch verstärkt. Bei den verschiedenen Verhören, die man mit ihm anstellte, hatte er eine Verzweiflung und Unruhe an den Tag gelegt, die, wie man glaubte, nicht

die Folge von Scham und Entsetzen über seine Lage, sondern Gewissensbisse über die begangene That sein müßten. Allerdings war der Mord entschieden von ihm in Abrede gestellt worden. Als man ihn aber nach dem Thäter fragte, wollte er diesen nicht kennen. Darauf wurde ihm mitgetheilt, daß sich das Geld des Wirthes in seiner Behausung gefunden habe. Sein Bescheid lautete dahin, daß ihm dasselbe zur Aufbewahrung gegeben sei. Man forschte nun nach der Person. Aber auch hier weigerte er sich, einen Namen zu nennen. Darauf wurde ihm vorgestellt, daß er sich nur dann von dem dringenden Verdachte reinigen könnte, wenn es ihm gelinge, den Beweis zu führen, daß er sich zur Zeit, wo der Schuß geschah, an einem andern Orte befunden habe. Er behauptete, es zu können. Als er es aber thun sollte, verschob er diesen Act auf spätere unbestimmte Zeit. Ueberhaupt bat er den Richter, ihm noch ein paar Wochen zu gönnen; er hoffe dann im Stande zu sein, seine völlige Unschuld an den Tag zu legen.

Was fruchteten aber vor dem Gerichte solche unbestimmte Vertröstungen in die Ferne! Der Richter bedarf zu seinem Spruche fester Thatsachen. Gegen Bernhard aber sprachen eine Menge von Angaben, für ihn sprach keine einzige. So war es kein Wunder, daß sich die öffentliche Meinung von Tag zu Tag mehr und mehr dahin befestigte, daß man den wirklichen Verbrecher in den Händen habe und daß bei der bevorstehenden Gerichtssitzung das Urtheil der Geschworenen über den Gefangenen auf Schuldig lauten würde, worauf denn wegen

der Schwere, mit welcher das Geſetz den Raubmord beſtraft, die Richter die Todesſtrafe verhängen müſſten.

Inzwiſchen befand ſich der arme Bernhard in der traurigſten Lage von der Welt. Je reiner und frommer er ſtets in ſeiner Seele gefühlt und gedacht hatte, deſto ſchmerzlicher empfand er die Schmach und Schande, die ihn plötzlich vor den Menſchen traf. Bei ſeiner Gefangennehmung wagte er die Augen vor Scham nicht zu erheben. Als er ſich nun plötzlich im Kerker ſah und eine Nacht voll Angſt und Schrecken zwiſchen den feuchten Wänden und hinter verſchloſſenen Thüren verlebte, da peinigte ihn in fürchterlicher Art der Gedanke, wie die Welt jetzt über ihn urtheilen werde. In der That konnte ihn ſeine Unſchuld auch wenig tröſten. Durfte er ſich doch nicht einmal klar über das, was er wußte, ausſprechen! Das Wort, das er dem Amerikaner gegegeben hatte, würde ihn am Ende nicht mehr gebunden haben. Aber die Bitte Walburg's, die vorläufig nicht genannt ſein wollte, hielt ſeine Zunge in Feſſeln. Er hatte das Mädchen zu lieb und traute ihr nur gute Dinge und Abſichten zu. Wie ſollte er da vorlaut reden.

Und doch, warum hörte und ſah er nichts von Walburg? Jedesmal, wenn der Richter erſchien, um ihn zum Geſtändniſſe zu drängen, war der Name ſeiner Feinde auf den Lippen des ernſten Mannes. Da vernahm er ſtets von den Ausſagen des Müllers und der übrigen Leute, die Anklage auf Anklage häuften. Trat denn kein einziger Schutzzeuge für ihn auf? Warum hörte er nicht von der Tochter ſeines Feindes, die alle Wir-

ren lösen konnte? Er hatte sie doch für so muthig und wahrhaft gehalten. Wurde sie jetzt von falscher Schamhaftigkeit in Banden gehalten? Oder hatte sie ihn aufgegeben und vergessen? Solche Zweifel fraßen allmählich noch schärfer an seiner Seele wie das Unrecht, das ihm geschah.

Und so verlor denn der schöne, kräftige junge Mann allmählich jene Fülle und Frische, die ihn so sehr vor seinen Genossen ausgezeichnet hatten. Er wurde blaß und mager und war fast wie ein Gespenst anzuschauen. Konnte es auch anders sein? Wer war mehr an Licht und Luft gewohnt als dieser Sohn des Waldes, der zudem seinen Stand so recht aus der tiefsten Neigung des Herzens gewählt hatte. Von seiner ersten Jugend an war ihm nichts lieber gewesen als das freie Leben im Forste. So weit er sich erinnerte, verging fast kein Tag, an dem er sich nicht zwischen den Eichen und Buchen, an mooſigen Felsen und versteckten Wieſenplätzen umhergetrieben und dem in tiefer Einsamkeit hausenden Wild und Geflügel aufgelauert hatte. Statt solcher lustiger Umgebungen starrten jetzt schwarze, feuchte Steine auf ihn herab. Statt des Gesanges der Vögel und des Schreies des Hirsches vernahm er nur das Klirren seiner Kette, das Rasseln der Schlüssel, wenn der Kerkermeister erschien, das Knarren der Thüren in dem alten Gebäude und den eintönig hallenden Schritt der Schildwache auf den Gängen. War es da ein Wunder, daß Speise und Trank ihm nicht schmecken und gedeihen wollten? Wer ihn sah, der hatte ein Bild des Jammers und des Elends vor sich.

In den ersten Wochen seiner Haft hatte der arme Bursche die Hoffnung nicht verloren, daß er entweder durch einen Brief des Amerikaners oder die Aussagen Walburg's befreit werden würde. Leider sollte sich diese Aussicht, die ihn in seinen schweren Stunden mitunter tröstete, nicht verwirklichen. Es wurde ihm nämlich angekündigt, daß er in der nächsten Sitzungsperiode vor dem Geschworenengerichte zu erscheinen hätte. Nunmehr kam auch ein Advocat zu ihm in den Kerker, den das Gericht ihm zugewiesen hatte. Der junge und gesprächige Mann, der lebhaften Antheil an dem jedenfalls sehr interessanten Falle und, als er den Gefangenen kennen gelernt, auch an diesem nahm, redete Bernhard zu, er möge ihm alles mittheilen, was zu seiner Vertheidigung dienen könne. Der vermeintliche Verbrecher zeigte sich ihm gegenüber aber durchaus nicht mittheilsamer, als er bereits bei dem Richter gewesen war, ja er verkündete seinen festen Entschluß, daß er nicht eher sprechen werde, bis er sprechen dürfe. Es hinge von verschiedenen Umständen ab, ob das vor der Sitzung geschehen könne. Jedenfalls aber sei er entschlossen, vor dem Gerichte die ganze Wahrheit zu sagen. Vor dem Richter stehen, der das Urtheil spricht, heiße vor Gott stehen. Er würde dann die Rücksichten, die er vor zweiten Personen und Verhältnissen habe, fallen lassen. Vor jener Zeit dürfe er gegebene Worte und Eide nicht brechen. Am Tage der Entscheidung glaube er sich aber, wie er denn vor Gott unschuldig sei, vor den Menschen reinigen zu können.

So ſcheiterten alle Verſuche, ihn zum Reden zu bringen. Hatte der Richter ihn in der Unterſuchung für einen verſtockten Sünder gehalten, ſo erblickte ſein Vertheidiger in ihm einen Narren, der ſeinen Verſtand nicht beiſammen habe.

Neuntes Kapitel.

Der Tag, an dem Bernhard vor den Geſchworenen erſcheinen ſollte, war gekommen. Die Eigenthümlichkeit des Criminalfalles, der hier vorlag, hatte eine Menge von Neugierigen in den alten weiten Gerichtsſaal geführt, die nicht allein aus der Stadt, ſondern ganz beſonders aus der Heimatgegend des Angeſchuldigten herbeigeſtrömt waren. So konnte der Raum ſchon vor dem Beginn der Sitzung die Leute nicht faſſen. Eine groſse Anzahl der Ankommenden mußte ſogar unverrichteter Sache wieder umkehren. In der für die Zeugen beſtimmten Abtheilung ſah man nach und nach mehrere derjenigen Perſönlichkeiten auftreten, welche wir bereits kennen. Da erſchien der Müller mit ſeinem Burſchen und die Bauern, die einſt bei den Rabenſteinen verſammelt waren. Außerdem hatte ſich aber auch Walburg eingefunden. Ihrem Vater war es, da er als der Hauptzeuge galt, nicht ſchwer geworden, den Eintritt für dieſen Raum zu erlangen. Zugleich lag es in ſeiner Abſicht, die Tochter heute über die Schlechtigkeit eines Menſchen, dem ſie ſtets zugethan ſchien, gründlich aufzuklären.

Außerdem trat auch der Schiffer Balthasar mit Frau Christine, die den Halbgenesenen leitete, ein.

Mit dem Glockenschlage neun führten zwei Gensdarmen den armen Bernhard in den Saal und ließen ihn auf der Armsünderbank Platz nehmen. Das laute Gemurmel in der Halle verstummte mit einemmal. Alle Augen waren nach dem blassen, schönen Jüngling gerichtet, der sich in einer Weise verändert hatte, daß man ihn kaum wieder zu erkennen vermochte. Er sah scheu und bescheiden vor sich hin und wagte keinen Blick auf die Menge zu werfen, die sich sagen mußte, daß er nicht wie ein Raubmörder aussah. In vielen Herzen regte sich sofort ein tiefes Mitgefühl für ihn. Aus zwei Augen aber stürzten die hellen Thränen. Es war Walburg, die sie vergoß.

Dann erschien auch der Gerichtshof. Da die Geschworenen alle versammelt waren, so bildete der Präsident die Jury, und als auch diese wie die Richter ihre Plätze eingenommen hatte, wurden die Zeugen vorgerufen. Alle die uns schon bekannten Leute, deren Aussagen die Schuld auf Bernhard gewälzt hatten, erschienen bei ihrem Namensruf. Ebenso fanden sich die Sachverständigen ein. Somit schien die Liste beendigt. Da ließ sich eine weibliche Stimme hören.

Herr Präsident, rief Walburg, denn es war niemand anders als das Mädchen, ich wünsche gleichfalls vernommen zu werden, da ich wesentliche Dinge in dieser Sache zu berichten weiß.

Bernhard sah auf. Eine plötzliche Röthe flog über seine Züge; er lächelte; sein Herz lachte laut auf.

Warum habt Ihr Euch denn nicht beim Vorverhör gemeldet? fragte der Vorsitzende.

Weil ich nicht aufgefordert wurde und weil ich vielleicht, wenn ich eher geredet hätte, verhindert worden wäre, hier zu erscheinen, lautete die Antwort.

Alle sahen erstaunt auf das schöne Mädchen, zumal der alte Müller, der seine Tochter nicht zu begreifen schien. Der Präsident ließ sie beiseitetreten.

Und nun meldete sich der Schiffer Balthasar gleichfalls zum Zeugniß, indem er seine Krankheit geltend machte, die ihm auch jetzt noch kaum eine für seine geschwächten Kräfte so weite Reise erlaubt habe.

Die Zeugen traten ab. Nach einigen Worten des öffentlichen Ministeriums, das auf die Schwere des Verbrechens aufmerksam machte, erfolgte die Verlesung des Anklageactes, der sich ganz und gar auf alle diejenigen Thatsachen gründete, die wir schon kennen und deshalb nicht zu wiederholen brauchen.

Der Präsident fragte nunmehr den Angeklagten, was er zu sagen habe.

Herr Präsident, erwiderte dieser, indem er sich erhob, mit fester Stimme, man hat mich von Anfang meiner Haft bis zu diesem Augenblick für einen verstockten Verbrecher gehalten und als solchen behandelt. Was ich aber bisjetzt stets behauptet habe, das behaupte ich auch heute. Ich bin unschuldig an dieser schrecklichen That. Leider hatte ich mich durch einen Schwur gebunden, nicht von der Person zu reden, die, wie ich glaube, mit dem Verbrechen in Verbindung steht. Hätte ich von diesem Verbrechen gewußt, dann würde ich nie diesen verhäng-

nißvollen Schwur geleistet haben. Heute verhält sich die Sache anders. Da die Person, von der ich rede, wol kaum für den Arm der hiesigen Gerechtigkeit zu erreichen ist, so begehe ich keinen Verrath mehr. Ich spreche das Wort Verrath aus, da der Getödtete den Mann, der ihn vielleicht tödtete, in einer Weise gereizt hatte, daß die Rache wol zu entschuldigen, wenn auch nicht zu rechtfertigen ist. Ferner rede ich heute, weil der muthmaßliche Verbrecher mir nicht die versprochene Nachricht, daß ich weiter nicht zu schweigen habe, zukommen ließ. Diese Nachricht sollte ich nämlich nach sechs Wochen haben. Ich rede aber auch, weil ich dem Gerichte, als stände ich vor dem Stuhle Gottes, die Wahrheit schuldig bin.

Diese ernsten und klaren Worte machten einen tiefen Eindruck auf die Versammlung. Man war allerwärts gespannt auf die weiter erfolgenden Mittheilungen, zu denen der Vorsitzende den Jäger aufforderte.

Bernhard erzählte nun kurz und einfach die Begegnungen, die er mit dem Wirth Lorenz Dimich und dem Amerikaner Wilhelm Hansen gehabt hatte. Die hier von ihm zuerst ans Licht gezogenen Thatsachen reihten sich wirklich so ungezwungen und klar aneinander und stimmten überdies so sehr zu dem Charakter des verrufenen Wirthes und des leichtfertigen Fremden, daß sie in den Augen der Menge eine große Wahrscheinlichkeit gewannen. Von der Erfindung eines Märchens, das dem Jäger als Entschuldigung diente, schien wirklich keine Rede zu sein. Das Publikum begann innerlich mehr und mehr Partei für Bernhard zu nehmen.

Als dieſer geſchloſſen hatte, ſagte der würdige Präſident: Man würde Euern Ausſagen gewiß Glauben ſchenken können, wenn Ihr uns beweiſen könntet, daß Ihr zur Stunde, wo das Verbrechen muthmaßlich geſchah, an einem andern Orte und in anderer Geſellſchaft geweſen wäret.

Aus dem Verlauf der Verhandlungen wird ſich dies wahrſcheinlich ergeben, antwortete Bernhard mit niedergeſchlagenen Augen. Ich bitte die Herren, dieſen Augenblick abzuwarten.

Der Angeklagte zeigte ſich ſo maßvoll und beſcheiden, daß der Vorſitzende nicht weiter in ihn drang und ihn beſchied, er möge ſich ſetzen.

Darauf begann das Zeugenverhör. Zunächſt wurde der Müller, der mit den andern abgetreten war, vor die Schranken gerufen. Seine Ausſagen wirkten natürlich wiederum ſehr ſchwächend auf die Mittheilungen des Jägers, zumal da ſie mit großer Energie vorgetragen wurden. Ebenſo verhielt es ſich mit den Zeugniſſen des Müllerburſchen und der Bauern. Dann wurden die Sachverſtändigen gefragt. Die Aerzte ſtellten die Meinung auf, daß der Tod allerdings durch eine Kugel erfolgt ſei, denn man habe einen Rückenwirbel in einer Weiſe zerſchmettert gefunden, wie dies wol nicht durch einen Fall möglich geweſen ſei. Die Kugel ſelbſt fand ſich nicht vor, doch ſprach ſich ein Förſter dahin aus, daß die Löcher in den Kleidern von einer Größe ſeien, die mit dem Kaliber der Büchſe des Bernhard mehr oder weniger übereinſtimmten, wenn man hier auch keine entſchiedene Behauptung aufſtellen könne.

Da hier bewieſene Thatſachen gegen unbewieſene Behauptungen ſtanden, traten überall neue Zweifel ein, die auch durch die Ausſagen einiger Leute der Nachbarſchaft, namentlich von Ortsbehörden und andern Männern, daß Bernhard ſtets ein ordentlicher Menſch geweſen ſei, nicht gehoben wurden.

Es kamen nun die nachträglichen Zeugen an die Reihe. Der Präſident ließ Walburg in den Saal rufen und den Eid ſchwören, was ſie mit feſter Stimme und in wahrhaft gehobenem Tone that.

Was habt Ihr uns mitzutheilen? fragte er das Mädchen, das mit hochgeröthetem Geſichte vor den Schranken ſtand.

Ich habe Euch zu ſagen, daß Bernhard falſch angeklagt iſt, erwiderte ſie.

Wie wollt Ihr das beweiſen? ſprach der Präſident.

Dadurch, daß er ſich, als die That vor ſich ging, bei mir befand.

Wie geſchah das?

Ich hatte ihm eine Zuſammenkunft zugeſagt in den Rabenſteinen, denn wir beide haben einander lieb, und mein Vater will nichts von ihm wiſſen, weil er ein armer Schelm iſt. So trafen wir uns denn in dem Geklipp und ſaßen beiſammen und redeten von unſerer Zukunft. Da hörten wir plötzlich über uns etwas, wie einen Fall durch die Steine und Büſche, ſodaß die Vögel rings aufflogen und daß wir aufſprangen und in die Höhe ſahen. Nun ſtand aber oben auf dem Rand des Abhangs der Amerikaner, der ſogleich zurückſprang.

Ich habe die Ueberzeugung, daß er damals den Ankerwirth gemordet und in die Steine geworfen hat.

Ein allgemeines Gemurmel der Verwunderung ließ sich hören.

Habt Ihr denn keinen Schuß gehört? forschte der Präsident.

Nein, sagte das Mädchen.

Wie wollt Ihr das erklären?

Vielleicht weil wir nicht Acht gaben, vielleicht weil der Knall auf der Höhe, vom Winde verhindert, nicht in die Tiefe trug.

Aber warum habt Ihr diese Anzeige nicht früher gemacht? fragte der Präsident.

Theilweise aus Scham, theilweise, weil ich fürchtete, ich könnte von den Feinden des Bernhard an dem Geständisse gehindert werden.

Was sagt Ihr zu der Aussage des Mädchens, Angeklagter? sprach der Präsident.

Sie ist die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, sprach dieser, sich erhebend, mit freudestrahlendem Gesichte.

Aber warum habt Ihr denn geschwiegen?

Weil ich Walburg nicht bloßstellen wollte.

Ein lauter Beifallsruf erhob sich durch den Saal, sodaß der Vorsitzende drohte, er müsse die Unruhestifter hinausbringen lassen.

Als neue Stille eingetreten war, wurde der Schiffer Balthasar vernommen.

Dieser sagte aus: Meine Herren, ich bin vor Schrecken über die Verhaftung des Bernhard krank geworden und

konnte mich deßhalb nicht zum Zeugniß melden. Jetzt aber sage ich, daß der Jäger, wenn er auch den Wirth aus Rache erschossen hätte, doch nicht der Räuber des Geldes ist. An demselben Abend, wo der Amerikaner verschwand, konnte ich den Schlaf nicht finden, und wie ich nun wachend auf meinem Bette lag, vernahm ich draußen Stimmen. Ich lauschte: es war Bernhard und der Fremde. Da hörte ich denn, daß der letztere dem erstern Geld zur Verwahrung gab und ihn schwören ließ, nicht von der Sache zu reden, bis er ihm Nachricht geschickt habe.

Und das ist auch die Wahrheit?

Herr Präsident, rief der Schiffer, der nur mühsam reden konnte, jetzt mit lauter Stimme, ich habe einen heiligen Eid geschworen.

Es ging ein neues Murmeln des Beifalls durch die Menge. Bernhard warf dem Kranken einen dankbaren Blick zu.

Da brachte der Gerichtsdiener dem Vorsitzenden einen Brief. Derselbe betrachtete die Adresse mit offenbarem Erstaunen. Dann sprach er: Eben wird mir ein Schreiben gebracht, das den amerikanischen Poststempel trägt. Es ist an den Jäger Bernhard gerichtet. Angeklagter, wir erhalten durch diesen Brief vielleicht neue Aufklärungen. Wollt Ihr, daß ich ihn aufbreche und vorlese?

Ich habe keine Geheimnisse, antwortete Bernhard.

Der Präsident öffnete den Brief und las:

„Lieber Bernhard!

„Vorerſt meinen Dank für all Euern guten Rath und treuen Beiſtand. Ich bin glücklich in meiner Heimat angelangt und habe die Meinigen friſch und munter gefunden. Außer dem Bereich der europäiſchen Polizei bedarf ich nun des Geheimniſſes nicht mehr. So wißt denn, für den Fall, daß der Ankerwirth noch nicht aufgefunden iſt, daß ich den räudigen Hund, den Schurken und Schuft, der mir all mein Beſitzthum abſchwindelte, an den Rabenſteinen getroffen, das Geld zurückgefordert und ihn, als er ſich aus dem Staube machen wollte, von hinten niedergeſchoſſen und in die Klippen geworfen habe, nachdem ich vorher durch eine Durchſuchung ſeiner Rocktaſchen und der Auffindung der falſchen Karten die Gewißheit von ſeiner Betrügerei erlangt hatte. So kam ich wieder in den Beſitz der fünftauſend Thaler, die ich Euch zum Aufheben übergab. Aber noch mehr: mit dem Schlüſſel, den ich aus ſeiner Taſche mitnahm, konnte ich mit Leichtigkeit den Schrank in ſeiner Wohnſtube öffnen. Dort lagen denn auch die übrigen Papiere, die ich ruhig zu mir ſteckte, und die ich meinem Vater bereits eingehändigt habe. Seid nun ſo gut und ſchickt mir auch die andere Summe. Am beſten iſt's, Ihr wechſelt es gegen franzöſiſches Gold oder gegen einen guten Wechſel ein.

Schließlich ſage ich Euch noch, daß die That mir nicht die geringſte Reue verurſacht. Wilde Beſtien, wie der Wirth eine war, pflegt man nach unſerer Sitte in die Ewigkeit zu befördern. Die Herren Europäer werden

vergebens nach mir ſuchen. Eben iſt der Krieg zwiſchen dem Norden und Süden ausgebrochen. Ich gehe als freiwilliger Jäger mit gegen die Sklavenhalter.

Euer dankbarer

Will Hauſen.

Wisconſin, Waſhingtonſtreet Nr. 14."

Ein neuer freudiger Lärm entſtand im Saale, für den der Präſident diesmal eine beſondere Nachſicht an den Tag legte, denn er war eine berechtigte Aeuſſerung echt menſchlicher Gefühle.

Als es wieder ſtill geworden war, gab er dem öffentlichen Miniſterium das Wort. Dieſes verzichtete darauf, die Anklage unter den obwaltenden Umſtänden aufrecht zu erhalten. Da aber der Staatsanwalt nichts zu ſagen hatte, ſo beſchränkte ſich der Advocat darauf, bei den Geſchworenen die Freiſprechung Bernhard's zu beantragen. Der Präſident hielt ein kurzes, verſöhnliches Réſumé. Dann trat die Jury ab und verkündete ſchon nach wenigen Augenblicken ihren Wahrſpruch: Der Angeklagte iſt nicht ſchuldig.

Und nun ertönte ein lauter, langer Jubelruf. Wie ſollte ſich das Volk auch nicht über einen ſo guten Ausgang freuen? In der That war nicht leicht ein eigenthümlicherer Proceß verhandelt worden. Die Theilnahme für den Jäger erſtreckte ſich ſogar auf den Präſidenten, die Richter und Geſchworenen, die zu Bernhard traten und ihm händeſchüttelnd Glück wünſchten.

Am fröhlichsten wurde er freilich von seinen Genossen aus der Heimat im neuen Leben bewillkommt. Balthasar und Christine empfingen ihn mit Thränen in den Augen. Aber auch der Müller war plötzlich umgestimmt: er trat zu ihm, bat ihn um Verzeihung wegen seines schlimmen Glaubens, reichte ihm die Rechte und nannte ihn einen braven Jungen. Ja, er wandte sich um, nahm Walburg bei der Hand und führte sie ihm zu, indem er ausrief: Da habt ihr euch! Sie fielen sich in die Arme, herzten und drückten einander und flüsterten: Auf ewig!

Es war eine Scene, daß allen Umstehenden die Thränen in die Augen traten. Schließlich aber drängte sich ein vornehm aussehender, feingekleideter Mann, der eine Weile die Vorgänge aus der Ferne betrachtet hatte, in den Kreis und klopfte Bernhard auf die Schulter. Der Jäger drehte sich um und erblickte den Grafen, seinen frühern Herrn, den Besitzer der Forsten von Dingseck.

Ich bin in die Gegend gekommen, sprach der Graf zu den glücklichen Menschen, um dem Oberförster, der vor einigen Tagen gestorben ist, einen Nachfolger zu bestellen. Da hörte ich, daß hier Euer Proceß verhandelt würde, und eilte zur Stelle, um Zeuge des Ausganges zu sein. Aus allem aber habe ich gesehen, daß Ihr ein tüchtiger, braver und edler Mensch seid, wie ich Euch schon längst als trefflichen Forstmann kenne. Wenn Ihr wollt, so erhaltet Ihr die Stelle.

Bernhard dankte von Herzen. Die Umstehenden gaben dem Edelmann ihre Zustimmung zu erkennen. Erst

langsam schieden die Gruppen auseinander. Der Jäger ging mit dem Müller und seiner Tochter.

Beide sind jetzt ein glückliches und stattliches Paar, und der Müller ist ganz zufrieden, daß seine Walburg Frau Oberförsterin genannt wird. So entstand denn aus lauter Unglück lauter Glück.

b 14456.

Wie das Stück, so das Glück

Luſtſpiel in einem Akt

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK BERLIN

Der Verfaſſer behält ſich und ſeinen Erben oder Rechtsnachfolgern das ausſchließliche Recht vor die Erlaubniß zur öffentlichen Aufführung und Ueberſetzung zu ertheilen.

Den Bühnen gegenüber als Manuſcript gedruckt und der **Theater-Commiſſions-Geſchäft** von **H. Michaelſon** in **Berlin** zum **ausſchließlichen** Bühnen-Debit übergeben. **Geſchriebene Exemplare ſind unrechtmäßig erworben.**

Berlin, 1866.

Druck von Robert Bittner, Leipziger Straße 107.

Perſonen

Adolph Stern, Schriftſteller.
Heinrich Köcher, Journaliſt
Frau Welker, Beſitzerin eines Familienhotels.
Fanni, ihre Tochter.
Der Theater-Intendant.
Flink, Barbier.
Schlampe, Hausknecht } bei Frau Welker
Guſtel, Dienſtmädchen }

Eine Stubenuhr mit Schreibtisch und Bücherregalen. Im Hintergrunde eine Mittelthür, links die Thür zu Stern's Schlafzimmer, rechts ein Fenster auf die Straße.

Erster Auftritt.

Adolf Stern

(im Schlafrock, unruhig auf und abgehend und sich bald auf den einen und bald auf den andern Stuhl setzend).

In der That, eine ganz verfluchte Situation. Es sind jetzt schon zwölf Stunden dahin, daß meine erste dramatische Arbeit über die Bretter gegangen ist, und ich habe noch nicht die mindeste Kunde von dem Erfolg erhalten. Freilich bin ich selbst Schuld daran. Warum ging ich gestern Abend nicht muthig in das Theater? Verdammte Furcht vor dem Durchfallen des Stückes! Kindische Angst vor einer Niederlage! — Warum ließ ich nicht meinen Namen auf den Zettel setzen, statt mich mit einem pseudonymen Mantel zu umhängen? Dann wären meine Bekannten gewiß in großer Anzahl hingeströmt und hätten mir Nachricht gebracht. — Statt dessen wollte ich in allzu großer Klugheit meinen Triumph auf anderm Wege erfahren. Statt dessen verschenkte ich Freikarten und die Leute, denen ich sie schenkte, lassen mich nun im Stiche. — (Heftig.) Gott, welch' eine Nacht habe ich zugebracht! Kein Schlaf kam mir in's Auge. Ich wälzte mich die Hälfte der Zeit im Bette herum und rannte die andere Hälfte durch das Zimmer. Es schwindelt mir im Kopfe. Meine Nerven tanzen. Schon seit zwei Stunden ist es lichter Tag, und es bleibt so stille im Hause, als wäre alles in einen ewigen Schlaf verzaubert.

— Und doch, iſt es ein Wunder, daß ich ſo aufgeregt bin? Meine ganze Zukunft liegt an dem Erfolg meines Stückes. Nur dann, wenn ich mit dieſer dramatiſchen Arbeit durchdringe, darf ich um die Hand meiner geliebten Fanni anhalten. Nur dann blüht mir die Hoffnung, ihr ein ſorgenloſes Daſein zu bieten. Gott, welche Angſt — welche Zweifel! Ich halte es nicht länger aus. (Er klingelt.) Ich muß Menſchen ſehen. Ich muß meine Reizbarkeit ausſprechen können. — Ich muß — (Er geht an das Fenſter.) Die Straße iſt freilich noch öde und leer — Aber es iſt doch faſt acht Uhr — Er kommt noch immer nicht. Wo nur der Schlampe, der verfluchte Hausknecht, bleibt. (Er klingelt auf's Neue.) Es iſt doch ſeine Pflicht, daß er ſich zeitig einſtellt. Schlampe, Schlampe! (Er klingelt in einem fort.)

Zweiter Auftritt.

Stern. Guſtel (durch die Mittelthür).

Guſtel.

Um Gottes Willen, Herr Stern, iſt Ihnen ein Unglück paſſirt?

Stern.

Ein Unglück — (Für ſich.) Ein Unglück — ſollte ſie vielleicht gehört haben, daß mein Stück durchgefallen iſt? — Doch das iſt ja unmöglich — nur der Intendant weiß, daß ich der Verfaſſer bin. (Laut.) Nein, mir iſt kein Unglück paſſirt.

Guſtel.

Gott ſei Dank! — Sie klingeln aber wie unſinnig — Sonſt liegen Sie immer bis zehn Uhr in den Federn und heute ſind Sie ſchon vor ſieben bei der Hand. Es iſt doch nicht ganz richtig mit Ihnen.

Stern.

Nicht ganz richtig? — Hör' Sie, Guſtel, — ich verbitte mir einmal für allemal ſolche Ausdrücke.

Guſtel.

Warum ſind Sie nur gleich ſo beleidigt? Die Hauswirthin, Frau Welker, hat es auch geſagt, Sie müßten aus dem Häuschen ſein, denn Sie hätten die ganze Nacht ein unbändiges Spektakel vollführt, wären wie toll durch das Zimmer gelaufen, ſo daß die Decke wackelte, und dann hätten Sie die Fenſter aufgeriſſen, geſungen, geflucht, geſeufzt.

— Die Katzen im März machten nicht mehr Geauiſſe und Gequackſe.

Stern.

Guſtel — ich ſage Ihr — genug — genug —

Guſtel.

Nun, es mag wohl mit dem Wetter zuſammenhängen. Es iſt nämlich heute ſehr ſchlechtes Wetter.

Stern.

Ach was, das Wetter hat gar keinen Einfluß auf mich.

Guſtel.

Auch gut, aber dann ſagen Sie mir doch, was Sie eigentlich befehlen?

Stern.

Was ich befehle?

Guſtel.

Ja, was Sie befehlen?

Stern.

Ja, ſeh' Sie einmal — ich wollte

Guſtel.

Vielleicht wünſchen Sie den Kaffee — Allerdings der Kaffee iſt ein recht gutes Mittel zur Stärkung, wenn man die Nacht nicht geſchlafen hat.

Stern.

Nein, den Kaffee möchte ich doch nicht.

Guſtel.

Soll ich Ihnen vielleicht eine Flaſche Waſſer holen?

Stern.

Auch kein Waſſer.

Guſtel.

Dann thut Ihnen vielleicht ein Brauſepulver gut?

Stern.

Ach was, Kaffee, Waſſer und Brauſepulver — wenn Sie mich doch mit ſolchen Lappalien in Ruhe laſſen wollte.

Guſtel.

Und wenn Sie ſich nur deutlich machen wollten. Sie wiſſen doch, daß das Zimmermädchen eines Familienhotels in der frühen Morgenſtunde alle Hände voll zu thun hat und ſich nicht in lange Unterhaltungen einlaſſen kann.

Stern.

Ja, Sie hat Recht, Guſtel. — Ich ſehe es ein, ich bin zu aufgeregt. — Sag' Sie einmal, Guſtel —

Guſtel.

Na, endlich wird's.

Stern (zögernd).

Sag' Sie einmal Guſtel — war Sie geſtern Abend im Theater?

Guſtel.

Nein, ich war nicht dort.

Stern

Ich habe Ihr doch Geld für ein Gallerieбillet gegeben.

Guſtel.

Aber die Frau Welker gab mir nicht die Erlaubniß. Sie ſagte, ſie hätte gehört, man gäbe ein dummes Stück, in dem überdies doch alles geflunkert und gelogen wäre, und ich ſollte ein ander Mal gehen, wenn ich mehr Zeit habe.

Stern.

Was, ein dummes Stück! (Für ſich.) Sie muß doch etwas Nachtheiliges gehört haben. Es wird mir ganz grün und gelb vor den Augen. (Er geht raſch in ſein Schlafzimmer.)

Dritter Auftritt.

Guſtel.

Ich fürchte, dem guten Herrn Stern iſt wirklich die Quinte geſprungen. Sonſt iſt er immer höflich und ſanft wie ein Poſtſecretair, und heute iſt er heftig und grob wie ein Tanzmeiſter — Und welche Unordnung — die Kleider, die Bücher — Ich will doch gleich etwas aufräumen. (Sie hebt verſchiedene Sachen vom Boden auf.)

Vierter Auftritt.

Guſtel. Schlampe

(kommt mit Stiefeln und Kleidungsſtücken).

Schlampe

(legt, ohne von Guſtel geſehen zu werden, die Kleider und Stiefel ab, ſchleicht hinter ſie und faßt ſie um die Hüfte).

Guſtel.

Hoho, Herr Stern. (Dreht ſich um und giebt Schlampe eine Ohrfeige.)

Schlampe.

Das pfeift ja wie der Teufel, aber es war doch Dein Glück. —

Guſtel.

Du biſt es, Schlampe? — Aber warum iſt es mein Glück?

Schlampe.

Weil Du mit der Backpfeife den Herrn Stern meinteſt. Ich ſehe wenigſtens, daß Du nicht auf dem beſten Fuße mit ihm ſtehſt. Hätteſt Du nicht ſeinen Namen genannt, dann wäre ich eiferſüchtig geworden, denn Du haſt zu dieſer Stunde nichts in ſeiner Stube zu thun. Ich bin hier der Herr und Meiſter.

Guſtel.

Ach was, Herr und Meiſter, Du biſt der Hausknecht, Aufwärter und Stiefelputzer. Dein Herr und Meiſter iſt heute wie der leibhaftige Teufel. Du wirſt es ſchon mit ihm zu thun bekommen.

Schlampe.

Was hat er denn?

Guſtel.

Er hat heute ſehr ſchlechtes Wetter.

Schlampe.

Da geht es ihm hier drinnen, wie uns da draußen.

Guſtel.

Er hat das ganze Haus in Allarm gebracht — er hat geklingelt — ſieben — achtmal — ganz entſetzlich.

Schlampe.

Ich werde ſchon mit ihm fertig werden. Die Künſtler und Gelehrten ſind überhaupt die beſten Herren, die man bekommen kann. Der Soldat iſt grob, der Beamte pedantiſch, der Kaufmann geizig, aber ſo ein Schriftſteller oder Muſiker oder Maler, das brauſt auf, iſt heftig, iſt empfindlich — um nachher deſto beſſer zu werden — und dabei freigebig. — Wären ſie Alle, wie Herr Stern, dann hätte ich Dich längſt geheirathet.

Guſtel.

Aber ich nicht Dich.

Schlampe.

Da haben wir's. Ich wünſchte nur, ich könnte ſo gut mit andern Leuten fertig werden, wie mit dieſem Herrn.

Guſtel.

Zum Beiſpiel.

Schlampe.

Zum Beiſpiel mit Dir — (er will ſie umarmen und küſſen).

Guſtel (läuft weg).

Nimm Dich in Acht, ſonſt werde ich noch einmal freigebig — mit Ohrfeigen. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Schlampe.

Der ſchlimmſte Mann iſt doch immer noch beſſer zu behandeln, wie ſo ein kleines Frauenzimmer. Aber Geduld! Ich werde das Vögelchen ſchon kirren. Nun aber vor allen Dingen an den Dienſt. (Er nimmt die Kleider und Stiefel und geht nach Sterns Thüre.)

Sechster Auftritt.

Schlampe. Stern

(tritt aus der Thüre des Schlafzimmers im Rock, die Hoſen an den Beinen hoch aufgeſchlagen).

Stern.

Da iſt Er endlich. Wie lange habe ich ſchon auf Ihn gewartet!

Schlampe.

Hier ſind die Stiefel. (Er übergiebt ihm die Stiefel.)

Stern

(ſetzt ſich auf einen Stuhl und zieht ſich die Stiefel an).

Was giebt es Neues?

Schlampe.

Es iſt heute ſehr ſchlechtes Wetter.

Stern.

Was geht mich das Wetter an. Wenn ich den Kopf zum Fenſter hinausſtrecke, kann ich das ſelber ſehen. Weiß Er nichts anderes?

Schlampe.

Der Sturm hat in der Werkſtatt den Kamin an der großen Fabrik umgeworfen — wiſſen Sie, an der wollenen Strumpffabrik.

Stern.

Laß Er mich doch mit dem Schornſtein und der Strumpffabrik in Ruhe.

Schlampe.

Der Orang-Utang im zoologiſchen Garten hat das Zeitliche geſegnet.

Stern.

Herr Gott, jetzt bringt Er mich noch zu den Beſtien, das iſt ja unter dem Affen —

Schlampe.

Und dann ist in der Hühnergasse eine Frau von einem Hasen entbunden worden.

Stern (dringt auf).

Ich will aber ja nichts von den Unglücksfällen wissen. Die kann ich in der Zeitung lesen.

Schlampe.

Weiter weiß ich nichts. — Wollen Sie mich nicht gefälligst fragen, was Sie zu wissen wünschen?

Stern.

Ja so — also — Hat Er gestern Abend auch gehörig geklatscht?

Schlampe.

Geklatscht! — Was denken Sie denn Herr Stern? Ich klatsche nie — ich kann die Klatschereien in der Seele nicht leiden.

Stern.

Wie, Er hat nicht geklatscht? Deshalb habe ich ihm ja das Galleriebillet für das Theater geschenkt.

Schlampe (für sich).

O, du Gerechter — daran habe ich gar nicht mehr gedacht. Ich habe das Billet für vier Silbergroschen verkauft.

Stern.

Nun, war Er denn nicht im Theater?

Schlampe (für sich).

Ich muß mir mit einer Lüge helfen. (Laut aber stockend.) Allerdings war ich im Theater.

Stern.

Wie hieß denn das Stück?

Schlampe.

Wie das Stück hieß? Da muß ich mich doch einmal besinnen. Es war so ein landerwelscher Name.

Stern.

Mich dünkt, es hieß die Marquise von Greneville.

Schlampe.

Richtig, die Marquise von der Grimeline.

Stern.

Nein, die Marquise von Greneville.

Schlampe.

Meinetwegen, die Marquise von Greditviel. Aber da müßte es doch die Marquise von viel Credit heißen.

Stern.

Er ist ein Esel. Sag Er mir lieber den Inhalt.

Schlampe.

Ja, der iſt ſchwer zu erpliziren. Sehen Sie, es ging ſo bunt und toll durcheinander. Das war Ihnen ein Gelaufe, ein Gerenne, ein Geſchnatter, ein Gewäſche — ich konnte es eigentlich nicht verſtehen, es war mir ſo etwas über den Horizont.

Stern (für ſich).

Eine ſonderbare Beſchreibung.

Schlampe.

Und ſchließlich — leider muß ich es geſtehen, da bin ich eingeſchlafen, denn erſtens war ich ſchon um vier Uhr des Morgens bei der Arbeit und zweitens war ich entſetzlich müde — und drittens kam mir das Stück ſehr langweilig vor. —

Stern (auffahrend).

Wie, langweilig?

Schlampe.

Ja, recht herzlich und gründlich langweilig —

Stern.

Er nichtsnutziger Schlingel! Wie kann Er ſich unterſtehen, das Stück langweilig zu finden, zumal wenn ich Ihm eine Freikarte ſchenke —

Schlampe.

Ja — aber —

Stern.

Was aber — auf der Stelle ſcheere Er ſich zum Teufel. Er braucht mir nicht mehr unter die Augen zu kommen, Er unverſchämter Menſch.

Schlampe (für ſich).

Das heißt bis morgen, wo ſein Zorn verraucht iſt. Die Guſtel hat doch recht, es iſt hier ſehr ſchlechtes Wetter. (Er packt ſeine Sachen zuſammen und geht.)

Siebenter Auftritt

Stern.

Die Guſtel nennt das Stück dumm — dieſer Schlampe nennt es langweilig — dumm iſt es aber nicht — die Fabel iſt entſchieden poetiſch — und langweilig iſt es auch nicht, denn ich habe es mit Witz behandelt. — Die Beiden drückten ſich auch ſehr unſicher aus. — Am Ende iſt es doch nicht wahr, was ſie ausſagten. Die Guſtel hat es ja gar nicht geſehen, und der Burſche hat es verſchlafen. Was bin ich

doch für ein Thor gewesen, solche Leute zu meinen Bericht erstattern zu wählen? — O meine Fanni, o meine Zukunft

Achter Auftritt.

Stern. Barbier Flink.

Flink.

Schönen guten Morgen, Herr Stern, wünsche wohl geschlafen zu haben. Es ist heute sehr schlechtes Wetter Schauderhaft!

Stern.

Wenn Sie mir doch mit diesen ewigen Wiederholungen vom Wetter vom Leibe bleiben wollten. Sie wissen ja, daß ich eine solche Unterhaltung nicht leiden kann.

Flink

(bereitet sich vor, Stern zu barbieren).

Richtig, richtig. Sie können das Wetter nicht leiden. Schauderhaft! Ich kann es eigentlich auch nicht leiden, denn sehen Sie, wenn das Wetter kalt ist, so friert man, wenn es warm ist, so geräth man in Schweiß, regnet es, so wird man naß, ist es trocken, so ist es trocken, ist es windig, so kann man sich erkälten. Schauderhaft!

Stern.

Aber so hören Sie endlich davon auf.

Flink.

Nichts lieber, wie das, denn wie gesagt, ich wünschte, daß es überhaupt gar kein Wetter gäbe, dann brauchte man auch gar nicht von einer so ganz gewöhnlichen und gemeinen Sache zu reden. Schauderhaft! Wie die Sachen aber liegen, so wollen die Kunden einmal immer von dem Barbier wissen, wie es mit dem Wetter bestellt ist. Ich glaube, daß der Grund darin liegt, daß das Wetter einen so großen Einfluß auf die Gesundheit hat. Denn sehen Sie, das Wetter macht den Einen melancholisch, den Andern heiter, den Dritten — schauderhaft.

Stern.

So halten Sie doch einmal den Mund davon.

Flink

(während des Barbierens).

Richtig, ich halte den Mund — aber halten Sie auch den Mund, damit ich Sie ordentlich rasiren kann. — Schauderhaft!

Stern.

Erzählen Sie mir lieber etwas Neues —

Flink.

Etwas Neues. — Richtig, ich will Ihnen was Neues erzählen. Da habe ich gestern einem merkwürdigen Schauspiel beigewohnt.

Stern.

Ja, erzählen Sie mir von dem Schauspiel. (Für sich.) Jetzt erfahre ich wohl etwas von meiner Comödie.

Flink.

Gestern Abend um sieben Uhr —

Stern (für sich).

Das ist die Theaterstunde —

Flink.

Wie ich auf den Platz am Schauspielhause komme.

Stern (für sich).

Ah — jetzt sind wir schon am Schauspielhause.

Flink.

Da — aber ich muß Sie bitten, daß Sie sich nicht immer bewegen — ich möchte Sie sonst schneiden.

Stern.

Um Gottes Willen, vergessen Sie nicht, daß ich kein Blut sehen kann.

Flink.

Nur ruhig Blut — da erscheint der Dr. Köcher, Sie kennen ja den Theaterkritiker?

Stern.

Ja, ich kenne ihn — (Für sich.) Wir kommen jetzt der Sache näher.

Flink.

Er sieht mich und ruft: Flink kommen Sie mich morgen um sechs Uhr rasiren, denn ich will um acht verreisen.

Stern.

Aber das gehört ja gar nicht hierher.

Flink.

Wohl gehört es hierher, denn in demselben Augenblick rasselt eine Droschke an uns vorüber und überfährt — schauderhaft — eine alte Frau — sie fällt, sie ruft — das Blut strömt in einer Lache über das Pflaster.

Stern (springt auf).

Um Gottes Willen — hören Sie auf, Sie wissen ja, daß es mir schlecht wird, wenn ich von Blut höre.

Flink.

Richtig, dann will ich schweigen.

Stern (setzt sich wieder).

Sagen Sie mir lieber, wie es im Theater war, denn ich schenkte Ihnen ja ein Parterre-Billet.

Flink (für ſich).

Ach Du Gott, jetzt fängt das Examen an und ich habe das Billet meiner Frau geſchenkt.

Stern.

Wie hat Ihnen denn das Stück gefallen?

Flink.

Das Stück — ach ja, das Stück. Ich bin eigentlich ſehr ſpät in das Stück gekommen. Da ich zur mediciniſchen Fakultät gehöre, ſo mußte ich doch der verwundeten Frau beiſtehen, und als ich dann fertig war, da wurde ich zu dem Geheimrath Zöpfel gerufen. Der Mann verſpürte Neigung zu einer Apoplexie. Da hieß es Ader gelaſſen und geſchröpft — Sie hätten ſehen ſollen, wie das Blut floß — erſt ganz ſchwarz — dann roth — ſchauderhaft —

Stern

(ſpringt wieder auf).

In der That, ſchauderhaft — Erſparen Sie mir doch die blutrünſtigen Geſchichten.

Flink.

Richtig. Das hätte ich faſt wieder vergeſſen.

Stern.

Alſo das Theater —

Flink.

Ja, ja, das Theater. Ich kam alſo erſt in dem vierten Akt dazu.

Stern.

Ei was! Das Stück hat ja nur drei Akte.

Flink.

Nun, es mag auch der dritte geweſen ſein.

Stern.

Wie war denn das Luſtſpiel?

Flink.

Ja, es war eigentlich recht lächerlich. — Schauderhaft!

Stern.

Wie lächerlich, ſchauderhaft? Dann iſt das Stück am Ende durchgefallen.

Flink.

Ja, ich glaube, es iſt durchgefallen.

Stern.

Und ausgepfiffen worden.

Flink.

In der That — wenn ich nicht irre, war es ſchon vorher ausgepfiffen worden.

Stern (ſpringt auf).

Was, ausgepfiffen? Das iſt zu arg — (Er wiſcht ſich ſchnell das Geſicht ab.)

Flink.

Aber ich bin ja noch nicht ganz fertig.

Stern.

Gleichviel, ob Sie fertig ſind.

Flink.

Es ſtehen noch zehn Härchen unter dem linken Ohr — ein Schnitt.

Stern.

Packen Sie ſich zum Guckuck und laſſen Sie ſich nicht eher bei mir ſehen, bis ich Sie rufen laſſe. So ein unverſchämter Menſch!

Flink.

Nun ganz, wie Sie wünſchen. (Für ſich.) Bei dem rappelt's. Es iſt heute verflucht ſchlechtes Wetter hier.

(Packt ſeine Sachen und geht.)

Neunter Auftritt.

Stern.

Je mehr Nachrichten ich erhalte, deſto klarer wird mir meine Niederlage. — Und doch habe ich eigentlich gar nichts Beſtimmtes erfahren. Leere, faſelhafte Ausdrücke — weiter nichts — dabei werfe ich die Leute gewiſſermaßen zur Thüre hinaus, bevor ich ſie ausreden laſſe. Das kommt von der verzweifelten Nervoſität. Armer Stern! O Gott, wenn mir meine geliebte Fanni verloren ginge!

Zehnter Auftritt.

Stern. Köcher.

Köcher.

Guten Morgen, Stern.

Stern (brummt)

Guten Morgen.

Köcher.

Was machſt Du denn für ein verzweifeltes Geſicht. Ich ſehe, drinnen wie draußen iſt ſehr ſchlechtes Wetter.

Stern.

Kommt der Menſch mir auch mit der alten Phraſe. Das Wetter iſt um aus der Haut zu fahren.

Köcher.

Ich habe es aber doch nicht gemacht.

Stern.

Darum brauchſt Du auch nicht davon zu reden.

Köcher.

In der That, Du haſt recht, es iſt ein abgenutztes Thema, das ich ſelber nicht gerne aufnehme. Ich kam nur darauf, weil mich Hagel und Schloſſen hier in's Haus trieben.

Stern.

Alſo Du beſuchſt mich nicht aus freiem Antriebe?

Köcher.

Eigentlich nicht. Ich wollte auf die Eiſenbahn — es iſt mir aber zu ſchlecht —

Stern.

Du beſuchſt mich nur ſo aus Ueberfluß — nur weil Du auf Deinem Wege unterbrochen biſt?

Köcher.

Ich denke, der Freund iſt dem Freunde zu jeder Zeit willkommen. Zudem glaube ich, daß Dir die Gegenwart des eifrigſten Bewunderers Deiner herrlichen Talente nicht unangenehm ſein wird. Wer verſteht Dich beſſer, als ich? Ich errathe aus jedem Wort, welches Du ſchreibſt, ſofort den Verfaſſer.

Stern (für ſich).

Das wollen wir gleich einmal ſehen.

Köcher.

Wenn ich Dich aber in der Arbeit ſtöre —

Stern.

Nein, nicht im Mindeſten. (Für ſich.) Wie ſoll ich nur anfangen.

Köcher.

Es ſcheint doch, daß Du ſehr zerſtreut biſt.

Stern.

Daß ich nicht wüßte —

Köcher.

Teſte beſter. Du weißt ja, wie ſehr ich Deine Arbeitsſtunden reſpectire, weil ich Alles, was Du ſchreibſt und dichteſt, überaus hoch halte, und weil ich es mir ſelbſt nicht verzeihen würde, wenn ich Dich den Küſſen der Muſe entzöge.

Stern.

Eigentlich habe ich Dich ſchon geſtern Abend erwartet.

Köcher.

Haſt Du mir denn Botſchaft geſendet?

Stern.

Das nicht — aber ich dachte — Du würdeſt kommen.

Köcher.

Und warum denn?

Stern.

Es war ſo eine Idee! — Sag' mir doch, Köcher, da Du der Theaterkritiker biſt, ſo warſt Du wohl geſtern im Theater?

Köcher.

Allerdings war ich im Theater.

Stern.

Es wurde ein neues Stück gegeben.

Köcher.

Freilich. Höre, da fällt mir was ein, Du könnteſt mir einen großen Gefallen thun.

Stern.

Und der wäre?

Köcher.

Wenn Du mir eine kleine Kritik über das geſtrige Stück ſchreiben wollteſt.

Stern (für ſich).

Das iſt in der That ſtark — der Kritiker, der jedes Wort von mir kennt. (Laut.) Aber warum ſchreibſt Du ſie denn nicht ſelbſt?

Köcher.

Weil — nun weil ich das Stück eigentlich nicht angeſehen habe.

Stern.

Wie, Du warſt im Theater und haſt es nicht angeſehen?

Köcher.

So ſeltſam es klingt, ſo muß ich es doch eingeſtehen.

Stern.

Aber Menſch, Du biſt ja der Berichterſtatter.

Köcher.

Allerdings und dennoch —

Stern.

War denn das Stück nicht der Mühe werth?

Köcher.

Aufrichtig geſagt, ich weiß es nicht —

Stern.

Iſt es durchgefallen?

Köcher.

Bei mir — in der That!

Stern (vor ſich)

Ach Du Gott — welch' ein Reich!

Köcher.

Bei den andern — ich kann es nicht ſagen — Dir hat es vielleicht einen guten Eindruck gemacht.

Stern.

Nun, ich bin gar nicht im Theater geweſen. — Aber wo haſt Du denn Deine Augen und Ohren gehabt?

Köcher.

Hör' mich an. — Als ich das Haus betrat, ſah ich in der Loge neben mir ein wundervolles Mädchen. In meinem Leben iſt mir keine anmuthigere und reizendere Erſcheinung vorgekommen. Sie war blühend wie die Roſe, friſch wie der Frühling. Vor dieſer jungen Schönheit ſchwand mir, was ſonſt um mich war. Sie nahm mir alle Gedanken weg.

Stern (für ſich).

Und dieſer Menſch, der über eine Schürze meine Arbeit aus dem Auge läßt, will noch von Freundſchaft ſprechen.

Köcher.

Kurz, das neue Stück ging mir ſo gründlich verloren, daß ich nicht einmal etwas von dem Inhalt weiß. Ich verließ das Haus, wie ich hineingegangen war. Nach dem Stück verfolgte ich die reizende Geſtalt von ferne, und denke Dir, ich glaube, ſie verſchwand in dieſem Hauſe.

Stern (für ſich).

Wie, am Ende war es Fanni — nein, Fanni iſt gar nicht hier. Er kennt ſie nicht. Seine Mittheilung wird immer verdächtiger. (Laut.) Am Ende haſt Du auch wegen des Mädchens Deine Reiſe dran gegeben?

Köcher.

Gewiſſermaßen — Wegen ihr habe ich wenigſtens die Kritik vergeſſen. Und deshalb bat ich Dich um eine kleine Beſprechung.

Stern (für ſich).

Teufel und Hölle. Welch' ein Gewebe von Unwahrſcheinlichkeiten. Und es ſcheint, daß auch noch eine abſcheuliche Intrigue dahinter ſteckt. Ich ſoll vielleicht gar über mein eigenes Stück ſchreiben, damit er das Manuſcript gegen mich gebrauchen kann. (Laut.) Höre, Köcher, nach dieſer

Mittheilung erkläre ich unſere Freundſchaft für todt und Dich für einen ganz elenden Menſchen.

(Er eilt in ſein Schlafzimmer.)

Elfter Auftritt.

Röcher.

Aber Stern, Stern — er hört nicht. Er hat oft ſeltſame Momente, aber ſo reizbar, aufgeregt und mißtrauiſch iſt er mir noch nicht vorgekommen. Das grenzt an Wahnſinn. Ich verſtehe dieſes Benehmen nicht. Stern, Stern — (er rüttelt an der Thüre) Stern — nun gut — ich habe nichts gegen Dich verbrochen — aber ich gehe — denn ſolche Beleidigung kann ich mir nicht gefallen laſſen. Kein Zweifel mehr, der Menſch iſt toll geworden. (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Stern

(tritt aus dem Schlafzimmer).

Er iſt fort. Gut, daß er fort iſt. Es unterliegt keinem Bedenken mehr, daß mein Stück durchgefallen iſt. Ich habe alſo doch mein Spiel verloren. Ach, meine geliebte Fanni! — Hätte ich doch nie die Thorheit begangen, den Weg auf das Theater zu ſuchen. Jetzt habe ich es ſelbſt erfahren, was ich nie glauben wollte. Ja, die Bretter ſind ein ſchlüpfriger Boden. Wäre ich auf dem beſcheidenen Wege meines Talentes fortgeſchritten, ich hätte auch das Ziel erreicht. — O arme Fanni! Ein Glück, daß Sie nicht hier iſt. Sie weilt ſchon ein halbes Jahr bei ihrer Tante und ſoll auch noch drei Monate bleiben. Heute hoffte ich um ihre Hand anhalten zu dürfen — ach Gott, ſie liebte mich ſo ſehr — nun muß ich ihr einen Abſagebrief ſchreiben. (Er ſetzt ſich an den Schreibtiſch und ſchreibt.)

Dreizehnter Auftritt.

Stern. Fanni

(tritt, ohne von Stern gehört zu werden, ein).

Fanni (zu ſich).

Ich kann und will es nicht glauben, daß er wirklich

von Sinnen sei. Solch ein klarer Kopf, — solch ein edles gutes Herz. O, ich muß mich selber davon überzeugen. — Da sitzt er. Ich wag' es, ich rede ihn an. (Laut.) Herr Adolf —

Stern
(in heftiger Aufregung aufspringend).

Sie sind es, Fanni — o Himmel. (Er will sie umarmen — dann hält er plötzlich inne — und steht starr vor ihr.)

Fanni (für sich).

Wie seltsam er ist! (Laut.) Allerdings ist es nicht passend, daß ein junges Mädchen in Ihr Zimmer dringt — aber ich konnte nicht anders — ich muß mich selbst überzeugen. — Ist es denn wahr?

Stern.

Ja, es ist wahr.

Fanni.

Sie sind wirklich so — unglücklich?

Stern.

Sehr unglücklich.

Fanni.

Ihr Kopf —

Stern.

Er ist schwach und öde und leer.

Fanni.

Ihr Herz —

Stern.

Es blutet.

Fanni.

Ihre Gedanken? —

Stern.

Sie sind ganz auseinander.

Fanni.

Aber um Gotteswillen, wie ist das nur gekommen?

Stern.

Aus Liebe — aus Liebe zu Ihnen.

Fanni.

Die Liebe sollte Sie aber nicht schwach, sondern stark machen.

Stern.

Das habe ich auch gedacht. Das habe ich auch gewollt. Aber ich bin darüber zum Sturze gekommen.

Fanni.

Wie ist das denn möglich?

Stern.

Eigentlich wollte ich Ihnen die Sache schreiben. Ich

war eben ſchon mit dem Brief beſchäftigt, denn ich glaubte Sie noch in der Ferne bei Ihrer Tante. Da Sie nun ſelbſt vor mir erſcheinen, mag es mündlich geſchehen. Ach, es wird mir ſehr ſchwer werden.

Fanni (für ſich).

Bis jetzt habe ich noch kein unverſtändiges Wort vernommen. (Laut.) Wohlan, reden Sie. Vielleicht beruhigt es Ihr Gemüth, wenn Sie mir Ihr Leid anvertrauen.

Stern.

Ja, liebe Fanni, ich will reden, ich will Ihnen Alles ſagen. Sie wiſſen, ich habe meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einigem Glück betreten. Meine Lieder haben mich vortheilhaft im Publikum bekannt gemacht, ſie ſind componirt und geſungen worden — Sie ſelbſt —

Fanni.

Ach ja — ich liebe ſie mehr wie alle andern Gedichte. Sie ſind voll Gefühl, Feuer und Leidenſchaft.

Stern.

Ja, Sie haben mir meine Lieder oft mit Ihrer ſilberhellen klaren Stimme vorgeſungen. — Aus ihrem Munde haben mich die ſchlichten Verſe erſt recht befriedigt. — So gingen ſie mir tief zum eigenen Herzen — o Gott — ich bin ſo bewegt — die Erinnerung an die Tage, wo ich Sie zuerſt bei dieſen Liedern kennen lernte — —

Fanni (für ſich).

Wie rührend er ſpricht, ich weiß mich kaum zu faſſen. Es iſt unmöglich, ſo redet kein Verwirrter.

Stern.

Und dann hab' ich es auch mit einigen Novellen verſucht, die mir viele Freunde zuführten.

Fanni.

In der That — ſie werden mit Recht gerühmt — ſie ſind geiſtvoll und dabei geſund, von ſpannender Entwickelung und doch — natürlich.

Stern.

So hatte ich das Glück, mir allmälig durch meine literariſchen Leiſtungen eine beſcheidene Stellung zu erringen. Ich konnte für mich allein leben. Als ich Sie aber geſehen hatte, tauchte in mir der Wunſch auf, mit Ihnen leben zu können. Sie ſchienen mir gewogen. Mit friſchem, fröhlichem Muthe gedachte ich Verhältniſſe zu gründen, die für uns Beide ausreichten. — In dieſem Gedanken ſuchte ich mir neue literariſche Wege zu eröffnen, denn von der Lyrik und der Novelliſtik kann man in Deutſchland nicht leben. Ich dachte an das Theater, denn das Theater bringt dem, der

ſich auf ihm einbürgert, Ehren, Ruhm und Mittel. Kurz, ich ſchrieb ein Luſtſpiel.

Fanni.

Davon hab' ich ja gar nichts gewußt.

Stern.

Ich theilte meinen Plan keinem Menſchen mit. Ich ſpann ihn in der Stille aus, ich ſchrieb ihn in der Stille nieder. — Ich reichte endlich das fertige Werk bei unſerer Hofbühne unter fremdem Namen ein. Es wurde angenommen, es iſt gegeben worden, es fiel durch. Meine ſchönſten Hoffnungen ſind zertrümmert. Ich baute auf dieſes Werk den Grund unſeres künftigen Glückes. Ich habe auf Sand gebaut. O Gott — es wäre jetzt ein ſträflicher Leichtſinn, um Ihre Hand zu werben. Fanni, Sie glauben nicht, wie unglücklich ich bin.

Fanni.

Armer Adolf — aber ſo haben Sie doch Muth — was das erſte Mal mißlungen iſt, wird das zweite Mal gelingen.

Stern.

Vielleicht — ich will auch den Muth nicht verlieren — nur kann ich mich nicht ſo raſch von meiner Niederlage erholen.

Fanni.

Wann iſt denn das Unglück paſſirt?

Stern.

Geſtern Abend.

Fanni.

Und wie hieß das Stück?

Stern.

Die Marquiſe von Grenneville.

Fanni (lacht laut auf).

Und das iſt durchgefallen? Nein, das iſt aber doch gar zu komiſch. (Sie lacht fort.)

Vierzehnter Auftritt.

Stern.

Wie, auch Fanni? — Ich erwartete Theilnahme und Mitleid von ihr und jetzt giebt [illegible] mir Hohn und Spott. Dieſes kalte Mädchen — [illegible] glaubte, daß es nichts wie Herz und Gemüth hat[illegible] noch ſchlimmer wie die

Andern! Dann iſt es ja ein wahres Glück geweſen, daß mein Stück durchgefallen iſt. Ihr Gewinn wäre nur ein Verluſt geweſen. Und jetzt iſt ihr Verluſt ein Gewinn. Gottlob, daß ich nicht an ein Weib gebunden wurde, welches mir am Ende nur Unheil gebracht hätte. Stern — Stern — Du biſt doch zu weich für dieſe Welt geweſen! — Stern — nimm Dich zuſammen, ſei ein Mann! — Stern, werde feſt! (Er ſchreitet mit kräftigen Schritten auf und ab und ſtellt ſich an das Fenſter.)

Fünfzehnter Auftritt.

Stern. Frau Welker. Schlampe (mit einem Stocheiſen). Guſtel (mit einem Beſen).

Frau Welker
(leiſe zu Schlampe und Guſtel).

Daß Ihr mich aber nicht im Stiche laßt! Wenn er wirklich toll iſt, wie Ihr ſagt, dann iſt er auch gefährlich.

Schlampe (leiſe).

Fürchten Sie nur nichts. Ich habe das Stocheiſen.

Guſtel (leiſe).

Und ich den Beſen.

Frau Welker (laut).

Herr Stern.

Stern (wendet ſich um).

Frau Welker — was ſteht zu Ihren Dienſten?

Frau Welker.

Sie werden erlauben, aber ich bin leider gezwungen, Ihnen dieſe Wohnung zu kündigen.

Stern (für ſich).

Alſo auch ſchon die Wohnung wird mir gekündigt? Was nicht ein durchgefallenes Stück zu Wege bringt! (Laut.) Darf ich nach der Urſache fragen?

Frau Welker.

Ich denke, Sie müßten nach den vorgefallenen Dingen ſelbſt wiſſen —

Stern.

Alſo Sie haben auch ſchon davon gehört?

Frau Welker.

Wie ſollte ich nicht, da ich offene Ohren habe.

Stern.

Alſo man ſpricht ſchon davon?

Frau Welker.

Natürlich.

Stern.

Ueberdies fürchten Sie vielleicht, daß ich nicht die hinreichenden Mittel beſitze —

Frau Welker.

Das grade nicht. — Aber ich bin nun einmal Beſitzerin eines Familienhotels, und es könnte doch dem Ruf meines Etabliſſements ſchaden. — Dieſe Störungen — bei Nacht — dieſe Unruhe. — Und dann auch dieſe Zänkereien — meine Gäſte würden mir am Ende bei dem Spectakel davon laufen.

Stern.

Da haben Sie allerdings Recht. Ich bin zu laut geweſen — meine Leidenſchaft hat mich mitunter fortgeriſſen — auch gegen Ihre Dienſtboten — die ich hiermit um Verzeihung bitte.

Schlampe (leiſe).

Jetzt iſt er wieder ganz verſtändig.

Guſtel (leiſe).

Man merkt ihm gar nichts mehr an.

Frau Welker.

Ueberdies — meine Fanni, die geſtern unvermuthet zurückkehrte, iſt einiger Maaßen mit Ihnen im Gerede.

Stern (für ſich).

Alſo Fanni iſt hier auch im Spiele — Sie ſchickt mir die Mutter auf den Hals, nachdem ſie ſelbſt in Spott und Hohn weggelaufen iſt, das wird ja immer beſſer. (Laut.) Frau Welker, ich werde Ihren Wünſchen entſprechen und Ihr Haus verlaſſen, ſobald ich eine andere Wohnung gefunden habe —

Frau Welker.

Es wäre mir angenehm, wenn Sie dieſes Geſchäft noch heute beſorgten.

Stern.

Wie, noch heute?

Frau Welker.

Ja wohl, je eher je lieber.

Stern.

Nun — in einer Stunde ſtehen Ihnen Ihre Zimmer zur Diſpoſition. Finde ich keine Privatwohnung, ſo ziehe ich in ein Hotel. Sie ſollen die Befriedigung erleben, mich recht geſchwind an die Luft geſetzt zu haben. Doch ich will nicht bitter ſein, trotz all der Bitterkeiten, die mich betroffen haben. Frau Welker Sie waren mir bis jetzt eine gute

vortreffliche Wirthin. Ich danke Ihnen von Herzen für Alles, was ich unter Ihrem Dache genossen habe.

Frau Welker (für sich).

Ich begreife doch nicht recht. (Laut.) Gern geschehen. Ich empfehle mich. (Ab.)

Schlampe.

Nun, Herr Stern, habe ich nicht Recht gehabt? Es ist heute sehr schlechtes Wetter. (Ab.)

Gustel.

Ach ja, sehr schlechtes Wetter. (Ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Stern.

Also vor die Thüre gesetzt. Wie das Stück, so das Glück! Aber es geschieht mir Recht. Ich alberner, zaghafter Mensch, der so ganz heimlich auf den Gipfel des Ruhmes und des Glückes klimmen wollte! Ein ander Mal werde ich es besser machen und mit festem männlichen Blick die Dinge im Auge haben. Jedoch genug der Betrachtungen! Ich muß packen. (Er zieht seinen Rock aus und wirft allerlei durcheinander.) Ach, wie Schade, daß ich aus diesen geliebten trauten Räumen weichen muß. Wie manche süße Erinnerungen knüpfen sich an dieses Haus — hier saß ich in den langen Nächten bei der Arbeit, hier habe ich so manches Lied gesungen. Hier war ich so oft mit den künstlerischen Geweben der Erzählung beschäftigt. — Und hier — o ihr roſigen Gespinnste der Liebe —

Ach es trägt der Strom vorüber,
Kehrend mir die Rosenblüthe!

Siebenzehnter Auftritt.

Stern. Barbier Klink.

Klink.

Um Vergebung Herr Stern — Sie werden erlauben —

Stern.

Was bringen Sie?

Klink (zu sich).

Er scheint jetzt wieder ganz bei Vernunft. (Laut.) Ich

habe Sie diesen Morgen [illegible] — schauderhaft — Sie werden verzeihen —

Stern.

Nein, lieber Flink, es ist an mir, Sie um Verzeihung zu bitten. Ich war heftig. Das ist jetzt vorüber.

Flink.

So werden Sie gestatten, daß ich jetzt die zehn Härchen unter dem linken Ohr wegnehme, die ich in der Eile stehen ließ — schauderhaft — Es bedarf nur eines Schnittes.

Stern.

Das hätte auch bis morgen Zeit gehabt. Aber wie Sie wollen. (Er setzt sich.)

Flink

(Beginnt sein Rasirzeug herauszunehmen).

Man kann nicht wissen, was einem so ein Paar Härchen für Schaden bringen — schauderhaft — denn sehen Sie, Herr Stern, der Theaterbarbier ist vor ein paar Tagen mit Tod abgegangen, und da habe ich mich bei dem Herrn Intendanten für diese Stelle gemeldet. Meine Eingabe, die ich im Style der medizinischen Fakultät abgefaßt habe, beruft sich auf meine Kunden. Wenn nun der Intendant sähe, daß Sie nicht sauber barbiert sind — schauderhaft — da wäre es am Ende nichts mit der Sache. (Er rasirt.)

Stern.

Da sind Ihre Bemühungen eigentlich überflüssig, denn ich sehe den Intendanten nicht.

Flink.

Aber der Intendant wird Sie sehen.

Stern.

Wie so?

Flink.

Halten Sie noch einen Augenblick. — (Er beendet das Rasiren.) Richtig — so, jetzt bin ich fertig.

Stern.

So sagen Sie mir doch, was Sie sagen wollten.

Flink.

Auf der Stelle, auf der Stelle. (Während er einpackt.) Ich war nämlich eben im Vorzimmer des Intendanten, um meiner Eingabe durch die Vorstellung meiner Person den gehörigen Nachdruck zu geben, und wie ich nun warte, da steckt der Herr Intendant den Kopf durch die Thür seines Cabinets und ruft dem Diener zu: „Der Kutscher soll vorfahren und sich vorher nach der Wohnung des Herrn Adolf Stern erkundigen." Schauderhaft! dachte ich, der Herr Intendant geht jetzt Erkundigungen nach mir einziehen, und

wenn er die zehn Härchen unter dem linken Ohr meines geschätzten Kunden, des Herrn Adolf Stern, sieht, dann ist es mit der Anstellung vorbei. Schauderhaft! Als der Herr Intendant sich zurückgezogen hatte, schlich ich leise von dannen und bitte nun ganz ergebenst, daß Sie mir ein gutes Zeugniß ausstellen. Nicht wahr, das versprechen Sie mir, lieber guter Herr Stern?

Stern.

Wenn er mich nach Ihnen fragt — von Herzen gern.

Flink.

Ach, Sie sind ein lieber herziger Mann. Wie froh ich jetzt bin — schauderhaft. Empfehle mich — ich höre schon den Wagen heranrasseln. (Ab.)

Achtzehnter Auftritt

Stern.

Ein Besuch des Intendanten? Sollte die Nachricht wirklich wahr sein? Der gute Flink wird sich geirrt haben. Und doch, da hält wirklich ein Wagen an der Thüre. — Mein Gott, wie es hier aussieht — Welche Unordnung! Ich flüchte mich für alle Fälle in mein Schlafzimmer. — (Er nimmt einige Kleidungsstücke und eilt in das Schlafzimmer.)

Neunzehnter Auftritt.

Schlampe. Gustel. Flink.

Gustel.

Rasch, rasch!

Schlampe.

Was giebt es denn?

Gustel.

Es ist eben ein Herr vom Hofe angefahren, der zu Herrn Stern will. Die Frau Weiler hat mir befohlen, daß wir rasch die Ordnung hier herstellen. Frisch zugegriffen. (Sie ordnet die gebrauchten Sachen.)

Flink.

Ich heiße mein Weißes und Rothes. Schauderhaft! (Er hilft.)

Schlampe.

Da muß man sich freilich eilen. (Sie hilft ordnen.) Was mag der Herr nur wollen?

Guſtel.

Gleichviel, was er will, jetzt heißt's ſchaffen und nicht plaudern.

Schlampe.

Es war doch dumm, daß wir nicht artiger mit Herr Stern verfahren ſind. Vielleicht gewinnt er Einfluß bei Hof und kann mir eine Stelle verſchaffen, die mich ernährt, daß ich in den Stand komme, Dich zu heirathen.

Guſtel.

Wenn das wäre allerdings — aber laß uns jetzt keine Luftſchlöſſer bauen.

Klunt.

Ja nur voran — voran! Schauderhaft!

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Welker.

Frau Welker.

Nun, ſeid Ihr bald fertig? Der Herr Intendant will nicht länger warten. (Sie greift helfen mit zu.) Wenn ich einen ſolchen Beſuch geahnt hätte, würde ich nicht ſo raſch mit der Kündigung geweſen ſein.

Einundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Röcher.

Röcher.

Wo iſt Stern? — Der liebe gute Stern. — O ich habe ein entſetzliches Unrecht an ihm begangen — ich ſein größter Bewunderer! In der That, es iſt natürlich, daß er wirrig wurde.

Frau Welker.

Iſt er denn nicht von Sinnen? Sie, der Barbier und die Dienſtboten haben mir doch die Sache in einer Weiſe dargeſtellt, daß mir ſein Wahnſinn ganz unzweifelhaft erſchien.

Röcher.

Der arme Menſch — nein, er iſt nicht wahnſinnig — im Gegentheil — er iſt ſo klar wie möglich — aber er iſt ein Poet, und Poeten ſind reizbar. Dazu befand er ſich

allerdings in einer Lage, die ſein aufgeregtes Weſen im vollſten Sinne entſchuldigt. O, ich Lummkopf — wie ſchlecht habe ich an ihm gehandelt!

Frau Welker.

Aber ſo erzählen Sie doch.

Köcher.

Es wird ſich gleich Alles aufklären. Da kommt der Herr Intendant.

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Der Intendant. Fanni

(mit einem Lorbeerkranze in der Schürze).

Intendant.

Nun kann ich endlich Herrn Stern ſehen?

Frau Welker.

Er iſt noch in ſeinem Schlafkabinet und wird gewiß ſogleich erſcheinen. — Herr Stern!

Köcher (an der Thür).

Stern, Stern — ſo komm doch — der Herr Intendant iſt hier.

Dreiundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Stern.

Stern.

Ew. Excellenz, was verſchafft mir die Ehre?

Intendant

(giebt ihm ein Billet).

Ich komme im Namen Sr. Hoheit des Fürſten, um Ihnen hiermit ſeinen Hausorden zu überreichen.

Stern.

Wie, was hör' ich — (Er nimmt das Billet und öffnet es.) Bei Gott die Dekoration — Aber womit habe ich das verdient?

Intendant.

Das Perſonal des Theaters fügt noch eine andre Anerkennung hinzu — die Ihnen dieſe junge Dame, der ich hier im Hauſe begegnet bin und die mir den Eindruck einer Muſe gemacht hat — überreichen wird — Mein Fräulein — die Reihe iſt an Ihnen.

Fanni

(nimmt den Lorbeerkranz hervor und ſetzt ihn auf Stern's Haupt).

Stern.

Welche Beſchämung! Ich bin in der That nicht würdig, ich weiß nicht wofür. Machen Sie doch keinen Scherz mit mir — Mein Stück iſt ja durchgefallen.

Intendant.

Was, Ihr Stück wäre durchgefallen? Im Gegentheil ſeit langen Jahren iſt keine Bühnenarbeit erſchienen, die ein ſo unerhörtes Glück gemacht hat. Und das mit vollem Recht. Verwicklung, Situation, Dialog, Styl, Alles — alles — iſt meiſterhaft.

Stern.

Wie, was hör' ich?

Intendant.

Die lautere Wahrheit — Sie wurden gerufen — nach jedem Akt. Wie ſchade, daß Sie Ihren Triumph nicht ſelbſt anſahen!

Stern.

Ich falle wie aus den Wolken — man hatte mir ganz andre Dinge geſagt der Aufwärter —

Schlampe.

Ach Gott, ich habe mein Billet verkauft und war gar nicht im Theater.

Stern.

Klink —

Klink.

Als meine Frau von dem Billet hörte, da nahm ſie es mir mit Gewalt. — Schauderhaft!

Stern

Kälber —

Kälber.

Ich ſah nur Fräulein Fanni — die ich nicht kannte und von der Du mir ſo viel erzählt hatteſt — Ich hoffe, Du wirſt mir verzeihen, daß die junge Dame meine Aufmerkſamkeit mehr auf ſich zog, wie Dein Stück.

Stern.

Nun ja — aber Fräulein?

Fanni.

Ich lief fort, um Ihnen die Zeugen zu holen, daß Sie mit Ihrem Stücke den größten Erfolg errungen haben. Da begegnete ich Sr. Excellenz, der jedenfalls das beſte und glaubwürdigſte Zeugniß ablegen kann.

Stern.

Himmel, welches Glück — Ich glaubte in einen Abgrund geſunken zu ſein und ſchwebe nun in allen Himmeln. — Welche Ehre!

Intendant.

Mit dem Ruhm und der Ehre, mit denen der Dichter in Deutſchland ſonſt vorlieb nehmen muß, iſt es aber nicht genug. Sr. Hoheit der Fürſt, welcher glücklicher Weiſe eine Ausnahme von ſeinen meiſten Collegen macht, wünſcht Sie an ſein Land zu feſſeln, indem er Ihnen eine Stellung giebt, die Ihres ſchönen Talentes würdig iſt. Nachdem Ihre einzelnen Lieder und Novellen ſchon längſt die Aufmerkſamkeit des Hofes erregt haben, iſt Ihr Luſtſpiel mit ſolcher Anerkennung aufgenommen worden, daß der Fürſt mir den Auftrag gegeben hat, Ihnen die augenblicklich vakant gewordene Bibliothekarſtelle anzubieten.

Stern
(faßt die Hand des Intendanten).

Das überſteigt meine höchſten Wünſche — o Himmel — welche Fluth von Seligkeit! — Dank — Dank — Dank dem Fürſten — Dank Ihnen, vortrefflicher Mann. — Bin ich bis jetzt dieſer Auszeichnung nicht werth, ſo hoffe ich doch es zu werden.

Intendant.

Ich werde Sr. Hoheit mit Vergnügen Ihre Antwort bringen. (Ab.)

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Stern. Frau Welker. Fanni. Schlampe.

Stern.

Geliebte Fanni — gute Frau Welker — darf ich jetzt hoffen?

Frau Welker.

Nehmen Sie meine Tochter — keinem Menſchen gebe ich ſie lieber.

Fanni
(in Sterns Arme).

Geliebter Mann!

Schlampe
(am Fenſter, zu Guſtel).

Sieh Guſtel, es iſt mit einmal ganz ſchönes Wetter geworden.

(Der Vorhang fällt.)

Dichtungen

eines

Rheinischen Poeten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Vierter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1874.

Im Rittersaal.

Rheinische Historien.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Wilhelm von Jülich. Meister Stephan von Köln. Johann von Werth.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

Yo 14096-4

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

-336815-

Wilhelm von Jülich.

Das Turnier zu Brügge.

Was gibt es zu Brügge, der reichen Stadt?
Das iſt ein Reiten und Wandern,
Es hält ein ſtattliches Turnei
Herr Guy, Graf von Flandern.

Jüngſt kehrte der Graf aus Frankreich heim
Vom grünen Seineſtrande.
Der König Philipp lockte ihn hin
Und ſchlug ihn dort in Bande.

Der König hat in Frankreichs Gau'n
Gebändigt die Grafen und Fürſten,
Zu zähmen auch das Niederland,
Thät ihm die Seele dürſten.

Ihn lüſtet nach der Gelände Pracht
Voll Wieſen und voll Auen,
Ihn lüſtet nach den Städten ſtolz
Die rings ſich thürmen und bauen.

Ihn lüſtet, das frohe, freie Volk,
Das reiche, zu unterjochen,
Drum fing er den Grafen, doch iſt der Graf
Aus ſeinen Banden gebrochen.

Von Brügge ſandte er Boten aus,
Die durften nicht ermüden.
Die einen ſchifften in den Nord,
Die andern ritten nach Süden.

Den König Edward von Engeland
Warb er als Bundesgenoſſen.
Ihm haben von Jülich, Holland, Brabant
Die Grafen ſich angeſchloſſen.

Heut iſt der Tag, da ſich geeint
Herrn Guy's hohe Gäſte,
Heut rüſtet Brügge, die reiche Stadt,
Den Fremden herrliche Feſte...

Sie prangt in buntem Farbenſchmuck,
Es läuten alle Glocken,
Es wogt in Straßen auf und ab
In jubelndem Frohlocken.

Und vor dem Belfried am großen Platz
Da ſtocket das Gedränge,
Am Grund, in den Fenſtern, auf jedem Dach
Da harrt und ſtaunet die Menge.

Am Belfried in der Halle ſitzt
Herr Guy mit fröhlicher Miene,
Den edeln Gäſten ſchenkt den Wein
Sein Töchterlein Philippine.

Durch alle Lande weit und breit
Berühmt ſind Brügge's Frauen,
Doch iſt als Kron' und Edelſtein
Die Grafentochter zu ſchauen,

Die Ritter alle mit Helm und Speer
Dort unten in den Schranken,
Nur auf Philippine und den Sieg
Stellt jeder die Gedanken,

Da tönt ein heller Trompetenstoß,
Da ruft ein Herold zum Kampfe,
Da hört man wiehern die Rosse laut,
Da lauscht man dem Hufgestampfe,

Da stürmen mit den Speeren licht
Sich aufeinander die Ritter,
Da ward gespalten mancher Helm,
Da brachen die Lanzen in Splitter.

Da wankte im Bügel mancher Mann,
Der schier vermeint zu fliegen,
Und manchen, der den Sieg erhofft,
Sah man im Staube liegen.

Und sieben mal erneut sich der Kampf
Von sieben stolzen Gesellen,
Und sieben mal sah Einen Mann
Man seine Gegner fällen.

Und wieder tönt ein Trompetenstoß,
Der Herold verkündet den Sieger,
Der Sieger hält auf schwarzem Roß,
Wer ist der blanke Krieger?

Er trägt den Greif auf seinem Helm,
Umgeben vom Schweif des Pfauen,
Es steht ein Löwe auf seinem Schild
Aufrecht mit drohenden Klauen.

Herr Wilhelm iſt der junge Held,
Der Bruder des jülicher Grafen;
Es grüßt das Volk mit Jubelgeſchrei
Den Starken, Kühnen, Braven.

Er ſchlägt zurück das blanke Viſir
Und danket beſcheiden allen,
Dann ſteiget er von ſeinem Roß
Und nähert ſich den Hallen.

Der Grafentochter nähert er ſich,
Der ſchönen Philippine.
Des Sieges Preis, die Schärpe ſchlingt
Sie um ihn mit lächelnder Miene.

Mit lächelnder Miene ſchaut ſie ihn an,
Der Blick geht ſeltſam zum Herzen,
Der junge Held iſt tief bewegt
Von Wonnen und von Schmerzen.

Peter de Konink.

Zu Brügge im alten Gildenhaus,
Da ſitzen ſie beim Mahle,
Die Tafel iſt gar reich beſtellt,
Es kreiſen die Pokale.

Da ſitzen ſie in bunter Reih,
Tiefernſte bärt'ge Geſtalten,
Die Kleider ſind von Seide und Sammt,
Sie wallen in reichen Falten.

Das ſind die hochwohlmögenden Herrn,
Vom Handel und Gewerbe,
Das ſind die Gildenmeiſter all,
Sie ſitzen im reichen Erbe.

Sie handeln weit nach Oſt und Weſt,
Nach Süd und Nord in die Lande,
Sie ſenden Wagen zu jedem Volk,
Und Schiffe nach jedem Strande,

Sie zählen nach Tonnen das rothe Gold
In dieſer ſtattlichen Mitte,
Sie pflegen ein ſtarkes Bürgerthum
Und feſter Ehr' und Sitte.

Da hob Herr Peter de Konink das Glas,
Der Meiſter der Wollenweber,
Der Alte iſt blind auf einem Aug',
Doch ſchaut er kühn wie ein Eber.

Er ſpricht: „Es lebe das Vaterland,
Hoch Flandern und der Leue!
Auf, ſchließen wir einen neuen Bund
In ſtarker Lieb' und Treue!

„Es gilt zu ſchirmen Haus und Herd,
Zu hüten Kinder und Frauen,
Von Frankreich drohet die Gefahr
Den theuern heimiſchen Gauen.

„Herr Philipp, der Schöne, zu Paris,
Man ſollt' ihn den Wüſten nennen,
Er brennt voll Gier auf unſer Land,
Wohlan, er ſoll uns kennen!

„Wohlan, er komme mit seinem Heer,
Er komme mit seinen Rittern,
Er soll vor flandrischer Bürgerkraft
Und Bauernwuth erzittern!

„Die Bürger der Städte, die Bauern im Land,
Sie müssen zusammenhalten,
Sie müssen das Banner mit dem Leu
Aus eigner Kraft entfalten.

„Ich traue unserm Adel nicht
Mit seinen Schildern und Wappen,
Er liebt zu sehr den französischen Wind,
Französische Flitter und Lappen.

„Schon mancher brach Herrn Gy die Treu,
Und schranzt am pariser Hofe,
Schon mancher Freiherr ward Lakei,
Manch Fräulein ward zur Zofe.

„Doch Ehre dem, dem Ehre gebührt,
Auf, ehret die Kampfgenossen,
Die unserm alten Grafen sich
In Fröhlichkeit angeschlossen.

„Auf ehret Edward von Engeland,
Mit seinen wackern Prinzen,
Die Grafen von Jülich und Brabant,
Und den aus Hollands Provinzen!

„Doch ehrt den jungen Wilhelm zumeist,
Den edeln Helden und Krieger,
Der alle heut zu Boden warf,
Auf, ehret den schönen Sieger!

„Und ist es euch recht, so wollen wir –
Ihm fröhliche Botschaft senden,
Von Brügge den Ehrenbürgerbrief
Empfang' er aus unseren Händen.

„Von Brügge der Ehrenbürgerbrief,
Das ist ein edeles Zeichen,
Und wär' er ein Kaiser, er freute sich,
Wenn wir ihn überreichen."

Da stimmten alle brausend zu
Herrn Peter de Koninck's Worten.
Sie schrieben den Brief und siegelten ihn,
Und zogen durch die Pforten.

Sie zogen nach der Grafenburg
In langem und breitem Zuge,
Sie riefen Wilhelm von Jülich heraus,
Der Jüngling kam im Fluge.

Wohl war er solcher Ehre froh,
Er stand mit glühenden Wangen,
Da er der Bürger Rede gehört,
Und da er den Brief empfangen.

Er sprach: „Ihr Herren nehmt frommen Dank,
Ihr schafft mir schöne Stunden,
Stolz bin ich auf Brügges Bürgerrecht,
Ich bleib' euch ewig verbunden."

Wilhelm und Philippine.

Es glänzt von Lichtern die Grafenburg,
Dort klingen die Flöten und Geigen,
Es wirbelt durch den blinkenden Saal,
Des Tanzes fröhlicher Reigen.

Das sind die jungen, stattlichen Herrn,
Die Guy zu Hülfe kamen,
Das sind in Gold und Edelstein
Die schönen flandrischen Damen.

Dazwischen fliegt ein junges Paar
Hoch auf des Tanzes Welle,
Wer ist die wundervolle Maid,
Wer ist der schmucke Geselle?

Herr Wilhelm ist's, der junge Held
Mit Fräulein Philippinen,
Es blüht ihr Antlitz, es glüht ihr Blick,
Es strahlen die lachenden Mienen.

Er schwingt sie hinauf, er schwingt sie hinab,
Sie lachen, sie plaudern, sie flüstern;
Dann ruhen sie aus am Erkerplatz,
Wo dämmernde Schatten düstern.

Er fragt: „Was klingt in süßerem Ton,
Wie Lieder der Nachtigallen?"
Sie schweigt verschämt, da wispert er leis:
„Das thut Eurer Stimme Schallen!"

Er ſchwingt ſie hinauf, er ſchwingt ſie hinab,
Sie lachen, ſie plaudern, ſie flüſtern;
Dann ruhen ſie aus am Erkerplatz,
Wo dämmernde Schatten düſtern.

Er fragt: „Was glänzet heller noch
Als funkelndes Edelgeſteine?“
Sie ſchweigt verſchämt, da wispert er leis:
„Das thut Eu'r Auge, das reine!“

Er ſchwingt ſie hinauf, er ſchwingt ſie hinab,
Er ſchwingt ſie hinaus in den Garten;
Dort blühen die flammenden Roſen ſo roth,
Ihr Schweſterlein zu erwarten.

Er fragt: „So ſagt mir, was tiefer iſt,
Viel tiefer als alle Meere?
So ſagt mir, was viel höher iſt,
Als wie der Himmel, der hehre?“

Sie ſchweigt verſchämt, er aber ruft:
„So glaubet mir, was ich ſage,
Das iſt die Liebe die hoch und tief
Ich Euch im Herzen trage!“

Und ſtürmiſch zieht er ſie an die Bruſt
Und hält ſie feſt umfangen.
Er küßt ſie auf den rothen Mund
Und auf die glühenden Wangen.

Sie aber läßt es ſtill geſchehn,
Sein Wort und ſeine Küſſe.
Iſt ihr dabei, als ob ſich hell
Der Himmel öffnen müſſe.

Ihr iſt, als ob ein Wunder geſcheh,
O ſüßeſte Lebenstriebe!
Solch Wunder blüht im erſten Lenz,
Im Lenz der erſten Liebe.

O ſchönſte, hellſte Wiſſenſchaft,
So ſüß wie Lieder und Roſen!
Wie ſchnell lernt doch die junge Maid
Das Küſſen und das Koſen.

Bald rauſcht auch ein geſtammelt Wort
Aus ihrem holden Munde —
Sie ſchwören ſich ewige Lieb' und Treu
In der mitternächtigen Stunde.

Sie ſtanden ſo ganz vertieft in ſich
Im Dunkel der hohen Bäume,
Da ſtrahlet plötzlich funkelndes Licht
Allſeitig durch die Räume.

Dort ſteht der Vater der jungen Maid,
Er ſteht mit blankem Degen;
Es blitzt ſein Auge, es tobt ſein Wort
Dem zitternden Paare entgegen.

„Hierher, du pflichtvergeſſene Maid!
Zieh frecher Geſelle von dannen,
Aus meinem Aug' aus meinem Land!
Ich muß dich auf ewig bannen.

„Ich habe längſt mein Kind verlobt
Dem edeln Prinzen der Briten,
Was ich verſprach, das halt' ich ſtets,
Eu'r Bündniß iſt zerſchnitten."

Da half kein thränenfeuchter Blick,
Es halfen nicht zärtliche Worte.
Er führt die Tochter zur Burg zurück,
Und ſchließet die eherne Pforte.

Herr Wilhelm ließ ſich ſatteln das Roß, —
Zu Brügge die Feſte brauſen, —
Er ritt in die wetterdunkle Nacht,
Man ſah ihn nach Oſten ſauſen.

Die Schlacht bei Furnes.

Es ſteigt der Morgen blutigroth
Empor nach dem rauſchenden Tage,
O Brügge, wie ſcheinſt du plötzlich verſtört,
Das thut die blutige Sage.

Die blutige Sage geht umher:
Der Feind iſt eingebrochen;
Der Feind aus Frankreich will das Land,
Er will das Volk unterjochen.

Jetzt gilt es zu zeigen Muth und Kraft,
Jetzt gilt es ſich aufzuraffen!
Herolde ziehn durch die Straßen hin
Und rufen zu den Waffen.

Da rüſtet ſich der alte Graf
Mit ſeinen Kampfgenoſſen,
Das Fußvolk ſtellt um die Führer ſich,
Das Reitervolk auf den Roſſen.

Der König Edward zieht durchs Thor
Mit ſeinen engliſchen Scharen,
Und Jülich, Holland und Brabant,
Sie eilen ſich ihm zu paaren.

Die Bürger aber bleiben zurück,
Sie murren und ſie grollen,
Daß man Herrn Wilhelm hat verbannt,
Das macht ſie zorngeſchwollen.

Sie ſchelten und ſie toben wild,
Weil alle Zungen melden,
Daß man mit Schimpf und Schande geſchickt
Den allerbeſten Helden.

Sie ſchelten und toben über die Gier
Des altersſchwachen Fürſten,
Der ſchnöd geopfert ſein Töchterlein
Des Hochmuths eitlem Dürſten.

Und düſtrer Mismuth füllt die Stadt,
Wo jüngſt die Freude geklungen;
Es liegt der Gram auf Mann und Weib,
Auf Alten und auf Jungen.

Was wird geſchehen? Wie ſie all
In banger Ahnung zagen,
Da fliegt heran die ſchwarze Mär:
Jetzt iſt die Schlacht geſchlagen!

Bei Furnes, da ritten ſie ins Feld,
Dem Feinde kühn entgegen.
Frankreich erfocht den ſtolzen Sieg,
Und Flandern iſt erlegen.

Geſchlagen iſt der Briten Heer,
Vernichtet die Bundesgenoſſen.
Gefangen iſt Herr Guy, der Graf,
Er ward in Bande geſchloſſen.

Und ſieh, ſchon ſtrömt es fern heran:
Inmitten ſeiner Krieger,
Da ragt der König Philipp ſtolz
Hohnlachend, der freche Sieger.

Der längſt es heimlich mit ihm hielt,
Er hat den Adel gewonnen,
Das ſind die eiteln Liliards,
Die dem Verderben entronnen.

Das ſind die eiteln Liliards,
Die ſchnöd das Land verrathen,
Und die mit ſüßem Schmeichelwort
Dem gierigen König nahten.

Sie öffneten ihm Schloß und Burg,
Sie öffneten Dörfer und Flecken,
Sie öffneten ihm zu Brügge das Thor,
Die eiteln Thore und Gecken.

Der König ritt in das Grafenhaus,
Wo einſt Herr Guy geſeſſen,
Da ſah man die ſchnöden Liliards
Sich um ihn drängen und preſſen.

Er ſchaute ſie an voll Spott und Hohn
Und rief: „Bei meiner Treue,
Es hat der Hahn den Löwen beſiegt,
Wo iſt der flandriſche Leue?“

Es kam die ſtolze Königin,
Wohl prunkt ſie in Sammt und Seide,
Doch reicher prangen ſechshundert Frau'n
Im demantgeſchmückten Kleide.

Sie ſprach: „Bin ich die Königin?
Kaum trau ich meinen Sinnen,
Ich ſehe hier eine ganze Schar
Von gleißenden Königinnen."

Da mußten die ſtolzen Männer all,
Da mußten die glänzenden Frauen
Hinknieen in den elenden Staub
Und demuthvoll aufſchauen.

Die Grafen von Holland und Brabant,
Sie kamen im Büßergewande,
Und gaben in Philipp's Vaſallenthum
All ihre reichen Lande.

Der König herrſchte in dem Kreis:
„Ihr alle ſeid meine Knechte,
Im Lande hier, Jaques von Chatillon,
Walt' ſtrenge meine Rechte."

Der junge Mönch.

Es liegt ein Kloſter an der Maas,
Unweit von Maſtrichs Mauern.
Da iſt ein tiefſtill einſamer Ort
Voll Bangen und voll Schauern.

Vom Thurm verkündet der Glockenſchlag
Nur die verrinnende Stunde,
Es tönt dort nur der Chorgeſang
Der ernſten Brüderrunde.

Dann wird es wieder ſtumm wie das Grab
Unter den dichten Linden,
Kaum wagt es ein Fink, ſein ſchlichtes Lied
Zu geben den Lüften und Winden.

Dort wandert oft ein junger Mönch
Im weltverlorenen Garten,
Man ſieht ihn keines Vögleins
Und keiner Blume warten.

Es liegt ein ernſtes tiefes Leid
Auf ſeinen ſchonen Zügen,
Sein Antlitz iſt ſtarr, die Lippen ſind ſtumm,
Die nie zum Wort ſich fügen.

Unlängſt erſt kam er an den Ort,
Er war wie gerüſtet zum Streite,
Um die Bruſt den Panzer, den Helm auf dem Haupt,
Das blanke Schwert an der Seite.

Doch alle Rüſtung legt er ab,
Er will austauſchen ſein Leben,
Er wählt ſtatt des Kriegs das ſtille Brevier,
Sie ſollen die Weihe ihm geben.

Da klingen die Glocken hoch vom Thurm,
Da füllen ſich die Hallen,
Die Brüder erheben den Chorgeſang,
Die Orgel beginnt zu ſchallen.

Sie ſchneiden dem Jüngling ab das Haar,
Er wird in die Kutte gekleidet,
Gelobt ſei Jeſus Chriſt, der ihn
Vom falſchen Weltlauf ſcheidet.

Voll Demuth und Beſcheidenheit
Oblag er ſeinen Pflichten.
Man ſah ihn auch den ſchwerſten Dienſt
Mit ſtiller Treu verrichten.

Er war ſo ſanft, ſo hold, ſo gut,
Kein Mönch war edler, reiner.
Wer iſt der Jüngling? Man weiß es nicht.
Es fraget ihn auch keiner.

Sie haben mit ſeinem ſtillen Schmerz
Ein heimliches Erbarmen —
Die Wunden bluten leis', wer mag
Aufreißen ſie dem Armen?

Heut ſteht er an des Gartens End'
Dort ſteht er oft und gerne
Und ſchaut die Straße nach Weſten hin,
Weit in die blaue Ferne.

Da kommen den weißen Weg entlang
Drei Krieger vom Hügelrücken,
Der eine iſt blind, der andere lahm,
Der dritte geht auf Krücken.

Sie ſcheinen traurig, arm, zerlumpt,
Sie grüßen den Mönch am Hage.
Der ruft: „Wie iſt es im Niederland?
Gebt Antwort meiner Frage!“

Der Stelzfuß ſpricht: „Ich verlor das Bein
In den verlorenen Kriegen,
Gefangen ward der flandriſche Graf,
Er muß im Kerker liegen.“

Der Lahme ſpricht: „Ich zerbrach den Fuß,
Da ich eilte, den Herrn zu retten;
Mein Herr, das war von Jülich der Graf,
Der ſtarb in franzöſiſchen Ketten.“

Der Blinde ſpricht: „Ich weinte mich blind,
Da Wilhelm von Jülich der Gute,
Mein holder Herr verloren ging,
Ihm dient' ich mit Gut und Blute.

„Sie jagten ihn fort vom brüſſler Hof,
Mit grimmem Spott und Hohne,
Er hatte die Grafentochter zu lieb,
Die Braut von Edward's Sohne.

„O Gott, jetzt iſt er ſchrecklich gerächt,
Dem ich auch blind noch diene:
Der König von Frankreich hat entehrt
Die ſchöne Philippine.“

Und wie der Mönch das Wort vernimmt,
Beginnt ſein Aug' zu rollen,
Die Lippe bebt, blau auf der Stirn
Iſt eine Ader geſchwollen.

Sein Mund ſtößt aus einen furchtbaren Fluch,
Dann eilt er in die Kammer,
Dort wälzt er auf dem Boden ſich
In wildem, entſetzlichem Jammer.

Und um die tiefe Mitternacht
In fahler Mondesbelle
Verläßt statt eines dun' 1 Mönchs
Ein blanker Ritter die .lle.

Nicht durch die Thüre geht er hinaus,
Er iſt durchs Fenſter im Sprunge;
Er ſchleicht in den Garten; es wandert nach Weſt
Herr Wilhelm von Jülich, der Junge.

Die Liliards und die Klauarts.

Was gibt es zu Brügge, der reichen Stadt?
Wie ſind ſo ſtill die Straßen!
Es liegt wie Blei auf allem Volk,
Ein Leiden ſonder Maßen.

Dort ſchwelgen nur die Liliards,
Die ſchnöden franzöſiſchen Affen,
Bei Mahl und Wein, bei Tanz und Luſt
Und bei dem Spiel der Waffen.

Doch in dem alten Gildehaus,
Da tagt mit den Genoſſen
Herr Peter de Koninк; wie blicken ſie
So todesmutbig entſchloſſen!

Er ſpricht: „Sie heißen die Liliards,
Die Feinde auf Tod und Leben,
So wollen wir uns einen Namen auch,
Einen blutigen Namen geben.

„Man bricht die weißen Lilien
Am beſten mit rauhen Klauen.
Wir heißen die Klauarts — ſie ſollen bald
Des Löwen Klauen ſchauen!

„Es lebe hoch das Vaterland!
Auf Flandern und der Leue!
Jetzt führen wir aus den alten Schwur
Der alten Lieb' und Treue."

Da riß der Alte von der Wand
Das altehrwürd'ge Banner,
Dem Krieger gab er Lanze und Schwert
Und Bolzen dem Bogenſpanner.

Und wie ſie ſich rüſten Zunft um Zunft,
Und ſtellen Haufen zu Haufen,
Da kommt gleich wie ein blutig Geſpenſt
Ein Mann dahergelaufen.

Das iſt der Meiſter der Fleiſcherzunft,
Herr Breidel, der ſtarke Rieſe,
Der traf den Herrn von Eginai
Beim Mahle wol in der Wieſe.

Er traf den Herrn von Eginai
Mit ſeinen frechen Knechten.
Sie liegen all in ihrem Blut,
Das war ein kurzes Fechten.

Es ſtürzt ein Bote in den Saal,
Der ward von Gent geſendet:
Es haben die genter Bürger ſich
Schon gegen die Franzen gewendet.

Die genter Bürger ſind dabei,
Die Franzen zu verjagen.
Hei! das gibt eine luſtige Jagd,
Das gibt ein fröhliches Schlagen!

Da brach ein wilder Jubel aus,
Sie ſtürzen in die Gaſſen.
Sie ſtürmen und morden in jedem Haus,
Wo Liliarden praſſen.

Es flieht Herr Jaques von Chatillon,
Der Vogt von Frankreichs König.
Rings klingt es: „Flandern und der Leu!“
Es klinget tauſendtönig!

Rings klingt es mächtig: „Schild und Freund!
Das ſpricht keine franzöſiſche Zunge,
Und wer das Wort nicht ſagen kann,
Der wird ergriffen im Sprunge.

Dem reißen ſie die Zunge aus,
Dem ſchlagen ſie ein den Schädel;
Das gab ein Blutbad wüſt und wild,
Heut ſtirbt ein jeder, der edel.

Herr Peter de Koninf iſt ſtets voran,
Herr Breidel iſt an der Spitze,
Und jeder ſorgt, ſo gut er kann,
Daß er das Blut verſpritze.

Es wächſt allſtündlich das weite Heer
Der Bauern und der Bürger,
Sie wollen ſich rächen alleſammt:
Fluch dir, franzöſiſcher Würger!

Alle weißen Lilien werden roth
In des tobenden Löwen Klauen,
Es hilft der Knabe, es hilft der Greis,
Es helfen ſelbſt die Frauen.

Und als ſie im beſten Werke ſind,
Im Morden, Sengen, Brennen,
Da tritt zu ihnen ein junger Held,
Den ſie wol alle kennen.

Es brauſt ein lauter Jubelſchrei
Entgegen dem blonden Krieger.
Da iſt der Held aus dem Turnei,
Da iſt Herr Wilhelm, der Sieger.

Da ward erneuert der alte Bund
Und friſche Freundſchaft geſchloſſen,
Herr Wilhelm von Jülich gab ſich hin
Den Bürgern als Kampfgenoſſen.

Philipp der Schöne.

Es ritt ein Bote nach Paris,
Der brachte entſetzliche Kunde,
Sie ſchuf dem König Philipp wol
Qualvoll düſtere Stunden.

Es war Herr Jaques von Chatillon
Aus Brügge verbannt und vertrieben,
Es war ſein ſtattlich mächtig Heer
Ermordet und aufgerieben.

Da raufte er aus ſein nußbraun Haar,
Er tobte in ſchrillen Worten,
Er rief den alten Kanzler heran,
Der kam durch die goldenen Pforten.

Auf Kanzler, ſchreib aus ein neues Heer,
Die Ritterſchaft ſoll rüſten,
Ich will vernichten die Flamingen,
Die ſich in Hochmuth brüſten.

Ich will verſengen das ganze Land,
Ich will die Städte brechen,
Und plündern will ich die Schätze all,
Ich will mich ſchrecklich rächen!

Bald ſammelte ſich die Ritterſchaft
Aus Frankreichs weiten Gauen,
Da gab es Roſſe und Waffenzier
Und herrliche Männer zu ſchauen.

Sie zogen vor den Louvre hin,
Der König ſtand im Balkone.
Noch nie ſah ſolch ein ſtattlich Heer
Ein Fürſt auf Frankreichs Throne.

Zehntauſend Reiter halten im Hof,
Und Fußvolk funfzigtauſend,
Das wälzt ſich zum Weit mit Jubelgeſchrei,
Das geht in die Weite brauſend.

Die reichſten Ritter reiten mit,
Die jings das Land geboren,
Es hat Herrn Robert von Artois,
Zum Führer der König erkoren.

Und wie sie ziehen die Straße entlang,
Da kommt von allen Seiten
Der flandrische Adel gewappnet heran,
Um mit den Franzen zu streiten.

Sie kommen zu streiten gegen das Land,
Wo sie das Leben begonnen,
Sie neideten Bauern und Bürgerschaft,
Die kühn die Freiheit gewonnen.

Sie neiden die Bauern im Wiesenland,
Die Bauern hinter den Pflügen,
Die arbeitsfröhlich Schlag um Schlag
In eiserne Ruhen fügen.

Sie neiden der Städte Bürgerschaft,
Die Herrscher des weiten Meere,
Die reich sich kleiden in Seide und Sammt,
Stolz hüten ihre Ehre.

O Gott, das ist der Bürgerkrieg!
Die Söhne derselben Gauen,
Sie stürmen aufeinander los,
Die Seele füllt sich mit Grauen.

Und als das Heer die Grenze erreicht
Im letzten Abendglanze,
Da steckte jeder ein Besenreis
Auf seine mächtige Lanze.

O Spott und Hohn! Sie wollen das Land
Mit ihren Besen kehren.
Jetzt zeige die Klauen, du flandrischer Leu,
Der Lilienflur magst du dich wehren.

Die Sporenschlacht.

Bei Kortryk liegen im Gefild
Die kühnen Klauarts von Flandern,
Es geht im Lager auf und ab,
Das ist ein Reiten und Wandern.

Der Weber, Peter de Konink, führt
Mit Breidel die Männer von Brügge,
Da sind die Alten kampfbewährt,
Die Jungen, die kaum noch flügge.

Die Genter leitet Jan Vorluut
Bei Worringen war er Sieger,
Es bringt von Furnes die Scharen heran
Herr Eustach Sporkyn der Krieger.

Und die von Aelst führt Bauduin,
Genannt von Paperode,
Mit Arnold dem Oberst stehn bereit
Die Oudinaarder zum Tode.

Auch Holland sendet Hülfe her,
Die bringt Jan von Renesse,
Ein Mönch aus der Abtei Ter-Doest
Kommt, daß er dem Feind sich messe.

Er heißet Wilhelm von Sanftlingen,
Er hat zwei Klosterpferde
Dem Juden verkauft, daß für den Preis
Ihm eine Rüstung werde.

So deckt das Bürger- und Bauernheer
Bei Kortryk das Gefilde,
Mit Armbrust, Schleuder, Keule und Schwert
Bewaffnet ist jede Gilde.

Zum Feldherrn haben ſie gewählt
Herrn Wilhelm von Jülich, den Braven,
Der ſitzt mit Guy in ſeinem Zelt,
Dem jungen flandriſchen Grafen.

Der junge flandriſche Graf, wie gleicht
An Stirn und Aug' und Munde
Er ſeiner ſüßen Schweſter doch! —
Wie blutet Wilhelm's Wunde!

Er ſchaut ſo lange, er ſchaut ſo tief
In die geliebten Mienen —
Er denkt der verrauſchten ſchönen Zeit,
Er denkt an Philippinen.

Und er verknüpft den Jüngling ſich
Zum ſchönſten Freundſchaftsbunde,
Sie ſitzen zuſammen Tag um Tag,
Zuſammen Stund' um Stunde.

Da tritt ein Späher vor ſie hin,
Der redet angſtbeklommen:
„Im Weſten lodern die Flammen empor,
Die wüthenden Feinde kommen!“

Raſch ſteigt Herr Wilhelm auf ſein Roß,
Herr Guy ſitzt im Bügel,
Und beide ſprengen das Lager entlang,
Als hätten die Roſſe Flügel.

Dann tönt es: „Flandern und der Leu!
Friſch auf, ihr Bauern und Bürger!
Was waliſch iſt, falſch iſt, ſchlagt ſie todt!
Friſch in die franzöſiſchen Würger!“

Es mahnt Herr Wilhelm: „Guy, wohlauf,
Jetzt ſchlag' mir erſt zu Rittern
Den Peter de Koninк, den Breidel zumal,
Dann werden die Feinde erzittern."

Herr Guy folgte raſch dem Wort,
Da wurden die Gildenmeiſter
Zwei Ritter. Hei! wie jauchzte das Volk,
Hell zucket die Luſt durch die Geiſter.

Doch ſieh, ſchon rücket der Feind heran
In goldig gleißenden Haufen,
Das Schlachthorn tönt, es wiehert das Roß,
Die Knechte rennen und laufen.

Herr Wilhelm ſtellte auf das Heer
In ſumpfig moraſtigen Weiden,
Wo es die Gräben der ſchleichenden Lei
Vom drängenden Feinde ſcheiden.

Sie bauen von Roſen einen Altar,
Dann gibt der Prieſter den Segen,
Sie knien vor dem Leib des Herrn,
Gebete die Lippen bewegen.

Sie führen ein Stücklein Erde zum Mund,
Vom Boden der heimiſchen Erde,
Dann ſind ſie alle zum Tode bereit,
Und ſtehen mit feſter Geberde.

Da regnet es hoch aus heller Luſt,
Das ſind die franzöſiſchen Bogen,
Die ſchleudern Bolzen um Bolzen ab,
Umſonſt ſind ſie verflogen.

Nun ruft Herr Robert von Artois:
„Jetzt bietet dem Pöbel die Spitze!“
Ihn warnt der Connetable von Nesle
Vor allzu großer Hitze.

Doch Robert höhnt den edlen Mann:
„Euch fällt das Herz in die Hosen!“
Da ruft der Connetable: „Voran,
Folgt mir, ihr kühnen Franzosen!“

Er reitet vor mit seinem Roß,
Er sinkt in den schlammigen Graben,
Es sinken mit ihm die Scharen all,
Die ihn im Sturm umgaben.

So dämmte in dem Graben sich
Rasch eine Brücke von Leichen;
Hinreitend über Roß und Mann
Mögt ihr den Feind erreichen.

Es führt hinüber Frankreichs Heer
Herr Artois im Grimme;
Und „Drauf und drein, die Lilie hoch!“
Ertönet seine Stimme.

Da stand Herr Breidel an dem Sumpf,
Wohl that er hohe Thaten,
Wohin er schlägt, da ist der Tod,
Und jeder Schlag ist gerathen.

Herr Robert spornt sein rasches Roß
Bis an die Fahne des Leuen,
Er reißet aus dem Banner ein Stück:
Jetzt Frankreich magst du dich freuen!

Doch ſchleudert der Mönch von Sanſtlingen
Ihn jählings von dem Pferde,
Ein Fleiſcher gibt ihm den Todesſtoß,
Da röchelt er an der Erde.

Er bittet für ſein Leben, umſonſt:
„Hoch Flandern und der Leue!
Was walſch iſt, falſch iſt, ſchlagt ihn todt!“
Da kam ihm zu ſpät die Reue,

„Wer walſch iſt, falſch iſt, ſchlagt ſie todt!“
Da ging es an ein Morden.
Wie fallen die Bürger und Bauern jetzt
Voll Wuth in die Feindeshorden!

Und als die Sonne in Mittag ſtand,
Da waren die Klauarts Sieger,
Da lagen rings im Feld verſtreut
Die franzöſiſchen Ritter und Krieger.

Da lag Herr Jaques von Chatillon,
Bei Leichen eine Leiche,
Da lag die Blüte, da lag der Stolz
Von Frankreichs weitem Reiche.

Da lagen im bleichen, blaſſen Tod
Wol zwanzigtauſend Franzoſen,
Herzoge, Fürſten, Grafen all
Gebettet in blutige Roſen.

Die Flammingen ſanken auf die Knie
Und ſangen mit lauter Stimme:
„O großer Gott, wir loben dich,
Du ſtandeſt uns bei im Grimme!“

Du ſtandeſt uns bei in deinem Zorn,
Du großer Gott der Rache,
Gerettet iſt das Vaterland
Und die gerechte Sache!

Dann ſuchten ſie im Schlachtfeld rings:
Siebenhundert Sporen lagen
Dort aus der wilden, wüſten Schlacht,
Die ſie mit Macht geſchlagen.

Siebenhundert Sporen lagen dort
Der edlen franzöſiſchen Ritter,
Die waren all von purem Gold —
Hei! war das ein Geflitter!

Sie hingen ſie in der Kirche auf
Von unſrer lieben Frauen,
Zu Kortryk in der alten Stadt
Da ſind ſie noch zu ſchauen.

Friſchauf, o Flandern und der Leu!
Dein Ruhm iſt unverloren! —
Das iſt die Mär von der Sporenſchlacht,
Die Schlacht der goldnen Sporen.

Flandern und der Leu.

Die Glocken ſchallen durchs ganze Land,
Die Pfaffen ſingen Meſſen,
Manch fröhliches Tedeum ſchallt,
Der Jubel iſt unermeſſen.

Sie halten Umgang zu Brügge und Gent,
In allen Städten und Flecken,
Dem Regen folgt der Sonnenſchein,
Die Freude folgt dem Schrecken.

Und wo die Klauarts heimwärts ziehn,
Zum heimatlichen Heerde,
Da nahet Weib und Kind und Greis
Mit ſtrahlender Geberde.

Zu Brügge wird Peter de Konink begrüßt,
Und Breidel der wilde Krieger,
Zu Gent da jauchzen ſie Herrn Borluut,
Er ward aufs neue Sieger.

Zu Aelſt da gilt es Herrn Baudwin
Von Pamperode mit Namen,
Zu Oudenaarde wie ſie all
Herrn Arnold entgegenkamen!

In Zeeland grüßen ſie voll Luſt
Den kühnen Herrn Reneſſe,
Und in der alten Abtei Ter-Doeſt
Vergaßen ſie ſchier die Meſſe.

Dort lief der Abt und die Mönche all
Dem kühnen Bruder entgegen,
Der Robert von Artois gefällt
Mit ſeinen ſauſenden Schlägen.

Sie haben es verziehen ihm,
Daß er die Kloſterpferde
Dem Juden verkaufte; ſie pflegen ihn hold
An ihrem frohen Herde.

Im ganzen Land iſt Freud' und Luſt,
Es heilen alle Wunden,
Sie haben das theure Vaterland
Und die Freiheit wiedergefunden.

Die Freiheit und das Vaterland
Sie ſind ſo herrlich gerettet,
Es waltet ein freies Bürgerthum
Von fremder Herrſchaft entkettet.

Hoch Flandern! Flandern und der Leu,
Dein Ruhm iſt unverloren!
Die Klauarts haben den Schwur der Treu
Dem jungen Guy geſchworen.

Nur einer iſt fern von rauſchender Luſt,
Er machte die Luft ſo helle,
Herr Wilhelm von Jülich betet ſtill
In einſamer Kloſterzelle.

Wilhelm's Tod.

Und weithin klinget manches Lied
Von Flanderns kühnem Leuen,
Wohlan, es gilt die Freiheit jetzt
Frischfröhlich zu erneuen.

Der ſtolze Adel einte ſich
Jetzt wieder mit Bürger und Bauern.
Gott ſegne euren frommen Bund,
Er mög' alle Zeiten dauern!

Es kam der Herrscher von Brabant
Und bot sich zum Bundesgenossen,
Der Bischof Wilhelm von Utrecht hat
Sich Flandern angeschlossen.

Den alten Grafen Guy entläßt
Herr Philipp nach Brügge zu fahren.
Er kommt, als stieg er aus dem Grab
Mit seinen achtzig Jahren.

Herr Philipp gab es in seine Hand,
Zu schließen einen Frieden,
Die Stadt, sie will den Frieden nicht —
Er ist in die Haft geschieden.

Die Stadt, sie will den Frieden nicht
Mit Frankreichs falschem König,
„Was welsch ist, falsch ist, schlagt sie tot!"
So klingt es tausendtönig.

Die Klauarts denken die Feinde all
Die sie bekriegt, zu strafen,
Drum brachen sie nach Holland auf,
Zu strafen den neuen Grafen.

Der neue Graf ist Frankreichs Freund,
Er focht an Frankreichs Seite,
Sie strömen in Wagen in das Land
Der grünen Wiesengebreite.

Nehmt euch in Acht, seid auf der Hut,
Hochmuth kommt vor dem Falle!
Du flandrischer Leu, bedenk es wohl,
Stumpf wird die schärfste Kralle.

Und mochtest du auch den fremden Feind,
Den eignen Adel zwingen,
Volk gegen Volk, Leu gegen Leu,
Das wird dir nicht gelingen.

Wohl zeigen sie in mancher Schlacht
Ihr altbewährtes Schaffen,
Bei Zirikfee flieht Hollands Graf,
Es streckt sein Heer die Waffen.

Bald haben die kühnen Flammingen
Das ganze Land in Händen,
Doch drücken sie grausam auf das Volk
An allen Ecken und Enden.

Das dulden Hollands Söhne nicht
Herr Witte vom Hamsteede,
Er hebt des Aufruhrs Fahne empor
Und es beginnt die Fehde.

Die gegen Frankreich einst vereint
Als Brüder im Feld gestanden,
Sie kämpfen jetzt auf Leben und Tod,
Hinauf, hinab in den Landen.

O Flandern, schäm' dich solcher That!
Ihr Flammingen seid Thoren!
Bei Harlem stellte sich die Schlacht,
Die Schlacht, sie ging verloren.

Und als die Mär ins Louvre kam
Zu König Philipp dem Schönen,
Da lacht er laut, da lacht er hell,
In falschen bösen Tönen.

Da ſammelt er zu einem Heer
Wol hunderttauſend Streiter,
Er ſelber zieht dem Heer voraus,
Er ſelber iſt der Leiter.

Auch ſeine Flotte ſticht in See
Hoch auf in der Nordſee Wogen,
Sie iſt mit gutem Wind aus Weſt
Nach Zeeland hingezogen.

Der junge Guy, der hält dort Stand
In kühnem Kampfverlangen;
Der junge Guy, er ward beſiegt,
Geſchlagen und gefangen.

Die ſchlimme Kunde geht durchs Land
Zu Wilhelm's Kloſterſtätte,
Da ſinnt Herr Wilhelm hin und her,
Daß er den Freund errette.

Aufs neu' legt er die Waffen an,
Er ſteigt zu Roß aufs neue,
Er will dem vielgeliebten Freund
Erproben die alte Treue.

Im Himmel hat er Einen Gott,
Und Einen Freund auf Erden —
Das iſt ſein Alles — es muß dem Freund
Die Freiheit wieder werden.

Er reitet aufs neu' ins flämiſche Heer,
Er ward mit Jubel empfangen,
Sie grüßten als den Feldherrn ihn,
Den Mönch mit den blaſſen Wangen.

Und regnet es denn Flammingen?
So rief Herr Philipp der Schöne.
Da mengten mit den Trompeten ſich
Der Schwerter und Schilder Töne.

Der Kampf entbrennt. Der junge Mönch
Iſt allwärts an der Spitze,
Seine Stimme dröhnt wie Donnerlaut,
Es zücht ſein Schwert wie Blitze.

Wohl that er Wunder der Tapferkeit,
Er häufet zu hohem Damme
Die franzöſiſchen Leichen, und im Gewühl,
Ergreift er die Oriflamme.

Die Oriflamme iſt das Panier,
Frankreichs gewaltiges Banner —
Da ſchreien die Reiter, das Fußvolk ſchreit,
Es ſchreien die Bogenſpanner.

Sei fröhlich, Flandern und der Leu!
Herr Wilhelm raſet weiter —
Schon hebt er auf König Philipp das Schwert,
Der unerſättliche Streiter.

Da wird er von einer Lanze durchbohrt,
Da ſtürzt er von ſeinem Pferde,
Da liegt er röchelnd und zuckt im Tod
Und gibt was Erde der Erde.

So lebt' und ſtarb ein Mann vom Rhein
Für Freiheit, Freundſchaft, Liebe.
Als Beiſpiel und Vorbild lebt' er im Lied,
O daß er es immer bliebe!

Meiſter Stephan von Köln.

An Peter von Cornelius.

Es war ein blauer Sommertag,
Der auf dem Lande brütend lag,
Du kamst nach vielen langen Jahren
Aufs neu' zum heimatlichen Strom.
Ich führte dich in unsern Dom,
Und deine Wort' und Mienen waren
Voll Glück und Stolz. Was Du vor Zeit
Geschaut in bröckelnden Ruinen,
Das sahst du jetzt in Herrlichkeit
Aufwachsend, kräftig, lichtbeschienen.

Wir wandelten im hehren Bau!
Allwärts entboten mächt'ge Schau
Die Pfeiler, Wölbungen und Hallen.
Du weiltest lang vor jenem Bild,
Darauf die heil'ge Jungfrau mild
Den Heiland hält. Drei Kön'ge wallen
Anbetend hin zu Gottes Sohn.
Die Stadtpatrone stehn zur Seite,
Sankt-Ursula und Gereon,
Umglänzt von stattlichem Geleite.

Wie gabſt du mit beredtem Mund
Dein Lob dem Meiſter Stephan kund
Der dieſes edle Werk errichtet!
Von Meiſter Stephan ruhte tief
Ein Lied in mir, das damals ſchlief;
Es ward geweckt, es iſt gedichtet.
Gewähr' es, dir den Sang zu weihn
Vom Fürſten alter Künſtlergeiſter,
O nimm ihn hin, du Sohn vom Rhein,
Zur Zeit der Bildner größter Meiſter.

Gewalt'ger ſchöpferiſcher Geiſt,
Wie du es biſt, wie man dich preiſt,
Wird einſt der Mund der Dichter ſingen.
Und beſſer wie mein Lied gelang
Von Meiſter Stephan, ſoll der Sang
Gelingen und das Land durchklingen.
Nimm beſten Gruß, du Ruhm und Zier
Des Vaterlands durch ſtolze Werke,
Noch lange Tage blühe dir
Luſt, Friſche, Kraft und Schaffensſtärke!

Am Johannisabend.

Die Sonne ſinkt. In ihrem Schein
Da zieht ein Boot hinab den Rhein,
Deß Segel leis im Winde ſchwellen.
Es lenkt auf ſpiegelglatter Bahn
Der rüſt'ge Schiffsherr ſeinen Kahn,
Rings ſchlafen ſorglos die Geſellen.
Hier droht nicht Klipp' und Felsgeſtein,
Die Berge fern im Süden blauen,
Der Strom lenkt in die Ebnen ein,
Rings liegen Weiden, Felder, Auen.

Herr Konrad ruft am Steuer hell:
Jetzt, Stephan, auf! erhebt euch ſchnell,
Wir biegen um die letzte Ecke,
Dort liegt die Stadt! — Das Wort erweckt
Raſch den Geſellen, der ſich ſtreckt,
Und aufrecht ſteht er auf dem Decke.
Ein wundervoller Jüngling ſchaut
In braunem Haar, mit blauen Augen
Er in die Ferne. Drüben baut
Ein Bild ſich, das die Blicke ſaugen.

Und munter ſchwatzt der Steuermann:
„Das alte heil'ge Köln! Schaut an,
Da ſteht's mit ſeinen ſtolzen Thürmen!
Der Kirchen hat es immerdar
So viel, wie Tage zählt das Jahr.
Die Mauer ſeht, die manchen Stürmen
Der Feinde trotzig widerſtand,
Wie wirret ſich das Spiel der Gaſſen
Dahin am weitgedehnten Strand!
Schaut dort am Werft der Schiffe Maſſen!

„Ihr kennt entlang den ganzen Fluß
Die Städte. Welche bot den Gruß
Euch ſo gewaltig, hoch und prächtig?
Zu Konſtanz kamt ihr auf die Welt,
Gar ſchmuck iſt's an den See geſtellt,
Doch Köln verglichen ſcheint es ſchmächtig.
Reich ſind die Baſ'ler ohne Ziel,
Doch bauen ſie nicht ſolche Dome;
So ſehr auch Straßburg euch gefiel,
Es ſpiegelt ſich doch nicht im Strome.

„Zu Speir, der Kaiſertodtenſtadt,
Da wird man bald des Lebens ſatt,
Und ſeit der Zeit der Nibelungen
Ging Worms zurück in jähem Fall;
Mainz heißt das goldne überall,
Doch iſt es ſelten mir gelungen
Dort Gold zu ſchau'n. Was ſollen da
Koblenz und Bonn? Man läßt ſie ſtehen.
Wer aber unſer Köln nicht ſah,
Hat nicht das deutſche Reich geſehen.

„Ja, Köln die Krone! Hell und ſchön
Vor allen Städten durch die Höhn
Und Thäler rings im Vaterlande
Regt dort ſich echter Bürgerfleiß,
Der Kirch' und Haus zu bauen weiß.
Heil ſeinem wackern Bürgerſtande!
Hier handelt man in alle Welt,
Hier blüht die Kunſt in reicher Weiſe,
Hier iſt auf Lebensluſt geſtellt
Der frohe Sinn in jedem Kreiſe."

So rühmet ſeinen Heimatort
Der wackre Konrad fort und fort,
Und zeigt im muntern Redeſpiele
Die Kirchen, welche ſtolz und kühn
Im rothen Abendgolde glühn,
Vom Baienthurm zum Thurm von Rile.
Dazwiſchen herrſcht er kräftig zu
Den arbeitsfroh erwachten Knechten,
Seil, Anker, Ruder hat nicht Ruh,
Sie ſehen überall zum Rechten.

Nun ſchwenkt das Boot und treibt ans Land,
Da reiht ſich Schiff an Schiff am Strand
Mit hohen wimpelreichen Maſten,
Dran wehen Flaggen farbenbunt;
Es gibt kein Arbeitslärm ſich kund,
Rings ſieht man alle Hände raſten.
Nun läuten auch mit einem mal
Von Thurm zu Thurm die vollen Glocken.
Welch wundervoller Klangchoral!
Was ſoll das feſtliche Frohlocken?

Der Jüngling ſtaunt und lauſcht. Wie füllt
Sein Herz das Bild, das ſich enthüllt
In vollem Reichthum! Träumereien
Umweben ihn. Da ruft aufs neu'
Der Schiffsherr: „Vorwärts, meiner Treu,
Fort aus dem Boot und in die Reihen
Des Volkes, das am Ufer wallt.
Folgt nur getroſt dem Strom der Leute,
Es gilt ein Feſt für jung und alt,
Johannisabend fei'rt man heute!

„Die Herberg weiſt euch jedermann,
Dort reicht der Knecht eu'r Bündel an.
Ich hol' euch morgen aus dem Bette.
Und nun lebt wohl!" — Der Jüngling dankt,
Und ſchier hinausgeſtoßen wankt
Zum Werft er auf dem ſchwanken Brete.
Dann miſcht er in die Haufen ſich,
Die längs dem hohen Ufer wallen,
Still, ſchweigſam, ernſt und feierlich —
Und ferne Lieder hört er ſchallen.

Es treibt ihn unaufhaltſam mit
Die Menge. Plötzlich ſtockt der Schritt,
Er ſieht ſich an des Hafens Ende.
Dort iſt des Stromes Ufer frei,
Anſtaunend ſtehn ſie Reih' an Reih',
Das Feſt der Sommerſonnenwende.
Seltſame Schau! Es ziehn zur Flut
Der Frau'n und Jungfrau'n reiche Scharen,
Rings athmet Freude, Jugend, Muth,
Ein Wunder will ſich offenbaren.

In lichten Kleidern glänzen ſie,
Und helle Blumen kränzen ſie,
Grün gürten ſie die Kräuterranken,
Süß weht der Duft. Mit weißer Hand
Schürzt jede leiſe das Gewand.
Und mit den Armen, mit den ſchlanken,
So greifen ſie ins Waſſer hin.
Es ſpielt die Flut um ihre Glieder,
Sie ſtreu'n mit andachtsvollem Sinn
Ins Waſſer ihre Blumen nieder.

Und ihre Sprüche klingen leis,
Geſänge tönen durch den Kreis
In einfach ſüßen Melodieen.
So eigen weben ſie ans Herz!
Seltſame Schau! Und allerwärts,
Wohin des Jünglings Blicke ziehen,
Wie lieblich ſind ringsum die Frau'n!
Wie herrlich ragen die Geſtalten!
Wie reizend Stirne, Augen, Brau'n!
Wie wiſſen ſie ſich ſtolz zu halten!

Nie ſah, ſolang er denken kann,
Gefeſſelt in der Schönheit Bann
Der Jüngling ſich, wie dieſe Stunde.
Hoch geht ſein Muth. Jedoch wie läßt
Sich deuten dieſes lichte Feſt?
Wer gibt von ſolchem Brauch ihm Kunde?
Es ſteht in ſilberweißem Haar
Ein hoher Greis an ſeiner Seite,
Dem ſagt der Jüngling: „Macht mir klar,
Was ſoll dies herrliche Geleite?“

Der Alte ſpricht mit tiefem Ton:
„Das iſt ein Brauch des Volks, mein Sohn,
Er ſtammet aus uralten Tagen,
Die Frauen geben heut dem Fluß
Pein, Jammer, Unheil und Verdruß,
Sie in das weite Meer zu tragen.
Wie heil'ge Sühne iſt dies Bad,
Und dieſes duft'ge Blumenſchenken,
Und lauter Luſt auf ihren Pfad
Soll Spruch und Lied in Zukunft ſenken."

„O Glück", ſo fällt der Jüngling ein,
„Ihr ſel'gen Wohner hier am Rhein,
Vor allen ſeid ihr zu beneiden,
Daß dieſes Stromes helle Flut
Euch ſpendet reichen Lebensmuth
Und löſet Klagen ſo wie Leiden!
O Glück, daß ſolcher Schönheit Pracht
In dieſer Stadt hellleuchtend blühet.
Die mir im höchſten Traum gelacht,
Die Reize ſeh ich hier entglühet."

Und wie ſein Mund die Worte ſpricht,
Da lacht ein funkelnd helles Licht
Durch ſeine Augen. Fröhlich ſtrahlen
Die Züge auf. Es hebt die Bruſt
Sich hoch und frei in ſtolzer Luſt.
So mag der Künſtler ſinnig malen
Begeiſterter Verzückung Bild.
Voll Staunen ſieht ihn an der Alte:
„Ihm ſei das Leben hold und mild!"
So ſpricht er leis: „Daß Gott ſein walte!"

Doch sieh, da kehret Schar an Schar
Vom Fluß zurück. O wunderbar
In Anmuth wallen sie zum Lande.
Wie still ist's rings! Es tönt kein Klang!
So viel des Volks und doch kein Drang.
Nur Andacht herrschet längs dem Strande.
Auch Stephan ist der Andacht voll,
Wie Gottes Güt' und Macht ihn füllen —
Jedoch die höchste Schönheit soll
Sich erst zuletzt vor ihm enthüllen.

Ein Mädchen naht. Gold ist ihr Haar,
Lichtblau das milde Augenpaar,
Der kleine Mund ist wie die Rosen,
Der Ausdruck, wie ein heller Glanz
Vom Himmel. Einen Blumenkranz
Sieht um die hohe Stirn er losen.
Der Wuchs so schlank, wer im Geleit
Geht leicht wie sie? Ja, ihm begegnet
Die lieblichste Holdseligkeit.
Wer sie erschaut, der ist gesegnet.

Gesegnet ist des Jünglings Geist,
Der allezeit sich selig preist,
Daß er sie sah. Er bebt und zittert,
Er fühlt an sein hochklopfend Herz —
Vorbei! — Er wanket straßenwärts. —
Wie durch die Seel' es ihm gewittert
So hoffnungsreich, so ahnungsvoll!
Er lebt zuerst in dieser Stunde,
Wo hoch die junge Seele schwoll! —
Was liegt ihm in der Zukunft Grunde?

Vom Meiſter Wilhelm.

Was war das für ein holder Traum,
Der in der Kammer kleinem Raum
Der Herberg' ihm die Nacht gekommen?
Er hatte viele Stunden lang
Sich hin- und hergewälzt, vom Drang
Der neuen Bilder wie beklommen.
Als er den Schlummer endlich fand,
Naht eine Schar von Lichtgeſtalten,
Als wollt' ein überirdiſch Land
Vor ſeinen Sinnen ſich entfalten.

Sanct-Urſula, iſt ſie es nicht
Mit ihren Jungfrau'n hold und licht,
Die hier in Köln den Tod erlitten?
Iſt's nicht der heil'ge Gereon
Mit ſeiner Martyrlegion,
Die vor ihm durch den Raum geſchritten?
Kommt nicht der heilige Matern,
Sanct-Reinold, Bruno nicht, der Weiſe?
Zeigt ſich nicht Engelbert von fern?
Sie lebten all in dieſem Kreiſe!

Und ſieh, die Himmelskönigin,
Sie ſchwebt vor ſeinen Blicken hin!
Wie funkelt ihre goldne Krone!
Von Diamant und Perlen ſchwer
Weht himmelblau der Mantel her.
So ſteht ſie vor ihm mit dem Sohne;
Nun ſchaut er auch ihr Angeſicht,
Und Zug um Zug ſchaut er die Mienen
Des Mädchens, das im Abendlicht
Am tiefen Rheine ihm erſchienen.

Er wachet auf mit einem Ruf,
Den ihm des Herzens Freude ſchuf,
Da ſteht an ſeiner Lagerſtätte
Der Schiffsherr, der ihn hergebracht.
Der ruft, indeß er herzlich lacht:
„Friſchauf, Geſelle, aus dem Bette!“
Der Jüngling ſpricht: „Ihr holt den Lohn
Für meine Fahrt, und ſollt ihn haben.“
„Nein“, redet Konrad, „lieber Sohn,
Von euch entnehm' ich keine Gaben.

„Solch freudig helles Jugendherz
Schifft' gern umſonſt ich heimatwärts.
Steht auf, ich führ' euch zu dem Meiſter,
Der hier die beſte Lehre gibt,
Und der ſo ſchmucke Burſche liebt,
Hermann Winrich von Weſel heißt er.
Er iſt hinauf, hinab den Rhein
Berühmt in ſeiner Kunſt vor allen,
Dazu mein Freund. Nun macht euch fein!
Er nimmt euch an mir zu Gefallen.“

Und beide ziehen bald hinaus,
Und ſtehn vor einem alten Haus,
Der Klöpfel raſſelt an der Pforte,
Es öffnet eine alte Magd,
Die nach dem Herrn der Schiffer fragt.
Sie leitet ohne viele Worte
Die beiden gleich in einen Saal,
Drin Bilder ſich an Bilder reihen,
Und Maler ſtehn in großer Zahl
Arbeitend an den Staffeleien.

Dann weiſt die alte Führerin
Nach einem andern Raume hin,
Und wie ſie in die Werkſtatt treten,
Erkennet Stephan gleich den Greis,
Den geſtern vor dem Frauenkreis
Um Deutung er des Feſts gebeten.
Dem Schiffer ſchüttelt er die Hand,
Der bald den Jüngling warm empfohlen,
Und ſich entfernt, am Rheinesſtrand
Verſäumte Arbeit nachzuholen.

Sie ſind allein. Der Alte ſpricht:
„Ich las in deinem Angeſicht
Schon geſtern, daß dir ſchönheitstrunken
Der Geiſt im Reich der Künſte lebt.
Du haſt gezittert und gebebt,
Und deine Augen ſprühten Funken,
Als unſrer Frauen holde Zier
In Anmuth uns vorüberwallte.
Ich ſah den Maler gleich in dir,
Iſt es nicht ſo?“ ſo fragt der Alte.

Und Stephan ruft — er ſchaut entzückt:
„O wie mich euer Wort beglückt!
Ihr habt die Seele mir errathen.
Unweit der Alpen ew'gem Schnee
Zu Konſtanz an dem Bodenſee
Liegt mir die Heimat. Zwiſchen Saaten
Und Wald und Wieſ' und Waſſerflut,
Dort ſpiegelt es ſich in den Wogen,
Dort hab' ich Aeltern fromm und gut —
Ach, weinend bin ich fortgezogen.

„Und dennoch konnt' ich anders nicht,
Schon früh ſtieg auf im Geiſt ein Licht,
Mir zeigend himmliſche Geſtalten,
Die, wie im Hirn ſie loderten,
Mich ruhlos immer foderten,
Sie in Gebilden zu entfalten.
Ich hab' gezeichnet und gemalt
Die traumgeſehnen heil'gen Scharen,
Doch wie ſie hell mich angeſtrahlt,
Ich konnt' es nimmer offenbaren.

„Was half der Drang? Ich blieb ein Kind
In allem Werk. Wie ſtumm und blind
Erſchien ich mir in meinem Streben.
Da hört' ich einſt, zu Köln am Rhein
Erblüht die Kunſt ſo reich und fein,
Es kann nicht beſſre Maler geben.
Der Meiſter Wilhelm führt ſie an,
Der beſt' in allen deutſchen Landen,
So täuſchend malt er jedermann,
Als ob er lebend dageſtanden."

Der Alte ſpricht: „Gut iſt dein Rath,
Du wanderſt auf dem rechten Pfad,
Ja, Meiſter Wilhelm war der Leiter:
Uns allen ſchien er Sonn und Stern,
Gottlob! ſein Ruhm iſt nah und fern."
So ruft der alte Winrich heiter.
„Wo find' ich ihn?" fragt Stephan dreiſt.
Da ſenkt der Alte trüb die Blicke:
„Es lebt auf Erden nur ſein Geiſt,
Den Leib ereilten die Geſchicke.

„Schon dreißig Jahre iſt er tod,
Doch was der Seele iſt entlobt,
Das ragt in alle Ewigkeiten.
Vor ihm war ringsum leerer Dunſt
In ſerm Land die Malerkunſt,
Er weckte ſie in den Gebreiten
Des ſchönen Rheins, er weckte ſie
Zuerſt dem deutſchen Vaterlande,
Und Flamm' um Flamm', zu löſchen nie,
Entlodert ſie in heil'gem Brande.

„Fern in Byzanz und in Florenz
Da feiert' ihren Jugendlenz
Die Malerei. Vom warmen Süden
Kam ſie zum Nord. Doch ſchlecht und recht
Trieb das entſchwundene Geſchlecht
Sie wie ein Handwerk. Wie ermüden
Die Werke, welche ſie geſchafft! —
Der heil'ge Geiſt kam ſonder Fehle
Und ſenkte Feuerglut und Kraft
In Meiſter Wilhelm's hohe Seele.

„Er ſah in einem neuen Licht
Mit ſeines Geiſtes Angeſicht
Die alten heiligen Geſchichten.
Er ſchaute den Erlöſer klar,
Er ſchaute ſeiner Heil'gen Schar
Auf ihren wundervollen lichten
Glanzvollen Pfaden hoch und hehr. —
Er wußte bald in mächt'gen Bildern —
Kein Sterblicher erreicht ihn mehr —
Den Himmel auf der Erd' zu ſchildern.

„Er war in unſrer neuen Welt
Sendbote. Gott hat ihn beſtellt,
Zu wirken hier in ſeinem Namen
Für Glaube, Liebe, Hoffnung neu.
Er ſtreute für die Menſchentreu
Und Gottesfurcht den friſchen Samen.
Den Tempel und das Bürgerhaus
Hat er erfüllt mit den Geſtalten,
In alle Zeit wirkt er hinaus,
In allen Landen wird er walten.

„Er wirkt in tiefem deutſchen Sinn;
Nicht ſchauend nach Italien hin
Und nicht nach Griechenlands Geſtaden,
Hat er entwickelt ſein Gebild.
Aus tiefer deutſcher Seele quillt,
Was er erſchuf auf allen Pfaden.
Mit ihm ging auf die lichte Kunſt,
Die aus dem Heimatgeiſt geboren,
Sie lebt in Nebel, Duft und Dunſt,
So oft es dunkelt, nie verloren

„Ich aber hab' ihn einſt gekannt,
Den edeln Mann. Im deutſchen Land
Zu Herle lag er in der Wiege.
Er kam nach Köln. Sein Leben war
So einfach, keuſch und ſchlicht und wahr,
Nur in der Kunſt erfocht er Siege.
Es wob um ihn ein ſtiller Kreis
Von Schülern und von Kunſtgenoſſen,
Die mit Begeiſterung, Luſt und Fleiß
Um ihn den ſchönſten Bund geſchloſſen.

„Ich war sein Zögling. Jung und frisch
Kam ich von Wesel. Schöpferisch,
Glanzvoll trat mir sein Ruhm entgegen.
Ich ging zu ihm, er nahm mich auf,
Es zog seitdem mein Lebenslauf
Auf dieses Vorbilds hohen Wegen.
O Gott, ich liebt' ihn treu und heiß.
Mich liebt' er vor den Schülern allen!" —
Der Jüngling sieht dem schönen Greis
Die Thränen aus den Augen fallen.

Dann fährt er fort: „Ich hab' gemalt,
Wie mir's aus seinem Geist gestrahlt —
Und als wir ihn zu Grab getragen —
Nie sah ich einen schlimmern Tag,
Als da er bleich im Sarge lag,
Nie tönte tiefre Herzensklage —
Da setzt' er mich zum Erben ein,
O nie verdient' ich solche Ehre,
Haus, Werkstatt — auch sein Weib ward mein —
Ich pflanzte fort des Meisters Lehre."

Und eine Weile im Gemach
Trat Stille ein. Doch nach und nach
Bemeistert er der Rührung Regen;
Dann steht er auf und tritt zur Wand,
Wo eine schwarze Kiste stand.
Die sucht er an das Licht zu wegen.
Und Stephan hilft. So steht sie bald
Geöffnet, wie sie soll, zur Stelle.
Den Jüngling überläuft es kalt
Und heiß. O Bild voll Licht und Helle!

Gegrüßt seist du, Maria, mir,
Du aller Staubgebornen Zier,
Du Königin im Himmelreiche!
Dem Paradies gehörst du an,
Du bist mit Hoheit angethan
Und doch in Süße, Milde, Weiche
Bist du die schönste Erdenfrau,
Gegrüßt sei mit dem holden Knaben!
So wunderbar kann keine Schau
Das fromme Herz des Künstlers laben.

Und Stephan's Auge ruhet lang
Auf diesem Haupt, drin stolz und bang
Jungfräulichkeit und Mutterliebe
Verschmelzen. Himmlisch, hoch und rein
Blüht ew'gen Heiles Widerschein.
O welche Dichterfeder schriebe
Dies Hochgefühl! Ein lichter Glanz
Durchstrahlte sonnig sein Gemüthe.
Es trägt das Kind den Rosenkranz,
Die Jungfrau trägt die Wickenblüte.

„Da siehst du Wilhelm's letztes Bild,
Sein Meisterstück!" So redet mild
Herr Hermann Winrich zu dem Jungen;
„Als Eigenthum hielt ich's zurück,
Des Todten Ruhm, mein höchstes Glück,
Ein Ziel, nach dem ich stets gerungen. —
Jetzt sieh dich um in unsrer Stadt,
Durchwandre Kirchen und Kapellen
Und sammle Stoff." — Holdnickend hat
Er dann entlassen den Gesellen.

Durchs alte heil'ge Köln.

Ein heller Sonntagmorgen lacht,
Lind iſt die Luft, in blauer Pracht
Spannt ſich der weite Himmelsbogen.
Die Glocken tönen hoch vom Dom,
Unzählig iſt der Menſchen Strom,
Der zu dem Tempeldienſt gezogen.
Auch Stephan eilt zum heil'gen Amt,
Er tritt ins Chor, die Orgel klinget,
Des Altars Kerzen ſind entflammt,
Die knieende Gemeinde ſinget.

Unſagbar Bild, gewalt'ge Schau!
Wie ſtrebt der rieſenhafte Bau
Mit ſeinen ſchlanken Pfeilerreihen
Zum Himmel auf! Wie tragen ſie
In wundervoller Harmonie
Das Spitzgewölb! Wie hat im freien
Schwungvollen Geiſte kühn geſchafft
Der Steinmetz an den Laubgewinden!
Wie ſich in Zierlichkeit und Kraft
Schiff, Lauben und Kapellen binden!

Auf Sarkophage hingeſtreckt
Ruhn, die das Leben nicht mehr weckt,
Die Bischöfe in Erz gegoſſen.
Hoch von den Pfeilern ſchauet mild
Manch prächtiges Apoſtelbild.
Wie zaubriſch kommt das Licht gefloſſen
Durch dieſe Fenſter hoch und breit
Mit ihren farb'gen Heil'genbildern,
Die uns des Himmels Herrlichkeit
In mächtigen Geſtalten ſchildern!

Wohl herrscht im Raum ein Zauberlicht,
Durchwebt von Weihrauchwolken dicht.
Gesang erklingt in voller Fülle.
Die Priester ziehn in edler Schar
Zum herzenreichen Hochaltar
In ihrer Prachtgewänder Hülle.
Die bunten Kirchenfahnen wehn —
Dem Jüngling bebt es durch die Glieder,
So hohen Gottesdienst zu sehn.
Im Chore sinkt er betend nieder.

Er flehet: „Großer Herr der Welt,
Der rings das All in Händen hält,
O Gott voll Güte und voll Milde,
Den Thier und Stein und Pflanze preist.
Du gabst dem Menschen Herz und Geist,
Du schufst ihn dir zum Ebenbilde,
Du schufst ihn, daß wie du er schafft,
Durch dich wird seine Schwachheit Stärke,
Und was er thut, du gibst die Kraft,
Er preiset dich durch seine Werke.

„Dich preiset dieser volle Bau,
Der in des Himmels reines Blau
Zu dir mit tausend Armen greifet,
Dich preiset der belebte Stein,
Die Farbenbilder hell und rein
Sind dir zum Preis im Geist gereifet.
Dich rühmt der hohe Chorgesang,
Es klingen dir der Orgel Lieder,
Noch mehr wie in der Peter Drang,
Gibt in der Kunst dein Volk sich wieder.

„O ſenk' auf mich auch einen Theil
Vom Schöpfungsgeiſt der Kunſt, und Heil
Und Glück und Segen ohne Ende
Fühl' ich in mir. O laß mich dich
Lobpreiſen ſtets inbrünſtiglich
Durch hohe Werke meiner Hände.
Dich ſo zu heben, das gibt Lohn,
Wie Gold und Schätze nimmer geben.
Erhöre deinen armen Sohn,
So laß mich ſtreben, laß mich leben!"

Und eine ſüße fromme Ruh
Senkt ſich auf ihn. Es ſchließt ſich zu
Sein Auge. Lichte Bilder wallen
Vor ſeinem trunknen Geiſte auf,
In die mit ſelig heil'gem Lauf
Die Töne von der Orgel ſchallen. —
Das Amt iſt aus, die Menge weicht,
Es löſchen aus die hellen Kerzen —
Er geht. Ihm iſt ſo wohl und leicht —
Er geht voll Troſt im reinen Herzen.

So macht er ſich zur Fahrt bereit,
Er zieht durch Straßen eng und weit,
Er wandert über öde Plätze.
Wie ſchaut das Bauwerk alter Zeit
Ihn an in großer Herrlichkeit.
O Köln, wie reich ſind deine Schätze!
Bald ſteht er vor Sanct-Kunibert
Und Sanct-Martin am Rheineſtrande,
Er ſchaut Sanct-Urſula verklärt
Und Gereon am Mauerrande.

Aposteln bietet er den Gruß,
Lenkt nach Mauritius den Fuß,
Cäcilia sowie Sanct-Peter
Betrachtet er. Der Glocken Ton
Ruft ihn nach Sanct-Pantaleon,
Johann, Georg sehn ihn als Beter.
Südwärts streift er nach Severin,
Lyskirchen öffnet ihm die Halle,
Vom Capitole locket ihn
Marie mit lautem Orgelschalle.

Vergessen hat er Speis' und Trank
Auf seinem wundervollen Gang,
Denn allwärts fesseln ihm Gebilde
Der heil'gen Kunst die Seele ganz,
Die rings in ungesehnem Glanz,
Hier hoch und hehr, dort süß und milde
Die Sinne ihm gefangen nimmt.
Er fühlt so eigen sich gehoben,
Sein Herz ist hell auf Dank gestimmt,
Laut muß er seinen Schöpfer loben.

Und so vermeinet er den Tag
Zu schließen. Ach, er war so zag,
Als er am Morgen ausgegangen.
Jetzt kehrt er voller Muth und Lust,
Voll Schöpfungsfreude in der Brust,
Die Augen glühn, es blühn die Wangen.
So tritt er aus dem Gotteshaus
Und schreitet heim auf lauten Wegen,
Die höchsten Plane spinnt er aus,
Die sich durch seine Seele regen.

Es streut indeß vom Abend her
Ihr goldig rothes Strahlenmeer
Die Sonne. Dunkle Flammengluten
Bemalen in der hellen Luft
Die Thürme, die im Straßenduft
Um reichverzierte Giebel fluten.
Hoch durch den Aether schwirren laut
Im letzten Spiel die raschen Schwalben,
Und unten in der Straße traut
Da lärmen Kinder allenthalben.

Sieh dort! Gar wunderbare Scheu
Fängt seinen Blick. Ein hoher Bau
Ragt aus den weiten Häuserreihen,
Der Giebel seltsamlich geschmückt.
Viel Bildwerk ist ihm aufgedrückt
An Sims und Fenstern. Schildereien
Erglühn im bunten Fensterglas
Und Blumen blühn in hellen Krüge
Auf jeder Bank. Doch übers Maß
Bewundert er die Fensternische.

Dort sitzt im rothen Abendlicht
Umlacht von Reigen duftig dicht
Das Mädchen, das er jüngst am Rheine
Bei dem Johannisfest erschaut.
Das sind die Züge hold und traut,
Verklärt von goldnem Abendscheine.
Ein Krönlein ist des Hauptes Zier,
Es spielt ein Kind auf ihrem Knien,
Sie lächelt ihm, es lächelt ihr,
Sie singt ihm süße Melodien.

Und Stephan ſtehet wie gebannt
Und ſchaut hinauf. Sein Hirn iſt Brand,
Sie iſt's, die ihm das Herz entglühte,
Sie gibt ihm jetzt das ſchönſte Bild.
Wie kindlich rein, wie innig mild
Empfängt er's ſelig im Gemüthe! —
Ein Werk der Kunſt, wie's nimmermehr
Mühſelige Gedanken geben!
Sie iſt ſein Bild. O hoch und hehr
Rauſcht plötzlich auf ſein Künſtlerleben!

Sie ſpielt dem Kinde fort und fort.
Da ſieht gebannt ſie an den Ort
Den Jüngling in die Höhe ſchauen.
Schamröthe füllt ihr Angeſicht,
Sie wendet ab ihr Augenlicht
Dann nimmt die hehre aller Frauen
Den ſchönen Knaben auf den Arm
Und fliehet in das dunkle Zimmer.
Wie war er reich, wie wird er arm —
Und dennoch reich — er ſieht ſie immer. —

Die Sonne ſcheidet. Kalt und todt
Liegt nun das Haus, das goldig, roth
Im letzten Abendſtrahl gefunkelt.
Die Bilder ſtehen ſtarr am Bau,
Die rothen Roſen werden grau,
Die langgeſtreckte Straße dunkelt.
Nur ihm im Herzen iſt es hell,
Ihm blüht der ſchönſte Liebesglaube,
Es trägt im Bilde der Geſell
Die Jungfrau in der Roſenlaube.

Die Madonna in der Roſenlaube.

Und Mond um Monde ſchwinden hin,
Da ſitzt mit regem Künſtlerſinn
Stephan in Winrich's Arbeitsſtätte
Und ſchafft an ſeiner Staffelei,
Der Pinſel braucht er vielerlei
Und miſcht die Farben der Palette.
Manch Bild erſteht von ſeiner Hand,
Ihm vorgeſchrieben von dem Meiſter,
Er ſchmücket Kirch' und Haus im Land,
Und freut und hebet alle Geiſter.

Er iſt im weiten Schülerkreis
Der Beſte ſtets an Ernſt und Fleiß.
Zuerſt des Morgens in den Sälen
Schafft vor den andern er mit Macht,
Er hat ſein Werk zum Schluß gebracht,
Indeß ſich die Genoſſen quälen
Mit ihrer Malerei Beginn.
Und ſtehet nun das Bild beendet,
Dann ſehen alle ſtaunend hin,
Und alle nennen es vollendet.

Der Meiſter aber harrt beglückt
Oft hinter ihm und lobt entzückt,
Was unter Stephan's Hand entſprungen.
So gab noch kein Talent ſich kund,
Den Jüngling preiſt des Alten Mund,
Es ſcheint ihm jeder Strich gelungen.
Hat Stephan morgens ſo geſchafft,
Dann iſt er frei am Nachmittage,
Auf daß er ſammle Muth und Kraft
Und neue Luſt zum Werke trage.

So ſchwand ein volles rundes Jahr.
Es war ein Sonntag, hell und klar,
Wie jener, wo er einſt im Dome
Gebetet und beim Abendlicht
Der Jungfrau helles Angeſicht
Am Erker ſah. Er folgt dem Strome
Auch heute wieder in das Chor,
Er hat aufs neu' vor Gott gelegen
Dankſagend, und er tritt hervor,
Das Herz voll Freudigkeit und Segen.

Dann klopft er bei dem Meiſter an,
Die Pforte wird ihm aufgethan,
Herr Winrich iſt allein zu Hauſe.
Er ward zu alt zum Kirchengang,
Drum ſtillet er des Herzens Drang
Still betend in der trauten Klauſe.
Wie hell die liebe Sonne ſcheint!
Er ſitzt am Fenſter nach dem Garten,
Drin Duft und Vogelſang ſich eint:
Des ſüßen Frühlings will er warten.

Ein Lächeln ſpielt um ſeinen Mund,
Im Auge thut ein Strahl ſich kund,
Ihn freut's, den Jüngling zu erblicken,
Und herzlich reicht er ihm die Hand.
Doch Stephan ſpricht, zum Greis gewandt:
„Will es ſich, lieber Meiſter, ſchicken,
So red' ich heut vor Euch ein Wort,
Doch geh' ich gleich, wenn ich Euch ſtöre."
Der Alte meint: „Sprich immerfort,
Was du auch bringen magſt, ich höre."

„Ihr habt des Guten viel gethan
An mir", ſo hebt der Jüngling an,
„Durch Beiſpiel, Unterricht und Lehre.
Freiſtunden ſchenktet Ihr mir viel,
Ich brauchte ſie, daß ich mein Ziel
Zu finden ſelbſt im Stande wäre.
So hab' ich denn in dieſer Zeit,
Die Ihr mir ließt, ein Bild beendet,
Heut bitt' ich Euch in Freundlichkeit,
Daß Ihr darauf die Blicke wendet.

„Ich bitt' Euch, macht mir offenbar
Eu'r Meiſterurtheil ſcharf und klar —
So fördert Ihr mein Künſtlerſtreben!" —
Der Alte lauſcht in heitrer Ruh
Und nickt ihm frohen Beifall zu.
Doch Stephan nimmt mit leiſem Beben
Die Tafel, die er bei ſich trägt.
Er hüllt ſie aus der weißen Decke
Und ſtellt ſie hin: „Wohl, nun erwägt,
Glaubt nicht, daß mich Eu'r Tadel ſchrecke."

Der Meiſter ſchauet tief und lang
Auf das Gebild. Kein Wort erklang,
Er iſt ſo feierlich und ſtille,
Dann hält er nicht die Thränen auf,
Dem Aug' entſtürzen ſie im Lauf,
Er ruft: „Gelobt ſei Gottes Wille!
Und iſt der große Wilhelm todt,
So lebt ſein Geiſt in dir aufs neue;
Heil ſei dem Tag, der das mir bot,
O wie ich mich des Tages freue!"

Und zitternd hebt er ſich vor Luſt,
Er drückt den Jüngling an die Bruſt,
Er ſtreichelt ihm die langen Locken,
Er küßt ihn auf den rothen Mund,
Voll Glück iſt ſeiner Seele Grund.
Es iſt ein ſeliges Frohlocken
Voll Heiligkeit. Er ſpricht bewegt:
„Jetzt kann ich ruhig ſterben gehen,
Ob ihr mich in die Grube legt,
Ich hab' der Zukunft Licht geſehen.“

Und fürder ſitzt er Hand in Hand
Mit Stephan da, dem unverwandt
Er in die offnen Züge ſchauet.
Er läßt den Jüngling heute nicht
Von ſeiner Seite, der ſo licht,
So göttlich ihm das Herz erbauet.
Er heiſcht zu Tiſch den beſten Wein,
Er legt ihm vor die ſchönſten Biſſen,
Er thut aus Zeiten hoch und rein
Die hellſten Kunden ihm zu wiſſen.

Und beiden ward der Tag ein Feſt.
Am andern Morgen aber läßt
Der Meiſter laden die Genoſſen,
Um anzuſchauen Stephan's Bild.
Wie da herein die Menge ſchwillt!
Und keinem iſt ein Wort entfloſſen,
Das nicht den höchſten Lobſpruch zollt,
Dem Jünglinge öffnen ſich die Herzen,
Da iſt kein Neider, welcher grollt —
Rings flammen der Begeiſterung Kerzen.

Und bald verbreitet ſich der Ruf
Vom Werke, das der Jüngling ſchuf,
In Kölns preiswürd'gen Bürgerkreiſen.
Die Kaufherrn nahn Herrn Winrich's Haus,
Es treibt die Gilden all heraus.
Wer lauſcht nicht fröhlich ſolchem Preiſen?
Denn Stephan's Name iſt im Mund
Auf Gaſſ' und Markt bei allen Leuten,
Der ungekannt, wird allen kund,
Und jeder will die Arbeit deuten.

Seht her! Im blühnden Roſenhag
Da ſitzt am hellſten Frühlingstag
Auf buntdurchblümtem Roſengrunde
Die holde Himmelskönigin.
Das Kind, der ſünd'gen Welt Gewinn,
Der kleine Heiland, der die Kunde
Der heiligen Erlöſung bringt,
Er ſitzt im Mutterſchos gebettet.
O, aus dem ſüßen Bilde klingt:
„Ihr Menſchen alle ſeid gerettet!"

Wie ſtrahlt ihr Antlitz mild und weich!
Die Luſt von Erd' und Himmelreich,
Scheu, Anmuth, Hoheit, Mutterliebe,
Unſagliche Holdſeligkeit
Und fromme Demuth, gottgeweiht
Sind dieſer Jungfrau ſel'ge Triebe.
Als Gott und Menſch erſcheint das Kind,
Die Allmacht ſtrahlt aus ſeinen Zügen,
Doch blickt aus ſeinen Augen lind
Auch wonnig kindiſches Genügen.

Es ſchmückt der Jungfrau goldnes Haar
Die Krone, kunſtvoll wunderbar
Gefügt aus Perlen und aus Steinen,
Doch hüllt der Glieder edeln Bau
Der falt'ge Mantel rot und blau,
Die Enden des Gewandes einen
Sich in der Goldagraffe Zier.
Gott Vater hoch im Strahlenkranze
Schaut aus dem himmliſchen Revier
Herab nach dieſem ſüßer Glanze.

Doch rings im blühnden Frühlingsreich
Und in des Regenbogs Gezweig,
Da ſpielen kleine ſchöne Engel
Im Flügelſchmucke, belend hier
Und dort mit ihrer Gaben Zier —
Sie reichen Frucht und Blumenkengel,
Sie ſitzen ſingend vorn am Grund
Und ſpielen Orgel, Harfe, Leiern.
Das Bild thut wie ein Lied ſich kund,
Drin Dichter Himmelsſchönheit feiern.

Die Farben ſeht, wie ſtimmen ſie
In tadelloſer Harmonie!
Es hat die feinſte Hand gezogen
Die Linien alle ſcharf und rein,
Es hat die Formen rund und fein
Der klarſte Künſtlerſinn erwogen.
Wohin ihr ſchaut, vollendet iſt
Kind, Jungfrau, Engel, Laub' und Wieſe,
Kein Künſtler ſchuf bis dieſe Friſt
Ein ſolches Bild vom Paradieſe.

Wer kommt, der staunt, wer sieht, der schweigt.
Vor solcher Offenbarung neigt
Ein jeder sich, denn nur ein Meister
Der höchsten Art malt solch Gebild.
Seht, der Beschauer Thräne quillt,
Gerührt, bewegt sind alle Geister.
Der Jüngling aber lächelt still,
Bescheiden lauscht er den Beweisen
Des Lobs: „Ich that, wie Gott es will!
Ihn, der mir's gab, den müßt ihr preisen."

Doch wer im heil'gen Köln bekannt,
Der spricht zum Scheiden hingewandt:
„Wißt ihr das Urbild der Madonne?
Das ist so wie sie geht und steht
Herrn Jost von Rath's Elisabeth,
Des alten Kaufherrn Lust und Wonne.
Wohl blühn der Stadt holdselig fein
Viel Jungfrau'n, die uns wohlgefallen,
Doch ist das süße Mägdelein
Die Kron', der Stern, das Licht von allen!"

Und sieh, da schreitet sie heran,
Mit Zucht und Sitte angethan,
Sie schreitet an des Vaters Seite,
Er ist ein alter würd'ger Greis,
Sein Blick ist mild, sein Haupt ist weiß,
Es kommt ein Ritter im Geleite.
Sie nahen schon Herrn Winrich's Thür,
Des Bildes Schau sich zu bereiten,
Der alte Meister tritt herfür,
Sie in die Werkstatt zu begleiten.

Er ruft den Jüngling in den Saal.
Stephan erscheint; wie blitzt ein Strahl
Der Lust ihm plötzlich in den Mienen!
So nah sieht er zuerst die Maid,
Der er gedacht die ganze Zeit,
Wo er die Tafel schuf. Erschienen
Ist all sein Glück. Die Jungfrau schaut
Auch ihn — und schämig blickt sie nieder —
Sie schaut das Bild — dann schreit sie laut —
Es beben zitternd ihre Glieder.

Ist denn ein Wunder hier geschehn?
O Gott, sie hat sich selbst gesehn. —
Es tritt ihr plötzlich allerwegen
In Stirne, Wange, Kinn und Mund
Und in der Augen tiefem Grund
Ihr leiblich Ebenbild entgegen!
Nur hat der Künstler noch erhöht
Die Reize, die sie herrlich schmücken,
Den Zügen der Elisabeth
Wußt' er die Gottheit aufzudrücken.

Sie weint, sie wankt. — O Himmel! reißt
Sie plötzlich aus, eilt an die Luft,
Es folgt der Vater ihr in Aengsten,
Der alte Meister schreitet nach,
Und plötzlich still ist's im Gemach. —
Dem armen Stephan wird am bängsten,
Sein Antlitz färbt sich wie die Wand,
Noch keine Zeit war ihm so bitter. —
Es stehet an dem Schwert die Hand
Vor ihm mit frechem Hohn der Ritter.

Stephan und Eliſabeth.

Das iſt Herr Walter von Aducht,
Der vor ihm ſchreit und tobt und flucht,
Des reichſten Kaufherrn reicher Sproſſe,
Der feinſte Herr iſt's in der Stadt,
Der zwanzig ſchmucke Diener hat,
Der ſtets auf hohem Berberroſſe
Hinreitet über Gaſſ' und Platz,
Er ſpeiſt und trinkt aus purem Golde,
Nicht zu ermeſſen iſt ſein Schatz
Sowie das Volk in ſeinem Solde.

Er ruft: „Wie haſt du es gewagt,
So ungerufen, ungefragt
Die Dame in dein Bild zu weben?
Du niedrer und gemeiner Knecht,
Wer hat verliehen dir das Recht,
Zu ihr das Auge zu erheben?
Beleidigt haſt du meine Braut.
Sahſt du ſie voll Entſetzen ringen?
Ein teufliſch Werk haſt du gebraut.
Zur Rechenſchaft werd' ich dich zwingen."

Sie ſeine Braut? — Es lauſcht erſchreckt
Und zitternd Stephan. Schaudernd weckt
Das Wort die Zweifel im Gewiſſen.
Verſtieß er gegen Zucht und Scham? —
O wie da jähe Furcht ihm kam!
Er fühlt die Seele wie zerriſſen. —
Sie Walter's Braut? — Er ſtöhnt, er ſucht
Nach Worten, ſeine Worte beben:
„Zu ihr, daß ſie mich nicht verflucht!
Zu ihr, ſie möge mir vergeben!"

Und plötzlich raffet er ſich auf,
Springt an die Thür, gewinnt im Lauf
Die Pforte, fliehet durch die Gaſſen.
Er ſtürmet auf dem nächſten Pfad
Zum Haus des alten Jost von Rath,
Er klopfet an, wird eingelaſſen,
Er fraget nach dem würd'gen Mann,
Der Diener gibt ihm das Geleite,
Er trifft im Saal den Hausherrn an,
Eliſabeth iſt ihm zur Seite.

„Verzeihung", ruft der Jüngling weich,
Und wirft ſich vor die Jungfrau gleich
Auf ſeine Kniee. „Ja gewähret
Verzeihung, nie hab ich gedacht,
Daß ich, von der Begeiſterung Macht
Geleitet, Euch das Herz verehret.
Was mir in tiefſter Seele ſchwoll,
Was mir durchleuchtet die Gedanken,
Das ſchuf ich keuſcher Andacht voll —
Und weiter wußt' ich keine Schranken.

„Und hat Eu'r holdes ſüßes Bild
Jungfräulich rein und licht und mild
Durch mich zum Leben ſich geſtaltet,
Ach, ſo geſchah's, weil Zug um Zug
Ich herrlich Euch im Herzen trug,
Wie nie ein Bild darin gewaltet.
Gott war dabei, als ich es ſchuf —
Ich ſelber weiß von keiner Sünde —
Nicht wollt' ich ſchänd'gen Euren Ruf —
O daß Eu'r Mund Vergebung künde!"

Er ſchweigt und neigt ſein Angeſicht. —
Auch ſie iſt ſtumm in Scham. — Da bricht
Herr Walter zornig in die Halle
Und ſchreit: „Find' ich den ſaubern Wicht,
Der mir entfloh, daß das Gericht
Ihm nicht auf ſeinen Nacken falle?
Der Feigling!“ Ueberlaßt ihn mir,
Er ſoll der Strafe nicht entgehen,
Daß er entweiht der Jungfrau'n Zier.
Bei Gott, ihm wird ſein Recht geſchehen!“

Und ſchon will er mit frecher Hand
Den Jüngling faſſen am Gewand,
Er hat das blanke Schwert gezogen;
Da ſtürzt hinzu mit lautem Schrei
Eliſabeth und trennt die zwei.
Sie ruft: „Ihr habt Euch arg betrogen,
Herr von Aducht. Den Jüngling laßt.
Kein Streiten ſoll die Halle ſchauen.
Herr Stephan iſt des Hauſes Gaſt,
Herr Stephan ſchenket uns Vertrauen.“

Der Ritter, der im Zorn zum Stoß
Sich rüſtet, gibt ſein Opfer los,
Doch füllen Haß und Wuth die Blicke.
Das ſchöne Mädchen aber bebt
Den Künſtler auf, der zitternd bebt.
Nicht bebt er angſtvoll dem Geſchicke,
Das ihm der wilde Gegner droht,
Er bebt des Mädchens Richterſpruche.
Gibt ſie ihm Leben oder Tod?
Was ſteht für ihn im Schickſalsbuche?

Sie ſpricht: „Herr Walter von Aducht,
Ihr dünkt Euch weiſ' und ſeid verrucht.
Sagt was der Künſtler hier verbrochen?
Er hat vor die entzückte Welt
Ein wundervoll Gebild geſtellt.
Mir hat er tief ans Herz geſprochen.
Er hat mich durch ſein Werk beglückt,
Daß mir's in allen Adern wuhlte,
Daß ich der Erde ward entrückt,
Und daß ich mich im Himmel fühlte."

Da brauſt aufs neu' Herr Walter auf:
„So faſſet ihr der Dinge Lauf?
Kunſtſtümper laßt Ihr ruhig ſchildern
Und ungetraut und ſchadenfrei
Des Angeſichtes Conterfei
Auf ihren ungewaſchnen Bildern?
Unmöglich! Ihr mißachtet nicht
Den Burſchen und ſein ſchnöd Beſtreben?
Dann halt' ich es für meine Pflicht
Dies Haus zu meiden all mein Leben."

„So meidet's!" ſpricht Eliſabeth.
„Gottlob! daß Ihr von ſelber geht,
Ich brauch' Euch nicht hinwegzuweiſen.
Dem Himmel Dank, denn er befreit
Von Euch mich noch zur rechten Zeit,
Und ſeine Gnade will ich preiſen.
Ihr zeigt im letzten Augenblick,
Wie Euch der Zorn im Herzen brennet,
Dank ſei dem gütigen Geſchick,
Das noch zur guten Friſt uns trennet.

„Fort mit der falſchen Mädchenſcham —
Ihr wißt, ich hab' als Bräutigam
Euch nicht gewählt — ich ward gegeben
Euch als die Braut — ich nahm es hin
Mit unbedachtem Kinderſinn.
Was weiß ein blödes Kind vom Leben?
Mein Herz ward nicht gefragt, erwacht
War es noch nicht. Ich fand Gefallen
An Euch und Eures Reichthums Pracht,
An Euren Schmeichelworten allen.

„Das Leben lernt' ich erſt verſtehn,
Seit ich dies holde Bild geſehn.
Mir fiel's wie Schuppen von den Augen.
Ich weiß zu trennen Schein und Sein,
Euch iſt der Schein, das Weſen mein. —
Nur eitler Glanz will mir nicht taugen!" —
Sie ſinkt dem Alten in den Arm:
„Du Vater wirſt den Wunſch mir ſtillen."
Und Joſt umarmt ſie liebewarm
Und ſpricht: „Ich laſſ' dir deinen Willen!"

Hohnlachend ſtürzt der Ritter fort —
Und wieder hebt ſie ſanft das Wort
Zu Stephan: „Ihr habt nicht zu bitten,
Verzeihet mir, ich war ſo ſchwach,
Das ſchuf Euch lauter Ungemach,
Verzeiht, was Ihr durch mich gelitten.
Doch meine Schwäche ſchuldet Ihr,
So tief hat mich Eu'r Werk durchbebet,
Daß ſich in Scham und Freude mir
Bang froh die Seele ſenkt und hebet.

„Es war in mir wie Luſt und Leid,
Wie Pein und Himmelsſeligkeit,
Daß Gott den Leib mir hat verliehen,
Nach dem der edle Künſtlergeiſt,
Auf daß der Menſch den Schöpfer preiſt,
Ein Bild erſchuf voll Harmonieen.
In Eurem Werke ſeh' ich klar,
Nach welchem Ziel ich müſſe ſtreben,
Demüthig, innig, tief und klar
Soll wandern ich ein ſchlichtes Leben.

„Dank Euch, daß Ihr durch Eure Kunſt
Vom Auge nahmt den Erdendunſt,
Vereinigt habt Ihr meine Seele
Und mich geführt auf hohen Pfad,
Den ich — es iſt nach Gottes Rath —
Für alle Zukunft mir erwähle.
Dank Euch, daß Ihr mich habt befreit
Von dem beſtimmten Ehgenoſſen,
Abſtreif' ich alle Eitelkeit.
Ein geiſtig Reich iſt mir erſchloſſen."

Sie ſchweigt. Sie ſchaut ihn innig an.
Hat ſich der Himmel aufgethan
Durch ihren Blick und ihre Worte?
Er ruft entzückt: „Eliſabeth,
In meinem tiefſten Herzen ſteht
Dein Weſen. Durch der Augen Pforte
Trat es hinein. In jedem Bild
Von meiner Hand wird es entſteigen,
Geweiht, geheiligt, hehr und mild
Und deine ſüßen Züge zeigen.

Mein iſt's. Das raubt nicht Zeit und Raum,
Mein iſt's im Wachen und im Traum.
Doch ſeit ich deinen Geiſt verſpüret,
Fühl' ich erſt ganz des Zaubers Macht —
All das iſt mein. Zum Licht durch Nacht —
Du biſt es, die mich ewig führet.
O führteſt du mich an der Hand! — "
Sie weint, ſie ſchluchzt. — Sehnſüchtig breiten
Sich beider Arme — liebentbrannt
Ruhn ſie in höchſten Seligkeiten.

Der greiſe Vater ſteht bewegt,
Und ſeine alten Hände legt
Er milde ſegnend auf die beiden:
„Ihr fandet euch auf dem Gebiet,
Das ſich gemeinem Aug' entzieht",
So ſpricht er, „möge nie euch ſcheiden
Das Irdiſche! Der Künſtler Los
Es wechſelt oft. Nicht immer gleiche
Lenzzeiten gibt's. Seid ſtark und groß,
Hinwandelnd in des Geiſtes Reiche!" —

Der Meiſter.

Zum dritten male bebet an
Der Glockenklang in Sanct-Alban
Und aus dem offenen Portale
Strömt vieles Volk. Das Jauchzen ſchallt
Volltönig, denn ein Brautzug wallt
Hervor in hellem Sonnenſtrahle.
Herr Stephan und Eliſabeth,
Sie kehren von dem Hochaltare,
Es gab der Prieſter im Gebet
Den Segen dort dem jungen Paare.

Das war ein lichter Hochzeitstag.
Sie feierten fröhliches Gelag
In Zeit von Rath's beglänzten Räumen
Der Alte sah der Kinder Glück
Voll Lust, wehmüthig sah zurück
Er auf die schönen Jugendträume.
Der Meister Winrich sah dabei,
Er schaut an seines Lebens Grenze
In Stephan einen neuen Mai,
In seinen Werken neue Lenze.

Auch Schiffer Konrad war am Tisch
Beim Krug und im Gespräche frisch,
Er hört nicht auf, sich selbst zu preisen,
Weil er auf seiner schmucken Nacht
Nach Köln den Bräutigam gebracht.
Es reihten sich in muntern Kreisen
Die Maler Kölns entlang den Saal,
Die Meister hier, dort die Gesellen;
Es quillt der Wein in goldnem Strahl,
Der Kehlen lust'ge Lieder schwellen.

Und als das Fest vorüber war,
Da zog das schöne junge Paar
Zu hoffnungsvollem Zukunftsleben
In seine neue Wohnung ein.
Jetzt gilt's im eignen Haus gedeihn,
Es gilt ein arbeitsfrohes Streben
Jetzt zu beginnen still am Herd.
So that der jugendliche Meister,
So that das Weib, das ihm beschert.
Da zogen ein gar helle Geister.

Dem Fleiße ſchien das Haus gebaut,
Betrachtung war ihm angetraut.
Herr Stephan ſaß in ſeiner Klauſe;
Hinſtrebend zu dem höchſten Ziel
Schuf er der ſchönſten Bilder viel.
Es webt ſein Weib im ſaubern Hauſe
Stets in geſchäft'ger Emſigkeit.
So trat herein der goldne Segen,
Die reinſte Freude allezeit
Trat heimlich ein auf allen Wegen.

Bald flog am weiten Rheinesſtrand
Des Malers Ruf durchs ganze Land.
Es war in allen deutſchen Gauen
An Preis und Ruhm ihm keiner gleich,
Und wer erſchien in Kölns Bereich,
Ging, ſeine Werkſtatt zu beſchauen.
So ſammelt er um ſich die Schar
Der Schüler, die er milde meiſtert,
Sie folgten treu ihm immerdar,
Von ſeiner keuſchen Kunſt begeiſtert.

Sie kamen fern aus Holland her,
Wo an die Dünen brauſt das Meer,
Sie kamen aus Brabant und Flandern,
Sie kamen an von Scheld' und Maas,
Wo ſtolz aus grünem Wieſengras
Sich Städte heben. Welches Wandern
Aus Sachſen- und Weſtfalenland!
Selbſt aus den Gau'n der Alemannen
Erſchienen ſie vom Alpenrand,
Die ſeine Lehre hier gewannen.

Und ſo entſtehn im Arbeitsſaal
Kunſtwerke, die in reicher Zahl
Die heiligen Geſchichten ſchildern.
Aus Jeſu ſüßer Kinderzeit,
Aus ſeiner Lehr' und ſeinem Leid.
Da ſieht man auf den lichten Bildern
In reichgefügten Gruppen kühn
Sich das Erlöſungswerk entfalten,
Die heiligen Legenden blühn
Empor in farbigen Geſtalten.

Und wer die Tafeln ſieht, der ſpricht:
Wohl hat der Kunſt das erſte Licht
Der Meiſter Wilhelm angezündet,
Doch der den Funken hat belebt,
Daß er zur Flamme ſich erhebt,
Iſt Meiſter Stephan. Ihm verbündet
Sich mit des Geiſtes hohem Flug,
Der zu der Gottheit trägt die Schwingen,
Der feine Sinn, mit dem er klug
Verſteht, den ſpröden Stoff zu zwingen.

Er wandert auf der rechten Spur,
Er weiß die Wahrheit der Natur
Den Idealen aufzuprägen.
Ob er mit ſtürmiſchem Gefühl
Zum Himmel dringt, er formet kühl,
Wie ihm auf dieſen Erdenwegen
Die Dinge treten vor den Sinn.
Wie hoch und heilig er empfindet,
Er zaubert euch den Himmel hin,
Daß ihr in ihm die Erde findet.

Gewänder, wie die Zeit ſie trägt,
Erz, Seide, Sammt und Linnen legt
Er einfach hier und blumig dorten,
Durchwirkt mit Gold und Edelſtein,
Um die Geſtalten. Scharf und fein
Malt Mann und Weib er allerorten,
Wie ſie uns auf dem Lebenspfad
Entgegenkommen, doch beſeelet,
Daß, wie er ſchafft nach weiſem Rath,
Die höchſte Weihe nimmer fehlet.

So ſchmücket mit der Schülerſchar
Er manchen Tempels Hochaltar,
Er ziert die Wände der Kapellen,
Den Klöſtern dient als Augenſchmaus
Sein koſtbar Werk. Im Bürgerhaus
Pflegt man es an den ſchönſten Stellen.
Aufträge gibt es nah und fern,
Und ſchafft' er auch mit hundert Händen,
Für Laien, Geiſtliche und Herrn,
Er könnte nie genug vollenden.

Sein Anſehn wächſt zu höchſter Kraft,
Das zeigt ihm auch die Bürgerſchaft,
Denn als des Rathes Zeit verfloſſen,
Da traten auf dem Gildeſaal
Zuſammen zu der neuen Wahl
Im alten Köln die Kunſtgenoſſen.
Wer ſoll der künft'ge Rathsherr ſein?
Wer ſoll vertreten unſre Sachen?
Und alle ſtimmen fröhlich ein:
„Laßt nur den Meiſter Stephan machen!“

So zählt er zu dem Rath der Stadt,
Und einen beſſern Rathsherrn hat
Die Malergilde nie beſeſſen.
Es kann an Ehre, Ruhm und Preis
Nicht eine Zunft im Zünftekreis
Fortan ſich mit den Malern meſſen.
Wie hoch das Lob von Köln ſich ſchwingt,
Stets höher wächſt es ob den Bildern,
Man hört, wo deutſche Rede klingt,
Als erſten Sitz der Kunſt es ſchildern.

Und ſieh, an einem ſchönen Tag,
Da ſeines Werks der Meiſter pflag,
Da trat in ſeine Arbeitsſtätte
Vollzählig ein der hohe Rath,
Der Bürgermeiſter im Ornat,
Bekleidet mit der goldnen Kette,
Naht an der Spitze. Eng und dicht
Umgeben ihn des Rathes Glieder,
Es ſtrahlt in jedem Angeſicht
Des Herzens reine Freude wider.

Der Bürgermeiſter hebet an:
„Wir grüßen Euch, kunſtreicher Mann,
Ihr ſchmückt die Stadt mit hellen Ehren.
Drum möchten wir die Ehr' Euch leihn,
Die Ihr verdient. Mag es gedeihn!
Denn wenn wir Ehren Euch gewähren,
So ehren wir uns ſelbſt. Es lebt
Kein Mann zur Zeit in unſern Mauern,
Der ſich wie Ihr ob allen hebt.
Eu'r Ruhm wird Ewigkeiten dauern.

„Ihr wißt, vollendet ragt empor
Seit kurzer Zeit mit Thurm und Chor
Am Rathhausplatze die Kapelle.
Sie iſt mit Zierlichkeit gebaut,
Daß wohlgefällig ſie beſchaut
Der Fremd' und Bürger an der Stelle.
Es fehlt ihr noch der Hochaltar,
Wir bitten Euch, ihn auszuſchmücken.
Schafft, was Ihr wollt. Das iſt uns klar,
Es wird Eu'r Werk uns all entzücken."

Und der beſchämte Meiſter neigt
Von Dank bewegt das Haupt. — Er ſchweigt. —
Gemach erſt findet er die Worte,
Er ſtammelt ſeinen tiefen Dank,
Die Hand drückt er dem Sprecher lang,
Und dann begleitet er zur Pforte
Die edeln Herrn. — Ein höchſtes Glück
Iſt ſeinem Leben aufgeſtiegen.
Mit Thränen kehret er zurück,
An ſeines Weibes Bruſt zu liegen.

Das Bild der Stadtpatrone.

Dem Meiſter läßt es Tag und Nacht
Nicht Ruh. Er ſinnt und plant und wacht,
Es gilt anjetzt wie nie zu ſchaffen,
Es gilt, und ſchuf er auch mit Glück,
Sich zu dem höchſten Meiſterſtück
In höchſter Strebung aufzuraffen.
Daß ihn kein Lebender erreicht,
Muß der erſtaunten Welt er zeigen,
Ein Werk, das keinem Werke gleicht,
Will geben er der Stadt zu eigen.

In alten Büchern ſucht er Licht,
Mit weiſen Männern tief beſpricht
Er ſeine Plane. Pfaffen, Laien
Fragt er um Rath. Dann ſipt er lang,
Durchwebt von ſchöpferiſchem Drang,
Um den Gedanken Form zu leihen.
Glück auf, er hat's. Da liegt das Blatt
Mit dem Entwurf. Das wird die Krone
Von allem Werk. So ziemt's der Stadt:
Er malet ihre Schutzpatrone.

Und jahrelang iſt luſtentglüht
Raſtlos zu wirken er bemüht
An ſeinem Bilde. Tief empfunden
Hat er die Liebe allezeit,
Die ihm das theure Weib geweiht
In ſeinen arbeitsſchweren Stunden.
Der Schüler unverrückte Treu'
Hat immer ihn erwärmt im Herzen
Und ihn ermuthigt friſch und neu
In ſeinen Zweifeln, ſeinen Schmerzen.

Es ziehn ja Trübſinn, Irrſal, Pein
Ins Herz des größten Künſtlers ein,
Dann lahmen plötzlich die Gedanken,
Die ſonſt den höchſten Flug gewagt,
Die Hand, die rüſtig, unverzagt
Den Pinſel führt, beginnt zu ſchwanken
Und ſtockt gehemmt. Es liegen Welt
Und Leben glanzlos, bleiern, öde.
Der himmelhoch ſein Ziel geſtellt,
Der Geiſt erſcheinet ſtumpf und blöde.

Auch andrer Kummer martert ihn:
Zuerſt hört er die Kunde ziehn,
Die alten Aeltern ſind geſchieden;
Dann muß er tröſten früh und ſpät
Die weinende Eliſabeth,
Ihr Vater ging zum ew'gen Frieden.
Faſt mehr noch ſchmerzet ihn der Tod
Herrn Winrich's, der mit edler Lehre
Ein reiches, volles Herz ihm bot. —
Welch Sterben! — Welche Daſeinsleere!

Krieg tobt zugleich durchs deutſche Land,
Allwärts iſt Streit und Zwiſt entbrannt,
Rings gibt's Zerſtören, Brennen, Morden,
Bald loht es hier, bald loht es dort,
Im Oſt und Weſt, im Süd und Nord
Ziehn gierig wilde Kriegerhorden.
Es raſt der kölner Erzbiſchof
Dietrich von Mörs ſtets mit dem Schwerte,
Daß oft das Land vom Blute troff,
Daß Stadt und Dorf das Feu'r verheerte.

O es war bitterböſe Zeit!
Die nur in ſanfter Ruh gedeiht,
Die Kunſt, hat knappe, karge Tage.
Beſteller kommen keine mehr,
Es wird der Markt von Käufern leer —
Und rings ertönet Klag' um Klage.
Weiß auch des Meiſters feine Hand
Noch immer reichlich zu erwerben —
Er ſchauet an des Abgrunds Rand
Die Schüler, die gemach verderben.

Und doch hat er mit aller Macht
Zuletzt zum ſchönſten Schluß gebracht
Sein Werk an heimelnd trauter Stätte.
Nun, da der müden Hand entfällt
Der Pinſel, da er abſeits ſtellt
Den Malerſtock und die Palette,
Da fühlt er aller Kraft ſich bar,
Es zittern ihm die ſchwachen Glieder.
Schier ſinkt er hin, die Schülerſchar
Legt auf das Lager ſanft ihn nieder.

Von ſeinem treuen Weib bewacht,
Die ſeiner wartet Tag und Nacht,
Unmüd im Hegen und im Pflegen,
Liegt er in ſeinem Kämmerlein
Viel Wochen lang in Fieberpein.
Es kocht das Blut in raſchen Schlägen
Ihm durch die Adern; kalter Schweiß
Steht oft ihm auf der hohen Stirne,
Und Phantaſien in wirrem Kreis,
Sie wirbeln auf und ab im Hirne.

O namenloſe Qual! Wie geht
Zum Herzen der Eliſabeth
So grimmes Leid! In ew'gen Sorgen,
Indeß ſie nie dem Kranken fehlt,
Umwebt ſie ihn. Wie ſie ſich quält
Allſtündlich tags, von Nacht zu Morgen!
Der Schüler Liebe geht nicht aus,
Sie wechſeln ab gleich guten Kindern,
Sie wachen allezeit im Haus,
Des Meiſters Siechthum fromm zu lindern.

Indeß ihn alſo wüſt und wild
Die Krankheit foltert, wird ſein Bild
Geholt an die beſtimmte Stelle.
Man fügt das Werk in den Altar,
Und Kölns Bewohner Schar an Schar,
Sie ſtrömen in die Rathskapelle.
Wie gab es dort ſo bunten Drang,
Man ſchiebt und preſſet ſich zum Platze,
Und lautauf die Verwundrung klang:
Es gilt der Künſte höchſtem Schatze.

Welch edel Werk! Dreitheilig ſteht
Das Bild in ſtolzer Majeſtät
Vor den entzückten trunknen Blicken,
Den vollen Herzen. Hohe Luſt
Durchſchauert der Betrachter Bruſt,
Sie macht die Stimmen ſchier erſticken.
Faſt thut ein Schrecken rings ſich kund
Vor dieſes Zaubers mächt'gem Walten —
Dann klären auf dem goldnen Grund
Allmählich erſt ſich die Geſtalten.

Es nimmt der Tafeln Mitte ein
In wunderbarem Glorienſchein
Die Jungfrau mit dem heil'gen Knaben,
O dreimal heilig, dreimal hehr,
Und dreimal ſchön! — Was wollt ihr mehr?
Dem Paare nahn mit reichen Gaben
Die Männer aus dem Morgenland,
Drei Könige ſind es hochgeboren,
Sie fanden ihn zum Stern gewandt,
Der uns gerettet, die verloren.

Und auf dem linken Flügel naht
Auf ihrem hellen Martyrpfad
Sanct-Urſula mit ihren Scharen,
Zur Rechten ragt Sanct-Gereon
Mit ſeiner heil'gen Legion,
Die glaubensvoll zum Rhein gefahren.
Es ſind der alten Stadt am Rhein
Schutzheil'ge, Schirmer, Hort und Stützen,
Die uns vor Jammer, Noth und Pein
In Treu' geſchützt und ewig ſchützen.

Und wie iſt alles ſchön und rund.
Urkräftig, lebensvoll, geſund!
So männlich hat noch nie ein Meiſter
Die ſtolzen Gruppen hingeſtellt,
So hat kein Maler in der Welt
Den Formen eingehaucht die Geiſter.
Seht, wie die Farbenfülle ſchwillt
Harmoniſch in den reichſten Strahlen!
Es konnte ſolch ein höchſtes Bild
Allein ein höchſter Meiſter malen.

So zieht die Mär von Mund zu Mund,
Sie thut von Haus zu Haus ſich kund,
Und Arm' und Reiche, Alt' und Junge,
Sie wandern nach dem Kirchlein hin.
Da iſt die Freud' in jedem Sinn,
Da iſt das Lob auf jeder Zunge.
In Köln zu wohnen gilt als Ruhm,
Und ſein ein ſolches Werk zu nennen.
Schier wochenlang zum Heiligthum
Sieht man die Menſchen raſtlos rennen.

Und endlich naht Herr Stephan auch,
Es hat der Krankheit gift'ger Hauch
Den gramverblichnen Leib verlaſſen.
Es führt ihn Frau Eliſabeth,
Die Schüler folgen. Schleichend geht
Er durch die volkbelebten Gaſſen.
Mitleidig ſehn ihm alle nach,
Ach, den ſo ſehr geliebt ſie hatten,
Schaut drein, als ob die Kraft ihm brach,
Er gleichet einem blaſſen Schatten.

So wankt er in das Kirchlein leis.
Und ringsum öffnet ſich der Kreis,
Der vor dem edeln Bilde weilet.
Man bringt ihm einen Stuhl. Er nimmt
Ihn an. Er ſchaut. Ein Lächeln glimmt
Durchs Auge. Seine Freude theilet
Das fromme Volk. Er flüſtert ſtill:
„Iſt Leben das von meinem Leben?
O es iſt ſchön! Wie Gott es will —
Sein iſt's, der Gnade mir gegeben.“

Rings welche Ruh! Voll Andacht hört
Ihn jedermann. — Doch plötzlich ſtört
Die Andacht eine rauhe Stimme.
Es tönt: „O ſchnöde Eitelkeit!
Man ſchwatzet, als ob weit und breit
In Köln allein der Funke glimme
Der Malerkunſt. Was geht ihr nicht
Nach Gent und Brügge, hohle Thoren?
Dort iſt ſeit kurzer Zeit das Licht,
Das Licht der echten Kunſt geboren.

„Hubert und Jan von Eyck, sie sind
Die wahren Künstler. Jenes sind
Im Niederlande kennt die beiden,
Sie zeigen euch kein Puppenspiel,
Nicht steife Gruppen sind ihr Ziel,
Die sie in bunten Goldgrund kleiden.
Es ist der Himmel ihnen blau,
Die Erde grün, und die Gestalten
Entbieten Fleisch und Blut der Schau —
Neu wird die Kunst, fort mit dem Alten!" —

Welch herbes Wort! Ein jeder sucht
Den Sprecher! Walter von Aducht,
Des Künstlers Feind ist's, der im Hohne
Auflacht. Die Augen wirft er keck
Noch auf den Meister, der im Schreck
Erbebet vor des Spotters Tone.
Der schaut verächtlich noch zum Schluß
Auf Stephan's Weib und die Genossen,
Hohnlachend klingt sein letzter Gruß —
Und rasch ist er hinausgeschossen.

Was hilft es, daß sie trostungsreich,
Voll Anerkennung liebeweich
Dem Kranken gute Worte geben?
Er zagt und zittert — nicht für sich —
Nein, daß ein Bube freventlich
Verhöhnt das reinste Kunstbestreben.
In einer Sänfte wird er bald —
Er ist so schwach — nach Haus getragen —
Er sagt — nun ist er welk und alt —
Lebwohl den goldnen Schöpfungstagen.

Des Meisters Tod.

An Thür und Fenster lugt und raunt
Der Nachbarn Menge. Jeder staunt,
Wie das geschah! Denn durch die Gasse
Ziehn her im dunkeln Mönchsgewand
Barmherz'ge Brüder, an der Hand
Die Krankenbahr'. Es folgt die Masse
Neugieriger. An Sanct-Alban,
Vor Meister Stephan's stillem Hause,
Da halten sie die Schritte an
Und treten in des Malers Klause.

Wie das geschah? Er galt als Mann,
Der viele Schätze sich gewann
Durch seine Kunst. Auch weite Güter
Ließ seinem einz'gen Kind zurück
Herr Jost, er handelte mit Glück
Und war des Erbes treuer Hüter.
Wie konnte denn mit einem mal
Einbrechen solcherlei Verderben,
Daß sie den Meister ins Spital
Fortholen, fern dem Herd zu sterben?

Wohl war er reich, jetzt ist er arm.
Doch brachte nicht der Krankheit Harm
Ihm all die Noth. Die wüsten Zeiten
Des Kriegs verödeten das Land,
Daß überall der Wohlstand schwand.
Wer darf sich den Genuß bereiten
An edelm Kunstwerk? Es ereilt
Die Armuth auch die Schüler alle,
Mit denen treu der Meister theilt,
Bis selbst er stürzt in jähem Falle.

Lang gab er ihnen Speis' und Trank
Und Geld. Wohl wissen sie's ihm Dank.
Er zeigt in gut und bösen Tagen
Die offne Hand, das treue Herz,
Bis er zu seinem tiefen Schmerz
Stumm lauschen muß den herben Klagen.
Ach, seine Truhen stehen leer. —
Da sind die Gläubiger zur Stelle,
Sie fordern laut, sie drohen schwer,
Sie weichen nicht mehr von der Schwelle.

Bald zwinget ihn die harte Noth,
Auf schnöd' und niedriges Gebot
All seine Habe fortzugeben.
Ach, ausgeboten wird sein Haus,
Wo jahrelang er ein und aus
Gegangen, wo sein hohes Streben
In heil'gen Weihestunden hell
Zur höchsten Blüte sich entfaltet,
Wo mit dem Meister der Gesell
In regem Wettkampf einst gestaltet.

Und nun — wer hätt' es je geglaubt? —
Fehlt alles ihm, das müde Haupt
Zur letzten Ruhe hinzulegen.
Der kranke Mann wird fortgebracht
Der Stätte fern, wo ihm gelacht
Ruhm, Liebe, Lust und Gottessegen.
Es tragen ihn in das Spital
Die Mönche auf der Armen Bahre.
Elisabeth folgt voller Qual —
Der tiefste Schmerz erwuchs dem Paare.

Dem Paar, das einſt voll Seligkeit,
Voll Hoffnung für die Lebenszeit
Sich in der Kirche dort verbunden
O Gott, da ahnten beide nicht,
Daß all das ſüße Himmelslicht
In lauter düſtre dunkle Stunden
Sich wende. Einſt in Sonnenglut
Und jetzt in nächt'gen Finſterniſſen!
So hoch ſtand keinem ſonſt der Muth,
So wund iſt jetzt kein Herz zerriſſen!

Im Armenhauſe ſiechet heut
Der Mann, der alle Welt erfreut,
Erquickt, entzückt, wie Huld und Gnade
Aus Fürſtenhand es nimmer thut,
Wie goldne Schätze, weites Gut
Uns nie erhebt auf unſerm Pfade.
Er hat aus ſeines Geiſtes Quell,
Aus Gott, erhoben und begeiſtert,
So wunderreich, ſo himmelhell,
Gelehrt die Menſchheit und gemeiſtert.

Und dennoch ward er von der Welt,
Die ihn im Glücke hochgeſtellt,
In ſeinem Unglück ſchnöd vergeſſen.
Den die Bewunderer einſt umdrängt,
Wer ſucht ihn auf, der jetzt beengt
Im armen Kämmerlein geſeſſen
Und auf dem harten Bette lag?
Das Siechthum iſt es nicht alleine,
Es grämt noch mehr ihn Nacht und Tag
Die Welt mit ihrem falſchen Scheine.

Undank der Welt, wie peinigst du! —
Vergebens spricht zu Fried' und Ruh
Elisabeth mit holdem Munde —
Auch sie gibt stille Sorg' und Pein
Dem Kranken. Ach, der Rosenschein
Der Wangen schwand. Im Herzensgrunde
Erloich die helle Heiterkeit,
Sie wankt und schwanket wie ein Schatten.
Es glaubet sie dem Tod geweiht
Wer sie erschaut, gleich ihrem Gatten.

Nur selten tritt ins Kämmerlein
Ein einsamer Besucher ein,
Es schleicht zuweilen scheu befangen
Ein Schüler in der Dämmrung an —
Und zagt, der nicht erstatten kann,
Was er vom Meister einst empfangen.
Auch Schiffer Konrad bleibet treu,
Der Stephan einst nach Köln geführet,
Er kommt mit Tröstung immer neu
Zum Meister, den die Treue rühret.

In seinen guten Stunden sitzt
Der wol am Tisch, dann webt und blitzt
Er noch im Geiste von Gestalten.
In Wasserfarben zierlich fein
Auf Pergament die Schilderei'n,
Wie weiß er hold sie zu entfalten!
Erinnerungen alter Zeit,
Sie glänzen in den Gruppen wider,
Er legt sie Bild an Bild gereiht
Zu einem Andachtbüchlein nieder.

Nun liegt vor ihm das letzte Blatt,
Das er mit Fleiß vollendet hat,
Da klopft es plötzlich an der Pforte.
Wer kommt? Rasch in die Stube tritt
Mit offnem Blick, mit leichtem Schritt
Ein Fremder. Ach, er stockt im Worte,
Und es erblaßt sein Angesicht
Vor Stephan's abgehärmten Mienen
Und seines Weibs. Im Augenlicht
Ist eine helle Thrän' erschienen.

Doch streift ein leiser freud'ger Glanz
Des Meisters Antlitz. „Das ist Hans
Von Memmingen", so ruft er leise
Und reichet ihm die magre Hand.
„Du warst, da ich im Leben stand,
Der Liebste mir im Schülerkreise.
O sprich, was trieb dich von mir fort?
Wo bist du all die Zeit gewesen?
Du dachtest mein am fernen Ort,
In deinen Zügen kann ich's lesen."

„Wie sollt' ich je vergessen sein
Des höchsten Meisters, welcher rein
Und edel mir den Pfad gewiesen!"
Bricht aus der Jüngling tiefgerührt.
„So wie Ihr schuft und uns geführt,
Das wird in alle Zeit gepriesen.
Ihr gabt dem deutschen Vaterland
Die echte Kunst zum Eigenthume.
Vom Nordseestrand zum Alpenrand
Allwärts steht Ihr im höchsten Ruhme.

„Ich war dabei als der Arndt,
Euch tief gekränkt — er sei verflucht! —
Und leugn' es nicht, es wog im Weine
Der Zweifel peinigend empor,
Ob Brügge jetzt in höherm Flor
Als Köln, auch höh're Werke leite.
Da trieb mich's, wie's im Herzen brennt,
Den neuen Meistern zuzuwandern,
Antwerpen sah ich, Brüssel, Gent
Und Brügge auch im reichen Flandern.

„Wohl haben voller Glück und Kraft
Hubert und Jan van Eyck geschafft,
Errichtend herrlich hohe Werke.
Sie lauschten traulich der Natur,
Nachbildend frischen Lebens Spur,
Drin gipfelt ihres Schaffens Stärke.
Doch keiner hat, wie Ihr so licht,
Zugleich in diesem Erdenleben
Gesehn des Himmels Angesicht.
Drum ging nach höherm Ziel Eu'r Streben.

„Sie riefen voller Herrlichkeit
Ins Leben eine neue Zeit
Im Nachbarland. Nun ruhen beide
Im Grab, geehrt, berühmt, beklagt.
Das Licht, das ihnen hat getagt,
Läßt leuchten Regier van der Weide
Der Gegenwart. Ich nenn' ihn gern
Mit Euch den höchsten aller Geister,
Doch, scheint er mir ein großer Stern,
Ihr seid doch größer, edler Meister.

„Und so erkennt er selbst Euch an.
Wie hat's dem Herzen wohlgethan,
Daß er es that. In manchen Stunden
Saß ich bei ihm im stillen Haus,
Unmüde fragt' er da mich aus,
Nie ward er satt der neuen Kunden
Von Euch. Er rief: »Der liebe Mann,
Der Meister Meister in den Landen,
Der je die deutsche Kunst gemahnt,
Ist uns in Stephan auferstanden.«

„»Ich wiederhole dir das Lob,
Das ihm Hubert und Jan erhob,
Die großen todten Kunstgenossen.
Wir sahn nur selten ein Gebild
Von Stephan's Hand, doch dem Gefild
Des Himmels schien er uns entsprossen,
Von Gottes Hauch schien uns durchweht,
Was vor die Augen uns getreten.
O Paradieses Majestät!
Wir mußten weinen, mußten beten.«

„So sprach er, und beschämt zurück,
Kehrt' ich zu Euch, in jedem Stück
Euch neu' zu tolgen Euren Lehren.
Ich schlimme Kunden traten mich —
Ihr arm und krank', der königlich
Im Reich der Künste steht in Ehren! —
Doch keine Klage! Folget mir!
Wie freut mich's Eure Lehr' zu lohnen,
Ich kauft Eu'r Haus. Ihr beide, ihr
Müßt bei dem treuen Schüler wohnen!“ —

Der Jüngling ſchweigt. Ein ſeltſam Licht
Geht durch des Kranken Angeſicht.
Er ſpricht: „Gott ſei allein die Ehre —
Jetzt ſterb' ich gern.“ — Das Auge geht
Dann ſchmerzlich zu Elisabeth.
Er neigt das Haupt. Reif iſt die Aehre —
Der Athem ſtockt, ach, er iſt todt.
Wie liegt er ſchön in ſeligem Frieden,
Umſtrahlt von roſ'gem Abendroth! —
Er iſt, ein groſser Mann, geſchieden.

Sie legen in der Frühlingsluft
Die edle Leiche in die Gruft
Bei Maienhauch und Lerchenſange.
Bald welkt das gute Weib ihm nach,
Doch der zeitlebens von ihm ſprach,
Der rüſtet ſich zu neuem Gange
Ins Niederland, wo voller Glanz
Die Künſte hohe Flüge nahmen.
Man nannte ihn den deutſchen Hans,
Hans Memling hieſs er auch mit Namen.

Johann von Werth.

An Karl Friedrich Leſſing.

Mein alter Freund, ſchau' her, ein Bild!
Ich hab's gemalt. Im Rheingefild
Wuchs auf mein Held Johann von Werth.
Mit derbem Muthe, ſcharfem Schwert
Hat er, ſo Herz wie Haupt voll Brand,
Gegeben ſich dem Vaterland.
Dem Kaiſer und dem Reiche treu
Stob in den Kampf er ſtets aufs neu'
In Kriegen, die mit dreißig Jahren
Wüſt durch die Heimat hingefahren.

Du kennſt die wilde, rauhe Zeit;
Du haſt ihr ſelber einſt geweiht
Den Künſtlergeiſt. Ich ſah manch Blatt,
Das deine Hand geſchaffen hat,
An deinem Herd. Hier eine Schlacht,
Dort eine kühne Reiterwacht,
Hier ſpähend Volk im Waldverſteck,
Dort Ueberfälle dreiſt und keck!
Ich habe drauf den Geiſt gerichtet,
Als ich das Lied vom Werth gedichtet.

Und auch an dich hab' ich gedacht:
Du ſchöpfeſt immer aus dem Schacht
Des deutſchen Volksthums treu und ſtark;
Die Thaten voller Kraft und Mark,
Die einſt der Stamm der Heimat ſchuf,
Die Männer, deren Ruhm und Ruf
Hell klingend in die Zeit getönt,
Haſt du durch hell Gebild verſchönt,
Du thateſt es als deutſcher Meiſter:
Rings danken dir die deutſchen Geiſter.

Oft wollt' ich ſchon ein Lied dir weihn,
Mein lieber Freund! Dies Lied ſei dein!
Ein ſtarker Ton paßt deinem Pfad:
Du liebeſt kühne Männerthat,
Hier haſt du ſie aus einer Bruſt
Voll echter treuer Heimatluſt!
Gott geb', daß mir der Sang gerieth!
So nimm dies deutſche Heldenlied!
Leb' wohl! und bleibe mir gewogen
Gleichwie in Zeiten, die entflogen!

Köln, 1. December 1857.

W. W.

Erſtes Stück.

Es war am hohen Waldesrand,
Der Schwaben trennt vom Frankenland,
Da brannte durch die dunkle Nacht
Das Feuer einer Reiterwacht,
Und ſeltſam flackernd ging der Schein
Hier wieſen-, waldwärts dort hinein.
Hier zeigt er weitgedehnte Auen
In nebelhaftem Wintergrauen,
Dort kahler Eichen Stämm' und Aeſte.
Es ruhten drunter bärt'ge Gäſte,
Von Pelz verhüllt, in Schlaf verſenkt.
An Zügeln, die der Reiter lenkt,
Sind Roſſe angezäumt den Bäumen;
Sie ſchnauben oft gleichwie in Träumen.
Des Obriſt Zelt ſteht in der Ferne.
Am Himmel leuchten kalt die Sterne.

Und herrſchet rings auch nächt'ge Ruh,
Am Poſten geht es luſtig zu.
Es hocken um das warme Feuer
Die Kinder wilder Abenteuer,
Die von des Krieges Sturm und Wind
Zuſammen hier gewürfelt ſind;

Verwettert Volk! Wirr iſt das Haar,
Gebräunt die Haut, die Blicke klar.
Keckfriſch der Mund, kehlraub die Töne.
Das ſind des Krieges wilde Söhne.
Auch ſagen die zerzauſten Trachten:
Sie ſchlugen ſich in manchen Schlachten.

Der eine wärmt ſich Fuß und Hand,
Der andre ſchürt den Kohlenbrand
Mit ſeiner Pik'. Der dritte brummt,
Das Schwert abwetzend. Jener ſummt
Ein friſch tollkühn Soldatenlied.
Und dieſer kommt und jener zieht.
Hallo! auf einmal brauſt es laut.
Ein Rudel Burſche wird erſchaut,
Die bringen Beute Pack auf Pack.
Was quiekt denn grunzend in dem Sack?
Ein Ferkel iſt's zum leckern Schmaus.
Die andern holen Brot heraus
Und Käſ' und Eier zu Genügen.
Roth funkelt Wein in hohen Krügen.
Das alles borgten ſie beim Bauern,
Lang mag er auf die Rückgab' lauern.
Schau', in den Pickelhauben blinkt
Der Wein, den jeder ſchnalzend trinkt.
Dann lodern kniſternd auf die Flammen.
Das ſchmort und backt und brät zuſammen.
O trefflich ſaft'ge Feldwachtküche!
Den Schläfern ſteigen die Gerüche
Vor Naſe ſelbſt im tiefen Traum.
Da füllt ſich immer mehr der Raum
Am Feuer an; denn Wein und Braten
Die locken mächtig den Soldaten.

Bald iſt geſtillt die erſte Gier,
Da ruft es dort, da ruft es hier:
„Hei, die Rekruten muß man loben,
Denn ſie beſtanden ihre Proben!
Den Imbiß ſchaffen ſie zur Stund'.
Wachtmeiſter Fix, thut auf den Mund
Und von dem Obriſt meldet ihnen,
Bei deſſen Fahne ſie jetzt dienen."
Fix, der beiſeite ſaß im Rauch
Der kleinen Pfeif' — ſo iſt's ſein Brauch —,
Steht auf und nähert ſich dem Schwarm.
Seltſam, ihm fehlt der linke Arm,
Doch geht's zum Kampf, ſo ficht der rechte.
Sein Röhlein ſchult' er zum Gefechte.
Es trägt ihn ohne Zaum und Zügel,
Die Schenkel lenken feſt im Bügel.
Schlau lächelnd tritt er in den Kreis,
Trinkt aus dem hohen Krug mit Fleiß,
Er ſtopft und brennt ſich an die Pfeife
Und dampfet runde Wolkenreife:
Aufs Rauchen iſt er ſo bedacht,
Er raucht ſogar im Sturm der Schlacht.
Jetzt läßt er in der Krieger Gliedern
Auf einem Sattel ſtill ſich nieder.

Dann hebt er an: „Kreuzſchwerenoth!
Geht es zum Leben, geht's zum Tod,
Wir ziehen mit Johann von Werth.
Das iſt der Mann mit Pferd und Schwert,
Dem nie ein Reiter glich noch gleicht,
So mancher jetzt die Welt durchſtreicht.
Er iſt der Führer unſrer Schar,
An Schnelligkeit gleich wie ein Aar,

An Kraft und Stärke wie ein Leu,
Wie lacht sein Herz so froh und treu!
Sein Willen ist so fest wie Eisen! —
Respect! den wollen wir beweisen:
Er lebe hoch!" — Und rings entfährt
Den Kehlen: „Hoch Johann von Werth!"

Sie trinken all. Der Alte wischt
Den Schnurrbart ab, und neu erfrischt
Beginnt er also: „Glaubt es nicht,
Was vornehm Volk hochnäsig spricht:
Der Obrist sei von altem Adel.
Es war ein Bauer ohne Tadel,
Sein Vater, der aus Friesland kam
Und seinen Sitz am Rheine nahm,
Denn treu hielt er am alten Glauben,
Den sie daheim ihm wollten rauben.
Ich habe selbst den Mann gekannt:
Zu Büttgen in dem jülicher Land
Setzt' er mit Weib und Kind sich fest.
Ich kam zur Welt in jenem Nest.
Kam dort der Bub' ins Leben an,
Hat er schon mitgebracht den Jan,
Ich weiß es nicht. Den Kindersamen
Besieht man — doch wer kennt die Namen?
Der Alte hatte seine Noth,
Gott gab ihm spärlich täglich Brot,
Doch wuchsen prächtig in der Rund'
Die Burschen fröhlich, frisch, gesund.
Johann zumal gedieh an Wuchs.
Stark wie ein Wolf, klug wie ein Fuchs
War er von Sorte sondergleichen
Mit Schalkenstücken, Schelmenstreichen.

Doch ward er bald von Haus gethan.
Es ſteht die Burg von Schlenderhan
Unfern der Erft am Hügelhang,
Dort wohnen lange Jahre lang
Die Freiherrn Frentz. Jan kam aufs Gut
Und übte dort die Schweinehut.
So fand er rings in Wald und Heide,
In Hof und Stall, auf Feld und Weide,
Von Welt und Leben abgeſchieden,
Viel gute Tage voller Frieden.
Nur manchmal klopft ihm auf das Blut,
Es ſteigt ihm in den Kopf die Glut,
Das iſt, ſieht er das ſchlanke Gretchen,
Potz Blitz, ein ſauber luſtig Mädchen!

„So hat er, was ſein Herz begehrt.
Nun brachte man der Zeit ein Pferd
Zum Ankauf nach der Freiherrn Gute,
Es war 'ne junge ſchwarze Stute,
Von feſten Gliedern, ſchlankem Wuchs,
Ihr Aug' war Feuer, und wie ein Luchs
War ſie unbändig, wild und ſtark,
Gleich Blitzen zuckt es ihr im Mark.
Doch leider konnt' ſie keiner zähmen,
Es mocht' in Acht ſich jeder nehmen.
Sie keilte, biß und ſchlug im Kreiſe,
Drum ſtand ſie auch gering im Preiſe.
Wer kaufet, was unbrauchbar iſt?
Da bot der Werth ſich an zur Friſt:
«Gebt mir das Roß, ich krieg' es klein!»
Und muthig ſprang er drauf hinein
Und traf's am Haupt. Da taumelt's hin,
Dann aber ſchwang mit kühnem Sinn

Der wackre Burich ſich auf den Rücken,
Und ſieh, es folgt' in allen Stücken,
Durch ſeiner Schenkel Kraft gelenkt.
So kauft's der Freiherr. Schier geſchenkt
War ihm das Thier. Doch in die Pflege
Nahm es der Werth jetzt allerwege.
Fortuna nannte man das Roß,
Als man es an die Kette ſchloß.
Zwar durfte ihm kein andrer nahn,
Sonſt fühlt' er ſeinen Huf und Zahn,
Doch folgt's dem Jungen wie ein Hund
So zahm und fromm zum Ackergrund,
Zu Wald und Heid'! Und ſchlecht und recht
Ward nun der Werth ein Pferdeknecht,
Der hier am Pfluge, dort am Wagen
Viel Segen in das Haus getragen.
Auch wuchs 'im Anſehn er der Mädchen,
Zumal ſtach er ins Aug' dem Gretchen.

„Indeß tobt' auf des Krieges Wuth:
Im Reiche gab es Mord und Blut.
Der neue Kaiſer Ferdinand,
Der treu zum alten Glauben ſtand,
Rief Fluch und Bann den neuen Chriſten,
Den Luther'ſchen und Calviniſten.
Da kam gar ſchlimme Jagd den Ketzern,
Die aber ſpielten Trumpf den Hetzern.
In Böhmen, Schleſien, Ungarn, Mähren
Begann im Volk ein furchtbar Gären,
In Pommern, Brandenburg und Sachſen
Sah man den rothen Aufruhr wachſen.
Es ſengte durch das deutſche Land
Entſetzlich wüſter Kriegesbrand.

Von Oſt zum Weſt, von Süd zum Norden
Hinzogen wilde Streiterhorden.

„So ritt zur Schmiede einſt ſein Pferd
Ins nahe Dorf Johann von Werth.
Wie ſeltſam ſchlug ihm auf das Herz,
Als er, umhüllt von blankem Erz,
Kriegshaufen ſah in voller Wehr!
Sie waren von Spinola's Heer,
Des Spaniers, der mit ſeinen Haufen
Nach Deutſchland ging, ſich dort zu raufen
Im Dienſt des Reichs. Das war der Mann,
Der ſchweigend ſprach im Heeresbann,
Der ſah, wenn er das Aug' geſchloſſen,
Der wachte für die Kriegsgenoſſen
Im Schlafe ſelber. Hei, wie zogen
Fußvolk und Reiter kühn verwogen
In Wams und Panzer, Helm und Hut,
Mit Büchſ', Hellbarde, Degen gut,
Mit weh'nden Federn, fliegenden Fahnen
So leicht und hell durchs Thal die Bahnen,
Indeß der Morgenſonnenſchein
Blitzt' auf die Krieger leuchtend ein!
Fortuna wieherte wie toll,
Da nun auch Feldmuſik erſcholl.
Sie ſprang und tanzte bei dem Stück.
Solch Leben, meint der Knecht, welch Glück
Beim Klang von Pfeife und Trompete!"
Der Jan vergaß ſchier ſeiner Grete,
Es brennt ſein Blut, aufſtrebt ſein Haar,
Ihm iſt, er müßte mit der Schar.

„Doch ſieh, der Obriſt mit dem Troß
Lenkt auf das ſchlenderbaner Schloß

Und heiſcht Quartier. Fort zog die Ruh,
Bald ging es toll, buntſcheckig zu.
Die Hauptleut' ſetzten ſich zu Tiſch.
Der Freiherr bot Wein, Wildpret, Fiſch.
Soldaten lärmten beim Geſind'
In Stub' und Stall. Es war ein Rind,
Ein Schaf, ein Schwein noch kaum genug,
Zu ſättigen den reiſ'gen Zug.
Dann ward geſungen und geſcherzt,
Den Mädchen ſtellten keck beherzt
Die fremden ſchwarzen Burſche nach.
Nie ſah die Burg noch ſolch Gelag.
So fand den Lärm Johann von Werth,
Der aus der Schmiede war gekehrt.
Als er das Roß zu Stall gebracht
Und ihm die Streu zurechtgemacht,
Gelüſtet's ihm nach einem Schmatz,
Er ſucht im Kuhſtall ſeinen Schatz.

„Was ſchaut er dort? — Zehn Reitersknechte
Sind mit der Grete im Gefechte.
Sie kämpfen all um einen Kuß.
Es wehrt die Maid ſich, wie ſie muß.
Backpfeifen waren da nicht theuer,
Sie kratzt und beißt. Doch Oel ins Feuer
Gießt nur der Dirne deutſcher Trutz:
Denn Weiberkraft iſt nimmer nutz
Vor zehnfach kräft'gem Männermuth.
Ach, ſie erliegt! Da faßt die Wuth
Den ſtillen Freier Jan von Werth,
Der zornig in die Burſche fährt,
Sich ſelbſt nicht kennend, faßt er an
Und ſchleudert wuchtig Mann für Mann

Raich durch die offen ſtehende Thür.
Wie kommt denn all das Volk herfür,
Das zuckend, zappelnd mit den Armen
Und Beinen flügelnd ohn' Erbarmen
Zum Hofe fährt in kurzer Friſt? —
Zehn Reiter liegen auf dem Miſt.

„Der Obriſt, der am Fenſter ſtand
Und alles ſah, kam hergerannt
Und tobt und flucht. Dann ſtaunt er an,
Daß einer all dies Werk gethan,
Und denkt, den Burſchen möcht' er werben,
Der ſollt' ihm manchen Feind verderben
In Wald und Heid'. Gedacht, gethan!
Er fordert auf den ſtarken Jan,
Mit ihm ins deutſche Reich zu reiten
Und für den Kaiſer dort zu ſtreiten.
Doch Werth, dem noch der rothe Zorn
Im Blute kocht, trifft wie ein Dorn
Des Kriegers Wort. Er rufet laut:
«Eu'r Volk iſt auch das rechte Kraut!
Glaubt Ihr, ich ſei ſchon ſo verſunken?
Ich paſſe nicht zu den Halunken.
Auch bin ich nicht nach Krieg begehrlich,
Ich bleib' im Land und nähr' mich ehrlich.»

„Doch als mit Sang und Klang die Schar
Abends zum Rhein gezogen war,
Ging in den Klee die Gret' hinaus,
Sie holte Futter für das Haus.
Nachſichtlich der Werth, ein täppiſcher Junge.
Als er ihr naht, klebt auf der Zunge
Das Wort ihm feſt. Sie fragt im Scherz:
«Was willſt du?» Und ihm kam ein Herz.

Er ſtottert: «Dich will ich zum Weib!»
Sie lacht: «Das wär' ein Zeitvertreib!
Du grüner Burſch zählſt neunzehn Jahr,
Ich einundzwanzig auf ein Haar.
Du biſt nichts, haſt nichts! Kurz und recht,
Ich mag auch keinen Pferdeknecht!»

„Werth war's, als ſchläng' der Grund ihn ein,
Als ſchlüg' der Blitz ihm ins Gebein,
Dann ſprang er ſpornſtreichs fort und rannte
Zum alten Schloſſe. Jähzorn brannte
Im Haupt, ihm war das Herz zerriſſen,
Beim Mahle aß er keinen Biſſen,
Und als die Schar der Knechte ſchlief,
Schnürt er ſein Bündel raſch und lief
Zum Stall und kettet los ſein Roß,
Mit dem er in die Weite ſchoß
Nach Köln, hindurch die ſchwarze Nacht,
Und als der Morgen roth erwacht,
Zieht er durchs Thor, durchfragt die Gaſſen,
Um nicht die Spanier zu verpaſſen.
Der Obriſt hatte ſein Quartier
Im Kümpchenhofe: «Ich bin hier!»
Rief Werth ihm zu. Der ließ ihn ſchwören,
Dem Reich und Kaiſer zu gehören.
Dann ward das richt'ge Werbegeld
In blankem Gold ihm zugeſtellt.
Das ſandt' dem Freiherrn auf dem Schloß
Der Werth als Zahlung für das Roß.
Bald ſtand mit Waffen er bewehrt:
Ein Reiter war Johann von Werth.

„Da ging ihm erſt das Leben auf,
Da fing erſt an ſein Lebenslauf.

Wie wir hier all zuſammen ſind,
Ward er des Krieges luſtig Kind.
Denn wenn die Welt der Sturm durchweht,
Daß wild es drunter und drüber geht,
Denn wenn ſein Gut von Tag zu Tag
Der Menſch nicht ſein mehr nennen mag,
Da zieht der echte Kerl hinaus,
Da wird ein leichtes Zelt ſein Haus,
Da wird ſein Stuhl ein raſches Pferd,
Und Pflug und Werkzeug wird das Schwert.
Sein Feld iſt Gottes Wald und Hecke
Und ſeine Kirch' des Himmels Decke.
Da muß mit ſeinem blanken Eiſen
Der Mann ſich recht als Mann beweiſen!

„Es blieb Spinola in der Pfalz.
Dem Werth ſchmeckt in der Rub' kein Salz,
Er ritt, um träge nicht zu feiern,
Mit ſeinem Roß zu Max von Baiern,
Dem Liga-Haupt; das iſt der Bund,
Der glaubenstreu zum Papſte ſtund
Und feſt an Reich und Kaiſer hielt.
Nun hat nach Böhmen ihn geſpielt
Das Los des Kriegs. Ihr wißt, es lag
Herr Friedrich von der Pfalz zu Prag.
Er war dort König einen Winter.
Doch war bei Gott nicht viel dahinter
Als Hochmuth, Wind und Eitelkeit.
Er hat entfacht den heißen Streit,
Um mit dem Scepterchen zu ſpielen.
Das dauert kurz. Liguiſten fielen
Ins Land ihm. Tilly hielt die Spitze.
Ha, welch ein Mann! — Wie glühe Blitze

Floß aus den Augen mächtig Licht,
Gelb ſchien ſein dürres Angeſicht,
Spitz war ſein Bart ſeltſam verzwickt,
Auf breitgekrämptem Hute nickt
Ihm eine rothe Hahnenfeder.
Sonſt war er ſchwach. Nicht 'mal von Leder
Trug er das Wamms. Es ſchlafft' ihm grün
Am welken Leib. Doch hielt er kühn
Und ſicher ſtets im Schlachtgewimmel
Auf ſeinem kleinen, magern Schimmel,
Im Gurt ein roſtiges Piſtol.
Er rühmt als Junggeſell ſich wol,
Daß niemals er ein Weib berührt,
Daß nie ihn Durſt zum Wein verführt,
Daß nie er eine Schlacht verloren. —
Auf Böhmens Thron ging's mit dem Thoren
Gar bald zu End'. Ihm hat die Schlacht
Am weißen Berg ein End' gemacht.
In dieſer Schlacht da lacht das Glück,
Da that der Werth ein Meiſterſtück,
Da fing er aus dem fliehenden Troß
Sich einen Obriſt hoch zu Roß,
Und band ſo Hand wie Fuß mit Riemen
Dem Wüth'gen, das gab blut'ge Striemen,
Legt überm Sattelknopf ihn quer
Und ritt zurück zum Siegesheer,
Wo er ihn vor den Tilly brachte.
Der alte, magre Feldherr lachte
Und hat Johann von Werth zur Hand
Wachtmeiſter allen klar genannt.

„Bald war aufs neu' der Teufel los.
Es wuchs ein Ketzeraufſtand groß

Und hell in Oberöſterreich.
Da übte manchen tollen Streich
Das wilde Landvolk. Ja, die Stiere
Und Bauern ſind dieſelben Thiere.
Doch ſchlugen ſie ſich, das iſt wahr,
Wie eine rothe Höllenſchar;
Gewehr und Stahl war nicht ihr Schlägel,
Sie hieben nur mit Sens' und Flegel.
Der Fadinger war lang ihr Mann,
Dann führte Wiellinger ſie an,
Zuletzt befehligt der Student.
Ich ſeh' noch, wie das ſengt und brennt
Und mordend ſtürmt. Um zog der Tod,
Die blanken Ströme floſſen roth.
Wir ſtanden unter Pappenheim.
Der trug in ſich den Kriegerkeim,
Als er zuerſt ins Licht geſchrien.
Zwei blut'ge Striemen ſchmücken ihn,
Ausſehn ſie wie gekreuzte Degen.
Und reitet er im Kugelregen,
Da blitzen ſie ihm auf der Stirn,
Brand iſt ſein Herz und Feuer ſein Hirn.
Doch kaum vermocht' er auszuhalten
Der Bauern fürchterlich Gewalten,
Zumal wenn der Student ſie führte
Und ſie zu wildem Rasen rührte,
Bis ihm Johann von Werth im Ritt
Das freche Haupt vom Rumpfe ſchnitt.
Da war zerſtört die Kraft der Bande,
Dem Kaiſer huldigten die Lande.
Da hat der Wachtmeiſter erhalten
Ein Fähnlein für ſein Schädelſpalten.

„Kaum ruht' am Donauſtrom der Streit,
Da ging's ins rheiniſche Gebreit,
Es ſcheute Hollands Republik
Der deutſchen Ketzer ſchlimm Geſchick.
Sie ſparte drum nicht Gut noch Geld.
Den Mansfeld ſchickte ſie ins Feld
Aufs neu' für Friedrich von der Pfalz.
Teufel, das war ein Wagehals
Voll Kraft und Liſt! Jüngſt todeskrank,
Ging er noch aufrecht. Als er ſank,
Geſchah's in voller Kriegeswehre,
Als käm' des Schlachtentodes Ehre.
Gott gnade ihm! — Ihm ſchloß ſich an
Sogleich der tolle Chriſtian
Von Braunſchweig. Zwanzig Jahre alt,
Da wollt' der Burſche mit Gewalt
Ein lutheriſcher Biſchof ſein
Zu Halberſtadt. Doch hieß es: Nein!
Und als der Kaiſer ihm's verſagt,
Da iſt er in den Krieg gejagt.
Er raubt' und plündert' in Weſtfalen.
Herr Gott, wie ſeine Leute ſtahlen
In Kirch' und Kloſter! Paderborn,
Das fühlte arg des Grimmen Zorn.
Der heilige Liborius
Stand dort im Dom in einem Guß
Von purem Gold, ſchier achtzig Pfund,
Den küßte gleich der Schelm am Mund
Und nahm ihn mit. Zu Münſter drauf
Fand zwölf Apoſtel er zu Hauf
Von Silber ſchwer auf den Geſtellen,
„Fort!“ rief er, „müßige Geſellen,
Geht predigen in alle Welt!“
Er ſchlug aus dem Metall ſich Geld.

Drauf ſieht man, wie's im Lichte ſcheint,
Klar: «Gottes Freund, der Pfaffen Feind!»
Geheim ſtand mancher Fürſt zum Bund,
Der Heſſe that's nicht offen kund,
Doch ſah man ihn durch Weimar-Sachſen
Und Baden-Durlach mächtig wachſen.
Das Kämpfen folgte bald dem Schimpfen.
Der Tilly ſchlug bei Weinsberg, Wimpfen
Und Höchſt das Ketzerheer aufs Haupt,
Das fliehend bis nach Frankreich ſchnaubt.
Zwar ging's uns dort bei Fleury ſchlecht,
Doch in der Pelau ging es recht.
Ward mir auch drin der Arm zerſchoſſen,
Wir trieben's muthig unverdroſſen.
Es iſt bei allen dieſen Thaten
Dem Werth manch kühnes Stück gerathen;
Weshalb die Herrn nach manchen Schlachten
Den Bauern zum Rittmeiſter machten.

„Doch blieb der Feind noch immer ſtark.
Herr Chriſtian von Dänemark
Brach plötzlich in das deutſche Reich.
Die Proteſtanten ſtanden gleich
Zu ihm geſchart. Der Tilly ging,
Daß er die Herrn im Nord empfing;
Bei Stadtloo, Lutter tobt' es los,
Vor der Liguiſten Hieb und Stoß
Zerſtob der Feind. — In jener Zeit
Da ſtrahlte auf im heißen Streit
Ein neues Licht vom hellſten Schein.
Das war der Albrecht Wallenſtein,
Ich ſah ihn ſelber oft im Lager,
Er iſt von Gliedern lang und hager,

Gelb, finſter, grimm iſt ſein Geſicht
Und ſtechend ſeiner Augen Licht,
Die Stirn iſt hoch, die Haare ſteigen
Roth ſtruppig auf. Sein Wort iſt Schweigen.
Man ſagt, er habe viel ſtudirt
Und ſelbſt mit Geiſtern converſirt,
Man ſagt, er leſe in den Sternen,
Wie's ſteh' in Nähen und in Fernen.
Man ſagt auch, — ſtehe Gott uns bei! —
Daß er verſteh' die Zauberei,
Er ſei im Bund mit ſchwarzen Mächten
Und wiſſ' das Kriegsglück feſt zu flechten
An ſeine Fahnen. Sie beſchwören,
Den Hahn könn' er nicht krähen hören. —
Gleichviel, er iſt ein Mann des Kriegs,
Ein Mann des hellen heitern Siegs.
Und er iſt reich. Ertönt ſein Wort
Und klingt ſein Geld, dann ſtrömt es fort
Von luſt'gen kühnen Abenteuern,
Die all zu ſeinen Bannern ſteuern.
Er wiegt ſogar den Kaiſer auf,
Denn wer mit ihm beſchließt den Kauf
Und trotzig, wild und hurtig iſt,
Ob Bauer, ob Edelmann, dem mißt
Er gutes Maß. Den Pferdeknecht
Macht er zum Obriſt, ficht er recht.
Fortuna heißt ſein Sprüchlein fein!
Er ſoll Patron uns immer ſein.
Und dieſer Mann vom luſt'gen Glück
Kam aus dem Türkenkrieg zurück.
Bald ſtanden ſechszigtauſend Mann
Erzfeſtes Volk in ſeinem Bann.
Da hatt' der Mansfeld bald den Reſt,
Es ging der Däne heim ins Neſt.

Man konnte Stralſund zwar nicht nehmen,
Doch mußte ſich der Feind bequemen,
Allwärts den Frieden abzuſchließen.
Man hörte Freudenſchüſſe ſchießen,
Tedeum ſingen, Glocken ſchallen,
Und weiße Fahnen ſah man wallen.

„Viel Ehr', viel Feind! Viel Ruhm, viel Neid!
Bald kam dem Wallenſtein das Leid:
Er ward verläſtert giftig ſchnöd.
Die Fürſten, ſonſt ſo zaghaft blöd,
Sie wurden mächtig, ihn zu ſtürzen.
Sie fürchteten, er möchte kürzen
Die Scepterchen ſowie die Kröncben
Der vaterlandvergeſſnen Söhnchen,
Und alle Macht und Herrlichkeit
Dem Kaiſer bringen heim zur Zeit.
Ja, Proteſtanten, Katholiken,
Die wollten ihn zum Satan ſchicken.
Zu Regensburg auf dem Convent
Nahm er auch bald ein elend End'.
Abſetzung traf den Wallenſtein,
Ins heimiſche Böhmen zog er ein.
Wie war das leid Johann von Werth!
Der Friedland hatt' ihn hoch geehrt.
Was half das Grollen? Es hieß reiten
Und, kam's dazu, aufs neu' zu ſtreiten.

„Bald kam's dazu. Am Oſtſeeſtrand
Da ſtieg ein Schwedenheer ans Land,
Herr Guſtav Adolf war ihr Leiter.
Bei Gott, der iſt ein hoher Streiter.
Groß ſteht ſein Leib, ſein Anſtand mächtig,
Die blauen Augen glänzen prächtig,

Sein blondes Haar iſt wie von Flachſen,
Und muthig iſt ſein Herz gewachſen.
Er heißt der Leu aus Mitternacht,
Goldkönig auch. Groß war die Macht,
Die er geübt in einem Sommer.
Den Mecklenburger und den Pommer
Gewann er gleich Beim Brandenburg
Und Sachſen ſchlug ſein Anſehn durch.
Und Frankreich ſchickte Gelder gleich,
Daß er zerbrech' das deutſche Reich.
Was that's? Der Tilly nahm zum Ziel
Sich Magdeburg. Die Feſte fiel
Und ward zu Aſch' und Schutt verbrannt.
Da ſchäumte erſt der Proteſtant,
Jetzt lohten erſt des Haſſes Flammen!
Die Ketzer thaten ſich zuſammen,
Ihr Bauernvolk ſchlug die Soldaten
Wie wild Gethier mit Hack' und Spaten.
Der Heſſen-Landgraf Wilhelm zog
Zur Grenze. Hollands Löwe flog
Gen Deutſchland, daß das Reich verende.
Es gab ein Wirrniß ohne Ende.
Bei Leipzig ſtellte ſich die Schlacht,
Dort ſtand des Schwedenkönigs Macht,
Hier Tilly, der den Kampf vermied,
Bis Pappenheim den Tag entſchied.
Er warf zu früh ſich auf den Feind,
Hin war der Sieg. Da hat geweint
Der Tilly ob dem bitt'gen Thoren.
Die erſte Schlacht hat da verloren
Der greiſe Feldherr. Gottes Wille
Geſchah. Man ſang: «Fleuch, Tille, Tille!»
Er mußte fliehn. Doch tauſendtönig
Schrie alles: «Heil dem Schwedenkönig!»

„Der macht' ſich auf mit blankem Erz
Und zog in Deutſchlands Mark und Herz.
Roſch ging es durch Thüringens Wald,
Im reichen Franken ſtand er bald,
Bamberg und Würzburg nahm er ein,
Vom gelben Main zum grünen Rhein
Flog er im Siegeslaufe fort,
Es huldigte ihm jeder Ort.
Frankfurt und Mainz, Landau und Speier,
Die Ketzer hielten allwärts Feier,
In Elſaß, Pfalz, am Neckarfluß,
In Schwaben. Baiern zum Verdruß
Ging gegen Kurfürſt Max die Fehde,
Das Haupt der Liga. Ha, der Schwede
Stand bald in Nürnberg. Wüſt getanzt
Ward dann am Lech, dort ſtand verſchanzt
Der zähe Tilly unſern Main.
Sie brachen ihm ins Lager ein.
Da ſtarb der Alte edeln Tod.
Unſäglich ward die deutſche Noth,
Nach Augsburg zog der Feind in Braus
Und ruhte erſt in München aus.
Es waren traurige Geſchichten
Nichts Gutes weiß ich zu berichten,
Als daß auf dieſer ſchlimmen Fahrt
Johann von Werth ein Obriſt ward.
Doch nach des zähen Tilly Scheiden
Da zeigt' ſich erſt das rechte Leiden.
Wer ſoll des Reiches Retter ſein? —
Das iſt allein der Wallenſtein!
Der Kaiſer rief, der Feldherr kam.
Wie da der Kriegsmann Dienſte nahm!
Es lief ihm ohne Strümpf' und Schuh
Aus allem Land ein Kriegsheer zu.

Er hat's in Wien zum Schluß gebracht,
Ganz steht bei ihm des Krieges Macht,
Er ist der Generalissimus!
So kam der Krieg aufs neu' in Fluß.
Gleich nahm er Leipzig. Im Gebreite
Von Nürnberg legt er sich zur Seite
Des Schweden, der umsonst versucht,
Ihn fortzutreiben. Seine Wucht
Warf nun der Feind ins Baierland,
Zu fachen dort den Kriegesbrand;
Doch ist mit seines Heeres Wogen
Der Wallenstein zum Nord gezogen.
Wie schreckt den Schweden das! Er brach
Bald wieder auf und folgte nach,
Daß er nicht abgeschnitten werde
Vom Meer und seiner Heimaterde.

„Doch uns, die Werth'schen, ließ man hier,
Das schwäbisch-fränkische Revier
Zu überwachen, denn es regen
Die Ketzer sich jetzt allerwegen.
Es scheint, in Sachsen schlägt es los.
Oft ziehn aus dieses Landes Schos
Hülfstruppen hin. Schlimm geht's den Herrn.
Noch neulich schickt' der Oxenstern
Beistand zum Rhein dem Gustav Horn.
Hei, nahmen wir das Volk aufs Korn!
Es war kein Dutzend, das entfloh.
Dann holten wir den Hohenloh
Ein bei Heerrieden. Zehn Kanonen,
Zehn Fahnen thäten uns belohnen. —
Jetzt wißt ihr, wo ihr steht! Beim Werth,
Rekruten, seid ihr eingekehrt!"

Ihr hemmet seiner Rede Flug,
Thut aus der Pfeif' den letzten Zug
Und trinkt der Kanne letzten Schluck,
Und wie er dann mit kräft'gem Druck
Den Deckel zuschnellt, tönet schrill
Trompetenschall. Sie lauschen still.
Jetzt Feldruf: „Her, her, alle her!"
Da greifet jeder zu der Wehr,
Im Wald erbebt sich's von der Erden,
Die Reiter stürmen zu den Pferden.
Ein Augenblick, sie sitzen auf,
In Reihen steht der feste Hauf.
Rings Schnaufen und Gestampf von Hufen,
Dann hört man laut den Obrist rufen:
„Mir nach!" — Und in das nächt'ge Dunkel
Verwebt der Waffen hell Gefunkel.

Zweites Stück.

Der Ritt war frisch und wild und scharf,
Durch den der Werth die Reiter warf
Zur Straße, die von Ansbach sich
Auf Nürnberg zieht. Das Dunkel wich,
Da lag in einer Waldesecke
Der Haufen sicher im Verstecke.
Gleich unten in der Niedrung Grunde
Bedeckt ein fettes Dorf die Runde.
Nur Posten lauern rings verstohlen,
Sonst war die tiefste Ruh' befohlen;

Kein Feuer wurde angefacht,
Kein Rauch ſtieg auf, daß kein Verdacht
Im Land erſteh'. Der Froſt ging hart,
Daß manchem Haar und Bart erſtarrt
Von eiſ'gen Zapfen. Schaurig reißend
Zog Naſen ſowie Ohren beißend
Der Wind. Doch keiner mocht' ſich regen:
Es war wie Frieden allerwegen.
Horch auf! vom Hügel tönen Hufe,
Geſang, Geſchwätz und Führerrufe.
Es nahn der Regimenter drei,
Fußvolk und ſchwere Reiterei.
Wie langſam ſorglos wälzt ſich's an,
Als wär' gefahrlos ganz die Bahn!
Sind's auch die Rechten? Seht im Wind
Die Fähnlein, welche ſchwediſch ſind!
Sie ſehn das Dorf, und jauchzend gellt
Ein gieriges Geſchrei durchs Feld.
Das iſt der Ruf zu Raub und Mord!
Die Schweden ſtürmen in den Ort,
Wo bald die Häuſer, Scheunen, Hecken
Helm, Lanze und Gewehr verſtecken.
„Man muß ſie warm dort werden laſſen",
So ruft der Wertt, „und ruhig paſſen!"

Doch wird der Schwede heiß. Wie hauſt
Er durch das Dorf mit frecher Fauſt
Verthiert in Wildheit, ach, zum Schauern!
Was hilft's den angſtgepreßten Bauern,
Daß ſie die Thüren hier verrammeln
Und dort um Schonung Bitten ſtammeln!
Erſt ſtallt der Feind die Pferde ein,
Dann holt er Ochſen, Schaf und Schwein,

Es geht ans Metzgern, Sieden, Braten.
Auch kann die Mahlzeit nicht gerathen
Ohn' Wein und Bier. Wo Häuser sind,
Gibt's Keller auch. Da wird geschwind
Durchsucht manch tiefer dunkler Raum.
Bald spritzt das Bier mit weißem Schaum,
Bald perlt der Wein in hohen Kannen,
Dann sättigen die rauhen Mannen
Die rohe Gier. Es gilt, dem Magen
Zuerst die Rechnung abzutragen.

Kaum gab die Mahlzeit neue Kraft,
Da zuckt und zwickt die Leidenschaft,
Die aufgestürmte läßt den Haufen
Zwanglos die wilden Wege laufen.
Die sind noch sonder Arg und Harm,
Die von Getränk erhitzt und warm
Bei Faß und Krügen trinkend hocken,
Die Kann' um Kanne ohne Stocken
Den trocknen Schlund hinunterstürzen,
Und, um die Zeit sich zu verkürzen,
Laut fluchen, gurgeln, gröhlen, schwirren,
Bis sich die Sinne plötzlich wirren
Und bis sie taumelnd und betrunken
Zum Schlafe auf den Grund gesunken.

Viel andrer Bursche wüste Brut
Treibt ungestüm das heiße Blut,
Es glühn voll lüsterner Begier
Die Augen ihnen. Durchs Revier
Ziehn sie mit brüllend wilden Tönen,
Sie suchen nach des Dorfes Schönen.
Ach, nach den Schönen? — Nein, sie stürzen
Sinnlos und frech nach aller Schürzen!

Was iſt ſolch ſchnöder Brunſt noch heilig?
Sie übermannen jäh und eilig
Die junge Unſchuld. Sicher iſt
Die Greiſin nicht zu dieſer Friſt.
Fluchwürdig heiſchet ihre Luſt
Die Mutter, die an keuſcher Bruſt
Den Säugling nährt, ſie heiſchet gar
Die Mutter, die ſonſt ein Altar
Der Ehrfurcht iſt, weil unterm Herzen
Das Kind ſie trägt. Mit üpp'gen Scherzen
Geht's an ein Rennen und ein Jagen
Hier längs den Gärten und den Hagen,
Dort durch der Hütten enge Kammern
Und allwärts tönt ein endlos Jammern
Von ſchrillen gellen Weiberſtimmen,
Die ſchreckhaft auf zum Himmel klimmen.

Doch ſchreckhafter noch offenbart
Sich rings der Habſucht grimme Art.
Die eine Schar erforſcht und ſucht
Der Ställe Vieh, der Speicher Frucht,
Der Keller Trank. Die Würſt' und Schinken,
Die lecker fett im Rauchfang blinken
Als Wintervorrath, halten her.
Seht, ſie beladen hoch und ſchwer
Damit die breiten Futterwagen,
Um in die Ferne ſie zu tragen,
Als Labſal für den Mund. Es werden
Gekoppelt Schaf- und Rinderherden
Zu gleichem Raub. Die alſo ſorgen,
Die denken noch an heut' und morgen
Im freſſenden Krieg. Sie ſind noch nicht
Die Schlimmſten. — Aller Menſchenpflicht

Vergeſſen ſtürmen andre hin,
Der Selbſucht voll im gierigen Sinn.
So ſtöbern ſie in Grund und Speichern,
Den eignen Beutel zu bereichern.
Hält keine Thür ein Bauer verſchloſſen,
So wird gebrochen und geſchoſſen,
Bis Holz und Eiſen weicht. Der Degen
Und Kolben droht mit Stoß und Schlägen.
Sie mauſen ohne Ruh' und Raſten
In vollen Kiſten, leeren Kaſten.
Ach, wo nichts iſt, muß doch was ſein!
Nun wird gefoltert. Furchtbar Schrei'n
Hört rings man in die Lüfte ſteigen.
Will wer ſich ſtumm und ſtörriſch zeigen,
So ſchraubt man ihm die Fingerſpitzen,
Wo der Piſtolen Steine ſitzen,
Zum Eiſenbahn. Die Haupter ſengt
Das glühe Feuer. Pfui, man hängt
Geknebelt ſie an Balken feſt
Und gießet, wenn ſie enggepreßt
Daliegen, von dem Miſt die Jauche
Zum offnen Mund aus vollem Schlauche.
Das nennen ſie den Schwedentrunk.
Doch mit dem Schmerz iſt's nicht genung.
Den andern, die zum Scherz ſie holen,
Beſtreichen ſie der Fuße Sohlen
Mit feuchtem Salz. Sie bringen Ziegen
Es abzulecken. Ach, da ſtiegen
Verzweiflungsvollen Lachens Klänge,
Und wüſtauffauchzend lacht die Menge,
Wenn einer ſich zu Tode lacht. —
So ſtiehlt und raubt der Feind mit Macht! —

Doch was ſich nicht aufpacken läßt,
Das dienet beim Zerſtörungsfeſt
Dem Muthwill jetzt. Als hätten ſie
Noch nicht genug an Menſch und Vieh
Zu ſtechen, ſtechen ihre Degen
In Frucht und Bettwerk allerwegen.
Ins Feuer, das ſie wärmen ſoll,
Fliegt alles Hausgeräth wie toll,
Die Tiſche, Stühle, Betten, Bänke,
Die Kiſten, Kaſten und die Schränke,
Obſchon im Hof in hohen Schichten
Holzſcheite liegen. Ans Vernichten
Geht's dann der Schüſſeln und der Töpfe.
Es denken die erhitzten Köpfe
Ja nur zum heut'gen Mahl zu bleiben.
Und dann zerſchmeißen ſie die Scheiben
Und ſchmettern alle Oefen ein,
Als wollten ew'gen Sonnenſchein
Und Sommer ſie dem Land verkünden,
Was bleibt, als noch das Dorf zu zünden,
Daß tief zur Nacht die Flammengluten
Hoch in den dunkeln Himmel fluten!

Die Sonne ging zur Rüſte ſchon
Rothgoldenglutig. Horch, ein Ton!
Es ruft der Werth: „Her, alle her!“
Und ſieh, in voller wucht'ger Wehr,
Geſtreckten Laufs auf flücht'gen Roſſen,
Doch eng' Mann an Mann geſchloſſen,
Hoch in der Fauſt das blanke Schwert,
Mit dem Piſtol den Gurt bewehrt,
So brechen ſie ins Blachfeld ein.
Es ſtrömt der rothe Sonnenſchein

Auf Helm und Harnisch feur'ge Glut.
Ha, die Erscheinung macht das Blut
Erstarren und die Haare sträuben,
Gespensterhaft sieht man sie stäuben,
Die schweren rasselnden Geschwader,
Die schier wie eine feur'ge Ader
Von glühgeschmolznen Erzesbächen
Dort aus den wald'gen Hügeln brechen.
Der schwarze Obrist aber braust
Vor allen hoch. Der Sturmwind saust
Nicht rasender durchs Herbstgefild.
Es ist ein furchtbar mächtig Bild,
Ureisenkräftig die Gestalt,
Das Haupt vom fliegenden Haar umwallt,
Ein Auge, das wie Blitze rollt,
Die Stimme, die wie Donner grollt.
Wie Ein Mann folgen tausend Reiter. —
Der Sieg ist stets mit solchem Streiter!

Jetzt sind im Dorf sie überm Feind.
Seht, überall zugleich erscheint
Die Schar des Werth! In Hütten, Scheunen,
In Gassen, Gärten und an Zäunen
Entbrennet das Gefecht. Es schallt
Vom Waffenklang. Es pufft und knallt
Von Flinten- und Pistolenschüssen.
Dann wallt in blauen Nebelflossen
Der Pulverdampf, und drin verschwindet
Der Kampf, der Mann und Mann verbindet.
Traus zucket oft ein Blitz — ein Schrei
Der Noth und Angst. O, Stahl und Blei,
Sie schneiden scharf. Ein Röcheln tönt
Von Sterbenden. Ein Hufschlag dröhnt

Von einem reiterloſen Roß,
Das zügellos ins Weite ſchoß. —
Dann wird es ſtiller. Rings der Dampf
Zergeht. Beendet iſt der Kampf:
Geſchlagen ſind die Schwedenkrieger,
Und wer nicht fiel, fängt Werth, der Sieger.

Längſt ſank die Sonne hinterm Hügel,
Da ſaß der Held noch feſt im Sattel
Auf offner Straße. Hell wie Tag
War es ringsum, denn brennend lag
Das Dorf in einem Feuermeer.
Wehklagen hoben dumpf und ſchwer
Die armen Bauern. Tief ins Herz
Traf ihn der ungeheure Schmerz.
Was konnt' er helfen? Seine Leute
Gottlob ſind friſch. Ihm lachte heute
Das rechte Glück. Zahlreicher iſt
Wie ſeine Schar der Feind zur Friſt,
Den er gefangen. Herzlich klug,
So ordnet er den Beutezug
Und zieht auf Ansbach. Spät zur Nacht
Wird in der Stadt Quartier gemacht.

Und als er warm dort ſitzt im Stern
Mit ſeinem Fähnlein wackern Herrn,
Und gut getafelt und gezecht,
Denn alſo paßt's nach dem Gefecht,
Hört unten man am Gaſthofthor
Roßſtampfen. Emſig eilt hervor
Der Wirth und Knecht mit der Laterne.
Wer kommt ſo ſpät noch aus der Ferne?
„Iſt Obriſt Werth in Eurem Haus?"
Der Hausherr ſtottert „Ja" heraus.

Da stürmt auch schon in raschem Lauf
Polternd ein Herr die Treppe hinauf,
Und geradaus klirren seine Schritte
Zur Stube Werth's. Dort in die Mitte
Der Kriegsführer tritt er schwer:
„Wie, Evert?“ so tönt's, „wo kommst du her?“

„Von Lützen komm' ich aus der Schlacht!“
Erklingt die Antwort. Neugier lacht
Da alle Augen glühend an:
„Wie, aus der Schlacht? Erzähl' uns, Mann!“
Schreit's kreuz und quer. Evert aber spricht
Und schaut dem Werth ins Angesicht:
„Jetzt von mir, denn jeder steht
Sich selbst der Nächste. Jung und treu
Dient' ich bei Pappenheim's Schwadronen,
Der wußte gut den Dienst zu lohnen.
Er war der älteste Reiterheld,
Treu hielt ich mich zu ihm im Feld.
Der Pappenheim ist nun am Ziel,
Da er in Lützens Ebnen fiel!“
„Todt Pappenheim!“ so rufen alle,
„Wie ging es zu bei seinem Falle?“
„Davon nachher!“ fährt jener fort.
„Nach ihm ist aller Reiter Hort
Und Schutz und Schirm Johann von Werth.
Drum hör' mich, was mein Herz begehrt.
O nimm mich auf zu deinen Fahnen
Und laß mich folgen deinen Bahnen!“
Da redet Werth und schlingt den Arm
Um den Genossen fest und warm:
„Ich bin ein Bauernsohn vom Rhein,
Ich nenne dich von Herzen mein,

Weſtfalens Bäuerniehn. Wir haben
Uns längſt gekannt als tücht'ge Knaben
In Schlacht und Krieg. Du biſt ernannt
Hiermit zu meinem Adjutant!"
Da klatſchte Hand in Hand alsbald,
Und rings zuſtimmend Jauchzen ſchallt.
Dann ging der Becher wacker um.
Man rief: „Erzählt!" Und es ward ſtumm.

Und Sparr hebt an: „Ihr alle wißt,
Wie's bis zur Zeit gegangen iſt,
Da ſich vom Schweden hat getrennt
Der Wallenſtein. Als ging's ans End'
Der Welt, ſo flüchtig brach er auf;
Nach Schleſien rannt' er ſchier im Lauf,
Und überall im Feindesland
Da ſchont er weder Schwert noch Brand.
Als ſich der Schwed' in Baiern ſatt,
So that es auch in Dorf und Stadt
Der Keyſer unſer Kaiſerheer.
Das war dem Guſtav Adolf quer.
Er ging uns nach und warb um Schlacht.
Doch war zu groß es Friedland's Macht,
Mit dem ſich Paykenheim verbunden.
Wir kamen grad' zur rechten Stunden
Aus Böhmen. Wie zwei Adler kreiſen,
Die ſich die Krallen wollen weiſen,
Umkreiſten ſie ſich lange Zeit.
Auf einmal legte ins Gebreit
Der Winter ſcharf mit Schnee und Eis,
Die ganze Welt lag froſtig weiß.
Auf daß man ſchone Menſch und Thiere,
Suchten die Führer die Quartiere

Der Dörfer. Mit der Kälte fiel
Vom Himmel uns des Feldzugs Ziel.
Rub' war ringsum. Der Wallenſtein
Entſandte Pappenheim zum Rhein,
Wo Köln der Holländer bedroht.
Doch folgten kaum wir dem Gebot,
Hinreitend rüſtig friſch auf Halle,
Da ſinnt der Schwede eine Falle
Und rafft zu Hauf ſein ganzes Heer
Zeit, ſicher, ſchnell. In voller Wehr
Will er den Friedland überraſchen
Und ſo den flinken Sieg erhaſchen.
Doch ward noch keiner aufgehangen,
Man hätt' ihn denn zuvor gefangen.
Der Friedland hört zur Zeit den Plan
Und ſorget, eh' die Feinde nahn,
In ſi..rer Stellung ſich zu ſchützen.
Er ſtand zum Kampf bereit bei Lützen.

So kam der wilde blut'ge Tag.
Doch ſieh, ein dichter Nebel lag
Anfangs auf dem Feld mit dumpfer Schwere
Und ſchied die beiden wüth'gen Heere.
Sie ſahn ſich nicht, doch hörten ſie
Sich beide, wenn ein Führer ſchrie,
Wenn Trommel und Trompete klang.
Die Schweden hoben ihren Sang
An Hörner- und Poſaunentönen,
Als ſollt' das Weltgericht ertönen:
»Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!«
Es ging den Deutſchen aller Spott,
So herzerhebend zog der Ton.
Sie riefen: »Jeſu, Gottesſohn,

O ſteh uns bei! Bitt' für uns Armen,
O Mutter Gottes, voll Erbarmen!«
Lang war's, als wollt' der Himmel nicht
Der Menſchen blutiges Gericht,
Da laſtend dumpf der Nebel blieb.
Erſt um die Mittagszeit vertrieb
Ein Wind den Duft. Mit aller Macht
Hub an die fürchterliche Schlacht.

„Kanonen donnern auf zum Kampf,
Schlachtruf, Trompeten, Roßgeſtampf
Folgt dann mit wilden Tönen nach.
Das ehrne Heer der Schweden brach
Zuerſt der Kaiſerlichen Reihn.
Zurück warf ſie der Wallenſtein.
Dreimal wogt auf das Glück vom Krieg,
Dreimal ward zweifelhaft der Sieg.
Der Schwedenkönig naht im Ritt,
Wo man um die Entſcheidung ſtritt.
Kurzſichtig ſtürmt auf raſchem Thiere
Er in die ſchwarzen Küraſſiere.
Ein Schuß zerſchmettert ihm den Arm,
Und wie er fliehen will den Schwarm,
Fährt ihm ein zweiter in den Rücken,
Denn ſtatt des Harniſchs ſchweren Stücken
Trug er ein Wams. Er fällt vom Roß,
Der Haufen, der ihn rings umſchloß,
Erkennt ihn nicht und raubt ihm ſchnell
Die reichen Kleider. Ein Geſell,
Der ihn als Page ſtets begleitet
Und jetzt an ſeiner Seite reitet,
Bleibt ſtumm der Deutſchen haſt'gen Fragen,
Da hören ſie den Blut'gen ſagen,

Daß er der Schwedenkönig ſei.
Zugleich ertönt ein laut Geſchrei,
Die Helfer ſind dem Wunden nah. —
O welch ein Unheil da geſchah!
Ein ſchwarzer Reiter greift geſchwind
Nach dem Piſtol; raſch wie der Wind
Schießt er es auf den König los —
Die Schläfe traf's. — Tod war ſein Los."

Da ruft der Werth: „Was, durch die Schläfe?
Daß dieſen Schuft der Donner träfe!
Daß er ſich krümme in den Staub,
Das iſt ja ſchnöder Mord und Raub!"
Und eine große Thräne quillt
Ihm in die ſchönen Augen mild.
„So mußte Guſtav Adolf fallen?
Es war der beſte Feind von allen,
Das macht mir wahrlich größre Pein,
Als hätt' aus unſern eignen Reihn
Manch einer in das Gras gebiſſen.
Wir werden ſchwer ihn noch vermiſſen.
Ein edler Feind iſt auch ein Glück.
Brav, gut war er in jedem Stück,
Hell war ſein Kopf und rein ſein Herz,
Nie brauchte er ſein ſcharfes Erz,
Unmenſchlich durch das Land zu wüthen.
Er wußte Blut und Gut zu hüten.
Ich ſag's, der alten Kirche Sohn.
Er hatte wahre Religion,
Er war im Glauben echt und treu,
Voll keuſcher Gottesfurcht und Scheu.
Wie er gebetet und geſungen,
Hat's aus der Seele ihm geklungen.

Drum klang es auch so frisch gesund,
Ganz anders wie im Fürstenbund
Abtrünn'ger Deutscher, jener Frechen,
Die Eid und Treu' dem Reiche brechen,
Der vaterlandvergessnen Söhnchen,
Die nur erstreben eigne Thrönchen,
Zersetzend ihres Kaisers Thron!
Gott, ihnen ist Religion
Deckmantel für Verrätherthaten!
Ganz anders aber wer berathen
Der Schwedenherr. Wie er's verstand,
Wollt' er im großen deutschen Land
Ein mächtig Gottesreich erbau'n,
Drauf alle Völker sollten schau'n
O Irrthum! An den kleinen Fürsten,
Die [illegible] selbst nach Herrschaft dürsten,
Da wäre bald sein Plan zergangen,
Hätt' er auch nicht den Tod empfangen.
Wir aber, Blut von deutschem Blut,
Mit deutscher Kraft und deutschem Muth,
Was brauchen wir der Fremden draus?
Es gilt das Recht im eignen Haus!
Wir müssen's eigenmächtig setzen.
Wer dreintappt, wohl, den gilt's zu hetzen,
Woher er kam!" Da faltet Werth
Die Hände, und zum Himmel kehrt
Er sein gebräuntes Angesicht.
„Du großer Gott, verlaß uns nicht!
Du hast gestraft den Uebermuth,
Halt' Deutschland treu in deiner Hut!"

Und Andacht herrschet rings im Kreis.
Allmählich erst ins alte Gleis

Zieht sich die Rede. Spork fährt fort:
„Als nun die Schweden von dem Mord
Des Königs hörten, fiel der Schrecken
Auf sie, um neue Kraft zu wecken.
Sie flohn nicht mit gesunknem Muth,
Sie hoben doppelt sich in Wuth.
Ein einz'ger Aufschrei tönte: «Rache!
O Rache, Rache, tausendfache!»
Bernhard von Weimar, der im Feld
Uns oft begegnet ist als Held,
Nahm den Befehl. Viel Führer drangen
Auf raschen Rückzug. «Welch Verlangen!»
Rief Bernhard trotzig. «Zahn um Zahn
Und Blut um Blut! Drum drauf und dran!»
Da murrte ihm ein Obrist wider,
Den stach er vor dem Heere nieder.
Und voll von schönem Jugendzorn
Nahm er das Schwert und braucht' den Sporn.
«Vorwärts!» und rasselnd ging es weiter.
Schon siegten Schwedens zähe Reiter.

„Da ritten grad' zur rechten Zeit
Wir Pappenheimer in den Streit.
Von Halle langten just wir an
In hurt'gem Ritt auf blut'gem Plan.
Wir schnoben in die siegenden Krieger,
Wir wurden dieser Sieger Sieger.
Es war ein unnahbarer Kampf,
Mann gegen Mann im Pulverdampf.
Wir wußten nichts vom jähen Tod
Des Schwedenkönigs. Mächtig lobt
Der Pappenheim, ihn zu ertragen.
Den Zweikampf wollt' er mit ihm wagen

Zu wild durchraſt er das Gewühl,
Das ringsum tobet heiß und ſchwül.
Auf Guſtav Adolf ſtand ſein Hoffen,
Da ward er durch die Bruſt getroffen,
Zwei Kugeln ſchlugen ihm ins Herz,
Da ſank der Mann wie Stein und Erz,
Der noch des Königs Tod vernahm.
Er rief: «Jetzt ſterb' ich ohne Gram!»
Sein Athem ſtockt. Es war ein Grauen,
Den todten Leichnam anzuſchauen.
Gleich ihm wol wenig Männer ſtarben,
Ihn ſchmückten hundert große Narben. —
Noch einmal zuckt die Schlacht empor
Mit neuem Zorn. Doch es verlor
Der Feind den Feind in dunkler Nacht,
Und unentſchieden blieb die Schlacht.
So Katholik wie Proteſtant,
Sie haben Sieger ſich genannt.
Nur Wallenſtein hieß ſich geſchlagen,
Weil heut' er nicht davongetragen
Den Sieg — es war zum erſten mal.
Das gab ihm Unmuth, Wuth und Qual.
Er zog mit ſeinem Herr nach Böhmen.
Da floß das Blut in vollen Strömen.
Zu Prag hielt er ein ſtreng Gericht.
Wer ſich gezeigt als feiger Wicht
Am lutzner Tag, dem ſchlug das Blei
Das matte Haſenherz entzwei.
Doch lohnt' er reich zugleich den Muth.
Auch mir, ihr Herren, ward es gut.
Rittmeiſter bin ich da geworden
Im kaiſerlichen Reiterorden."

Da drückt der Kreis, der um ihn ſtand,
Ihm voller Herzlichkeit die Hand,
Denn ſo im Reiten wie im Streiten
War längſt berühmt in allen Weiten
Der blonde kräftige Weſtfale,
Den ſchon der Krieg durch alle Thale
Der Heimat warf und der vom Knecht,
Wie Werth, in allen Sätteln recht,
Zum Hauptmann ſich hinaufgeſchwungen,
Wie's wenigen vor ihm gelungen.
Der Becher ward aufs neu' genommen:
Es galt dem Sport ein hell Willkommen!

Dann ſaßen ſie tief in die Nacht.
Mit Reden ward ſie hingebracht:
Ob Frieden oder Kriegestage
Im Schoß die ehrne Zukunft trage,
Die nun mit funfzehn Kriegesjahren
Durchs weite Vaterland gefahren,
Und Armuth, Elend, Noth und Pein
In Stadt und Dörfer warf hinein.
So ſtarr war keine Kriegerbruſt,
Die in die Schlacht gejauſt mit Luſt,
Die nicht gewünſcht, den holden, ſüßen,
Geliebten Frieden zu begrüßen.
Was half's? Es lag die Zukunft dumpf
Ein unerquicklich ſchwarzer Sumpf! —
Dann ſtreckten ſie die Reiterglieder,
Die ſtarken, all zum Schlafe nieder.

Bald gaben Antwort jeder Frage
Erneute wüſte Kriegestage.
Der Reichstag Schwedens hat beſchloſſen
Den frischen Zeldzug. Die Genoſſen

Des Bundes ſammelte ſofort
Der Kanzler Oxenſtierna dort
Zu Heilbronn. Herzog Bernhard gleich
Dringt über Thüringen ins Reich,
Des Guſtav Horn Kriegshaufen ſchwellen
Nach Baiern von der Donauquellen,
Indeſſen Arnheim mit dem alten
Matthias Thurn in Sachſen halten,
Zu wachen ob dem alten Prag,
In dem der Friedland zürnend lag.

Und Arbeit gab's. Johann von Werth
Saß Tag und Nacht auf ſeinem Pferd,
Und zwiſchen Donau, zwiſchen Main
Ritt er landauf, ritt er landein;
Denn der Befehl war eingelaufen
Vom Kurfürſt May, er ſoll die Haufen
Des Herzogs Bernhard hau'n und ſchlagen,
Daß ſie ſich nicht nach Baiern wagen
Und mit dem Horn zuſammenthun.
Fern war das Raſten und das Ruhn.
Doch treu zu ſeinem Oberſt ſtand
Rittmeiſter Spork, ſein Adjutant.
Bald zogen ſie mit ihren Scharen
Still einſam durch die unwirthbaren
Hochwälder, Berge, Hügel, Heiden,
Bald, wo ſich große Straßen ſcheiden,
An Strömen, dann unweit den Städten.
Oft ſahn ſie wochenlang nicht Betten.
Ihr Lager war der dunkle Grund,
Die Kammer war des Himmels Rund,
Kriegsmäntel waren ihre Decke.
So brachen ſie aus dem Verſtecke

Jäh, unverhofft und kühnig wild
Durchstürmend Klüfte und Gefild,
Und fielen in der Feinde Mitte
Todbringend rasch auf jedem Schritte,
Den Feind zertrümmernd und zerschlagend,
Beraubend ihn ins Weite jagend.
Es hieß, ging's also ins Revier:
„Heut' Nacht, da schlagen wir Quartier!"
Und im Quartieranschlagen waren
Die Meiner sie mit ihren Scharen.

Von Weißenburg soll nach Oettingen
Ein Zug grad' Lebensmittel bringen.
Den nehmen sie mit Mann und Maus.
Dann ritt von Obermannstadt aus
Herr Bulach, Bernhard's General,
Dem fiel der Werth im Morgenrath
Bei Breitenfurt in die Parade —
Nach Bamberg sucht er heim die Pfade,
Denn schier vernichtet war sein Haufen.
Drauf macht er auseinanderlaufen
Speerreuter's Volk. Bei Ahrberg gar
Traf er auf Bernhard Weimars Schar,
Dem er mit wackern wilden Streichen
Viel Volk verdarb. Doch mußt' er weichen
Der Uebermacht. So kam die Zeit,
Wo endlich zu vereintem Streit
Bernhard und Horn sich stark verbanden
Zu Furcht und Schreck den deutschen Landen.

Werth flucht, denn ändern kann er's nicht.
Stets that er treulich seine Pflicht,
Und als er einst im Zelte schlief,
Bringt Fix ihm einen großen Brief.

Das Siegel Maxens glänzt darauf,
Er bricht erwartungsvoll es auf.
Was sieht er? Hell durchglüht ein Strahl
Die Augen: Werth ist General!
Und die Bestätigung schickt zugleich
Kurbaiern und das deutsche Reich.
General des Kaisers und Kurfürsten,
Danach stand längst sein Thun und Dürsten!

Er steht von Glück und Lust entbrannt,
Wie freut sich Spork, sein Adjutant!
Werth ruft: „Jetzt hat der Bauernsohn
Der echten Treue rechten Lohn.
Nun bin ich funfzehn Jahr geritten,
Nun hab' ich funfzehn Jahr gestritten,
Durch Zorn und Wuth und Blut und Brand
Stritt ich fürs deutsche Vaterland,
Das große Eine. Das muß frommen!
Und wenn noch funfzehn Jahre kommen,
Ergraut im Kampf mein dunkles Haar,
Ich werde nie der Hoffnung bar,
Daß einst nach all dem wüsten Kriege
Aufsteht das Reich zum letzten Siege!"

Drittes Stück.

Hellachend stößt Johann von Werth
Zur Scheide das berühmte Schwert
Und spricht zu Spork: „Den Teufel auch!
'S ist wahrlich doch ein andrer Brauch,

General zu ſein. Mit derben Schlägen
Kann man da in die Feinde fegen,
Weil Leute man die Fülle hat.
Jüngſt ging's bei Koſtnitz vor der Stadt
Noch luſtig zu. Da gab der Horn
Vor unſrer Macht dem Roß den Sporn
Und floh mit ſeinem Volk zu Hauf.
Wir hoben die Belagrung auf.
Heut' ging's hier zu mit guten Dingen
Bei Friedrichſingen und Möringen.
Speerreuter ſchlug ſich ſchon ein Lager,
Denn Augsburg drüben wurde mager.
Er dacht' der Bauern Scheun' und Ställe
Zu mauſen. Beute und Gefälle
Wollt' er dem Hungervolk dort ſenden.
Sein Vorſatz mußte anders enden.
Wir wuſchen ihm zu Nacht die Haut.
Wie mancher wälzt' ſich da im Kraut!
Wer floh, den trieben wir zum Sumpf.
So ward vernichtet Stiel und Stumpf!"
Und wie er ſich ſo mächtig freut,
Spricht Spork: „Ja, wir erſtritten heut'
Neun Fahnen!" — „Laß ſie zu den andern",
Ruft Werth, „zu unſerm Kaiſer wandern!"
Dann gab es luſt'gen Reiterſchmaus
Im offnen Feld. Werth theilte aus
Die reiche volle Siegesbeute.
Da ſah man ringsum frohe Leute.
Gold, Waffen, Roſſe, Kleidungsſtücke
Gereichten manchem Mann zum Glücke,
Der ſeine Rüſtung hat verſchabt
Und Stiefel, Wams und Strumpf vertrabt.
Die Reiter wirren ſich im Trubel,
Fern in das Land verklang der Jubel.

„Zu Pferd!“ heiſcht jetzt des Führers Wort.
Sie ſtürzten zu den Roſſen fort.
Ein Wiehern ſcholl, ein Hufeprasſeln,
Ein Schreien und ein Waffenraſſeln.
Da ſtehen ſie in Reih' und Glied.
„Vorwärts!“ Der ganze Haufen zieht.
Es theilt in Züge ſich die Schar,
Der Morgen leuchtet hell und klar,
Doch Staub hüllt bald die weiten Horden.
Sie ziehen wacker hin nach Norden.

Da reitet Yorck dem Werth zur Seite
Und hebet an: „In Näh' und Weite
Beneid' ich keinen Krieger nicht,
Als dich. Und was mich zwickt und ſticht,
Das ſind drei Dinge allezeit:
Zuerſt des Ruhmes Herrlichkeit,
Den du erwarbſt; es iſt ſodann
Wachtmeiſter Fix, der wackre Mann,
Der treu dir regelt deinen Troß;
Zu dritt iſt es dein feurig Roß,
Das wie ein raſcher Vogel fliegt,
Das ſtürmt ein Leu. Du haſt erſiegt
Mit ihm wol hundertmal die Schlacht!“
Werth rufet: „Wacker ausgedacht!
Kurzum, du redeſt gar nicht ſchlecht.
Auch mir ſind die drei Dinge recht.
Doch was den Ruhm betrifft, ſo ſtammet
Er aus der Kraft, die muthentflammet
Ihn wirkt und ſchafft. Du Bruderherz
Schaffſt dir ihn einſt mit blankem Erz.
Das ſag' ich deinem Thun voraus. —
Zu zweit der Fix, das alte Haus,
Das iſt ein Kerl von echtem Schrot,

Es macht ihm wahrlich wenig Noth,
Daß er verlor den linken Arm.
Ich lag zur Zeit mit meinem Schwarm
Im Niederland. Zur Belau ſtoß
Kundſchaftend er. Ein Dutzend zog
Mit ihm dahin. Da ſpürt er bald
Des Feindes nahen Aufenthalt.
Der Feind wollt' ſtürmen eine Brücke,
Daß er uns auf die Pelze rücke.
Fix ſandte mir zwei Knechte zu,
Und mit den andern hielt in Ruh'
Er an dem Waſſer. Angeſchoſſen
Kam Volk zu Fuß ſowie zu Roſſen.
Da knatterte ein Kugelregen
Aus hundert Röhren. Raſch erlegen
Sind Knecht und Roſſe allzumal.
Auch Fix ward pferdelos. Voll Qual
Fühlt er den linken Arm zerſchmettert,
Doch bleibt er ſtehn. Sein Degen wettert
Dort auf der Brücke rechts und links,
Und wo er einſchlägt, ſinkt es rings.
So hielt er lang den ſchmalen Steg,
Ein einz'ger Mann. Quer überm Weg
Da lagen die Getroffnen fluchend,
Bis ich, mit meinem Volk ihn ſuchend,
Den Treuen der Gefahr enthieb
Und weit ins Land die Feinde trieb.
Das war ein Stück der Tapferkeit!
Doch mehr ſchmückt ihn in Luſt und Leid
Sein treues Herz. Ein ſeltner Gaſt
Iſt Treu'; halt feſt, wenn du ihn haſt!
Ich halt' den Fix. Doch gibt's im Heer
Noch ſolcher wackern Leute mehr.
So dünket mich, du kannſt getroſt

Feſthalten deinen Reitknecht Joſt. —
Zum Schluß beneideſt du mein Pferd,
Drin haſt du recht. Mir ſteht's im Werth,
Daß ich kein beſſres je verlange.
Und reit' ich es auch noch ſo lange,
Ich reit' es lieber jeden Tag.
So wild es andern ſcheinen mag,
Mir bleibt es zahm. Was thut das Kämpfen?
Sein Feuer kann die Zeit nicht dämpfen!
Als hätt' es menſchlichen Verſtand
Iſt's klug und ſchlau. Wie oft entwand
Ich drauf mich der Gefangenſchaft!
Mit ſeinen Hufen wirkt und ſchafft
Es in der Schlacht gleichwie mit Waffen,
Stets macht es blut'ge Wunden klaffen,
Oft bringt's des Todes letzte Noth.
O, möcht', eh dieſer Krieg verloht,
Gott ſchützen es in jedem Stück!
Fortuna heißt's, es bringt mir Glück.
Und daß es Glück mir bringt, das weiß
Recht gut der Feind. Um jeden Preis
Wollt' jüngſt Taupadel es gewinnen.
Da wählt er ſich mit ſchlauen Sinnen
Den allerſchlauſten Schacherjuden,
Der auf dem Markt und in den Buden
Manch Handelskunſtſtück ausgeführt.
Dem füllet er, wie ſich's gebührt,
Die Taſch' mit blinkenden Dukaten,
Und denkt, dem Schlaukopf ſoll's gerathen,
Daß er beſtechend meine Leute
Das gute Roß für ihn erbeute.
Er naht dem Fix und lobt das Pferd
Und bietet ihm den höchſten Werth.
Doch lächelnd ſtreicht der Fix den Bart

Und wedelt in beſondrer Art
Mit ſeiner Peitſch', indeß er ſpricht:
«Das Roß laß' ich um Münze nicht,
Doch zwickt mich grad', ich kann's nicht zügeln,
Ein ſeltſames Gelüſt, zu prügeln.
Jud', wie viel Streiche mit dem Stock
Verträgt dein Kamiſol und Rock?»
Der kreiſcht: «Ihr könnt mir hundert ſpannen,
Reit' ich dann mit dem Roß von dannen!»
Fix ſpricht: «Nein, funfzig thun es auch.»
«Vielleicht», ſo meint der Knoblauchgauch,
Der in den alten Schacher ſchlug,
«Sind fünfundzwanzig auch genug?»
«Mir recht!» ruft Fix. Die Launen nutzend,
Feilſcht der Hebräer: «Schlagt ein Dutzend
Und gebt den Gaul!» — «Iraels Knecht'»
Ruft Fix, «die Hoſe ſpann' zurecht!»
Bald lag der Schachrer auf der Bank.
Hei, wie mein Fix das Rohr da ſchwang
Grad' auf des Hintertheiles Mitten.
Ein laut «Au waih» hat ſchrill durchſchnitten
Die Luft weithin. Fix gab ihm Ruh'
Und ſprach indeß der Flaſche zu.
«Wie thut's, Sohn Jakob's?» lacht er dann.
«Wie thut's?» ſprach der gebläute Mann.
«Gebt mir die andern auch, ſo bin
Ich abſolvirt.» Nach ſeinem Sinn
Setzt Fix ihm jetzt den zweiten auf.
Da nahm erſt Wehgeſchrei den Lauf.
Lockpeiſe ſchien der erſte Schlag,
So mächtig kam der andre nach.
Dann ging der Fix aufs neu' zur Flaſche
Und ſtand die Hände in der Taſche.
So ging's beim dritt' und vierten Streich.

Und bei den andern blieb sich's gleich,
Bis elf dem Juden zugemessen.
Da fing der Aermste an zu pressen:
«Gebt mir den zwölften und den Gaul!»
Wachtmeister aber rief nicht faul:
«Lang kannst du auf die beiden warten!»
Und alle foppten den Genarrten." —
So sprach der Werth. Spork lachte hell,
Doch mahnet er den Kriegsgesell:
„Hab' Acht, der Teufel soll mich holen,
Sonst wird das Roß dir noch gestohlen!"

Sie legten einst sich hin zum Schlaf
Des Abends im Quartier. Da traf
Das Ohr des Werth ein Lärm vom Stall,
Das ist Fortuna's Hufenprall,
Das ist ihr Wiehern! Unverweilt
Entspringt der Werth dem Bett und eilt
Zum Hofe hin. Wachtmeister Fix
Ist auch zur Stelle. Augenblicks
Soldaten mit Laternen nahn.
Ei, was sie nun für Kurzweil sahn!
Das Pferd hat mit dem Maul erfaßt
Dort einen ungebetnen Gast,
Fest hält es im Genick am Kragen
Mit kräftigem Gebiß den Zagen.
Wie wird er hin- und hergeschüttelt!
Die Sinne sind ihm ganz verrüttelt.
Des Pferdes Augen sprühen Glut,
Es schäumt und bäumet sich vor Wuth.
Erst Werth gelingt's, ihn zu befrei'n.
Was will der Kerl? Wer mag es sein?
Ohnmächtig liegt er lang am Grund,
Dann öffnet Auge sich und Mund.

Er blickt verſtört, er ſpricht verwirrt:
„Der böſe Gaul! Ha, angeſchirrt
Hat ihn der Satan. Meiner Seelen,
Solch Hexenpferd läßt ſich nicht ſtehlen!“

Nach vielem Hin- und Wiederfragen,
Da will die Wahrheit endlich tagen.
Seltiam, des Pferds Gefangner war
Ein Krieger aus Taupadel's Schar.
Taupadel gilt als beſter Reiter
Im Heer der Proteſtantenſtreiter.
Er iſt ihr Werth. Ihm kam zu Ohr,
Welch Wunderroß ſein Feind erkor,
Er hätte alles drum gegeben,
Wär' ſein die gute Stute eben.
So ſchickt den Burſch er liſtig gerieben,
Daß er Fortuna ſoll erdieben.
Dem Gegner grub er eine Grube
Und fiel hinein. Das merkt der Bube.

Das war für Werth und Spork ein Spaß.
Wie lachten ſie ohn' Unterlaß.
Der Meiſter Fix am andern Morgen
Muß raſch ein Bielein beſorgen.
Dem Graurock ſchreiben ſie aufs Kleid
Mit rothen Farben dick und breit
Fortuna's Namen. Flott und frei
Sagt dann ein Brief voll Spötterei,
Den ſie ums Haupt dem Langohr ſchlingen:
Der Werth läßt hier ein Rößlein bringen,
Das trefflich für Taupadel paßt.
Drauf ſetzen ſie den fremden Gaſt
Gebunden auf des Biels Rücken,
Und daß der Burſch ſich nicht kann drücken,

Steigt Fix mit einem Männerhaufen
Zu Pferd. Dann gibt's ein friſches Laufen.
Sie bringen luſtig Dieh und Thier
Dem Herrn Taupadel ins Quartier,
Und kehren bald nach ſcharfem Ritte
In ihrer Kameraden Mitte.

Auf Eichſtädt geht's. Der Ort iſt feſt,
Doch niemand kennt im Heer das Neſt
Und ſeine Wälle, Schanzen, Werke,
Sowie der Kriegsbeſatzung Stärke.
Wen ſenden ſie als Späher aus?
Das ſchien dem Einarm Fix ein Schmaus.
Raſch ſinnt auf Liſt der alte Fuchs
Und wählt ſich den Genoſſen klugs.
Joſt war's, der Reitknecht Sport's, ein Junge
Wie Milch und Blut mit flotter Zunge
Und derbem Mutterwitz. Der Flaum
Umkeimte ihm die Wange kaum.
Den hüllt er in ein Weiberkleid.
Poz Blitz, das gab 'ne ſaubre Maid,
Dann ſchert der Fix den Knebelbart
Und zieht ſich an nach Bauernart.
Der Alte ſtellt den Vater vor,
Der Burſch die Tochter. Dann erkor
Fix ſich zwei Gänſe, fette Koſt,
'nen Korb mit Hühnern trug der Joſt,
Als wollten ſie zu Markt ſie bringen.
Drauf ſie nach Eichſtädt munter gingen.
Sie ſtanden bald am Feſtungsthor.
Wie ſchrie die Wach' im lauten Chor'
Die Hungerleider hatten lang
In der Belagrung argem Drang
So gut Geflügel nicht geſehn.

Hei, wie die Brücken niedergehn!
Aufknarrt das Thor. Nun ja, es droht
Von Hühnerbauern keine Noth.
Er ſchimpft, als wär' er Proteſtant,
Auf Rom und Papſt und ſchwört zur Hand,
Daß ihm ein Mann des Wallenſtein
Den Arm zerhauen kurz und klein,
Der brachte mit den Kameraden
Ihm Leib und Gut zu argem Schaden.
Auch ſticht die pralle knappe Dirne
Mit glühnden Augen, freier Stirne
Und mit dem rothen Schelmenmund
Ins Auge dem Soldatenbund.
So darf das Paar zur Feſte wandeln.
Bald gab's ein Markten und ein Handeln
Durchs ganze Neſt. Um einen Schmatz
Ging's gleichfalls oft auf Gaſſ' und Platz.
Doch wie ſie Scherz und Kurzweil machten,
Vergaßen ſie nicht, gut zu achten
Auf Mauer, Baſtion und Brücke,
Kriegsvolk, Geſchütz und Waffenſtücke.
Spät traten ſie den Rückzug an.
Da kannten ſie den Feſtungsplan,
Und blanke Münze hatten ſie
Im Sacke für das Federvieh.
Doch als im Lager ſie erſcheinen,
Iſt alles mächtig auf den Beinen,
Laut ſchallt der Ruf: „Zu Pferd, zu Pferd!"
In voller Rüſtung prangt der Werth.
Wer zaudert da? Sie ſitzen auf,
Zur Ferne raſſelt Hauf an Hauf.
Taupadel naht. Wie brennt der Werth,
Zu meſſen mit dem Feind das Schwert!
Taupadel naht in weiten Sätzen,

Eichſtädt, die Feſte, zu entſetzen.
Er liegt in Spalt. So kam die Kunde
Durch Späher. Und zur ſelben Stunde
Stürmt Werth entlang das dunkle Land.
Er hat die Braven all zur Hand.
Wer denkt an ihn? Um Mitternacht
Ha, wie es blitzet, knallt und kracht!
Werth ſchlägt Quartier. O grimme Noth!
Die meiſten Schweden frißt der Tod.
Die andern werden all gefangen,
Nur dreizehn Flüchtlinge gelangen
Mit ihrem Führer in die Weite.
Geſiegt hat Werth nach kurzem Streite.

Doch jetzt zur Feſte raſch zurück,
Zu nützen raſch das raſche Glück.
Bernhard von Weimar ſtürmt zum Platz,
Und Kagge eilet zum Entſaz.
Jetzt hilft der Muth, jetzt hilft die Liſt!
Sieh, Spork vermummet ſich zur Friſt
Mit Leuten ſeiner Schar in Bauern.
Man ſieht ſie bald auf Wagen kauern,
Mit Mehl und Schinken ſchwer belaſtet,
Und eine Schar von Reitern haſtet
In Weimars Röcken hintendrein.
Da tönt am Thor ein freudig Schrei'n:
„Die Hülf' iſt nah! Seht Proviant,
Den Herzog Bernhard uns geſandt!"
Die Brücke fällt, die Wagen knarren,
Doch unterm Thore bricht ein Karren.
Spork ſelber riß das Rad heraus,
Und offen iſt des Feindes Haus,
Denn grad' im Eingang liegt der Wagen,
Die Flügel ſind nicht zuzuſchlagen.

Auf einmal hört man Waffen lärmen,
Auf einmal ſieht man Roſſe ſchwärmen.
Es kommt der Werth, es kommt der Werth!
Und wie der Sturmwind fegt und fährt
Durchs Thor er mit den Reiterſcharen. —
Und wieder iſt's ein kurz Gebaren
Mit Schüſſelknattern, Degenraſſeln
Im wirren Durcheinanderpraſſeln. —
Die Macht der Feinde iſt zerronnen,
Eichſtädt dem Reiche neu gewonnen.

Der Sieger ſitzt im Rathhausſaal,
Die Bürger kommen allzumal,
Zu huld'gen ihm. So will's die Sitte.
Da nahet ſich aus ihrer Mitte
Ein ſeltſam Paar. Ein ſchöner Greis
Mit Locken reich und ſilberweiß
Führt eine roſig blühnde Maid.
In ihrem einfach dunkeln Kleid
Erglänzet ſie in junger Schöne.
Und ihre Mundart, welche Töne
Sind's für den Werth! Er hört's heraus:
Die Leute ſind am Rhein zu Haus.
Und alſo iſt's. Der Alte ſpricht:
„Es treibet mich des Herzens Pflicht,
Euch, edler Herr von Werth, zu danken.
Ihr löſet hier noch andre Schranken
Wie die der Bürger. Seht, wir ſind
Landsleute. Ihr ein rheiniſch Kind,
Ein Kaufherr Kölns ich, Gerhard Beuth,
Der weiten Handels ſich erfreut
Im Norden und im Süd. Ich ritt —
Und meine Tochter nahm ich mit —
Auf Wien in eiligen Geſchäften.

Zu viel vertraut' ich frischen Kräften
Und gutem Glück. Denn ach, es nahmen,
Als wir zur fränkischen Grenze kamen,
Die Schweden unser Hab' und Gut,
Sie hielten uns in enger Hut,
Um reiches Lösgeld zu erlangen.
So saßen wir denn hier gefangen.
Ich hoff', Ihr habet nichts dagegen,
Daß heim wir ziehn auf raschen Wegen.
Doch eh' wir's thun, mögt Ihr gewähren,
Daß wir in Euch den Retter ehren!"
Zugleich küßt er des Kriegers Hand,
Die Tochter, welche nah ihm stand,
Naht auch, dem Werth die Hand zu küssen.
Doch solch demüthigen Ergüssen
Wehrt bald der Held, der scherzend spricht:
„So leicht löst man vom Werth sich nicht.
Landsleute seid ihr und gefangen,
Da müßt ihr noch ein Weilchen bangen.
Bevor ihr geht, sollt hr im Saal
Mitfeiern hier das Siegesmahl.
Auch will nicht meine Hand den Kuß,
Es heischet ihn der Mund zum Schluß!"

Bei Gott, die Maid, sie hieß Christine,
War prächtig, stolz von Wuchs und Miene,
Von Herzen gut, im Geiste fein.
So sind die Mädchen an dem Rhein.
Wie hell sie lacht, wie froh sie scherzt!
Dem Helden hart- und festbeherzt
Schmilzt es im Innern. Ihn beschleicht
Seltsam Gefühl. Verlegen streicht
Er seinen Bart. Der kühne Blick
Wird ernst und scheu. O schlimm Geschick,

Daß alſobald das Mahl verrauſcht!
Er ſchaut ſie innig an, er lauſcht
So andachtsvoll auf jedes Wort.
Doch unbarmherzig rinnet fort
Die böſe Zeit. Der Abend naht.
Der alte Beuth nach gutem Rath
Will in der Frühe ziehn. O Scheiden!
Das war dem Werth ein tiefes Leiden.
Doch hat er nicht den Kuß vergeſſen.
Er darf ihn glühend ſelig preſſen
Auf rothe Lippen. O welch Paar
Erglüht in dieſem Kuß! Es war
Ihr erſter Liebeskuß im Leben.
Es war des Kühnen erſtes Beben.
So ſchieden ſie. Von dieſer Stunde
Da brannt' es glühend auf ſeinem Munde.

Doch will den ganzen Mann der Krieg.
Es gilt zu nützen ſeinen Sieg.
O, hätt' er jetzt die rechte Macht,
Dem Weimar bot' er an die Schlacht,
Dem jungen Helden, deſſen Stern
Ruhmvoll aufleuchtet nah und fern.
Wie brennt der Werth, das Werk zu wagen!
Doch ihm allein iſt übertragen
Kurbaierns Hut. Bernhard bricht auf
Und lenkt auf Regensburg den Lauf.
Aldringer, weh, iſt fern am Rhein,
Starr bleibt in Böhmen Wallenſtein.
Dem Baiernherzog gilt ſein Grimm.
So ſpinnt er Plane arg und ſchlimm..
Was hilft es, ob die Boten fliegen,
Wenn ſo entfernt die Heere liegen?
Ach, Regensburg ſteht unverdroſſen

Um Beiſtand, doch es wird umſchloſſen.
Der Weimar weiß die Zeit zu nützen.
Bald brüllt es donnernd von Geſchützen,
Die Mauern werden ſcharf berannt,
Die Häuſer gehen auf in Brand.
Zwar naht der Werth von Straubing her,
Doch vor der Uebermacht geht's quer.
Er muß zurück, die Reichsſtadt fällt,
Und Bernhard ſieht, der junge Held,
Ganz offen Oeſtreich ſowie Baiern.
Wie klopft ſein Herz, den Sieg zu feiern!

Schon wird die Donau überflogen,
Schon wälzt ſein Heer in vollen Wogen
Sich in des Feindes eigne Marken.
Die Iſar hemmt nicht mehr den Starken,
Er ſtürmt zum Inn. Allein der Werth,
Raſtlos unmüde ſtets zu Pferd,
Er lagert quer ihm in die Wege.
Der Werth allein iſt wachſam rege,
Den Uebergang der breiten Flüſſe
Zu hindern. Hiebe ſowie Schüſſe
Schufen dem Feinde manchen Schaden.
Auch zwang er oft ſie, kalt zu baden.
Bei Straubing ſchlug er keck Quartier
Und putzte kämpfend Menſch und Thier
Den Schweden weg. Wie derb er ſchlug,
Er hatte niemals Volk genug.
Der Winter half zuletzt den Baiern.
Es hieß ſein Eis die Waffen feiern.

Da iſt in einem Dorf der Werth
Mit ſeinen Reitern eingekehrt,
Verdrießlich, daß ihm nicht gelang,

Was er im heißen Herzensdrang
So heiß erſtrebt. So ſaß er dann
Verdüſtert trüb, der ſtarke Mann,
Den Geiſt zur fernen Zukunft lenkend
Und neue Kriegesplane denkend.
Vielleicht durchzucket ihn auch mild
Der lieblichen Chriſtine Bild.
Da trat ein Bote einſt herein
Und bringet ihm beim Abendſchein
Ein Bündel zu. Was liegt darinnen?
Er öffnet Siegel ſowie Linnen.
Sieh, eine Schärpe iſt's von Seide,
Schwarz, roth und gold. O Augenweide!
Drauf glänzt des deutſchen Reiches Aar.
Wie funkt das Bild ihm wunderbar!
Kein Reiter in des Kaiſers Heer
Hat ſolchen Schmuck. Wer ſchickt ihn her?
Dies ſagt der Brief! Doch ungelehrt
Iſt der berühmte General Werth.
Er iſt im Schreiben und im Leſen
Ein Stümper immerdar geweſen.
Des Haufens Schreiber wird entboten.
Der lieſt den Brief. O Gott, da lohten
Ihm Stirn und Blick! Chriſtine ſchickte
Die Schärpe, die ſie ſelber ſtickte
Und die mit Worten hold gewendet
Sie ihrem ſtarken Retter ſendet.

Wie ſoll antworten er der Fernen? —
Ein reifer Mann kann auch noch lernen! —
Und zu des Dorfes Pfarrhaus nahm
Er raſch den Weg voll Stolz und Scham.
Den alten Pfaff nimmt er in Pflicht.
Der gibt ihm guten Unterricht.

Man ſieht ihn Leſen ſowie Schreiben
Mit unverdroſſnem Fleiße treiben.
Da lernt er auch noch andre Dinge.
Bald war ſein Wiſſen nicht geringe,
Denn was der harte Kopf erfaßt,
Das hält er feſt. Wie ohne Raſt
Und Ruh' er ſeine Lehre führet,
Iſt er ein Bild, das hebt und rühret.
Und welcher Jubel jauchzet tief
Im Herzen, als vor ihm ein Brief,
Den er mit ſtolzer Schrift geſchrieben,
Jetzt fertig liegt! Der fernen Lieben,
Chriſtinen ſendet er das Zeichen.
Jetzt kann er in die Ferne reichen,
Jetzt kann er ihren Worten lauſchen,
Und mit den Worten Worte tauſchen.
O, nach den ſchönſten Siegestagen
Hat nie ſo hoch ſein Herz geſchlagen!

Da ſchlich auf einmal böſe Kunde,
Denn plötzlich ging von Mund zu Munde
Des Wallenſtein entſetzlich Los.
Den Feldherrn hat der Todesſtoß
Zu Eger fern im Böhmerland
Erreicht von ſchnöder Mörderhand!
Iſt's möglich? Er, der ſtets im Krieg
Gefochten ſich von Sieg zu Sieg,
Der Muſter, Vorbild, Richtſchnur war,
Der ſtets gedient dem deutſchen Aar,
Und der bisjetzt an nichts gedacht,
Als wie die deutſche Kaiſermacht
In uralt ſtolzer Herrlichkeit
Weit durch des Vaterlands Gebreit
Auf ew'gem Grunde aufzurichten?

Einſt rief er: „Wollt den Streit ihr ſchlichten,
Fort mit Kurfürſten, Fürſten, Herren,
Die all am deutſchen Reiche zerren!
Geſchieht's im Zorn, geſchieht's in Güte,
Nehmt ihnen weg die Fürſtenhüte!
Laßt's wie in Spanien, Frankreich ſein!
In Deutſchland ſteh Ein Herr allein!“

Da haben wol die Herrn gezittert,
Da ſchwärzten ſie ergrimmt, verbittert
Den Friedland bei dem Kaiſer an,
Zumal er keinen Schritt gethan,
In ihren Ländern ſie zu ſtützen
Und ihre Thrönchen zu beſchützen.
Die Feinde wuchſen alle Tage.
Der Kaiſer glaubt zuletzt der Klage.
Wie kann der Wallenſtein da retten
Das Reich aus den verworrenen Ketten?
Wohlan, der Blitz muß endlich zünden!
Er will ein eignes Reich ſich gründen,
Zunächſt in Böhmen! — Denkt er ſchon,
Zu ſitzen auf dem Kaiſerthron?
Wer weiß es? — Doch es gehn [illegible] Kunden,
Daß mit den Ketzern er verbunden
In Eintracht iſt. Jetzt friſch zum Streiche! —
Und Wallenſtein war eine Leiche. —
Es ging ein Aufſchrei hell und ſchrill
Im Kriegsvolk um. Dann ward es ſtill.
Wohl war er groß, doch ein Verräther —
Es tönt ein Fluch dem Miſſethäter,
Doch um den Feldherrn klagen ſie:
Weh, daß verloren dies Genie!
Werth weint. Dann ruft er mächtig aus:
„Dem Reiche und dem Kaiſerhaus

Bewahren wir die alte Treue!“
Daſſelbe ſchwur der Sperk aufs neue.

Und eben kam der Lenz ins Land,
Es ſchmolz der Schnee am Alpenrand,
Die Flüſſe wälzten zorngeſchwollen
Auf hoher Flut des Eiſes Schollen.
Schon keimen Bäume, Gras und Kraut.
Und auch im Kaiſerheere thaut
Der trägen Starrheit dumpfer Bann.
Kriegsſcharen ziehen allwärts an.
Des Friedlands Krieger werden los,
Und nahen tief aus Böhmens Schos.
Es führet ſie Herr Ferdinand,
Des Kaiſers Sohn, und zu ihm ſtand
Gallas mit ſtark bewährtem Degen.
Es nahet von den Alpenſtegen
Der kühne Cardinal-Infant,
Der Don Fernando, raſch entſandt
Von König Philipp, ſeinem Bruder,
Der fern in Spanien das Ruder
Des Reiches führet. Auch in Baiern
Will Max mit Aldringer nicht feiern.
Jetzt gilt's die Feinde zu entmuthen:
Bernhard von Weimar, du mußt bluten!

Viel früher aber brauſt ins Feld
Herr Werth, der raſtlos friſche Held,
Sein Herz iſt heller Hoffnung voll,
Drum reitet er ſo muthig toll.
Bald iſt er hier, bald iſt er dort,
Des Baiernlandes Schirm und Hort.
Was ſind am Tag ihm zwanzig Meilen!
Wo er nur Feinde kann ereilen,

Da ſäumt er nimmer. Hei, wie trug
Bei Deggendorf in burt'gem Flug
Verderben er in das Quartier
Der Schweden, welche ſorglos hier
Die Nacht ausruhten! Und wie traf
Er blutig ſie im feſten Schlaf!
Bei Straubing aber ſtieß er dann
Zu Aldringer. Mit ihm gewann
Er raſch beim Donner der Kanonen,
Die weder Thürm' noch Mauern ſchonen,
Das feſte Neſt. Und fröhlich zogen
Sie, wo des Kaiſers Fahnen flogen,
Auf Regensburg. Dort ward gerannt,
Geſtürmt, geſchoſſen und gebrannt,
Dem Feind die Reichsſtadt zu entreißen.
Weß ſoll der Reiter ſich befleißen
Beim Sturm der Wälle und der Schanzen?
Der Werth ſucht anderswo zu glänzen,
Fegt überall und nirgends drein
Von Heideck bis nach Hippoltſtein,
Nürnberg in wildem Flug umſtreifend,
Bis in die Vorſtadt Ansbachs ſchweifend,
Bald wieder lauernd durch das Ries.
Und wo er auf die Schweden ſtieß,
Da fing und ſlog und hieb er wild.
Zugleich entraffte er dem Gefild
Das Vieh, den Dörfern Korn und Frucht,
Bis mit des ganzen Heeres Wucht
Ihm Horn nachſetzt. Vergebens ſchlichen
Die Schweden an. Er war entwichen.

Sie ziehn zurück, er ſtürmet nach
Auf Aichach hin, das er erbrach,

Nachdem der Feind es kaum genommen.
Dort hört er freud'ge Kunde kommen
Von Regensburg. Es iſt gefallen.
Des deutſchen Adlers Banner wallen
Von Thürm' und Thoren! Doch es ſchallt
Zugleich der Ruf, daß mit Gewalt
Und Zorn der Feind das Land verwüſtet.
Aldringer ruft. Da zieht gerüſtet
Nach Landshut Werth auf ſtrengem Ritte
Und wirft ſ in des Feindes Mitte.
Der Kampf entloht in die Nacht.
In fürchterlicher Feuerpracht
Flammt auf die Stadt. Aldringer fiel,
Es ward der Schlachtentod ſein Ziel.
Auf ihn, der dunkelm Stand entſproſſen,
Hat ſich ein hoher Ruhm ergoſſen.
Der dienend ſchrieb, er ward zuletzt
Zum Baiernfeldherrn eingeſetzt.
Er hieß ein kaiſerlicher Graf,
War ſchlau, gewandt, kühn, tapfer, brav.
Bewegt ſchwur Werth an ſeiner Leiche:
„Gott helfe mir, ich thu' das Gleiche!"

Da kam vom Kriegsrath Botſchaft her,
Es ſoll verſammeln ſich das Heer.
Die Spanier, Baiern, Kaiſerlichen
Ziehn an aus allen Länderſtrichen
Zum Hauptſchlag. Auch die Feinde nahn.
Bei Nördlingen ſieht man im Plan
Vier Fürſten ſtehn beim Kaiſerheer,
Das nie getrotzt in ſolcher Wehr.
Das iſt der König Ferdinand,
Das iſt der Cardinal-Infant,

Das iſt Kurfürſt Maximilian
Und Karl von Lothringen. Wohlan,
Bernhard von Weimar, Guſtav Horn,
Das gibt 'nen Tag voll Wuth und Zorn,
Voll Blut und Tod! Wohlan zur Schlacht! —
Sie brauſt, ſie toſt, ſie klingt, ſie kracht —
Bernhard entflieht, ein nackter Mann —
Sein Heer entſtiebt in Acht und Bann —
Zwölftauſend Leichen zeigt das Feld. —
Johann von Werth bringt in das Zelt
Der Fürſten einen kühnen Krieger.
Er fing den Horn, er ward ſein Sieger.
Und Ferdinand, der Kaiſerſproß,
Gibt Werth die Hand, nennt ihn Genoß,
Und er verheißt mit freud'gem Ton
Dem Helden den gerechten Lohn.

Da klangen durch das Reich die Glocken,
Da tönte Jauchzen und Frohlocken.
„Herr Gott, dich loben wir!“ ſo ſingen
Sie bei der Orgel vollem Klingen.
Aufathmet neu des Kaiſers Land:
Der Himmel hat den Sieg geſandt
Nach langer Prüfung. Ferdinand
Zieht ſtrafend hin am Neckarſtrand,
Es zieht der Cardinal-Infant
Mit Ruhm gekrönt ins Niederland.
Die kleinen Führer ſieht man ſtreichen
Hin nach des gelben Mains Bereichen.
Doch mit dem Lothringer verläßt
Der Werth das Heer, daß er dem Reſt
Der Flücht'gen, die zum Rheine ſauſen,
Noch in die Flanken möge brauſen.

Bei Kalw ereilt er eine Schar,
Die raſch von ihm vernichtet war;
Dann ſtiebt er durch die dunkeln Tannen
Des Schwarzwalds fort mit ſeinen Mannen
Ins Kinzigthal. Dort hätt' er ſchier
Im hochbewachſenen Revier
Den fliehnden Rheingraf aufgegriffen,
Der, als die Kugeln ihn umpfiffen,
Vom ſteilen Ufer hoch zu Roß
Ins tiefe Waſſer niederſchoß
Und alſo kühne Rettung fand.
Dann ward beſiegt das Pfälzerland,
Das einſt glücktaumelnd hin ſich warf
Dem Schwedenkönig. Streng und ſcharf
War ſeine Strafe. Werth'ſche Reiter
Durchſchwärmten bald als wilde Streiter
Die Ebenen am Schwarzwaldesgrund,
Es ward der Zorn des Kaiſers kund
Den Städt' und Dörfern auf und nieder. —
So ſah der Werth den Rheinſtrom wieder.

Viertes Stück.

Das iſt der königliche Rhein!
Wie ſtrömet er im Sonnenſchein
So ſtolz, ſo breit, ſo männlich kühn,
Ein Bild der Kraft! — Die Wangen glühn,
Die Augen lohn dem ſtarken Werth,
Als er ihn ſchaut. Nach Jahren kehrt
Er an den lieben Heimatfluß,
Er ruft ihm herzlich lauten Gruß.

O Gott, er denket auch der Maid,
Die niederwärts im Stromgebreit
Zu Köln jetzt wohnt! Mit welcher Miene
Ruft er am Ufer hin: „Chriſtine!“
Ja, länger läßt's ihn nicht mehr raſten,
Er muß das ſchwere Herz entlaſten.
Ein Briefflein ſchreibet er ſofort
Mit manchem herzig ſüßen Wort,
Drin fordert er zur Braut die Maid.
Dem Boten gibt er das Geleit
Zum Poſtſchiff, das ſtromab, ſtromauf
Neutral hinfährt in freiem Lauf,
Von keinem Feinde angegriffen.
So magſt du denn nach Köln hinſchiffen,
Du theurer Brief! — O bange Stunde!
Was bringt die Antwort wol für Kunde? —

Doch ſieh, da tritt der Sperk heran
Und ſpricht: „Die Noth geht an den Mann.
Wir ſind zu weit dem Heer voraus,
Und alle Nahrung ging uns aus;
Herr Schmalhans iſt jetzt Küchenmeiſter,
Und unſer Feind, Herr Hunger heißt er.
Was hilft der Seckel voll Dukaten?
Allwärts fehlt Korn und Wein und Braten,
Verödet iſt das Land umher,
Die Städt' und Flecken all ſind leer;
Wie Kirchenmäuſe ſind die Bauern,
Die mich in ihrem Elend dauern.
Der Feind war vor uns an den Zäunen
Und hat geſäubert Ställ' und Scheunen.
Der Kaiſer hat ſein Recht verloren,
Wo nichts mehr iſt. Für Weiſ' und Thoren

Iſt klar der Spruch!“ Das gab Verdruß
Dem Werth, der ſtets für Ueberfluß
Geſorgt bei ſeinen Reiterſcharen.
Geht's von Gefahren zu Gefahren,
Von Kampf zu Kampf, da thut es noth,
Daß nicht dem Krieger Mangel droht.
Hart iſt das Handwerk ſondergleichen,
Drum heißt es gute Koſt zu reichen.
Und beide gehn ſich zu berathen
Als echte Väter der Soldaten.
Da zieht den Fix beiſeit' der Joſt
Und ſpricht „Ich weiß uns guten Troſt.
Als ich heut' morgen ſoutragirt,
Hab' ich ein wenig ſpionirt
Im nächſten Dorf. Beim Teufel auch,
Dort iſt der Pfaff ein fetter Gauch,
Sein Neſt iſt gleich der Hamſterſtätte,
Er zehrt, ein Dachs, am eignen Fette,
Das er ſich eingeheimſt zur Zeit.
Sein Küſter gibt ihm gut Geleit
In Spar-, Bewahr- und Knauſerei.
Als ich am Pfarrhof ritt verbei,
Da ſtiegen aus der offnen Küche
Zur Naſe ledere Gerüche.
Ich zog durchs Thor und rief ins Haus:
«Reicht mir 'nen Waſſertrunk heraus!»
Bei Gott, da ſah ich an der Scheuer
Den Backofen voll hellem Feuer.
Der Küſter ſchob hinein geſchäftig
Wol zwanzig Brote. Leder kräftig
Stieg auf der Dampf. Da kam herfür
Die Köchin watſchelnd an die Thür
Und brachte nüchtern kühlen Trank.
Gleichviel, ich ſagt' ihr herzlich Dank,

Und plaudert' mich mit ihr zum Herd.
Luſtſame Schau ward mir beſchert.
Es thät ſich mir ein Wunder zeigen,
Es hing voll Flöten, Lauten, Geigen
Der ſchwarze Himmel. Ei, ich meine
Den Schornſtein ja. Ich ſah im Scheine
Des Flackerfeuers ſaftig blinken
Speckſeiten, Rippen, Würſte, Schinken.
Hätt' nicht der Hof die Mauerrunde,
Und lägen drin nicht große Hunde,
Und ſchadet's nicht dem Heil der Seelen,
Solch einen Braten zu beſtehlen,
Dann würd' uns wol durch einen Zug
Vorläufig Vorraths bald genug!"
„Was!" ruft der Fix, „die Noth bricht Eiſen!
Der Hunger ſtillt ſich nur durch Speiſen!"

Sie flüſterten noch lang und breit.
Doch um die ſtille Abendzeit,
Da wählten ſie ſich ſechs Genoſſen,
Bald ſaßen alle auf den Roſſen,
Und durch die weite dunkle Nacht
Entritten ſie vorſichtig ſacht
Dem Dorfe zu, wo alles tief
Gefunden feſten Schlummer ſchlief.
Raſch ging's ans Spähen, Forſchen, Lauern.
Wer aber ſoll die hohen Mauern,
Die Hof und Gärten weit umgeben,
Erklettern? Sieh, am Kirchhof eben
Wird die gelegne Stell' erſpäht.
Sie ſteigen ein. Der Fix verſteht
Zu bannen auch die großen Hunde.
Kein Laut entönet ihrem Munde.

Mit scharfen Augen giehen sie,
Doch schweigen wie verhext das Vieh.
So langt die Schar am Ofen an,
Das Brot ist gar. Herausgethan
Wird Laib um Laib. In kurzer Zeit
Liegt das Gebäck in Sicherheit
Im Beinhaus an der Kirchhofsecke,
Denn solchem grausigen Verstecke
Naht sich kein Bauer um Mitternacht,
Wo nur im Thurm die Eule wacht
Und klagend schreit. Die blassen Geister
Sind dann des Ortes Herrn und Meister.

Drauf ziehn die rüstigen Gesellen,
Den Schink und Würsten nachzustellen,
Die Jost in dem Kamin gesehn.
Doch mag es nicht so leicht geschehn.
Durchs Fenster kann kein Dieb gelangen.
Sie sind mit dichten Eisenstangen
Vergittert alle. Doch die Reiter
Erforschen bald die lange Leiter
Im Hof. Auch ist ein Seil zur Hand
So klettern sie entlang die Wand
Des Dach hinauf, und auf dem Dach
Zum Schornstein steigen sie gemach.
Jost, der wie eine Katze klimmt,
Alsbald den Weg zum Rauchfang nimmt.
Daheim hat er in hohlen Eichen
Sich eingeübet. Flugs erreichen
Die Füße auch die derben Stangen,
An denen all die Speisen hangen.
Er gibt ein Zeichen, und das Seil
Fährt in den Schornstein. Voller Eil

So löst er Schinken, Würste, Speck
Und bindet's dran. Doch auf dem Fleck
Geht in die Luft die fette Beute.
So üben es die Reitersleute,
Bis gründlich der Kamin gefegt
Von allem Schwein, das er gehegt.

Nach solchem gänzlichen Entleeren
Gedenkt der Jost ans Licht zu kehren.
Doch weh, die Stange, drauf er harrt,
Sie zittert, beugt sich, knistert, knarrt,
Sie kracht mit Macht, sie birst. Der Jost
Fällt, poltert, pufft. Es schallt und tost
Durchs ganze Haus, denn durch den Fall
Zerschmettern unten überall
Die Töpfe, Kessel und Geschirre.
O, welch Geklirre und Gewirre!
Dem dicken Pfaffen flieht die Ruh',
Der alten Magd' flieht sie dazu.
Zwar ließ der Fix das Seil herunter,
Und Jost erfaßt es muthig munter
Und schlingt es um den Leib. — Am Dach
Da zogen sie. Doch, ach, es brach.
Was helfen jetzt die Künste alle?
O weh, die Maus ist in der Falle!

Jetzt gilt es Geistesgegenwart.
Der wackre Jost, der reibt und scharrt
Sich Ruß und Asche ins Gesicht.
Urschwarz wird überall der Wicht.
Den Bratspieß nimmt die rechte Hand,
Die linke einen Feuerbrand,
Den Kesselring setzt er als Kron'
Sich auf das Haupt. Dem Höllensohn

Gleicht er aufs Haar. Da öffnet ſich
Die Küchenthür und ängſtiglich
Tritt mit dem Licht die Köchin ein
Und ſieht den Joſt im Feuerſchein.
Der ſpringt ſie wüthig brüllend an
Und löſcht ihr Licht. So laut ſie kann,
Schreit ſie durchs Haus: „Gott ſteh mir bei,
Der Teufel iſt's!“ Und im Geſchrei
Entfliehet ſie, indeß der Joſt
Aufs neu' durch die Geſchirre toſt.

Doch eine Weile dauert's kaum,
Da tritt zum düſtern Küchenraum
Im Prieſterkleid der dicke Pfaffe,
Der Chorrock dienet ihm als Waffe
Zuſammt der Stola. Auch ein Buch
Bringt er mit dem Beſchwörungsfluch.
Zugleich hält er den Sprengel feſt,
Es folget eng an ihn gepreßt
Die Köchin mit geweihten Kerzen,
Die hält ſie flackernd vor dem Herzen,
Und der Weihwaſſerkeſſel hängt
An ihrem Arm. Von Furcht beengt
Iſt doch des Pfaffen breite Bruſt.
Es macht ihm wahrlich wenig Luſt,
Dem Teufel ſelber zu begegnen.
Erſt fängt er an ſich ſelbſt zu ſegnen,
Dann ruft er, wie die Vorſchrift heißt:
„Wer biſt du und was willſt du, Geiſt?“
Da brüllt der Joſt mit grimmen Mienen:
„Der Teufel bin ich, und erſchienen,
Um euch die Hälſe umzudrehen!“
Doch kaum iſt dieſer Ruf geſchehen,

Da dröhnt und tönt's durch den Kamin,
Als käm' das wilde Heer zu ziehn.
Als mauten Katzen, bellten Hunde,
Als wieherten Pferde in der Runde,
Bald war es wie der Schafe Blöken,
Und wie Gemecker bald von Böcken.
Es war als ob der Esel schrie,
Bald wie der Hähne Kikeriki,
Dazwischen klang Gekrächz' von Eulen,
Der Füchs' und Wölfe heiseres Heulen;
Und all dies Lärmen, Brüllen, Bellen
Vollführte Fix mit den Gesellen.

Zwar ließ der Pfaff sich nicht bethören,
Den Satan mächtig zu beschwören.
Doch Jost, der Satan, hat indessen
Die schlimme Lage nicht vergessen.
Er wählt mit Klugheit und Geschick
Und trifft den rechten Augenblick.
Als hielt die Sprüche er nicht aus,
Springt er am Pfaff vorbei ins Haus,
Geschwind streift er den Riegel auf,
Zum Garten führt ihn hurt'ger Lauf.
Dort kommen auch die Kameraden
Mit ihrer Beute reich beladen.
Die Mauer ist im Flug erstiegen,
Zum Beinhaus, wo die Brote liegen,
Geht es sofort. Voll Freude zeigen
Sie sich die Beute. Durch das Schweigen
Der Nacht erklingt der laute Sang
Des Pfaffen noch beschwörungsbang.
Doch sind auf ihren flücht'gen Rossen
Die Bursche lagerwärts geschossen. —

Dort gab es Jauchzen, Luſt und Lachen.
Wie ſind die leckern Beuteſachen
Den leeren Magen all zu Dank!
Schier mehr noch freuet ſie der Schwank.
Den Führern ſelber übers Maß
Behagt der luſtig tolle Spaß.
Werth ſpricht zum Sport: „Poz Blitz, der Joſt
Iſt dir wie mir der Fix zum Troſt.
Weſtfale, deß laß dich beſcheiden,
Du brauchſt mir länger nicht zu neiden
Den guten vielgeprüften Knecht.
Jedoch das Stehlen iſt nicht recht,
Iſt es auch recht, des Pfaffen Gier
Zu ſtrafen. Auf, bezahlen wir,
Was ſie ſtibitzt an Fleiſch und Brot!“
Da ſchickten ſie manch Goldſtück roth
Zum Pfarrhof hin durch Fix und Joſt.
Wie war der dicke Pfaff erboſt,
Den Teufel in Perſon zu ſchauen!
Jedoch den Geizigen erbauen
Die Münzen, die er gierig nimmt.
Leb' wohl, Paſtor!“ — Zum Jubel ſtimmt
Der Werthſche Haufen. Welchem Magen
Soll nicht die fette Koſt behagen?
Als ſie's verzehrt, kommt Proviant
Durch Schwaben in das öde Land. —

Als ſolche Freude hält den Lauf,
Erſcheint das Poſtſchiff auch rheinauf.
Es bringt den Brief dem Werth zur Hand,
Den ihm Chriſtine hat geſandt.
Erglühend öffnet er den Brief.
Dann jauchzt er hoch, dann ſeufzt er tief.

Das höchſte Glück kehrt endlich ein:
Chriſtine, ſie iſt ſein, iſt ſein!
Da möcht' er gleich zu Pferd ſich ſetzen
Und fort nach Köln rheinabwärts hetzen,
An lieber Bruſt, an roſ'gen Wangen,
Von weichen Armen hold umfangen,
Vom hellſten Blicke froh gegrüßt,
Vom ſchönſten Munde heiß geküßt,
Nach all dem Kriegswerk auszuruhn,
Und von ſich Streit und Kämpfe thun!

Doch ach, ſo ſchnell ſoll es nicht ſein!
Noch iſt vom Feind die Pfalz nicht rein.
In Heidelberg in Stadt und Schloß
Sitzt noch der Schwed' mit frechem Troß,
Von Adel Moda kühn geführt.
Mit dem muß er, wie ſich's gebührt,
Ein Gänglein machen. Und im Lauf
Bricht er mit ſeinem Volke auf
Zum waldig grünen Neckarthal.
Dort ragt im rothen Abendſtrahl
Die rothe Burg. Bald lebt der Kampf,
Bald ſprüht im blauen Pulverdampf
Das gelbe Feuer der Kanonen.
Sie ſchießen Breſchen ohne Schonen
Und ſtürmen plündernd durch die Gaſſen!
Schon geht es durch die Schloßterraſſen!
Da ſteigt vom Kaiſerſtuhle nieder
Geſchloſſen feſt in ſtarke Glieder
Ein neues Heer, das keiner kennt,
Nicht Schwed', nicht Baier. Doch es rennt
Jäh auf die Deutſchen. Schüſſe knallen,
Die grollend durch die Berge ſchallen,

O Gott, o Gott, es ſind Franzoſen,
Die übermächtig niedertoſen! —
Es wäre Tollheit neues Streiten,
Nachtes muß Werth von dannen reiten!

Franzoſen ſind's. Bald wird es kund,
Die Botſchaft geht in aller Mund.
Es iſt den armen deutſchen Landen
Ein neuer ſtarker Feind entſtanden.
Dem Schweden und dem Proteſtant
Ward ſtets franzöſiſch Geld geſandt,
Doch jetzt nach der verlornen Schlacht
Bat man, um die gebrochne Macht
Neu aufzurichten, um Soldaten.
Lang ward da hin und her berathen
Im Hofe von Paris. Wie gern
Sähn dort die tückiſch ſchlimmen Herrn
Das ſchöne deutſche Reich verderben,
Um ſelbſt ihr Theil dran zu erwerben!
Der ſchlaue feine Cardinal
Von Richelieu, der manches mal
So üble Tücken angeſponnen,
Macht klarer wie das Licht der Sonnen
Ludwig dem Dreizehnten: es gilt,
Das Haus Habsburg, den Hort und Schild
Der deutſchen Einheit, zu zerſpalten
Und dann mit eiſernen Gewalten
Deutſchland bis an den Rhein gewinnen!
Das war nach des Bourbonen Sinnen.
Er nahm den Weimar in den Sold,
Verſah ihn reich mit neuem Gold
Und rüſtete zu friſcher Wehre
Des Franzenreichs berühmte Heere.

Dumpf dünner ging die Märe um
Im deutschen Land. Es wurde stumm
Die Luft der jüngsten reichen Siege.
Kaum schied der Däne aus dem Kriege,
Kaum ist der Schweden Macht gebrochen,
Da droht mit neuen wilden Jochen
Schon der Franzose. Feinde sind
Allwärts, sie kommen mit dem Wind.
Da schwindet selbst der Zwietracht Dürsten,
Gottlob, den lutherischen Fürsten!
Dem Bund, der einst so kühn gewachsen
Zu Heilbronn, jetzt entsagt ihm Sachsen
Und Brandenburg. Es folgt in Hast
Anhalt und Mecklenburg. Zur Rast
Verlangen auch die Städt' in Schwaben,
Ulm, Nürnberg, Augsburg, sie begaben
Des Streites sich. Im alten Prag
Beschlossen auf dem Fürstentag
Sie mit dem Kaiser einen Frieden. —
Weh, wer sich anders hat entschieden,
Wer mit dem fremden Feind will geben,
Statt mit dem Heimatland zu stehen!
Hell zürnend ruft der grimme Werth:
„Gewalte denn aufs neu', o Schwert!
Sei zwischen uns und ihnen Richter,
Vernichte sie, die uns Vernichter
So gerne wären, die es immer
So gern gewesen, die uns nimmer
Zu Freunden werden! Unbill, List
Und Ränke dienten jede Frist
Zum Streitzeug euch. Voll Haß und Neid
Sah man euch fachen stets den Streit,
Um uns die Heimat zu zerfetzen.
Was aber half euch all eu'r Hetzen

Bei Dän' und Schwed'? In ſchnöde Flucht
Hat ſie gefegt die ſchwere Wucht
Der deutſchen Waffen. Seid's gewärtig,
Wir werden auch mit Frankreich fertig.
Wer ſich in unſre Sach' will miſchen,
Dem wollen wir den Rücken wiſchen.
Sind wir der Heimat rechte Stützen,
So wird uns Gott im Himmel ſchützen."

Wie jauchzte ihm das Herz voll Luſt,
Wie füllte Kampfluſt ihm die Bruſt,
Als man die Kunden hörte ſtreifen,
Den Feind im eignen Land zu greifen!
Lothringens Herzog Karl erſchien
In Werth's Gezelt und warb um ihn
Und ſeinen Arm. Er war der Held,
Mit dem zu Nördlingen im Feld
Der Werth gekämpfet. Auf dem Throne
Der Heimat trug er einſt die Krone.
Dort ſchuf der ſchlaue Cardinal
Herr Richelieu ihm Qual und Qual,
Verfolgend ihn mit Liſt und Ränken,
Mit Volksaufſtänden und Gezänken,
Daß er geächtet endlich floh.
Des Lebens ward er nicht mehr froh.
Entſchloſſen, kühn und tapfer ritt
Er ſtets von Schlacht zu Schlacht. Er ſtritt
Aufs neu', die Heimat zu erzwingen.
Der Werth verſpricht, mit ihm zu ringen,
Denn auch das Kaiſerheer ſoll kommen.
Rheinüber wird der Weg genommen.

Kalt war der Winter, ſtark der Froſt,
Es ſtürmt der Rhein von Eis durchtoſt,

Doch plötzlich hört er auf zu rollen.
Im Strome ſtellen ſich die Schollen.
Da ſtürmt der Werth mit den Geſchwadern
Raſch hin auf den gefrornen Quadern,
Und ſteht vor Speier. Seiner Kraft
Ergibt ſich gleich die Bürgerſchaft,
Und in der Kaiſerſtädte Gliedern
Glänzt bald aufs neu' die Reichsſtadt wieder.
Dann wird mit wilden Reiterwogen
Das ſchöne Elſaß überzogen.
Es fehlte dort für Tiſch' und Mund
An Beute nicht. Dann nach Burgund
Zog ſieghaft er. Ehemar, die Feſte,
Herbergte bald die deutſchen Gäſte.
Jetzt ſtürmen wie zuckende Blitze
Des Kaiſers Heere. An der Spitze
Steht Gallas. Ihm, dem alten Degen,
Stellt Frankreichs Feldherr ſich entgegen,
Herr La Valette, der Cardinal.
Doch flieht er bald durch Berg und Thal
So Wagen wie Gepäck verbrennend
Und bis nach Metz im Laufe rennend,
Wo er ſich barg. Gut iſt das Glück!
Da that manch kühnes Reiterſtück
Johann von Werth. Schier wie im Ring
Lenkt hin und her er ſeinen Zug,
Den Franzen hier den Weg verengend
Und dort ſie auseinanderſprengend,
Vieh, Futter, Wein und Früchte greifend
Und munter wieder heerwärts ſtreifend,
Und wenn ſie dann beim Mahl gezecht,
Spricht er: „Frankreich heißt's doch mit Recht.
Das Land iſt reich, wir ſind drin frank.“
Es ſetzt der Spott hinzu: „Gott Dank,

Denn ich verſteh' das Sprüchlein eben,
Das heißt: wie Gott in Frankreich leben!"
Doch können's Fix und Joſt nicht faſſen,
Daß auf den Plätzen und den Gaſſen
Allwärts die allerkleinſten Buben
Franzöſiſch ihr Geſchwätz erhuben.

Wie ſo der Werth das Land durchſtrich,
Da ward ſein Name fürchterlich
Durch Frankreich nach Paris hinein
Und bis zum Hofe. Groß und klein
Und alt und jung ſprach angſterregt
Vom wilden Werth, denn niemand fegt
Wie er, an Schnelle unvergleichbar,
An Kraft und Stärke unerreichbar,
So heftig, jählings, plötzlich, oft
So unerwartet, unverhofft
In jeden Feind. Wie herrlich ward
Da echte deutſche Reiterart!
Furchtſam geängſtet lag das Heer
Von Frankreich nun im Feld. Wie ſchwer
Wird's, rings die Faſſung zu erhalten!
Es will ſich alles ſchlimm geſtalten.
Was ſoll ihm helfen, ſoll ihm frommen —
Der König muß ins Lager kommen! —

Der König kam. — Wie rauſchend zog
Die Mär durchs Land! Es lief und flog
Lobpreiſend Reden bald umher,
Als ob's ein hohes Wunder wär',
Was Pflicht nur war. Ach, wenig Wolle
Und viel Geſchrei! Es litt vom Grolle
Des Königs Saint-Mihel, die Feſte,
Die er belagernd heftig preßte

Und einnahm, um unſchuld'ge Bürger
Durch ſeine blutgewohnten Würger
Dem Henkertod zu übergeben.
Den Commandant, dem er das Leben
Verſprochen, ſchickte zur Baſtille
Sein hoher königlicher Wille.

Das Hauptquartier ward aufgeſchlagen
Zu Saint-Mihel in jenen Tagen.
Viel Freude gab's nicht in dem Neſte,
Dem alten, düſtern. All die Feſte
Die voller blitzend heller Pracht
Dem König in Paris gelacht,
Wo ſind ſie hin? Ach, langſam ſchleichen
Die Stunden, die ſich troſtlos gleichen!
Ein ernſt Geſicht hat ſtets der Krieg.
Auch zeigt ſich nirgends raſcher Sieg,
Wie man gehofft. Bald ſchien's fürwahr
Ein Feiertag, wenn in der Schar
Der Generale, ſtark umgeben
Von Troß und Volk, der König eben
Den Ritt hinaus zum Thale wagt.
Manch ſtattlich altes Burghaus ragt
Am Strand der Maas. Dort eingeladen
Wird oft der Fürſt von Gottes Gnaden.
Von ſolchen Fahrten hört der Werth,
Der längſt zu friſcher That begehrt
Nach faulem Lottern. Raſch beſtimmt
Die Beſten er der Schar und nimmt
Sie mit ſich. Bei Mihel der Wald
Dient ihm zum ſtillen Aufenthalt.
O, könnt' er zeigen jetzt den Franzen,
Wie luſtig deutſche Reiter tanzen!

Da kommt ihm Mär geheim verborgen:
Der König zieht am nächſten Morgen
Mit Bernhard und mit La Valette
Zu einem Schloſſe an dem Bette
Der Maas. Bei Gott, mit Volk und Troß
Sieht man vom Wald den Zug zu Roß!
Werth ſchleichet nach. Die Feinde alle
Betreten ſchon des Schloſſes Halle,
Da brauſt er aus dem Forſt hervor.
Der ſichern Beute nahet der Chor.
Doch ſieh, ein Pflüger, der ſie ſchaut,
Spannt ab ſein Pferd und lärmet laut
Ins Schloß: „Der Feind iſt da!“ — Wie hob
Der Wirrwarr ſich! Gottlob, Gottlob
Ludwig iſt heute nicht dabei!
Er fühlt ſich krank. — O, welch Geſchrei!
Der Weimar und der Cardinal
Entfliehen jäh ins grüne Thal,
Und bergen ſich an ſicherm Ort
Zu Saint-Mihel. Ludwig ging fort,
Um länger nicht im Krieg zu ſchwitzen.
Ja, beſſer iſt's, im Louvre ſitzen.
Werth aber kehrt voll Zorn zurück,
Daß ihm ſo neidiſch war das Glück.
Er hätte alles drum gegeben,
Der Heimat Urfeind aufzuheben.

Nun macht er durch des Landes Mitte
Aufs neu' verzweifelt wilde Ritte,
Als ihm ins Ohr die Kunde ſchlug:
Es nahe ſich bei Toul ein Zug
Von funfzehnhundert ſchweren Wagen,
Die Proviant für Frankreich tragen.

Er fiel hinein und nahm sie alle.
Wer widerstehet solchem Pralle?
Ob auch zweitausend Waffenknechte
Sie schützen. Rasch aus dem Gefechte
Führt er ins Lager Trank und Speise.
Das bringt die Deutschen recht ins Gleise,
Doch dem französischen Heere droht
Bald übermächt'ge Hungersnoth.
Es zieht auf Nancy. Hinterdrein
Stürzt sich der Werth in seine Reihn
Und treibt gewinnend neue Beute
Mit Macht zweihundert Edelleute,
Des Heeres Nachhut, in die Wogen
Der Maas, die in den Tod sie zogen.

Doch ob er all dies Werk vollbracht,
Was hilft's! Es meidet stets die Schlacht
Der schlaue Franzmann. La Valette
Verschanzt sich stets an sichrer Stätte
Mit Bernhard Weimar. Gallas kann
Nie mit dem Lothringer hinan.
Da zieht der Hunger in das Heer
Der deutschen Krieger. Ach, noch mehr
Quält sie der Krankheit heißes Wüthen.
Wer kann vor solchem Feind sich hüten!
Viel schlimmer geht der Tod herum
Als in der Schlacht. Er macht sie stumm
Die tapfern Männer, die seit Jahren
Durch Sturm und Kämpfe hingefahren.

Und auch die Führer taugen nicht.
Des Rechts vergessen und der Pflicht,
Des Reichs vergessen und des Herrn,
Als wären Noth und Wirrsaal fern,

So ſchwelgen ſie bei üpp'gem Mahl.
Was kümmert ſie des Hungers Qual,
Die Noth der fiebernden Soldaten,
Des Winters Zorn? Dampft nur der Braten
Auf eignem Tiſch und perlt der Wein,
Dann ſchwärmen ſie die Nacht hinein,
Wie Gott in Frankreich leben ſie.
O pfui der Schmach! Es gab noch nie
Trunkbolde rings im deutſchen Reich,
Die's thun dem Götz und Gallas gleich.
Was hilft dem Werth da all ſein Pflegen?
Taugt's oben nicht, da fehlt der Segen.

Zu Nancy bleibt der Cardinal
Herr La Valette. Durch Berg und Thal
Zieht neue Hülfe ſtets ihm zu,
So harret er in ſichrer Ruh'.
Wie kann der Deutſche ſich noch halten?
Denn mit dem Winterfroſt gewalten
Siechthum und Hunger immer ſtrenger,
Die unvermeidlich heft'gen Dränger.
Und ſoll das ganze Heer nicht ſterben
Im täglich wachſenden Verderben,
So gilt's den Rückzug anzutreten.
Da horch! es blaſen die Trompeten.
Der Gallas wälzt ſich an den Rhein
Und wirft ins Elſaß ſich hinein.
Es zieht im tiefen Eis und Schnee
Der Lothringer zur Franche-Comté.
Werth aber denkt die Winterraſt
Zu nützen als der Heimat Gaſt —
Gottlob! der Tag iſt jetzt erſchienen,
Zu ſehn die Heimat und Chriſtinen.

Doch eh er in die Ferne reitet,
Iſt hohe Ehre ihm bereitet.
Es hat der Kaiſer ihn ernannt
Zum Freiherrn, und durch Ferdinand
Den König kommt ihm zu die Schrift,
Auf die ſein Falkenauge trifft
Mit Luſt und Stolz. Wie er geſtritten
Von Schlacht zu Schlacht in kühnen Nitten
Voll Heldenmuth, wie treu er ſtand
Zu Kirche, Reich und Vaterland,
Das alles ſagt das Pergament.
O wie das ſchöne Haupt ihm brennt!
Nicht, weil er nun von Adel war,
Nein, weil ſo richtig grad und klar
Der Herr erkannt ſein deutſches Weſen,
Hat er's mit freud'gem Geiſt geleſen.
Er war ein Deutſcher ohne Tadel,
Das war ſein ſchönſter, hellſter Adel.

Doch damit iſt's noch nicht gethan,
Denn auch Kurfürſt Maxmilian,
In deſſen eignem Dienſt er ſtand,
Schenkt ihm ein Schloß im Frankenland.
Werth lag einſt im Quartiere dort,
Und Bodenſtein, ſo hieß der Ort
Von Feld und Wieſ' und Wald umgeben.
In Frieden mag er einſt dort leben,
Wenn nach dem allerletzten Siege
Zu Ende ſind die rauhen Kriege.
Schön iſt der Ruhm, ſüß ſind die Ehren,
Doch muß den Mann der Boden nähren.

Wohlan, das heiß' ich ſchönen Lohn;
Wie lacht der Schlachten kühner Sohn!

Der einſt als Pferdeknecht entfloh
Der Heimat, kehrt des Glückes froh,
Das ihm des Geiſtes heitrer Muth,
Des Leibes ungeſtüme Glut
Erworben hat. Der Spork wird jetzt
Den wilden Reitern vorgeſetzt.
Sie ſchütteln herzlich ſich die Hand.
Wachtmeiſter Fix geht mit ins Land.
So reiten ſie. Sieh, dort am Strome
Hebt ſich mit ſeinem ſtolzen Dome,
Mit ſeinen hundert Thürm' und Thoren
Im Winternebel faſt verloren
Das heil'ge Köln! — Die Glocken ſchallen,
Schon fern ſieht man die Fahnen wallen.
Er zieht durchs Thor. Die Straßen lang
Wogt auf und ab der Menge Drang,
Und alle rufen ihm entgegen:
„Johann von Werth, Heil, Glück und Segen!“

Fünftes Stück.

Unfern der Kirche Sanct-Gereon
Wohnt als der Reichsſtadt treuer Sohn
Herr Gerhard Veuth. Sein ſtattlich Haus
Ragt aus den Gärten hoch hinaus
Mit blanken Giebeln. Durch die Zimmer
Glänzt ſichern Reichthums heller Schimmer.
Geſchnitztes Täfelwerk bekleidet
Die hohen Wände, und es weidet
Der Blick an Hausrath, Schreinen, Sitzen
Und Tiſch und Stuhl ſich. Allwärts blitzen

Vorhänge von Damaſt und Sammt,
Von Gold und Blumen reich durchflammt;
Sie kamen fern aus Morgenland.
Mit klüglich wägendem Verſtand
Hat Beuth ſich den Beſitz erhandelt.
Stets iſt er rechten Pfad gewandelt,
Drum iſt auch heimelnd ſüßer Frieden
Dem ſaubern ſtolzen Haus beſchieden.

Zu dieſem Hauſe lenkt der Werth
Durchs ſtraßenreiche Köln das Pferd
Mit dem Gefolge. Vor dem Thor
Hält an der Zug. Beuth tritt hervor
Und führt ihn freudig in den Saal,
Den kühnen Gaſt. O Glück und Qual!
Wo iſt Chriſtine? Ach, ſie kam
So ſchüchtern ſcheu, voll ſüßer Scham
Und ungeſtüm voll Pein und Luſt
Stürzt ihm das Mädchen an die Bruſt.
Wo bleibt das Wort? Der Blick, der Kuß,
Das iſt der beiden Seelengruß
Sprachlos macht ihn die Seligkeit.
Da fühlt der Werth, dem nie im Streit
Gefehlt der allerkühnſte Streich,
Das allerkühnſte Wort zugleich,
Zuerſt der Liebe ſüße Macht,
Vor der er mehr als vor der Schlacht
Nun beben muß. Sein Auge weint.
O, wie der Mann ein Kind erſcheint!
Er weiß, es kann nichts Höhres geben,
Als eines Weibes ſüßes Leben
Ans Herz zu preſſen, ſich zu tauſchen
Mit ihrem Weſen. Selig rauſchen

Die heißen Küſſe ohne Ende —
Er küßt ihr Kleid und Haar und Hände.

Lichthell entfloſſen da die Tage.
Vergeſſen ward des Feldes Plage.
Beſtäubt hängt an der Wand das Schwert,
Dem Augenblicke lebt der Werth.
Er lebt ſo ungebunden frei
Dem Lied, dem Scherz, der Plauderei,
Wie es die Liebe ſorglos hebt.
Das erſte mal iſt's, daß er lebt,
Er lebt in ihr, der ſüßen Maid,
Die anmuthsvoll in Seligkeit,
Daß ſie den kühnſten Mann errungen,
Ihn hold umwebt. Wenn ſie umſchlungen
Ihn hält, das dunkle Haar ihm ſtreichelt,
Mit Wort und Küſſen hold ihm ſchmeichelt,
Wie flieht da Ruhm und Glanz und Ehre
So nichtig hin! Sonſt zog ins Leere
So oft ſein Sinn. Nun lacht und glänzt,
Gleichwie von Roſenglut umkränzt,
Die Gegenwart und Zukunft hold.
Und wie ſo Tag um Tag entrollt,
Da lacht der alte Beuth herein:
„Iſt es Euch recht, ſo mag es ſein!
Die Glocken ſind bereit zu beiern,
Laßt uns das Hochzeitsfeſt denn feiern!“

„Ein Wort, ein Mann!“ ſo ruft der Werth.
Raſch läßt er ſatteln ſich das Pferd,
Das ſchon zu lang im Stall geſtanden,
Erſt will er ſeinen Heimatlanden
Den Gruß entbieten. Einen Kuß
Gibt er Chriſtinen. Dann im Schuß

So geht mit Fix es in die Welt.
Und sieh, bald schaut er Wald und Feld,
Wo er geübt die Schweinehut,
Wo er als Knecht mit frischem Blut
Sein Roß einst zähmte. Hochauf springt
Fortuna, lautes Wiehern klingt.
Fortuna grüßet, denn vom Rand
Des Hügels schauet dort ins Land
Burg Schlenderhan, der Erst nicht fern,
Daß er besuch' den alten Herrn,
Das ziemt sich wohl. Sie reiten frisch
Hinauf, es läutet schon zu Tisch,
Es geht zum Hof. Dort steht verzagt
Am Stalle eine dicke Magd.
Den stolzen, kecken Reitersmann
Schaut sie mit Nas' und Munde an.
Die Grete ist's. Werth kennet sie.
Sie kennet ihn. Ach, wie sie schrie!
Schier fällt sie hin. Da scherzt der Werth:
„Gret', wer's gethan hätt'!" — Ihr entfährt:
„Jan, wer's gewußt hätt'!" — Sieh, da naht
Der Freiherr Frentz im besten Staat,
Und zieht den Hut und beugt den Rücken
Vor einem Mann aus freien Stücken,
Der ihm gedient als Schweinehirt.
Zum Saal führt freundlich ihn der Wirth.
Der sonst mit dem Gesinde aß
Am allerletzten Platz, er saß
Auf einem Ehrenplatz am Tisch;
Der sonst auf einem Strohsackwisch
Im Stalle schlief, ihm sucht man aus
Das schönste Himmelbett im Haus.
So ehrte man den alten Knecht.
Freilich, das war vom Freiherrn recht.

Wer kennt den Frenz in weitem Land?
Doch ward Johann von Werth genannt
Der große wilde General
Weit, weit durch Deutschlands Berg und Thal
Am andern Morgen dankt der Gast,
Er gönnt mit Fix sich keine Rast,
Bis er den Heimatort erritten.
Zu Büttgen, in des Dorfes Mitten,
Ward halt gemacht. Aus jedem Haus
Da stürmte alt und jung heraus,
Den stolzen Kriegsherrn anzustaunen.
Rings hört man flüstern, fragen, raunen:
„Wer mag es sein?" Denn keiner kannte
Den Jan, der einst das Dorf durchrannte,
Ein wilder Bub'. Fix ist schon alt,
Auch ist verstümmelt die Gestalt,
Und seine Jugendspielgenossen
Hält meistens schon das Grab umschlossen.
Da nahet zu der Fremdenschau
Noch eine blanke alte Frau
In Bauerntracht. Sie horcht und schaut.
Nun stößt sie einen freud'gen Laut
Aus heller Brust: „Johann, Johann!
Mein Sohn!" Es fliegt vom Pferd der Mann,
Der Krieger, General und Held,
Und in den starken Armen hält
Er seine Mutter. Wie geschwind
Kennt eine Mutter doch ihr Kind!
Wem soll nicht solcher Anblick taugen!
Das Wasser trat in alle Augen.

Drauf schüttelte der Werth die Hand
Den Leuten, die er einst gekannt

In ſeiner Jugend, und dann ging
Er in die Hütte arm gering
Mit ſeiner Mutter. Ach, der Raum
War ihm ſo heilig, denn den Traum
Der Unſchuld hat er drin geträumt,
Sorgloſe Tage dort geſäumt
Voll Glück und Frieden. Solcher Segen
Träuft auch der Armuth Jugendwegen.
Er lauſcht der Alten, die erzählt,
Wie ſie durchs Leben ſich gequält:
Der Vater ſtarb, die Brüder zogen
Hinaus, entrafft durch Kriegeswogen —
Wo treiben ſie's, nahm ſie der Tod?
Dem Werth wird weh ob all der Noth —
Da hält am Haus ein reicher Wagen,
Es ruft der Sohn: „Nach ſchlimmen Tagen
Erſcheinen gute. Mutter, friſch,
Ihr geht mit mir zu Haus und Tiſch.
Habt Ihr noch was, ſo gebt's den Armen.
Ihr ſollt im beſſern Neſt erwarmen!
Wir ziehn nach Köln!“ Die Widerworte
Sie helfen nichts. Raſch geht's zur Pforte.
Er grüßt vom Pferde, ſie vom Wagen,
Der in die Reichsſtadt ſie ſoll tragen.

Was ſoll der helle Glockenton?
Sie läuten in Sanct-Gereon,
Zum Hauſe Beuth's ziehn ſchon die Gäſte.
Er lud zum heil'gen Hochzeitsfeſte
Der Tochter mit Johann von Werth,
Der mit der alten Mutter kehrt.
Wie, ſie iſt eine Bauernfrau?
Seltſam ſcheint vielen wol die Schau.

Jedoch die holde, ſüße Braut,
Die hell aus Edelſteinen ſchaut,
Umarmt die Mutter tiefgerührt,
Und Beuth, der reiche Kaufherr, führt
Am Arme ſie. So zieht die Schar
Zur Kirche, wo am Hochaltar
Der Abt die jungen Gatten ſegnet.
O wie es da von Wünſchen regnet
Und ſprüht in laut und leiſer Weiſe!
Ein Jauchzen tönet durch die Kreiſe
Des Volks, das Werk und Haus verlaſſen
Und um die Kirche drängt in Maſſen.
So kehrt der Zug zum Hochzeitsmahl,
Bereitet in des Vaters Saal.
Da ging die Freude in die Runde
Sie quoll vom Herzen laut zum Munde
Dem Brautpaar Segen, Glück und Frieden! —
Ja, wäre Frieden doch beſchieden! —

Wohl war's ein benedeites Haus!
Es ſang und lachte ein und aus
Am Hauſe Beuth's. Die Paarezeit
Das iſt der Liebe wahre Zeit,
Das iſt ihr Lenz, das iſt ihr Mai,
Süß wie der erſte Sang und Schrei
Der Frühlingsvögel, wie der Duft
Der erſten Veilchen in der Luft.
Und wie die Hoffnung ſich erſchließt,
Daß ihnen neues Leben ſprießt,
Da iſt erſt Jubel ohne Ziel,
Denn alles iſt doch eitles Spiel
Den Menſchen, die im eignen Sproſſen
Nicht weiter blühen. Reich genoſſen

Sie ſo des Glücks. Der Vater ſchaut
Vergnüglich, daß er wohlgebaut
Für künft'ge Brut. Mit ihnen wohnt
Werth's Mutter nun, und ſie belohnt
Aus freundlich dankbarem Gemüthe
Mit frommem Beten all die Güte.

Doch währt nicht lang des Krieges Ruh':
In Lüttich geht's unliebſam zu.
Die Bürger toben, fordern, toſen,
Sie halten's dort mit den Franzoſen.
Mit ihnen trotzt des Hochſtifts Land
Dem kölner Kurfürſt Ferdinand,
Dem Bruder des Maximilian,
Werth's Waffenherrn. Der Streit hebt an.
Und Ferdinand entbietet Werth,
Zu leihen ihm das wackre Schwert,
Zu führen ſeinen Heeresbann.
Da ward er auch ein Kriegshauptmann
Im kölner Dienſt. Es gibt zugleich
Der Fürſt ein Lehn ihm groß und reich.
Das iſt das odenkirchner Schloß
Mit Wald und Feld. Bald ſchnaubt das Roß,
Bald nimmt er Abſchied von Chriſtinen,
Von Mutter, Vater. Alle Mienen
Sind trüb von Schmerz. Doch er muß reiten,
Er muß aufs neu' für Deutſchland ſtreiten.

Und an der Maas ſteht er im Flug.
Mit manchem kühnen Reiterzug
Lag er in Scheunen und in Ställen
Den frechen bäuriſchen Rebellen.

Die Reiterfähnlein, Fußvolkhaufen,
Die den Empörern zugelaufen,
Hob er in nächt'gem Ueberfall,
Auf offner Straß' mit Hieb und Knall
Urplötzlich auf, daß bald das Land
Verödet ohne Menſchen ſtand.
Dann ging er auf die ſtolze Stadt,
Die mächtig ſich befeſtigt hat
Mit Thürmen, Mauern, Wällen, Schanzen.
Wohl hob da an ein wildes Tanzen,
Kanonen donnerten den Takt.
Und die Muſik, wie heulend packt
Sie ins Gehör! Die Kugeln ſchweifen
Mit ſchrillem Ton. Die Schwerter pfeifen.
Doch La Rüelle, der Bürgermeiſter,
Ermuthigt ſtets aufs neu' die Geiſter
Der fränziſchen Partei. Er ſpricht:
„Nur Muth! Frankreich verläßt uns nicht,
Es ſchickt Entſatz!" Da ſtürmt der Werth
Mit ſeinem hocherhobnen Schwert
Den Sanct-Aegidienberg voll Wuth.
Vierhundert lagen da im Blut,
Und keiner kehrte von der Feſte
Nach Lüttich heim. Nun ſchien's das Beſte,
Zu fliehn, den Reichen in der Stadt.
Sie ziehn des Mords und Schreckens ſatt
Fort auf Namur. Jedoch es hetzt
Herr La Rüelle noch mehr. Er ſetzt
Nun tauſend Thaler auf den Kopf
Des Werth. Der aber lacht: „Du Tropf!"
Und andern Morgens hängt am Thor
Lüttichs ein Brief. Es ſteht davor
Viel leſend Volk. Wie's ſpöttiſch klingt:
„Wer La Rüelle's Kopf mir bringt,

Dem wird ein Schöpſenkopf verehrt!“
Und drunter ſteht: Johann von Werth.

Doch ſieh, was glänzet auf dem Plan?
Der Piccolomini kommt an
Vom deutſchen Reich mit großem Heer.
Der Lothringer bringt gute Wehr,
Und aus dem nahen Niederland
Schickt Volk der Cardinal-Infant.
Viel Waffenwerk gab es zu ſchauen.
Warm geht der Lenz, die Lüfte blauen.
Das iſt zum Krieg die rechte Zeit!
Was ſoll noch Lüttichs kleiner Streit?
Es mögen hinter feſten Mauern
Die winzigen Bürger trotzig lauern.
Der Deutſche denkt ins Franzenland!
Friſchauf, die Waffen in die Hand!
Hoch wallen in die Luft die Fahnen!
So wogt's hinaus auf allen Bahnen
Zum warmen Weſt! — Geht es auch an?
Was ſagt Kurfürſt Maximilian?
Erlaubt er auch den Zug dem Werth? —
Doch gegen Frankreich geht's. Da kehrt
Der Werth ſich um Befehl nicht weiter.
Er iſt des großen Deutſchlands Streiter.
Der Heimat Todfeind geht's entgegen!
Nie ſah man ihn ſo trotzig fegen. —
Blitzſchnell fuhr da durch Frankreich hin
Furchtbarer Schreck. Verwirrt im Sinn
Iſt Volk und Hof. Voll Grimm und Qual
Lauſcht Richelieu, der Cardinal,
Der jähen Mär. Das deutſche Land
Ward allerwärts vom Feind berannt,

Und dennoch hat es Muth und Kraft,
Zu brechen durch der Grenzen Haft
Und kühn in Frankreich einzufallen!
Alltäglich schlimmre Kunden schallen:
Es kommt in allgewalt'gen Wogen
Das Heer des Kaisers angezogen
Und deckt das Land in weiter Kette,
Es nimmt die Festen und die Städte,
Die Dörfer plündert's und die Flecken
Und treibt von fetten Weideſtrecken
Die Heerden weg. Jedoch es droht
Für Frankreich noch viel schlimmre Noth:
Das Volk empört sich in der Runde,
Weil es den König schnöd im Bunde
Mit Ketzern sieht. Den rechten Glauben,
So schrei'n sie laut, will man uns rauben!
Da ward zum Kriegsrath eingeladen
Im Louvre, um dem drohnden Schaden
Einhalt zu thun; und kalt und heiß
Floß all den hohen Herrn der Schweiß.
Jetzt hieß es, vor des Feinds Gewalten
Der Grenze Festen stark zu halten.

Was half's? Ein Haufen Deutscher lag
Vor Guise belagernd manchen Tag.
Es warf sich eine spanische Schar
Rasch auf Le Catelet. Da war
Kein Retten mehr. Die Feste fiel,
Schier ohne Schuß kam man zum Ziel,
Denn ohne Bresche war die Mauer.
Werth legte allwärts sich auf Lauer.
Er ritt in frischem Saus und Braus
Dem schweren Heere stets voraus.

Entlang der Saone von Ort zu Ort
War bald er hier, war bald er dort.
Drei Treffen liefert er in Eile
Und ſchlug darin drei Heerestheile
Des Feinds. Jetzt gilt's! Jetzt muß es frommen!
Er ruft: „Die Kaiſerlichen kommen,
Die Spanier folgen. Raſches Wagen
Gewinnt das Werk!“ Die Kühnen ſchlagen
Bei Brais-ſur-Somme die leichte Brücke.
Fußvölker, Reiter, Wagen, Stücke
Ziehn raſch hinüber. Rettend naht
Herr Puiſegur, mit kühner That
Zu ſchirmen die bedrohte Stelle,
Jedoch dem Sturm, der Wuth, der Schnelle
Des Feinds kann er nicht widerſtehn.
Er ſieht ſchier ganz zu Grunde gehn
Die Truppen, die er begeleitet.
Es folgt der Werth, der raſtlos reitet
Bis zur Oiſe. Da erſcheint
Ihm bei Noyon ein neuer Feind,
Franzoſen ſind es, die ſich eilen,
Zum Heer zu ſtoßen. Ohne Weilen
Stürmt er hinein entſetzlich brauſend,
Am Boden ſtrecken ſich an tauſend
Bürger von Noye und Mondidier.
Sie bringen ihm voll Furcht und Weh
Die Schlüſſel ihrer Stadt. Aus Thor
Von Compiègne ſchwärmt er im Chor
Der Reiterei auf hurt'gen Bahnen.
Zwanzig Kanonen, funfzig Fahnen
Hat er, des kurzen Feldzugs Beute.
Wie jammern jetzt voll Angſt die Leute
In Land und Stadt! Sie geben ſchon
Haus, Heimat, Königreich und Thron

Ludwig's des Heiligen verloren.
Mit Bann und Fluch wird Werth verſchworen. —

Da rief er: „Sport, nun reite mir
Zu dem Infant ins Hauptquartier.
Es wird, es ſoll, es muß gelingen!
Jetzt wollen wir den Hahn bezwingen,
Der immer ſich zum Rheine dreht
Und gern auf unſerm Dache kräht!
Sag' dort, ich ließe Botſchaft ſenden:
Zeit iſt's, uns auf Paris zu wenden!
Folgt er mir nur, ich zieh' voraus,
Und auf des Louvres Königshaus,
Das nun ſchon ſeit zweihundert Jahren
Von keinem fremden Feind erfahren,
Laſſ' ich des deutſchen Reiches Aar
Auf ſchwarz-roth-goldnem Banner klar
Weit in die hellen Lüfte wallen!
Ruhmvoll geholfen iſt uns allen!"

Und eilig ritt der Sport von dannen.
Doch Werth war bald mit ſeinen Mannen
Windſchnellen Rittes dort und hier.
Sie ſtreiften ſchier bis ins Revier
Von Ponteiſe und Saint-Denis.
Die Edelleute zu Paris
Erbitten ſich vom Werth die Hüter
Für ihre Burgen, ihre Güter
An der Oiſe. Weh dem Land,
Das den Beſitz von fremder Hand
Beſchützen läßt! — Dort in der Mark
Jagt König Ludwig einſt im Park
Mit ſeinen Höflingen. Da ſieht
Er jenſeits in dem Flußgebiet

Ein Häuflein Reiterei. Er kennt
Nicht Waffenſchmuck und Tracht. Wer nennt
Die Krieger ihm? Wer kann ſie deuten?
Was hört er? Sie ſind von den Leuten
Johann von Werth's! O großer Gott!
Trifft Frankreich ſo unbänd'ger Spott? —
Seht nur, die drüben ſtehn und ſchau'n! —
Der Werth iſt's ſelbſt. Da faßt ein Grau'n
Den König, der ſein Bild ſchon ſah
Und draus ihn kennt. Der Feind ſo nah?
Werth ruft: „Ging nicht der Fluß dazwiſchen,
Ihr Herren ſolltet nicht entwiſchen!“
Da ſchwand Herr Ludwig raſch im Wald,
Im feſten Louvre ſaß er bald,
Auch ließ er, wie man ſagt, das Jagen
Noch allerwärts in langen Tagen.

Doch welcher Schrecken faßt die Stadt,
Als ſie die Mär vernommen hat!
Johann von Werth, der iſt der Mann,
In deſſen wildem Bild fortan
Mord, Blut und Brand und Furcht und Schrecken
Aufgipfeln. Seine Thaten wecken
Furchtbare Angſt. Geſpenſterhaft
Scheint ſeine Wildheit, Schnelle, Kraft.
Man glaubet, wie im wilden Heer,
So ſtürmt er in der Nacht daher,
Verhüllt von Nebel, durch die Luft;
Man meint, er könne ſich im Duft
Unſichtbar machen. Wahnwitz läßt
Ihn hieb- und ſtich- und kugelfeſt,
Durch ſchwarze Teufelskunſt geſellt,
Hintummeln ſich durch Kampf und Streit.

Will man in Furcht die Kinder ſagen,
So muß man ſeinen Namen ſagen.

Was Wunder, daß da alle bangen!
Bald hat ein Flüchten angefangen
Von matter Feigheit. Eng geſchloſſen
Ziehn Karren, Wagen und Carroſſen
Voll aufgeraffter Koſtbarkeiten
Durch alle Thore in die Weiten.
Es geht nach Orléans der Zug,
Nach Châlons drängt er ſich im Flug,
Bis zur Loire ſtreift die Flucht,
Das ferne Tours wird aufgeſucht.
Doch nicht der Cardinal-Infant,
Nicht Piccolomini's Verſtand,
Nicht Gallas' Wüthen in Burgund,
Werth iſt aller Aengſten Grund.
Werth harrt täglich heiß und wild,
Daß ſie ihm folgen im Gefild,
Um Frankreichs Hauptſtadt zu zerſtören. —
Da kommt der Spork. Was muß er hören?
Sie wollen ſich noch nicht bequemen,
Sie denken Corbie erſt zu nehmen
Fern an der Saone. Er ſchreit: „Die Thoren!“
Er ſtampft: „Nun geht der Fang verloren!“

Und alſo war's. Ein Kapuziner,
Pater Joſeph, der treuſte Diener
Des Richelieu, hebt bald den Muth.
Er ſendet in die ärgſte Wuth
Des Pöbels kühn den Intendant
Von Bouillon. Sicher und gewandt
Wirft ſtolz der Rittersmann ſein Roß
In den Tumult am Königsſchloß.

Er ruft: „Pariſer, gebt uns Geld
Und Menſchen, und die ganze Welt
Iſt unſer. Ja, wir jagen gleich
Spanier und Deutſche aus dem Reich.
Den Rheinſtrom und das Niederland
Erobern wir mit Blut und Brand!“
Er ſprach's. Ihm folgt der Cardinal.
Vom Morgen- bis zum Abendſtrahl
Rollt ſtets ſein Wagen durch die Stadt,
Und wo ſich Volk gerottet hat,
Da redet er die Menge an,
Wie Bouillon es vor ihm gethan.
Wer hat den Muth in ihren Gliedern,
Der kühnen Sprache zu erwidern!
Es kehrt der Muth, es kehrt der Glauben,
Und allwärts hört man Rache ſchnauben.

Und alle greifen zu den Waffen.
Wie ſah man da den Adel ſchaffen!
Das Parlament entbot Soldaten;
Die Rechnungskammer hat berathen
Die Kriegerzahl. Des Königs Räthe
Sie werben Reiter früh und ſpäte.
Auch die Beamten der Finanzen,
Die ſorgten raſch für ſpitze Lanzen.
Und die Gewerb' und Zünfte ſtellen
Die Lehrlinge mit den Geſellen.
Paris entbot ein ſtattlich Heer,
Die Nachbarſchaft ſchickt Landeswehr.
Da waren bald voll Luſt und Flammen
An funfzigtauſend Mann zuſammen.
Sie drängten ſich zu Musterungen,
Sie übten ſich im Dienſt. Die Jungen

Und Alten ſchufen an den Mauern
Und Schanzen, Wällen. Alle dauern
Unendlich aus. Rings auf den Plätzen
Herrſcht buntes Leben. Mit den Schätzen
Nahn Frau'n und Greiſe; Stein' und Ketten
Bringt reichlich jeder, um zu retten
Die theure Heimat. In der Noth
Vereint zum Leben und zum Tod
Steht auf das Volk. Wie Werth es hört,
Da ruft er aus im Geiſt empört:
„O, thät' in Deutſchland man das Gleiche,
Das Reich ſtänd' über alle Reiche!“ —
Die luſtige Trompete ſchmettert,
Die Trommel dröhnt. Da wogt und wettert
Das friſche Heer ins Feld. Es ſteht
Zu Haupt des Königs Majeſtät
Mitſammt dem klugen Cardinal.
Es blitzt und ſtrahlt durch Berg und Thal.
Vor ſolch entſetzlichen Gewalten
Kann nirgendwo der Feind ſich halten.
Seht, Frankreichs Lilienbanner wallen,
Wo Saone und Oiſe wallen
Durchs grüne Land. Und jede Stadt,
Wo deutſches Volk geſeſſen hat,
Wird raſch dem König überlaſſen.
Dann ziehn ſich ſeine Heeresmaſſen
Auf Corbie, das dem Spanier fiel.
Die Feſte wird aufs neu' das Ziel,
Um das man ſtreitet. Doch wer kann
Sie halten vor dem Kriegesbann,
Dem übergroßen? Alle Zucht
Iſt hin. In allgemeiner Flucht
Fliehn Deutſch' und Spanier in den Oſt,
Indeß der Feind im Rücken toſt.

O hätten ſie gefolgt dem Werth
Zum Ueberfall mit ſcharfem Schwert,
Wohl wäre dann Paris gewonnen!
Jetzt heißt's: Gewonnen und zerronnen!
Zu ſpät, zu ſpät! — Ein Augenblick
Verwandelt gut in ſchlimm Geſchick.

Der Erſter war, er bleibt der Letzte.
Mit ſeiner Nachhut fegt' und ſetzte
Sturmſchnell der Werth noch einmal drein.
Nachts fiel er furchtbar in die Reihn
Dem deutſchen Obriſt Degenfeld,
Der ſich verkauft für franzöſiſch Geld.
Sein Lager ſtand bei Montigny.
Hei, wie es plötzlich lärmt' und ſchrie:
„Der Werth iſt da!" Und aufgehoben
Im Tode ächzend und zerſtoben
Sechs Regimenter! Reich beladen
Mit Beute zieht auf nächt'gen Pfaden
Der Sieger fort, und wild und ſchwer
Fällt neue Furcht auf Frankreichs Heer.
Dann ſucht der Held in friſchem Hetzen
Die Feſte Corbie zu entſetzen,
Vergebens war's, doch es gewähren
Den Spaniern kriegeriſche Ehren
Bei ihrem Abzug die Franzoſen. —
Dann hört den Schlachtlärm man verloſen,
Denn Werth auch, dem das letzte Glück
Im Krieg gelacht, er muß zurück,
Er muß des Herrn Gebot ſich fügen,
Denn Kurfürſt Max ließ ſcharf es rügen,
Daß er auf ſeine eigne Fauſt
Ins ferne Feindesland geſauſt.

Doch voll von grimmem Mißmuth kehrt
Zum heimatlichen Rhein der Werth.
Was half nun fern von Ruh' und Rast
Sein Schaffen all? Ihm wird zur Last
Das rauhe Handwerk. Welche Schläge
Schlug er in Frankreich! Doch zu träge
Kriecht der Genossen Geist dahin
Für seinen funkensprühnden Sinn.
Im Heer ist's wie im Vaterland.
Wie dort die Fürsten sich die Hand
Verweigern stets zu Einem Schaffen,
So ist es drauhen bei den Waffen.
Neid, Zwietracht, Spaltung allerwegen!
Ach, da zerstiebt der beste Segen!

So reitet er mit trübem Sinnen,
Um Köln, die Reichsstadt, zu gewinnen.
Es heitert endlich sich die Miene,
Daß er die liebliche Christine,
Mutter und Vater darf begrüßen.
Fortuna greift mit schnellen Füßen
Im Fluge aus. Dort liegt das Haus,
Die Alten treten froh heraus.
Wie lieblich klingt der Gruß den Ohren:
„Die Tochter ward dir heut' geboren!"

Sechstes Stück.

O Glück, wie keines reich und groß,
O Aeltermglück! Ein schöner Los
Gibt es im Erdenleben nimmer!
Wie hegt das stille Wochenzimmer

So ſel'ge Weit! Der Sonne Schein
Spielt durch die Fenſter ſacht herein,
Vom grünen Vorhang leis gedämpft,
Daß Licht und Schatten dämmernd kämpft.
Verklärt vom milden Schimmer ruht
Die junge Mutter. Roſ'ge Gluth
Erhöht der Freude helle Luſt,
Die all ihr Daſein froh bewußt
Und freundlich ſchmücket. Doch beineben
Da birgt das neue friſche Leben
Die ſtille Wiege. Lange Stunden
So ſitzet Hand in Hand gebunden
Mit ſeinem Weib der karge Werth
Und plaudert froh. Zum Kinde kehrt
Er dann, das Vaterglück zu ſaugen,
Voll Seligkeit die hellen Augen.
Die Gabe iſt's, die Gott ihm lieh.
Wie ſchaukelt er ſie auf dem Knie,
Wie trägt er ſanft ſie auf den Armen,
So innig liebevoll dem warmen,
Freudvollen Herzen angeſchloſſen!
Nie hat er ſolche Luſt genoſſen.

O lachte ſtets ſo helle Zeit!
O ſchwiege draußen Kampf und Streit!
O könnt' er jetzt zu Hauſe bleiben
Und all die ſüßen Spiele treiben,
Die Gattenglück und Vaterluſt
Auf einmal wecken in der Bruſt!
Wie weit iſt er umhergeritten,
Wie hat er überall geſtritten,
Doch blieb ihm fremd ſein eignes Weſen.
Jetzt hat verſtehend er geleſen

In seinem Selbst. Jetzt wünscht er Frieden,
Weil Frieden seinem Geist beschieden.
Doch wie sich auch die Wünsche lenken,
Noch darf er nicht an Ruhe denken.
Denn dunkle Kunden ziehn durchs Land:
Zu Wien starb Kaiser Ferdinand,
Und Ferdinand, der Kaisersohn,
Bestieg den alten deutschen Thron.
Er ist der Gönner Werth's seit lange.
Wie darf er jetzt im Kriegesdrange
Dem Gönner seinen Rücken kehren?
Es gilt des Kaisers Macht zu mehren.
Auch hat er bitter tief empfunden,
Es blutet noch aus allen Wunden
Das theure deutsche Vaterland,
Und dem gehöret Herz und Hand.
Auch fühlt er, eh es aufgerichtet,
Daß Ehre, Adel, Ruhm verpflichtet,
Noch mehr thut es das Thatenleben,
Das alles ihm bisjetzt gegeben.

Und lange dauert nicht die Rast.
Vom Diner Kurfürst kommt in Hast
Ein Bote. Auch Maximilian
Von Baiern ruft ihn wacker an.
Nach Ehrenbreitstein soll der Werth,
Wo man des Helden heiß begehrt,
Zu nehmen die berühmte Feste,
Da muß er aus dem trauten Neste
Von Weib und Kind! O böse Mahnung!
Er zieht hinweg, von schlimmer Ahnung
Die Seele voll. Im Mintereile
Macht er den Rhein hinauf die Reise,

Und ſammelt ſeine Reiterſcharen,
Die hier und dort zerſtreuet waren.

Da gab's der Arbeit bald genug.
Von Weſel naht ein Wagenzug;
Kundſchafter ſahen ihn. Er naht
Durch das Gebirg auf ſtillem Pfad.
Es ſind an hundertfunfzig Wagen,
Die Nahrung nach der Feſte tragen.
Sie nahen bei Neuwied dem Rhein.
Melander und Herr Durmenſtein,
Die Generale ſind in Heſſen,
Befehl'gen ſie, und kühn vermeſſen
Gedenken ſie ſchon einzutreten
In Ehrenbreitſtein. Die Trompeten
Und Trommeln gehn. Da fährt der Werth
Mit ſeinem hochgeſchwungnen Schwert,
Die Reiter nach, in ihre Flanken.
Ha, wie ſie flohen, wie ſie ſanken
Im Angeſicht der ſtolzen Mauern,
Wo trüb die Eingeengten ſchauern,
Die ſie begrüßt mit Freudenſchüſſen!
Ach, daß ſie wieder hungern müſſen!
Doch bringt mit ſtattlichem Geleit
Der Werth die Beut' in Sicherheit.

Der Werth thut nimmer halbe Werke,
Er legt ſich gleich mit ganzer Stärke
Vor Ehrenbreitſtein. Mächtig ragen
Vom unnahbaren Fels getragen
Die Thürm' und Werke ob dem Fluß.
Wer friedlich ihn erklettern muß,
Dem ſtockt der Athem. Weh dem Degen,
Der ihn im dichten Kugelregen

Dem grimmen Feind entreißen ſoll!
Nun ſitzen voller Grimm und Groll
La Saludie und Buſſy dort.
Der Platz iſt Frankreichs letzter Hort
Und letztes Bollwerk an dem Rhein,
Drum gilt's, zu halten Stein um Stein.
Und herrlich that's ihr zäher Muth.
Sie kämpften ſtets mit Löwenwuth
Bald auf der Mauer, bald am Walle,
Sie trotzten jedem Waffenpralle,
Ob ins Gemäuer die Bomben greifen,
Ob ſcharf die Flintenkugeln pfeifen.
Sie ſingen nach Franzoſenart
Ein Lied und ſtreichen ſich den Bart.
Wohl biß da mancher Mann ins Gras,
Den hier das Blei, das Schwert dort fraß,
Und ſtänd' der Hunger nicht im Bunde
Dem Feind, ſie gingen nie zu Grunde.

Doch mehr wie von des Kampfes Streichen
Sieht man vor Mangel ſie erbleichen.
Erbärmlich ſchlichen von Geberde
Sie um. Es waren ſchon die Pferde
Geſpeiſt. Dann wurden Katz' und Hunde
Schier Leckerbiſſen jedem Munde.
Bald iſt La Saludie zufrieden,
Sind Mäuſ' und Ratten ihm beſchieden
Zum ekeln Mahl. Doch einen Tag
Da gab's ein königlich Gelag.
Drei Schiffe legen an das Land,
Drauf eine Schar von Mönchen ſtand.
Ha, Freunde ſind's! Franzoſen ſtecken
Tief in der Kuttentracht. Die Recken

Schickt Ramsay, Hanau's Commandant.
Man ließ im mönchischen Gewand
Sie unbetastet weiter fahren.
Bald laben die bedrängten Scharen
Brot, Fleisch und Wein. Nun hofft am Platz
Aufs neue alles auf Entsatz.
Doch fern nur glänzt der Hoffnungsstern.
Es bleibt die Rettung dennoch fern.
Sie müssen bald auf Tod und Leben
Des Siegers Gnade sich ergeben.
Schier wie lebendige Gerippe
Entschwanken sie der Felsenklippe.
Die stark wie starke Helden rangen,
Schön wurden sie vom Werth empfangen.
Er ließ sie tränken, ließ sie speisen
Und ihnen alle Ehr' erweisen.

Drauf zog zur Wetterau er ein,
Nahm Seligenstadt am gelben Main
Und hielt bald mit den flücht'gen Rossen
Und Reitern Hanau eng umschlossen.
Doch Botschaft schickt Maximilian:
Es rückt der Feind vom Elsaß an,
Zu Häupten steht dem neuen Bund
Bernhard von Weimar. Aus Burgund,
Aus Lothringen und Franche-Comté
Naht er zu neuem Gram und Weh
Dem deutschen Rhein. Der Heimat Heere
Stehn aber fern im Reich in Wehre.
Werth, reite frisch auf Frankreich fort!
Sei wieder Deutschlands Schild und Hort!

Auf Straßburg geht's. Er kam zu spät.
Am rechten Strand des Rheines steht

Der Weimar ſchon mit groſſer Macht.
Da muß er meiden wol die Schlacht.
Werth kann mit ſeinen Reitern nur
Scharmützeln rings durch Wald und Flur.
Doch das geſchieht in alter Art.
Er überfällt auf jeder Fahrt
Den Feind. Und da vom Reich geſendet
Sich mancher Haufen zu ihm wendet,
Drängt er im Sturm auf Wittenweier
Den Weimar, dem er keine Feier
Am Rheine gönnt. Bernhard hat dort
Mit Schanzen weit und breit den Ort
Befeſtigt. Inſeln liegen viel
Im Fluß. Es iſt ſein Zweck und Ziel,
Zu ſichern hier den Uebergang,
Zu hemmen Feindesſturm und Drang.

Werth ruft: „Hier muß der Kampf entbrennen,
Die Schanzen gilt es zu berennen!“
Jetzt hat er auch des Volks genug.
Er ſtürzt voran in kühnem Flug.
O Gott, was will der Wilde wagen?
Iſt's Thorheit nicht, die Schlacht zu ſchlagen?
Doch drauf und dran! Es gilt kein Säumen!
Seht, wie die raſchen Roſſe ſchäumen!
Hört, wie die ehrnen Reiter klirren!
Seht, wie die Streiter jetzt ſich wirren!
Es ſauſt und brauſt, das Schlachthorn ſchallt,
Es kracht, es donnert, knattert, knallt;
Aus tauſend Feuerſchlünden droht
Von Wall und Schanzen ſichrer Tod.
Was ſoll's? Friſchauf, hinangeklettert,
Ob Kugelregen auch zerſchmettert
Die ſtraffen Reihen, deren Glieder
Gereiht als Leichen liegen nieder.

Wer heute ſtirbt, der brauchet morgen
Nicht um den Reitertod zu ſorgen!
Doch wird's zu viel! O weh, es fährt
Jetzt eine Kugel auch dem Werth
Tief in den Hals. Roth färbt das Blut
Die blanken Waffen. Neue Wuth
Ergreift die Reiter. Doch voll Leichen
Starrt rings das Feld. Mit neuen Streichen
Erreicht ihr nichts! Zurück, zurück!
Heut' lachet nicht das Schlachtenglück. —
Doch lacht es wol ein andermal.
Denn ſieh, es naht durch Berg und Thal
Savelli mit den Kaiſerlichen.
Geheimen Wegs kommt angeſchlichen
Der Lothringer. Jetzt ohne Scheu
Darf wagen man den Kampf aufs neu'.
Bei Breiſach kreuzen ſie den Rhein,
In Rheinau ziehen ſie hinein,
Die Feſte nehmend. Voller Zorn
Gibt Weimar ſeinem Roß den Sporn
Und ſchreit mit wilder Stimme Schall:
„Hat denn der Schwarze überall
Den ſchwarzen Werth!“ Und mit den Scharen
Iſt plötzlich er davongefahren
Nach Elſaß, Lothringen, Burgund.
Auch zürnet er dem fränz'ſchen Bund,
Denn Richelieu und Ludwig ließen,
Wie ſie in Treuen es verhießen,
Ihn ohne Zuzug. Doch es blieben,
Wie Bernhard feſt es vorgeſchrieben,
Volk und Kanonen auf den Wällen
Von Wittenweier. Den Geſellen
Heiſcht er, mit Macht den Paß zu halten
Ins deutſche Land. Auf einmal wallten

Die Fähnlein Werth's. Dem General
Macht noch die Wunde heiße Qual,
Im Halse brennt die Kugel noch,
Was thut's! Er hält den Degen hoch:
„Vorwärts!“ erschallt's. Und um die Schanzen
Erhebt sich bald ein Waffentanzen.
Wer stehet heut' der Reiter Drang?
Bald ist er Herr den Strand entlang.
Dann geht es zu des Stromes Inseln.
Durchs Kugelrasseln tönt ein Winseln.
Auf Pferden wird die Flut durchschwommen,
Bald sind die Eilande genommen.
Die weiße Fahne aber schwingt
Der Feind zuletzt. Die Trommel klingt,
Sie bieten jammernd den Accord.
„Was!“ ruft der Werth: „unsinnig Wort,
Bedingungen, die soll ich leiden,
Wo mit dem Schwert ich kann entscheiden?
Ergebt euch! Nur in meiner Hand
Sind Gnad' und Ungnad'!“ Und vom Strand
Da rufen sie, sich zu ergeben.
Sie kommen feige Klag' erheben
Ob schlechtem Kleid im Winterfrost,
Ob Nässe, Schnee und karger Kost.
Wie lacht der Werth der feilen Schar!
Er macht sie alle waffenbar,
Mit weißen Stecken in den Händen
Läßt er zum Spott sie heimwärts senden.

Da wurden rasch und ungesäumt
Die festen Plätze all geräumt,
Drin Frankreich sich noch hielt am Rhein.
Von Köln bis in die Schweiz hinein

Hat Werth aufs neu' das Vaterland
Mit ſeiner ſtarken Heldenhand
Vom Feind geſäubert ohne Weilen.
Jetzt kann er erſt die Wunde heilen,
Die offen ihm am Halſe klafft.
Wohl war es Zeit. Mit Mühe rafft
Er ſich aufs Pferd und zieht nach Schwaben.
Gepflegt von Fix, dem alten Knaben,
Der treu die Sorgen übernommen,
Liegt er im Bett. Wohl mag ihm frommen
Die kurze Ruh'. Geſunde Säfte
Und Muth verleihn ihm friſche Kräfte.

Nicht lange dauert die Ruhezeit,
Denn Botſchaft kommt von friſchem Streit;
Der Weimar iſt aufs neue los.
In des Burgunderlandes Schos
Hat er geſammelt große Scharen,
Um in das deutſche Land zu fahren.
Bei Delsberg rückt er ſchon ins Thal
Unweit von Baſel. Oed und kahl
Sind von Vertheidigern die Grenzen.
Es ſchwelgen fern bei Mahl und Tänzen
Des Kaiſers Führer. Keiner denkt,
Daß ſich ſo raſch der Kriegslauf ſchwenkt,
Daß Weimar, der erſchöpfte Held,
So trotzig wieder ſtürmt ins Feld.
Die Schweiz durchziehend leis und ſacht,
Führt ungeſehn er ſeine Macht
Aufwärts zum Bodenſee. Bei Stein
Durchkreuzet er den jungen Rhein
Und fliegt mit ſeinem Haufen munter
Auf die vier Waldſtädte hinunter.

Bald sind — was soll das Fechten frommen? —
Waldshut und Säckingen genommen.
Bei Laufenburg steht er im Flug
Auf deutschem Ufer, doch im Zug
Naht auch sein Volk von schweizer Seite.
Allwärts hebt's an in heißem Streite.
Petarden sprengen rasch das Thor
Der Brücke, und so zieht im Chor
Der Seinen er mit klingendem Spiel
Zur Stadt hinein. Die Feste fiel.
Rheinfelden gilt es jetzt. Dort ist
Der Schlüssel in die Schweiz zur Frist,
Die Pässe gehen dort nach Schwaben,
Drum muß das Nest der Weimar haben.
Doch wohlbefestigt ist der Ort,
Und wackre Bürger trotzen dort.
So leicht läßt sich die Stadt nicht putzen,
Drum heißt es, rasch die Zeit zu nutzen,
Drum heißt's zu schießen und zu sengen,
Mit Pulver heißt es glüh zu sprengen. —
Herr Gott, ein Anblick ist's zum Schauern,
Es fliegen Thürme, Schanzen, Mauern,
Von tiefen Minen unterwühlt,
Von Pulverdampf und Glut umspült,
Furchtbar aufkrachend in die Luft —
Die Menschen mit. Es zuckt, es ruft,
Ein Schmerzgeschrei gellt durch die Rund'.
Es bebt der feste Felsengrund,
Die Häuser und die Kirchen beben,
Und dieses grause wüste Leben
Schaut Werth, der eben jetzt erscheint.
Krank war am fernsten er dem Feind,
Doch ist der Erste er zur Stelle.
Er raffte auf in hurtiger Schnelle

In Schwaben die zerſtreuten Haufen,
Er läßt ſie reiten, rennen, laufen
Bis an den Rhein. Savelli hetzt
Ihm nach. Die Schwerter ſind gewetzt,
Das Loth im Rohr, Korn auf den Pfannen.
Jetzt drauf und dran, ihr deutſchen Mannen!

Wie ſtaunet Bernhard, der ſie ſah!
Er glaubte nicht den Feind ſo nah.
Doch faßt er ſich und ordnet ſchnelle
Die Scharen an die rechte Stelle.
Da hört man ſchon die Schüſſe knallen,
Die fern im Thale widerhallen.
Es packen Fußvolk ſich und Reiter.
Zum Knäuel wirren ſich die Streiter.
Nun brauſen in des Zornes Flammen
Der Heere Führer auch zuſammen
Wie in der alten Heldenzeit.
Den Graf von Naſſau trifft im Streit
Johann von Werth und ſchießt den Hut
Vom Kopf ihm fort. Voll Rachewuth
Streift Naſſau ihm die braune Wange
Mit ſeiner Kugel. Lange, lange
Schwankt hin und her des Kampfes Glück,
Bald wirft der Weimar kühn zurück
Die Feinde, bald iſt er gewichen
Dem ſtarken Prall der Kaiſerlichen.
Erſt gilt's der Feſte Hülfe bringen
Mit Volk und Proviant. Es dringen
Die Werth'ſchen Krieger jetzt mit Macht
In Weimars Lager. Weh, die Nacht
Sinkt plötzlich ein, es dunkelt dicht.
Es war die Schlacht entſcheidend nicht,

Doch Bernhard führt rheinauf die Krieger —
So ſind die Kaiſerlichen Sieger.

Savelli ſieht voll Glück ſie fliehn
Und ſendet Boten gleich nach Wien,
Die Siegesnachricht zu verkünden.
Doch will ſich Werth ihm nicht verbünden,
Er ruft: „Noch iſt's ein halber Sieg!
Wir müſſen tiefer in den Krieg,
Soll richtig die Entſcheidung kommen.
Viel beſſer wird's uns wahrlich frommen,
Wenn wir, ſtatt ſchon Triumph zu ſingen,
Dem Heere gute Pflege bringen,
Damit es für die künft'gen Werke
Die Geiſter und die Leiber ſtärke.
Den Feldherrnſtab trägt Eure Hand,
So ſprecht: Wo iſt der Proviant?
Wo find' ich ihn für meine Reiter?"
Savelli meint: „Das macht mich heiter.
Laßt ſie nur für ſich ſelber ſorgen,
Und Brot und Wein beim Bauern borgen,
Und was noch ſonſt ihr Herz begehrt!"
„Um Gottes willen!" zürnt der Werth.
„Feſthalten müſſen wir die Leute.
Wenn ſie auf fernem Gang nach Beute
Bei Trunk und Schwelgen ſich zerſtreu'n,
Das könnte viel zu früh uns reu'n!"
Der Italiener aber lacht:
„Der Ketzer hat ſich aufgemacht
Und wird ſo bald es nicht mehr wagen!" —
Und ſieh, er läßt das Volk ſich jagen,
Wohin es will! Wie's läuft und ſchwärmt,
Wie's in den Kneipen ſäuft und lärmt!

Sich füttern ſelbſt auf Schritt und Tritten
Heißt das auf Fütterung geritten?
Vergebens hört den Werth man fluchen.
Er will Quartier im Schwarzwald ſuchen,
Des Zuzugs wartend. Tauben Ohren
Predigt ſich's ſchlecht. — O Gott, die Thoren!

Es zieht der dritte Morgenſtrahl
Grau dämmernd durch das grüne Thal.
Still iſt es rings. Der junge Rhein
Stürmt rauſchend in das Land hinein.
Herr Gott, was bricht da durch den Wald?
Die Trommel und Trompete ſchallt.
Das iſt der Feind. Des Weimars Streiter,
Kanonen, Schützen, Fußvolk, Reiter,
Sie ſtüzen aus dem Bergwald nieder.
Wo ſind des Kaiſerheeres Glieder?
Zerſtreut, verſtäubt, verſchwärmt, betrunken
Liegt alles tief in Schlaf verſunken.
O unentwirrbare Verwirrung!
Jetzt zeigt ſich erſt Savelli's Irrung.
Den Führern fehlen die Soldaten,
Den Bomben, Kugeln und Granaten
Die Kanoniere und den Fahnen
Die Träger. O, wer konnt' das ahnen?
In dieſer Frühe iſt der Werth
Allein zur Hand. Er gab ſein Pferd
Zur Zeit, wo grade nichts zu wagen,
Um's in der Schmiede zu beſchlagen,
Dem treuen Fix. Und ſo beim Warten
Sieht er die feindlichen Standarten,
Die oben an dem Hügel wallen.
Er läßt die Lärmſignale ſchallen.

Schlimm Zeichen! Weh, Fortuna fehlt,
Auf die in jeder Schlacht er zählt!
Da nimmt er Jizens Pferd zur Hand
Und rettet von des Abgrunds Rand,
Was noch zu retten iſt. Er hält
Den erſten Anſturm ab und ſtellt
Die Feinde, bis Savelli's Scharen
Gemach ihm hinterm Rücken waren,
Doch ach, die Stellung iſt nicht recht,
Und ſchon beginnet das Gefecht!

Des Weimar brüllende Kanonen
Entſenden dreimal ſonder Schonen
Den Tod rings in die deutſchen Reihn.
Dann bricht die Reiterei hinein.
Unwiderſtehlich iſt der Drang.
Die Schlachtenreihen weit entlang
Zerbrechen ſie des Kaiſers Scharen,
Die jählings in die Weite fahren,
Verwirrt, zerſtreut, von Furcht zerſchlagen,
Um ſich in Hecken und in Hagen
Zu bergen. Weh, dem kühnen Werth
Durchbohrt die Kugel jäh das Pferd,
Als er den Fliehnden Einhalt thut.
Er denkt dabei: „Nun iſt es gut,
Daß ich zum Schmied Fortuna ſandte!“
Indeß er mit der Schar ſich wandte.
Er ſtürmt zu Fuße raſch zum Wald,
Der an den Höhen grünt. Dort wallt
Noch eine treue Kaiſerfahne,
Dort ficht, als ob er noch nicht ahne
Das Unheil all, ein treuer Haufen.
Doch ach, ſie ſehn die Brüder laufen,

Des Reiches Kämpfer ſind geſchlagen,
Und ihre Führer alle tragen
Die Bande der Gefangenſchaft.
Savelli iſt in Feindes Haft.
Alles iſt hin! Klar tritt's zu Tage:
Allüberall iſt Niederlage!
Noch länger kämpfen, hieße raſen!
Sie wollen jetzt zum Rückzug blaſen.

Da naht der Werth ſich ihrem Stand.
Er faßt die Fahne mit der Hand,
Er hält noch mit fünfhundert Mann
Des Reiches Ehr', ſo gut er kann.
Er mahnt, er fleht, er flucht, er ficht,
Und jeder thut nach ſeiner Pflicht.
Sie fallen Mann um Mann zu Grunde,
Und allwärts wachſen in der Runde
Die Feinde. Ach, umzingelt iſt
Der ganze Wald in kurzer Friſt,
Unmöglich iſt ſogar die Flucht.
Jetzt wird erdrücken ſie die Wucht.
Da läßt er endlich vom Gefechte.
Es reicht den Degen ſeine Rechte
Dem Grafen Naſſau. — Wie durchs Feld
Da wildes Freudenjauchzen gellt!
Dem ſie begegnet all mit Bangen,
Der Unbeſiegte iſt gefangen.

Wie ſtand der Weimar ſtolz und kühn!
Die jungen Heldenaugen glühn,
Die Augen blitzen. Wonne lag
In jedem Zug. Den ſchönſten Tag,
Den er erlebte, ſah er heute.
Sein iſt der Sieg, ſein iſt die Beute.

Sie gingen in die ſchlaue Falle:
Die kaiſerlichen Feldherrn alle
Sind ſein. Den er zumeiſt begehrt
Sein iſt dazu, Johann von Werth,
Dort bringt man ihn, den Schlachtenleu.
Starr grimmig naht er ſonder Scheu
Ein Mann erträgt er die Geſchicke.
Da meſſen ſich mit kühnem Blicke
Zwei Männer feſt und eiſenhart,
Von echter, kühner, deutſcher Art.
O, hätten ſie zuſammt geſtanden,
Wol beſſer wär's den deutſchen Landen! —
Rings brauſten auf die Siegeslieder,
Und blutroth ging die Sonne nieder.

Siebentes Stück.

Die Leichen ſenkten ſie zur Gruft.
Zum Dank- und Siegesfeſte ruft
Bernhard von Weimar dann die Scharen.
Es brauſen ſchmetternde Fanfaren,
Die Trommeln wirbeln! Rings das Heer
Erſcheint in blankgeputzter Wehr.
Die Fahnen wehn. Der Sonne Glut
Blitzt auf die Waffen. Helm und Hut
Sind hell mit Federn ausgeſchmückt.
In langgedehnten Reihen rückt
Das Fußvolk an. Auf ſtolzen Roſſen
Kommt mancher Reiterhauf' geſchoſſen,
Laut raſſeln die Kanonen an,
Sie ſtellen rings ſich auf den Plan,

Die dichtgedrängten weiten Maſſen,
Die jetzt ein Viereck weit umfaſſen.

Dort hält inmitten ſeiner Streiter
Der Herzog. Seines Heeres Leiter
Umgeben ihn. Dahinter ſieht
Man aufgeſtellt in Reih' und Glied
Die Helden, welche in der Schlacht
Er zu Gefangenen gemacht.
Werth iſt dabei. Zur Seite ſtehn
Die Chöre der Muſik. Es wehn
Die Märſche weit ins Land erklingend
Und über Wald und Feld ſich ſchwingend.
Dann hält ein Prieſter im Talar
Gebet und Predigt. Sein Altar
Sind Trommeln, ſeine Kanzel iſt
Ein groß Geſchütz. In kurzer Friſt
Geht dieſer Gottesdienſt zu Ende.
Dann tönt aufbrauſend ins Gelände,
Von allen Kehlen hell geſungen,
Von allen Hörnern mit erſchwungen,
Das große, ſtolze Lutherlied,
Das mächtig in die Lüfte zieht:

Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte böſe Feind
Mit Ernſt er es jetzt meint,
Groß' Macht und viele Liſt
Sein' grauſam Rüſtung iſt,
Auf Erden iſt nicht ſein's Gleichen.

Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren,
Es ſtreit't für uns der rechte Mann,
Den Gott hat ſelbſt erkoren.
Und fragſt du, wer er iſt?
Er heißet Jeſus Chriſt,
Der Herre Zebaoth,
Und iſt kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen.
Der Fürſt von dieſer Welt,
Wie ſauer er ſich ſtellt,
So thut er uns doch nicht,
Das macht, er iſt gerichtet.
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn
Und kein Dank dazu haben,
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Nehmen ſie uns den Leib,
Gut, Ehre, Kind und Weib,
Laß fahren nur dahin,
Sie haben kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben!

Und alle ſinken auf die Knie
Das Lied mit ſeiner Melodie

Erhebt ſich wie mit Adlerflügel,
So groß, ſo ernſt, ſo tief. Die Hügel
Am Rheine tönen's nach. Der Strom
Lauſcht auf. Es klingt zum Himmelsdom.
Auch Werth weiß ſich nicht mehr zu wehren,
Er ſinkt aufs Knie, und in die hehren
Gewalt'gen Töne ſtimmt er ein,
Er ſingt, und mächtig hell und rein
Klingt ſtolz vor allen ſeine Stimme,
Er ſingt in Andacht, Stolz und Grimme.
O, wie ihn die Gefühle treiben!
Er ſingt: „Das Reich muß uns doch bleiben!“

Und wie das Lied gemach verſcholl,
Ziehn alle ſtill und andachtsvoll
In das Quartier. In einem Thurm
Rheinfeldens ſitzt, den Geiſt voll Sturm,
Das Herz mit Wehmuth ganz beſchwert,
Der kühne Held Johann von Werth.
Bald ſtarrt er in das Feuer der Warte,
Bald durch die enge Mauerſcharte.
Draus geht die weiche Frühlingsluft.
Er hört den Buchfink, der ſchon ruft.
Sehnſüchtig ſüßes Lenzgefühl,
Du lockſt hinaus! Er denket ſchwül
An Weib und Kind. O grimme Schmerzen!
Nun möcht' er beide koſend herzen
Und iſt gefangen. Die Gedanken
Entführen ihn ins wilde Schwanken
Und Wanken neuer wilder Schlachten.
Doch ach, vergebens iſt ſein Schmachten!
Er iſt gefangen! Mit der Hand
Greift er ans Herz. O Vaterland,

Jetzt kann er nicht mehr für dich reiten,
Jetzt kann er nicht mehr für dich streiten!
Er ſchaut hinaus durch blinde Scheiben
Und ſingt: „Das Reich muß uns doch bleiben!“

Da öffnet ſich die Thür. Es tritt
Bernhard der Held mit feſtem Schritt
Zum Raume. Der Gefangne kehrt
Sich nach ihm hin. Er grüßt den Werth,
Werth grüßet ihn. Bernhard hebt an:
„Nun ſagt mir doch, gefangner Mann,
Was tragt Ihr ſtets mir ſolchen Haß?“
Doch jener ſpricht: „Wer ſagt Euch das?
Nie haßt' ich Euch. Eu'r kühnes Herz
Hieß mich Euch achten allerwärts.
Eu'r Mannesmuth in heller Jugend
Schien ſtets mir eine ſchönſte Tugend!“
Und Weimar ruft: „Es iſt nicht Haß!
Was trieb Euch denn ohn' Unterlaß?
Jüngſt ſuchtet Ihr mir ſtets zu wehren,
Aus Frankreich wieder heimzukehren,
Dem deutſchen Mann zum deutſchen Herd!“
„Ei“, thut's, „ich trug des Kaiſers Schwert!
Grenzhüter war ich ſeinem Reiche.
Was ſollt' ich ſchonen da der Streiche!“
Da denkt der Herzog ihn zu ſchrauben
Und meint: „So habt Ihr meinen Glauben
In mir verfolgt? Dem Proteſtant
Seid Ihr ſo raſtlos nachgerannt!“
„O nein“, ſpricht Werth, „mein ſchlichtes Weſen
Kann in dem Herzen nimmer leſen;
Wo Wahrheit iſt und Hohn und Spott,
Weiß einzig der lebend'ge Gott.

Es glaubet der wahrhaft'ge Mann
Nicht mehr, nicht weniger, als er kann.
Drum werf' ich keinen je mit Koth,
Wer glaubt getreu bis in den Tod."
Da ruft Herr Bernhard hocherfreut:
„Ich sah's, als wir gebetet heut',
Da seid Ihr mit uns hingekniet
Und habt gesungen unser Lied.
O kommt in unsres Glaubens Reihen,
Wir werden alle Ehr' Euch weihen!"
„O", lächelt Werth, „wie Ihr Euch irrt!
Denkt Ihr, ich sei im Geist verwirrt?
Ihr glaubt wol ehrlich, treu und echt,
Wofür Ihr ziehet ins Gefecht.
Doch was wollt Ihr die andern zwingen,
Zu hangen an denselben Dingen?
So wie Ihr Euren Glauben tragt,
Laßt unsern uns. Das Sprichwort sagt:
Ein Bauer glaubt nur seinem Vater.
Ich bin ein Bauersohn. Mein Rather
War meiner Jugend erste Lehre,
Von der ich nimmermehr mich kehre.
Mir ging ins Blut der alte Glauben
Kein Menschenkind wird mir ihn rauben!"

Und Bernhard sieht den schlichten Mann
Mit wachsendem Erstaunen an.
Dann reicht er gütig ihm die Hand
Und spricht: „Was Ihr als wahr erkannt,
Will ich nicht stören. Schlecht und recht
Ist Euer Wort. Eu'r Herz ist echt.
Ich ehr' Euch hoch und möchte gern
Zum Freunde Euch. Laßt Euren Herrn!

Wollt Ihr dem Dienſt des Reichs entſagen
Und hier mit uns die Waffen tragen,
So ſeid Ihr frei!“ — Ha, Zorn und Wuth
Färbt da mit dunkelrother Glut
Das Antlitz Werth's. Er ſtampft mit Macht,
Daß laut der morſche Boden kracht.
„Fort, fort, Verführer!“ ruft er hell,
„Ein gottverlaſſener Geſell
Ging' wol ins Netz. So öd und leer
Iſt Herz und Haupt nicht. Meine Wehr,
Den Muth im Geiſt, das Schwert zur Hand
Weih' ich dem deutſchen Vaterland.
Wohl gibt es Krieger, die von Haufen
Zu Haufen ſchmählich überlaufen,
Die heut' in Euren Reihn ſich ſchlagen,
Des Kaiſers Waffen morgen tragen.
So bin ich nicht. Ich bin auch nicht
Wie du, der als ein Söldner ficht
In Frankreichs Dienſt. Dich deutſch zu nennen
Und dich von Deutſchland ſchnöd zu trennen!
Am uralt heil'gen hehren Reich
Zu rütteln mit verruchtem Streich!
O pfui, das thut der Herrſchaft Dürſten!
Du biſt nicht beſſer, als die Fürſten,
Die ſchnöd verleugnen ihren Herrn!
Ja, kämpft für Eures Glaubens Stern,
Doch thut's mit deutſcher Kraft. Ins Haus
Gehört kein Fremder. Werft ihn draus!
In dieſem Sinn ſang ich Eu'r Lied,
Drum bin ich betend hingekniet.
Ich hoff', es wird mein Schwert noch ſchreiben
Dereinſt: Das Reich muß uns doch bleiben!“

Vor ſolcher Ueberzeugung lahm
Geht Bernhard fort voll Zorn und Scham.
Und lange dauert's nicht, da reitet
Von vielen Reiſigen begleitet
In Frankreich ein der kühne Werth,
Wo König Ludwig ſein begehrt.
Er will den ungefügen Starken,
Den Helden, der in ſeinen Marken
Geſpenſtiſch, ein Gebild der Nacht,
So oft die jähe Angſt entfacht,
Er will den Werth in ſeinen Reichen
Aufführen als ein Siegeszeichen.
Er gilt dem König ſchier noch mehr
Als wie das ganze Kaiſerheer.
Zwar ungern gibt der Weimar ihn,
Er läßt ihn widerwillig ziehn,
Doch Frankreich muß er ſich verbinden,
Um ſo das Reich zu überwinden.

So wogt nach Weſten denn der Zug.
Da nahet noch in kühnem Flug
Graf Götz, der alte Kampfgenoſſe,
Mit Sporn. Es folget hoch zu Roſſe
Viel Reitervolk in blanken Reihn.
Sie wollen ihren Werth befrei'n.
Doch, ach, die Rechnung ſtimmet nicht.
Was hilft es, ob man tapfer ficht!
Den Werth umgibt ein halbes Heer.
Den Leu zu hüten, das iſt ſchwer.
Wol tauſend hüten einen Mann,
Der ſich den ſtärkſten Ruhm gewann.
Wer kann durchbrechen ſolch Geleit?
Verflüchtigt ſtürmen ins Gebreit

Die Deutſchen fort. Zum Feindeslande
Zieht mit dem Werth die Franzenbande.

Du ſchönes Frankreich, hell und licht
Strahlſt du in jedes Angeſicht,
Du Land voll warmem Sonnenſchein,
Voll ſaft'ger Frucht und ſüßem Wein,
Voll luſt'gem Volk! Wie anders ſieht
Mit trübem Aug' in dein Gebiet
Jetzt der Gefangne! Frank und frei
Zog jüngſt beim luſtigen Geſchrei
Der Reiter, beim Geſchnauf der Roſſe
Er hier durchs Feld. In Dorf und Schloſſe
Hielt er nach ſeinen Sinnen an,
Er ruhte auf dem ſchönen Plan,
Er brach die Frucht, er trank den Becher,
Wie's ihm beliebt, ein braver Zecher.
Jetzt muß er ſich den Hütern fügen.
Doch in des ehrnen Mannes Zügen
Zuckt erſt der Grimm, wenn er bedenkt,
Daß auf die Hauptſtadt wird gelenkt,
Die er mit Brand und Hungersnoth
Vor zwanzig Monden hat bedroht,
Ein Mann, vor welchem alle bebten.
Bei ſeinem wilden Namen klebten
Die Zungen ſchier den Gaumen an.
Mit Zittern wurden aufgethan
Die Lippen nur. Wie wird der Feind
Jetzt jubeln, wenn er dort erſcheint!
Wie wird's den Herzen Jammer ſchaffen,
Wenn ſie ihn hier und dort begaffen,
Gleichwie ein wildes Thier! Welch Bangen
Erfüllt ihn! Weh, er iſt gefangen!

Doch anders kam's, wie er gedacht,
Es zeigten ſich voll Glanz und Pracht
Die Städte, die ſein Weg durchlief;
Voll Achtung und voll Ehrfurcht rief
Das Volk ihm zu und allerwegen
Zog ihm der Rath der Stadt entgegen.
Der Bürgermeiſter ſchritt voraus,
Und Blumen ſchmückten jedes Haus,
Hell durch die Lüfte wehten Fahnen,
Wohin er ging, auf ſeinen Bahnen;
Denn König Ludwig hat befohlen,
Mit Ehr' und Glanz ihn einzuholen.
Als zu Paris er eingezogen,
Da brauſet erſt in vollen Wogen
Das Volk. Es iſt, als ob ein Held
Heimkehre ſiegreich aus dem Feld.
Werth, Werth, der Fürchterliche naht!
Man hemmt ihm überall den Pfad.
Was iſt da Cardinal und König?
Ihm jauchzt man hunderttauſendtönig.
Es legt der Feind es an den Tag,
Was ſo ein rechter Mann vermag!
Da hört man hell die Glocken ſchallen,
Die Bürger ſtrömen zu den Hallen
Der alten ſtolzen Kathedrale
Von Notre-Dame. Im Lichterſtrahle
Erglänzen rings die hohen Bogen,
Der Weihrauch zieht in duft'gen Wogen,
Und auf dem Chore am Altar
Bewegt ſich eine Prieſterſchar
In goldig heitrem, hellem Glanze.
Umgeben von des Hofſtaats Kranze
Kniet dort der König. Sieh, jetzt naht
Ein Kriegerhauf' im reichſten Staat.

Er trägt heran zerfetzte Fahnen,
Die auf den letzten Kriegesbahnen
Der Weimar nahm. Dann kommt der Werth,
Den Blick der Erde zugekehrt.
Und alle Augen ringsum ſchauen
Nach ihm mit Neugier und mit Grauen.
Jetzt rauſchen laut der Orgel Klänge,
Jetzt brauſen hell die mächt'gen Sänge
Des Siegesfeſtes. Heiter, hell
Wie Sonnenlicht und Himmelsquell
Ertönt das altkatholiſche Lied:
Te Deum laudamus. Es zieht
Wie Jauchzen ſel'ger voller Seelen
Rings aus den reingeſtimmten Kehlen.
O mächtig klingendes Frohlocken
Von Stimmen, Orgelklängen, Glocken!

Doch ſeltſam iſt dem Werth zu Muth,
Er denkt, wie an des Rheines Flut
Die Proteſtanten jüngſt geſungen
Ihr Lutherlied. Hier wird erſchwungen
Römiſch der Sang. Ach Gott, es ſchicken
Zum Streit mit deutſchen Katholiken
Franzöſiſche Brüder einen Ketzer,
Der Ketzer wird zum tollen Hetzer
Durch ſeines eignen Glaubens Feind.
Mit ſeines Glaubens Feind vereint
Bekämpfet er ſein Vaterland! —
Ach, das begreife ein Verſtand!
Er faſſe, daß ſie ohne Spott
Und Hohn lobpreiſen ihren Gott,
Wenn in den fürchterlichen Schlachten
Sie hunderttauſend Leichen machten!

O Eitelkeit der Eitelkeiten!
So denkt der Werth. — Nach allen Seiten
Sieht er dann heim die Menge wallen,
Doch er betritt des Kerkers Hallen. —

Im Bois de Vincennes, unweit
Paris, verdämmert Werth die Zeit,
Die ſchleichend hinflieht. Doch nicht lang
Bleibt er allein. Bald treibt der Drang
Der Neugier zu dem alten Neſte
Von Stadt und Hofe viele Gäſte.
Staatsmänner, Prieſter, Kriegeshelden,
Sie laſſen ſich im Kerker melden.
Dann fahren vor die ſchönſten Frauen,
Um ſich den Degen zu beſchauen,
Den ſie wie einen Wüſtenleu
Im Geiſt ſich malen. Doch die Scheu,
Die Furcht, der Schrecken ſchwinden bald.
Wer weidet ſich an der Geſtalt
Des ſchönen, ſtarken Helden nicht?
Das braune Kriegerangeſicht
Wem ſagt's nicht zu? Wem mag der Augen
Scharflichter Adlerblick nicht taugen
Und fröhlich ſcherzt der heitre Mund,
Trifft Scherz das Ohr. Rings wird es kund:
Er iſt nicht ungeſchliffen roh',
Er iſt nur derb. Und gut und froh
Lacht ihm das Herz. Von ſeinem Weſen
Wird bald geſprochen und geleſen.
Werth iſt in Mode. Selbſt die Weiſe,
Wie er die Pfeife raucht, greift leiſe
Sich Platz im Volke und beim Adel.
Man ſieht ſogar es ohne Tadel,

Wie er ein wackrer deutſcher Zecher
Furchtlos zuſpricht dem vollen Becher;
Doch will es keinem je gelingen,
Es auf das Maß des Werth zu bringen.

Bald gibt es Feſte über Feſte,
Und immer dient als Schmuck der Gäſte
Johann von Werth. Er wird geladen
Zu Schauſpiel, Ball und Maskeraden.
Es ſchmeichelt ihm des Adels Blüte,
Ihm nahn die Prinzen von Geblüte.
Gaſton von Orléans ſogar,
Des Königs Bruder, zeigt ihm klar,
Daß er ihn ſchätzt. Hugo de Groot
Sowie ſein Weib, das einſt die Noth
Des Kerkers dem Gemahl gebrochen,
Sie haben bei ihm vorgeſprochen.
Und keck, freimüthig, ungebunden
Erſcheint der Werth zu allen Stunden.
Wahrhaft und treffend quillt ſein Wort
Aus offnem Geiſt. Wen reißt nicht fort
Die Männlichkeit! So lud zum Saal
Ihm einſt der ſchlaue Cardinal,
Herr Richelieu. Iſt das die Stätte
Für lüſtern üppige Ballette?
Dort fragen ihn der Gäſte viele,
Wie ihm das leichte Spiel gefiele.
Er denkt an den Abbé Cyran,
Den er im Kerker lieb gewann,
Und deſſen edler, frommer Geiſt
Ihn oft aus trübem Sinnen reißt.
So ſpricht er: „Ach, kein Schauſpiel iſt
So fremd in Frankreich mir zur Friſt:

Ich hab' die Heiligen gebunden,
Im Luſtſpiel Biſchöfe gefunden!"
Wie lachten alle in der Runde!
Es ging das Wort von Mund zu Munde.

Da will ihn auch der König ſehn,
Und Werth muß mit zu Hofe gehn.
In Glanz und Ehr' wird er empfangen.
Herr Ludwig hält ihn gar umfangen,
Er hat verziehn ihm Schreck und Schavern,
Das einſt er trug an ſeine Mauern.
Er ſagt dem Helden Schmeichelworte
Und führt zurück ihn bis zur Pforte.
Werth muß das Ehrenwort ihm geben,
Nicht zu entfliehn, dann kann er leben,
Ganz wie er will. Das thut der Werth,
Der aus dem Kerker heiß begehrt.

Er zieht aus dem Gefängniß aus
Und wohnt im ſelbſtgewählten Haus.
Da erſt wird er zum Ekel ſatt
Den hohlen, eiteln Lärm der Stadt;
Ihn packt ein tiefer Heimatſchmerz,
Nach Herzen ſehnet ſich ſein Herz,
Nach Weib und Kind. Er kann ja leben,
So wie er will! So hat gegeben
Der Fürſt das Wort. Was ſoll er thun?
Er kann nicht raſten und nicht ruhn,
Bis er der holden fernen lieben
Chriſtine einen Brief geſchrieben.
Drin fleht er herzlich, ſonder Weilen
Mit ihrem Kind zu ihm zu eilen.

Wie flog ſie an! Wie ſchlang er warm
Um ſie den feſten Heldenarm!
Wie hob er voller Vaterluſt
Die ſüße Tochter an die Bruſt!
Ja, wie ſein ſchönes deutſches Weib,
So keuſch an Antlitz, rein an Leib,
Hat doch in all den ſtolzen Kreiſen
Die Fremde keines aufzuweiſen!
Und ſieh, ſein Kind, wie iſt's gewachſen,
Lichthell der Blick, blond wie von Flachſen
Das Lockenhaar. Wie's lacht und ſpringt!
Gleich eines Vögleins Stimme klingt
Sein liebes Wort. Ob es ihn kennt?
Hört nur, wie es ihn „Vater" nennt!
Von ſeinem Bilde kennt es ihn.
Das hängt daheim ob dem Kamin
Zu Köln am Rhein im alten Saale,
Dort ſah ſie es bei jedem Mahle.

Jetzt kommen Tage hell und licht.
Sie ſahen ſich ſo lange nicht,
Was haben ſie ſich zu erzählen!
Hochaufgehäuft in beider Seelen
Liegt reicher Stoff. Nun geht's ans Tauſchen,
Nun geht's ans Reden und ans Lauſchen.
Tief wird bis in die Nacht gezaudert
Mit Ruh' und Raſt; es wird geplaudert
Zum Morgen oftmals. Lange Stunden,
Als hätt' er jetzt das Glück gefunden,
Spielt Werth mit ſeinem Töchterlein,
Der Irmgard. Du Waldvögelein,
Was haſt du doch nicht all zu fragen?
Nicht hundert Weiſe können's ſagen,

Was ſolch ein Ding für Antwort fodert.
Und wie die helle Freude lodert
Im Vaterblick! Er pfeift, er ſingt,
Erzählt und lacht und kriecht und ſpringt,
Läßt reiten ſie auf Knien und Rücken,
Das kleine Weſen zu beglücken.

Dann muß ſie all der raſche Wagen
Hinaus auf Markt und Gaſſen tragen.
Werth zeigt dem Weib die Herrlichkeiten,
Die hier gethürmt aus allen Zeiten
Geſammelt ſind. Wohl ſieht Chriſtine
Die Weltſtadt mit erſtaunter Miene.
Sie ſchritte lieber durch die Gaſſe.
Das wehrt der Held. Ihn kennt die Maſſe,
Denn allwärts wird er angeſtaunt.
Sobald er kommt, da ſteht und raunt
Der Haufen rings. Wie glüht die Miene
Erſt ſtolzbewußt der Frau Chriſtine,
Sieht ſie in Buden manchesmal
Im Conterfei den General
Auf Leinwand und auf Pergament,
Den ſie den eignen Gatten nennt!

Doch laſſen abends ſie das Haus,
Dann führt er ſie zu Fuß hinaus,
Und bei dem Scheine der Laternen
Durchwandern ſie die Näh' und Fernen.
Wie iſt der Sommerabend mild
Auf dem Pont-Neuf! Das Reiterbild
Heinrich des Vierten hält dort Wacht.
Wie ragt der Held in ſtolzer Pracht

Auf trotzigem Normannenroß,
Ein ehrner ewiger Koloß!
Es rauſcht dort Tag und Nacht dahin
Der Quell der Samariterin.
Beſtrahlt von Fackeln ſcharf und grell,
Singt dort ein ſeltſamer Geſell,
Ein Bänkelſänger eigner Art.
Das iſt der blinde Savoyard,
Der Philipot. Die Stimme klingt,
Daß ſie ſich bis zum König ſchwingt
Im Schloß des Louvre. Im Gedränge
Umgibt ihn lauſchend weit die Menge.
Was ſingt er nur? Zum Zeitvertreib
Naht auch der Werth mit ſeinem Weib.
Er ſelber iſt des Liedes Held,
Das mächtig in die Weite gellt.
Am Ende jeder Strophe kehrt:
Johann von Werth, Johann von Werth!
Und andern Morgens durch die Gaſſen
Da ſingen es des Volkes Maſſen,
Es ſingt's der Hof. Wie klingt der Scherz
Erſt fröhlich in des Weibes Herz!
Hier auf der fremden Hauptſtadt Plätzen
Lernt ſie den Mann als Helden ſchätzen.

Und doch wächſt nach dem Vaterland
Die Sehnſucht auf zu mächt'gem Brand.
Die Heimat fehlt doch ſtets, die traute;
Der Mutterſprache liebe Laute,
Sie fehlen ihnen. Die Geſtalten,
Zu denen ſie in Liebe halten,
Sind weit und fern. Mit jedem Tage
Erheben lauter ſie die Klage.

O wie ſie ſchon die Kunde wandelt,
Daß man in Deutſchland unterhandelt!
Es gilt, Johann von Werth zu tauſchen
Mit Guſtav Horn. Die Mären rauſchen
Oft laut und hell, dann wieder leiſe
Auftauchend bald durch alle Kreiſe,
Und bald verklingend. Doch ſie regen
Die Herzen ſtets zu raſchen Schlägen.
Die Sehnſucht packet immer wilder,
Es gehn des Vaterlandes Bilder
Lebendiger immer durch die Herzen.
Heimweh, du ſchaffeſt tiefe Schmerzen!

Und endlich, endlich iſt es wahr,
Es wird verkündet hell und klar:
Wenn Guſtav Horn, der Schwede, kehrt,
So geht heimwärts Johann von Werth.
Wie kam die Botſchaft ihm zum Frommen!
Wie raſch hat Abſchied er genommen!
Wie mancher ſchüttelt ihm die Hand!
Im Helden haben ſie erkannt
Den echten, treuen, braven Mann,
Der auch des Feindes Herz gewann!
Bald führt er Weib und Kind zum Wagen. —
Leb' wohl, Paris! — Die Roſſe tragen
Sie an den heimatlichen Rhein.
Da ſtrömt er hin im Abendſchein,
Verglüht von goldnem Sonnenbrande:
O ſeid gegrüßt, ihr Heimatlande!

Achtes Stück.

Bei Dinglingen der Brücke nahn
Von rechts und links aus flachem Plan
Zwei Reiterſcharen. Deutſche dort,
Franzoſen hier. Gilt's Kampf und Mord?
Nein, in der Scheide bleibt der Degen,
Die Büchſen ruhn. Man winkt entgegen
Sich mit den Fahnen. Jetzt erſchwingt
Trompetenlaut ſich hell. Es klingt
Ein Willkommgrüßen. Jeder Haufe
Weiſt einen kühnen Helden auf.
Die Deutſchen bringen hoch zu Pferd
Den Guſtav Horn. Johann von Werth
Wird von Franzoſen herbegleitet.
Zum Austauſch werden ſie geleitet.

Und auf der Brücke grüßend neigen
Die Feldherrn ſich. Ein Weilchen ſteigen
Sie dann vom Roß. Die ſchwertbereit
Sich oft begegnet einſt im Streit
Und ihre Männerkraft gemeſſen,
Sie haben heut' den Zorn vergeſſen.
Sie freu'n ſich, daß die Haft zu Ende,
Und ſchütteln freundlich ſich die Hände,
Denn jeder achtet in dem Feind
Den wackern Mann. Sie ſtehn vereint
Und reden lang von alten Tagen,
Von mancher Schlacht, die ſie geſchlagen,
Wie Werth bei Nördlingen den Horn
Gefangen hat, wie Wuth und Zorn
Dem Werth bei Rheinfelden nicht nützte
Und ihn vor Weimars Mannheit ſchützte.

Dann trinken ſie den edlen Wein,
Der duftend kreiſet durch die Reihn.
Es klingt nach ritterlicher Sitte
Ein Abſchiedsgruß. In raſchem Ritte,
Beim hellen Klange der Fanfaren,
So ſcheiden ſich dann raſch die Scharen.
Den Rheinſtrom kreuzet Horn ſogleich,
Werth reitet in das deutſche Reich.
Erſt gilt es Weib und Kind zu leiten
Nach Köln — und dann aufs neu' zu ſtreiten.

Da wirbelt Staub den Weg herauf.
Sieh da, es naht in raſchem Lauf
Ein Reitersmann! Ein Paar von Roſſen
Iſt an das ſeine angeſchloſſen.
Jetzt gellt ein lauter Freudenſchrei,
Und raſcher eilet es herbei.
Das iſt der Fix. Er weint und lacht
Und lacht und weint mit aller Macht,
Es fließen in den weißen Bart
Die Thränen, doch die Stimme paart
Schluchzen und Jubeln: „Seht, Herr Werth,
Hier iſt Fortuna, Euer Pferd.
Bei Rheinfelden hab' ich's gerettet
Und es in Frieden Euch gebettet.
Der junge Hengſt hier iſt ſein Sproß.
Wir nannten Fortunat das Roß.
Der Mutter würdig iſt's von Roſſe,
Ich hoffe, daß es einſt Euch paſſe,
Wenn wir die neuen Schlachten ſchlagen.
Im künftg'en Jahre kann's Euch tragen.
Und jetzt, Herr General, zum Gruß
Gönnt mir auf Eure Hand den Kuß!"

Gerührt von ſolcher Treue ſchwingt
Der Werth vom Roß ſich. Fröhlich ſpringt
Er zu der wackern alten Haut,
Und wie im Aug' die Thräne thaut,
Umarmet er den Kriegsgenoſſen,
Der ſtets ihm diente unverdroſſen,
Der heut' ihm unverdroſſen dient.
Und wie der Einarm es verdient,
Reicht ihm die Hand auch Frau Chriſtine
Und lächelt mit glückſel'ger Miene.
Das Händchen ſtreckt ihm gar das Kind,
Es kennt den alten Freund geſchwind,
Der oft es auf dem Knie geſchwungen
Und ihm manch flottes Lied geſungen.
Und als ſie lang genug geplaudert,
Geſchwatzt, gelacht, geſcherzt, geplaudert,
Da ſitzt nach langer Zeit der Werth
Zum erſten mal auf ſeinem Pferd.
Wie er Fortuna's Mähnen ſtreichelt
Und ihr mit ſüßen Worten ſchmeichelt,
Da wiehert ſie und tanzt und ſpringt,
Daß es wie lachend Jauchzen klingt,
Und Fortunat hüpft drum im Kreiſe —
Rheinabwärts zieht ſich jetzt die Reiſe.

O, wie der Werth die Stunde ſegnet,
Da er dem treuen Sport begegnet!
Er kam als Obriſt ihm entgegen
Mit ſeinem Troß. Auf langen Wegen
Iſt er dem Meiſter jetzt Begleiter.
Wol floſſen ihre Reden heiter.
Werth lacht: „Jetzt ſind wir all zuſammen!
Jetzt mag aufs neu' der Kriegslärm flammen!

Gruß, Heimat, dir!“ — Sie planten viel
Von Kriegs- und von Siegesſpiel,
Vom Gange der Vergangenheit,
Von Hoffnungen der künft'gen Zeit,
Und ihre Herzen ſchlugen weit
Für Deutſchlands Macht und Herrlichkeit.

Wie anders iſt ſeit jenen Tagen
Der Krieg, ſeit Werth vom Feind geſchlagen
Nach Frankreich in die Haſt gezogen!
Wie ging's dem Weimar nach den Wogen
Der letzten Schlacht? Und Sporck hebt an:
„Was er ſein Leben lang gethan,
War Heldenwerk. 's iſt ewig Schade,
Daß er mit uns nicht ging die Pfade!
Als er bei Rheinfelden den Sieg
Mit Glanz errang, trug er den Krieg
Alsbald rheinab, wo Freiburg fiel.
Dann nahm er Breiſach ſich zum Ziel,
Die Feſte, die am Rheinesſtrand
Als allerletztes Bollwerk ſtand,
Als Brückenkopf zum deutſchen Reich.
Es klirrte mancher grimme Streich
Um ihre Wälle. Zum Entſatz
Ward Götz geſchickt, er nahm den Platz.
Savelli auch kam ohne Feier.
Bernhard ſchlug ſie bei Wittenweier.
Den Horſt, der feſt ſich vorgenommen,
Mit Korn und Pulver einzukommen,
Wies er zurück. Bernhard focht dann
Mit Karl dem Lothringer bei Tann,
Der auch zur Hülfe angerückt.
Doch ward ihm Schar um Schar zerſtückt,

Der Hunger wüthete im Reiche,
So sank zuletzt die gute Feste.
Da wollte Frankreich sie erschleichen,
Die einzig fiel des Weimar Streichen.
Nun wurden Bernhard's Sinne klar,
Er sah, was Ludwig's Absicht war.
Was wollt' der Franze, als mit Tücken
Das weite deutsche Reich zerstücken!
Elsaß, Burgund sowie Lothringen,
Dacht' er in seine Faust zu zwingen.
Der Weimar merkt' zuletzt mit Schrecken,
Daß er gedient nur fremden Zwecken.
Nun meint' er, selber sich am Rhein
Ein Reich zu bau'n, das sollte sein
Thurm, Bollwerk, Festung, Wall und Mauer,
Trotzend dem West, der auf der Lauer
Raubgierig lieget; fest umschlossen
Sollt' es den lutherischen Genossen
Ein Schuport sein. Zu Bernhard's Qual
Vermerkt' es bald der Cardinal,
Der schlaue Fuchs. Es kam ein Tag,
Wo Weimar jäh im Siechthum lag.
Er starb. Man sagt, er ward vergiftet,
Und Frankreich hab' es angestiftet!"
Da ruft der Werth: „Er ruh' in Frieden!
Ihm war ein heller Geist beschieden,
Ein kühnes Herz. Er zählt zu Helden,
Von denen jede Zeit wird melden.
Auch mein' ich, ehrlich war sein Glauben,
Und daß er nie ihn ließ sich rauben,
Dran that er recht. Weh, daß die Hand
Bekämpft das heil'ge Vaterland!
Es kam die Reue ihm zu spät.
Weh jedem, der sein Land verräth!"

Und Sporck fährt fort: „Nach seinem Tod
Da hätte sich des Krieges Noth
Der deutschen Brüder schier gedämpft.
Sie hatten all genug gekämpft,
Längst waren Land und Dorf und Stadt
Jetzt wurden auch die Fürsten satt
Der fremden Wirthschaft. Es erkannten
Den Kaiser an die Protestanten,
Dem letzten Prager Frieden traten
Sie alle bei mit ihren Staaten.
Der Lüneburg nur und die Hessen,
Sie trieben's nach wie vor vermessen
Und hielten's mit Franzos und Schweden,
Die jetzt allein das Reich befehden.
Wer aber sind des Feindes Streiter,
Wer ist ihr Fußvolk, wer die Reiter?
Es ist Franzos und Schwede nicht,
Was jetzt im Heer des Feindes ficht,
O nein, verlottert und verdorben
Gesindel ist's, zum Krieg geworben
In unsern eignen deutschen Gauen.
Ich sprech es aus mit tiefem Grauen.

„Was soll ich von dem Kriege sagen?
Die Tage reihten sich den Tagen
Flau, faul, mattherzig, schläfrig an,
Denn nirgends stand der rechte Mann.
Die größten Helden lagen todt,
Wohin man schaute, nirgends bot
Sich Hoffnung der Entscheidung dar.
Der Schweden letzter Feldherr war
Herr Baner. Viele wackre Werke
Schuf er vereint mit Muth und Stärke,

Als Guſtav Adolf ihn gelenkt.
Doch hat er längſt ſich ſchnöd verſenkt
In liederliche Leidenſchaft.
Bei Weibern welkte ſeine Kraft.
Nur jüngſt noch that er einen Streich
Von ſcharfem Muth, der ſchier das Reich
Zerbrach, im Fall er ihm gelungen.
Der Ruf des Kaiſers war erklungen,
Der hieß die deutſchen Fürſtenſcharen
Nach Regensburg zum Reichstag fahren.
Sie tagten dort. Der Schwede zog
Mit ſeinem Heere hin. Er flog
Wie in den jungen wilden Tagen,
Und wär' der Froſt nicht umgeſchlagen,
Der raſch das Eis der Donau brach,
Er hätte dort am ſchlimmen Tag
Die alte Reichsſtadt wol umgangen
Und alle deutſchen Herrn gefangen.
Thauwetter rettet' Reich und Thron,
Sie kamen mit dem Schreck davon.
Sonſt trieb er Krieg wie launig Spiel,
Da kam verſchlemmt er bald ans Ziel.
Er ſtarb. An ſeine Stelle trat
Der Torſtenſon. Auf anderm Pfad
Geht dieſer Mann. Jüngſt angekommen,
Hat muthig er das Heer genommen
Und ziehet durch den deutſchen Norden
Mit ſeinen neugeworbnen Horden.
Ich fürcht', er macht mit ſeinen Waffen
Dem deutſchen Reiche viel zu ſchaffen.

„Als Bernhard kühl im Grabe lag,
Da folgt Graf Guebriant ihm nach,

Sein Schüler. Jede Kriegesfahrt,
Die er begann, hat Schick und Art.
Er iſt von gut franzöſiſchem Blut
Und hat den rechten Männermuth.
Doch blieb er klüglich ſtets am Rhein
Und hielt im deutſchen Nord ſich fein,
Sonſt wären ihm des Weimar Haufen
Wol von den Fahnen fortgelaufen.
Jüngſt ſtritt er auf dem weiten Plan
Des Niederrheins. Dort griff er an
Mercy und Lamboi. Die Schlacht
Bei Kempen zeigte ſeine Macht.
Es wurden unſre Feldmarſchälle
Gefangen. An derſelben Stelle,
Wo du den Kerker mußteſt leiden,
Mein Werth, da ſitzen jetzt die beiden.

„So wuchs dem kaiſerlichen Heere
An keinem Orte Ruhm und Ehre.
Gallas, in Schwelgerei verſunken,
Hat kürzlich allwärts mehr getrunken,
Als wie gekämpft. Man rief ihn ab,
Der Kaiſer gab den Feldherrnſtab
Drauf ſeinem Bruder Leopold.
Dem war das Kriegsglück auch nicht hold.
Als Prieſter iſt er ohne Mängel,
Sein Vater hält ihn für 'nen Engel
Und glaubt, ich ſag' es ohne Spott,
Es flöge graden Wegs zu Gott
Des Sohns Gebet. Man rühmt dabei,
Daß er der Keuſchheit Krone ſei.
Er flieht der Frauen Angeſicht
Und duldet ſelbſt die Schweſter nicht

In ſeiner Näh'. Er iſt zu trocken,
Als daß den Kranz ihm in die Locken
Die luſtige Kriegesgöttin flechte.
Auch ſteht zur Seit' ihm nicht der Rechte,
's iſt Piccolomini. Der ſchweift,
Streift, lauert auf den Feind, doch greift
Er ſchwer zum Schwert. O wie beſonnen!
Hei, friſch gewagt iſt halb gewonnen!"
„Ja!" ruft der Werth, „wer wagt, der winnt!
So iſt ein Reitersmann geſinnt!" —

Bei ſolchen Reden geht es fort
Zum Niederrhein von Ort zu Ort.
Was müſſen da die Augen ſchauen!
Sind das die ſchönen reichen Gauen
Des Vaterlands? Gäb' ihm zur Seite
Der grüne Strom nicht das Geleite,
Erkennt' er nicht der Berge Wände,
Er glaubte ſich in fremd Gelände
Plötzlich verſetzt. Wo einſt die Frucht
Hoch aufgewallt in goldner Wucht,
Da wuchert Unkraut wüſt und wild,
Wo Hügelreihen und Gefild
Die dunkeln Trauben einſt gegeben,
Erſtickt Geſtrüpp die armen Reben.
Zum Urwald iſt der Forſt verwirrt,
Den grünen Wieſen fehlt der Hirt
Mitſammt der Herde. Durch das Land
Hat hier das Schwert und dort der Brand
Vertilgt die Dörfer, Höfe, Flecken.
Verrußte Giebeltrümmer ſtrecken
Sich oft aus Gruppen alter Bäume,
Und öd ſind die verſchonten Räume.

Wo blieb das Volk, das rings geſeſſen?
O Gott, der Krieg hat es gefreſſen!

Der Krieg! Er brachte Raub und Mord.
Geſindel ſtiebt von Ort zu Ort
Und ſtiehlt und ſchändet, ſengt und tödtet.
Von Feuersbrünſten ſteht geröthet
Der Himmel nachts. Tags raſen Waffen.
Das iſt ein wildes freches Raffen
Von Gut und Geld, Geräth und Heerden.
Die Hütten und die Schlöſſer werden
Geplündert und verbrannt im Flug,
Wie wüſt und ſchnöd ſtürmt Zug um Zug!
Bald ſind verlaufene Soldaten,
Die von dem Krieg zum Raub gerathen
Als Fahnenflücht'ge; bald ſind's Bauern,
Verarmtes Volk, die tückiſch lauern
Mit Axt und Senſen an den Ecken
Der Wälder, drin ſie ſich verſtecken.
Landſtürzer und Schnapphähne ſtreichen
Rings in des Vaterlands Bereichen.

Der Krieg, er brachte grimme Peſt.
Die Peſt, ſie hielt ein grauſes Feſt
Von Ort zu Ort. Den Fieberbrand
Als helle Fackel in der Hand,
Als Ruf furchtbaren Schreckensſchrei
Enttönend kam ſie jüngſt herbei
Und zog alsbald von Herd zu Herd
Entſetzlich ſchreckhaft. Ach, wer wehrt
Dem unermüdlichen Vernichten?
Gründlich weiß ſie zu Grund zu richten.
Betrat ſie eines Hauſes Schwelle,
Dann geht ſie nicht mehr von der Stelle,

Bis ſie mit tückiſch gift'gen Streichen
Die Lebenden gemacht zu Leichen.
So ſchleicht ſie hin zu allen Stätten,
Wo Menſchen wohnen, ſie zu betten
In Noth und Tod. Viel Dörfer ſterben
Da gänzlich aus, es fehlt an Erben.
Die Städte werden leer. Es ſchwanden
Millionen ſchon den deutſchen Landen.

Der Krieg, er bringt noch einen Feind,
Es iſt der ſchlimmſte, der erſcheint,
Und heißet: Hunger. Fahl und blaß,
Hohläugig ſchleicht ohn' Unterlaß
Er zu den Armen, die noch blieben.
Der hat erſt arges Spiel getrieben,
Denn leer iſt Scheune, Stall und Feld
Und längſt kein Garten mehr beſtellt.
Die Menſchen ſtachelt er zur Wuth.
Sie raſen, wie verthierte Brut,
So beißt und nagt er ſie. Es aß
Das Volk an Diſteln, Neſſeln, Gras.
Bald galt der Rinden dürre Koſt
Als Leckerei. Es war ein Troſt,
Daß es noch Mäuſ' und Ratten gab.
Bald ſtiegen tiefer ſie hinab.
O pfui, es ſättigte die Gier
Sich an gefallenem Gethier!
O Gott, ſie ſuchten auf die Leichen
Voll Hunger — Leichen ihresgleichen.
Und um die Beute zu erringen,
Sah man ſie ſelbſt den Tod ſich bringen —
Der Menſch ein Thier. — Ach, alles ſchweiget,
Wenn ſo der Krieg zum Gipfel ſteiget.

Weh, all die Pein und all der Jammer
Legt ſich wie eine enge Klammer
Von unzerreißbar feſtem Erz
Dem Werth ums ſtarke Heldenherz.
Doch was hilft weibiſch eitel Klagen?
Es gilt durch neues Hau'n und Schlagen
Die Noth zu wenden. — Raſcher wird
Der Ritt auf Köln. Dort ſchwirrt und klirrt
Es laut von rauhen Kriegerſcharen.
Sie kommen allwärts angefahren,
Denn Guebriant iſt nicht mehr weit.
Der Kurfürſt mit der Geiſtlichkeit
Begrüßt den Werth. Es kniet die Menge
Um ihn in flehendem Gedränge;
Selbſt aus den Gotteshäuſern nahn
Die Beter, alle gehn ihn an,
Die alte heil'ge Stadt zu retten,
Denn der Franzoſe droht mit Ketten.
Kaum will's im Andrang ihm gelingen,
Raſch Weib und Kind nach Haus zu bringen,
Kaum kann ſein Mütterlein er küſſen,
Und kaum Chriſtinens Vater grüßen:
Nach Zons ins Lager muß der Werth!
Der ſich ſo oft und gut bewährt,
Er ſchwingt wie ſonſt den blanken Degen.
Und wieder geht's dem Feind entgegen.

Hei, ſah man da in kühnem Wagen
Ihn bald entlang die Dörfer jagen!
Es iſt die Heimat! Weg und Steg
Sind ihm bekannt. Und immer reg
Und rüſtig iſt er bei der Hand.
Wie hat er auf das Zell gebrannt

Dem Guebriant! So Roß wie Reiter
Schnitt er ihm ab, der kühne Streiter.
Zwar kam ihm selber manche Schlappe
Auch hier und dort wol auf die Kappe;
Doch hat er bald zu eng gemacht
Das Land dem Feind. Man mied die Schlacht.
Der Vorrath ging den Franzen aus.
Gern geht der Gast, ist leer das Haus.
Da machten sie sich auf die Beine
Und schwanden plötzlich überm Rheine,
Um besseres Quartier zu zwingen
Und hoch vom Nord ins Reich zu bringen.
Das heil'ge Köln war gut gebettet,
Johann von Werth hat es gerettet.

Doch bald geht es in Baiern los,
Denn aus des Sachsenlandes Schoß
Zieht Guebriant zum gelben Maine
Und Neckar eilig. Im Vereine
Mit Karl von Lothringen empfängt
Ihn Mercy dort. Da stürmt und drängt
Auch Werth heran mit den Genossen.
Und wieder wird durchs Land geschossen
Hinauf, hinab. An manchen Tagen
Ward wiederum Quartier geschlagen.
Meist ging es gut, mitunter schlecht,
Doch immer war's ein keck Gefecht,
Und immer war sein kühner Geist
Im Packen und im Greifen dreist.
Wie Bremsen sich den Thieren nahn
Ganz unerwartet, fliegen an
Die Werth'schen Reiter. Doch das Heer
Folgt ihnen mächtig, wuchtig, schwer.

Der Feind ſoll nicht der Ruh' ſich laben,
Er fliehet allgemach aus Schwaben.

Verſtärkung holet er am Rhein
Und zieht aufs neu' ins Land hinein.
Schon iſt der Schwarzwald überſchritten,
Schon wogen ſie durch Schwabens Mitten,
Schon halten Rottweil ſie umſchloſſen,
Schon wird die Feſte heiß beſchoſſen.
Da horch, es tönen nah dem Platz
Kanonen dumpf. Es kommt Entſatz.
Und wieder iſt's der wilde Werth,
Der in die Flanken ihnen fährt.
Aufs neu' muß Guebriant entfliehn.
Es iſt ein raſches, jähes Ziehn.
Die Deutſchen ſtürmen hinterdrein,
Die Franzen müſſen übern Rhein.
Da ruhen lange die Standarten,
Der Hof läßt lang auf Hülfe warten.
Ludwig und Richelieu ſind todt,
Drum gab es Unruh', Wirrwarr, Noth
In Frankreichs Hauptſtadt. Endlich zieht
Herr Condé an. In Reih' und Glied
Folgt ihm das Heer mit Macht gerüſtet.
Wie da Graf Guebriant ſich brüſtet,
Als all das Volk ihm übergeben!
Nach Deutſchland geht's mit neuem Leben.
Jetzt gilt es alles dranzuſetzen,
Die alten Scharten auszuwetzen,
Die Guebriant am Degen trägt!
Voll Grimm und Zorn und Ehrfurcht ſchlägt
Sein tapfres Herz. Zum dritten male
Sehn ihn des Schwarzwalds Höhn und Thale.

Er ziehet jetzt mit solcher Macht,
Daß er im Geiste schon die Schlacht
Gewonnen glaubet. Unverkürzt
Hat er auf Rottweil sich gestürzt;
Ist ihm die Feste erst erlegen,
So kann er ziehn auf graden Wegen
Ins Reich. Sie steht am Neckarstrand
Als Schlüssel in das Donauland.
Da hörte man mit frischem Grollen
Bald den Kanonendonner rollen
Durchs Hügelland, indeß im Flug
Die Reiter manchen kühnen Zug
Rings unternehmen, um gleich Räubern
Land, Flecken, Stadt und Dorf zu säubern.

Es führte sie der wilde Rosen,
Er führte Schweden und Franzosen.
Wie lachten sie der reichen Beute!
Sie lagen zu Geisingen heute
In Schloß und Dorf. Und Speis' und Trank
War ihnen also reich zu Dank,
Daß sie nach schwelgerischem Prassen
Der Ruh' sich sinnlos überlassen.
Das merkte Spork. Ihn sandte Werth
Auf Kundschaft aus. Was er begehrt,
Das ist zur Hand. In tiefer Nacht
Fährt er dem Sturmwind gleich mit Macht
In Rosen's Ruh'. Die rothen Flammen
Sie schlagen überm Dorf zusammen.
Da ward ein kühnes Werk verrichtet:
Drei Regimenter sind vernichtet
Mit Männern, Waffen, Rossen, Fahnen.
Und Rosen läßt auf buschigen Bahnen

Mit wenigen den verſengten Ort
Und ſtürmt gejagt auf Rottweil fort.

O Gott, dort gab es trübe Kunde!
Dort lag an einer tiefen Wunde
Graf Guebriant bis auf den Tod.
Er war, wie es die Pflicht gebot,
Durch die Battrien hingeklettert,
Wo es von ſchweren Kugeln ſchmettert.
Da riß ihm ein Kanonenball
Von Rottweils Thurm in jähem Prall
Vom Leib den ausgeſtreckten Arm,
Es troff ihm Blut und Leben warm,
Doch litt er ohne Schmerzenston,
Des Krieges vielgeprüfter Sohn.
Die Kühnheit bracht' ihm ſchlechten Dank.
Daß noch im Sturm die Feſte ſank,
War ſeine letzte Kriegerluſt.
Im Fieber flog die fieche Bruſt,
Dann brach das Auge. Ach, er ſtarb.
Ein Mann, der ſich den Ruhm erwarb
Als Muſter edler Männlichkeit,
Den Ehr' und Bravheit allezeit
Mit Glanz geſchmückt, der jeder Schar,
Die er geführt, ein Vater war!

Er ſtarb im ſelben Augenblick,
Als ein vernichtendes Geſchick
Die dunkeln ſchweren Flügel ſpannte
Ob ſeinem Heer. O weh, es bannte
Verblendung ſeiner Führer Schar!
Nicht ahnend dräuende Gefahr,
So hielten ſie leichtſinnig Raſt
Bei Tuttlingen. Als früher Gaſt

Hat ſich der Winter eingeſtellt.
In Eis und Froſt lag Wald und Feld.
Was hat vom Feind man zu beſorgen?
Es rieſelt ja vom frühen Morgen
Zum Abend Schnee in dichten Flocken.
Auch macht der düſtre Bergwald ſtocken
Der Roſſe Lauf, des Fußvolks Schritte.
So herrſcht in der Franzoſen Mitte
Tiefſtille Ruh. Da kommt geſchlichen
Das große Heer der Kaiſerlichen.
Wie immer iſt der Werth voran,
Er ſchuf im Walde ſich die Bahn.
Leis ziehn die Scharen. Keine Rufe
Ertönen. Selbſt der Pferde Hufe
Verklingen im beſchneiten Feld.
Der Schnee, der immer voller fällt,
Hüllt ein die Reiter. So umſtellen
Die Stadt die nächtlichen Geſellen.
Sie nehmen raſch den Kirchhof ein.
Dort ſtehn in ſtolzen, blanken Reihn
All die franzöſiſchen Geſchütze.
Ha, heut' ſind ſie den Deutſchen nütze!
Sie werden auf die Stadt gekehrt.
Sie brüllen. Kugelhagel fährt.
Geweckt von ſeinen Kriegsgeſchoſſen,
Merkt es der Feind: er iſt umſchloſſen.
Aufjammert wilder Schreckensſchrei!
Jetzt kommt Herr Mercy auch herbei.
Die Deutſchen ſtehn vor allen Thoren,
Und die Franzoſen ſind verloren.
Geſchütze, Pulver, Blei genommen!
Zu wehren ſich und zu entkommen,
Iſt jeder Ausweg abgeſchnitten.
Das iſt noch nicht genug! Es ritten

Die Werth'ſchen auf Möringen fort.
Ein Theil des Feindesheers liegt dort.
Dort liegen bald dieſelben Schlingen
Und wer durchs Thor verſucht zu ſpringen,
Sprang bald zurück, denn feſt geſchloſſen
Stehn dort die Reiter mit den Roſſen,
Gleich einem eiſenfeſten Walle.
So ſind die Wölfe in der Falle.

Vielleicht läßt ſich's zum Guten wandeln!
Die Franzen wollen unterhandeln!
Doch heißt's: „Ihr müſſet euch ergeben!
In unſrer Hand iſt euer Leben!
Auf Gnad' und Ungnad'!" Weh, da haben
Sechstauſend kriegsgeübte Knaben
Freiwillig das Gewehr geſtreckt.
Wie ward gelacht, wie ward geneckt!
Es ziehn die Feindes Führer all
Beim luſtigen Trompetenſchall
In deutſche Haft. Und weinend kamen
Die zierlichen pariſer Damen,
Die ihren Männern in den Krieg
Gefolgt, um bei dem großen Sieg
Sich mitzufreuen. Doch es rührten
Die Klagen wenig. Freundlich führten
Die Deutſchen ſie an Frankreichs Grenze,
Wo ſie verzichtet auf die Kränze.
Dann holte man herbei die Beute,
Dran mancher Knebelbart ſich freute
Mit lichter, funkelnder Geberde.
Man theilte Waffen, Kleidung, Pferde.
Es gab auch Geld, das luſtig rollt,
Demanten gab's, gefaßt in Gold,

Zusammt Smaragden und Rubinen.
Da sah man, um bei Tisch zu dienen,
Geschirr von Silber, schwer gediegen.
Das alles läßt kein Kriegsmann liegen.
Und um so vieles Siegesgut
Floß kaum ein Tropfen deutsches Blut.

Doch ward auch nicht der Feind vergessen,
Der auf den Dörfern lag, indessen
Sie bei den Eingefangnen weilen
Und Waffen, Gold und Fahnen theilen.
Der Spork mit rasselnden Schwadronen
Stürzt hinterdrein. Es galt kein Schonen.
Es ward ein neuer Werth der Wilde,
Denn ringsum lagen im Gefilde
Dreitausend Leichen. Nur der Rosen
Entkam, um traurig den Franzosen
Zu bringen diese Trauerkunden.
Doch that er in der bösen Stunde
Ein Liebeswerk. Im Drang der Streiche
Des Krieges nahm er mit die Leiche
Des tapfern Guebriant und brachte,
Indeß es rings von Kugeln krachte,
Nach Frankreich sie, damit die Truhe
In heimatlicher Erde ruhe.
So läßt allwärts der Feind das Land.
Nur noch die Feste Rottweil stand.
Doch konnte vor des Feinds Gewalten
Das kleine Häuflein sich nicht halten.
Und als sie drinnen sich ergaben,
War frei zum dritten male Schwaben.

O Sieg voll Glanz und Herrlichkeit!
Sie hatten seit des Tilly Zeit

Sich nicht mit solchem Glück geschlagen.
Wie jubelnd klangen rings die Sagen,
Daß man die Franzen hat vernichtet,
Die so viel Uebel angerichtet!
Doch zollet man den schönsten Theil
Des Siegs, der Klugheit, Kühnheit, Eil'
Des braven Werth. Wer thut's ihm gleich?
Drum lohnt ihm auch der Kaiser reich.
Er ladet ihn, zu Hof zu ziehn.
So bricht er auf und schwenkt nach Wien.
Es reitet Spork an seiner Seite,
Und Fix und Jost sind im Geleite.
Da spricht zu Spork der Werth im Scherz:
„Einst trugst du Neid mir, Bruderherz.
Zuerst auf Fix. Längst weißt du's gut,
Der Jost gleicht Fix an Muth und Blut.
Dann auf den Ruhm. Der Ueberfall
Von Geisingen bringt überall
Dir Ehr' und Preis. Für deine That
Schenk' ich dir meinen Fortunat,
Fortuna's Sproß. Reit glücklich drauf
Durch langer Jahre frohen Lauf!
Jetzt brauchst du wahrlich meinetwegen
Nicht länger deinen Neid zu hegen!"
Das war dem Spork recht nach dem Sinn.
So ritten sie zum Kaiser hin.

Neuntes Stück.

O Wien, du schöne Kaiserstadt,
Die Augen sehen sich nicht satt
An deiner Größ' und Herrlichkeit!
Wie prächtig liegst du im Gebreit,

Dich ſpiegelnd in der Donau Wogen,
Von grünen Bergen licht umzogen,
Drauf Schlöſſer aus dem Walde ragen!
Selbſt in des Krieges wilden Tagen
Haſt du dein Anſehn hell bewahrt.
Wie ragen hoch und ſtolz von Art
Rings die Paläſte glänzend, prächtig!
Wie hebt dein Stephansthurm ſich mächtig,
Ein Rieſenwächter in der Luft,
Als ob er laut nach Oſten ruft:
Achtung vor deutſchem Land und Geiſt!
Den ſollt ihr ehren uns zumeiſt!
Wie liegt dort ernſt zu ernſter Schau
Der Hofburg altehrwürd'ger Bau!
Das ſind die edeln hehren Hallen
Der deutſchen Kaiſer! Herrlich wallen
Dort deutſche Fahnen! Auf dem Throne
Liegt dort des deutſchen Reiches Krone!

Wie ſchlägt da unterm Panzererz
Dem treuen Werth das treue Herz,
Als er mit Spork zur Hofburg reitet
Und durch die weiten Gänge ſchreitet!
Die Diener nahn in reichem Kleide
Und führen jetzt die Helden beide
Zum Kaiſer in den hohen Saal.
Bei dem erhabenen Gemahl
Da ſteht die milde Kaiſerin.
Sie grüßen freudenreich im Sinn
Die edeln Krieger, die ſeit Jahren
Für ſie von Schlacht zu Schlacht gefahren,
Und rühmen ihre Lieb' und Treu;
Doch beide ſtehn in ſtiller Scheu.

Dann kommt die Red' auf Krieg und Schlacht.
Da iſt das Feuer bald entfacht
Im Auge Werth's, ihm ſchwillt die Bruſt
Von ungeſtümer Reiterluſt.
Ihm flammet der Erzählung Feuer,
Als lebt' er wilde Abenteuer.
Da hebt der fromme Ferdinand
Den Roſenkranz in ſeine Hand,
Dran hängt am Kreuze Chriſti Bild,
Er ſpricht: „Jeſus war Hort und Schild.
Ich betete. Er half den Landen,
So werden nimmer wir zu Schanden!"
Doch tobt in Werth der Reitergeiſt:
„Den Teufel auch", ſo ruft er dreiſt,
Und raſſelnd zieht er ſeinen Degen,
„Der hat's gethan!" — Spork iſt verlegen,
Und da ſie grad am Fenſter ſtehen,
So fährt in unvorſicht'gem Drehen
Durchs hohe Glas ſein Ellenbogen.
Die Kaiſerin denkt: Wie ungezogen!
Und ſieht mit großem Blick ihn an.
Doch in die Taſche greift der Mann
Und fragt: „Was koſtet denn das Glas?"
Da lacht die Herrin ob dem Spaß.
Mag man ihn glätten oder reiben,
Ein Bauer wird ein Bauer bleiben.

Doch wie beſchied der Kaiſer ſie?
Zum General der Cavalerie
Wird jetzt der kühne Werth ernannt
Das iſt des Reiters höchſter Stand,
Den er erſtrebt in jeder Schlacht
Und den ihm Tuttlingen gebracht.

Doch Sport erhält ein Pergament,
Zum Freiherrn iſt es das Patent.
Er wär' zu Häupten ſeiner Horden
Viel lieber General geworden.
Und wie er's lieſt, ſieht er dabei,
Was an die hohe Hofkanzlei
Für dieſen Brief zu zahlen war.
Das iſt ihm vollends wider's Haar,
Er ſieht den Kaiſer an und ſpricht:
„Geſchenkten Freiherrn kauf' ich nicht,
Gekauften Freiherrn mag ich nicht!"
Der Kaiſer lacht: „Ich thu' Verzicht!
Jetzt aber will ich Euch entlaſſen.
Ihr ſollt den Krieg mir nicht verpaſſen!"

Da ließen ſie das ſtolze Wien,
Um wieder an den Rhein zu ziehn,
Denn Frankreich hat voll Zorn und Wuth
Dort neu entflammt die Kriegesglut.
Ein ſtattlich Heer iſt ausgerüſtet,
Das ſich im ſchönen Elſaß brüſtet.
Unzählig ſind die friſchen Haufen,
Die zu den weißen Fahnen laufen.
An ihrer Spitze ſtehen Helden,
Von denen alle Zungen melden.
Das iſt der tapfere Turenne,
Der ſchon im wilden Kriegsgerenne
Mit Spanien das Niederland
Und ferne überm Alpenrand
Italien durchkämpft. Sein Ruhm
Wuchs dort. In jungem Heldenthum
Naht Ludwig von Bourbon, im Land
Wird er der Condé auch genannt.

Tagtäglich wächſt der Fahnen Menge.
Heißblut'ger Krieger wild Gedränge
Schwillt mehr und mehr. Das Lagerleben,
Wie lacht und rauſcht und klingt es eben!

Der Baiernfeldherr Mercy lag
Indeß belagernd manchen Tag
Am Bodenſee bei Ueberlingen,
Und bald gelang's ihm, zu bezwingen
Das Neſt. Dann geht's auf Freiburg los.
Er nimmt die Stadt. Da bricht es groß
Und mächtig auf, das Franzenheer
Und ſtürmt in derber, guter Wehr
Zahllos ins Land. Jetzt werde wett
Die alte Schmach vom Donaubett!
Mit ſolch gewaltiger Uebermacht
Wagt Mercy nicht die offne Schlacht.
Er legt ſich in des Lagers Schanzen.
Nun kommet an, ihr ſtolzen Franzen!

Wie iſt von weiten Kriegerwogen
Die ganze Ebene überzogen!
Condé ſteht mit Turenne voran,
Um auf der neuen Heldenbahn
Mit neuen Kränzen ſich zu ſchmücken.
Sie nahn ſofort dem Hügelrücken,
Wo feſt das Baiernlager droht.
Nicht Leben achtend und nicht Tod,
Flammt auf entſetzlich wilde Wuth.
Es ſteigt mit löwenkühnem Muth
Der heiße Condé auf das Pferd.
Hochſchwingend ſein berühmtes Schwert
Und auf der Stirn die Zornesader,
So führt er ſelber die Geſchwader.

Und als er auf dem steilen Pfad
Mit seinen Reihn dem Lager nahet,
Da fliegt sein Marschallstab zur Schanze.
Er ruft: „Holt ihn zurück!“ Zum Tanze
Der Waffen geht's. O welches Stürmen!
Wie hoch sich rings die Leichen thürmen
Vom Kugelhagel, Schwerterregnen,
Drin Mann mit Mann sie sich begegnen!
Blut fließt wie Wasser stundenlang.
Erneut wird stets des Sturmes Drang.
Was hilft's, daß Nacht die Streiter trennt?
Als neu der Morgen glüht, entbrennt
Die Schlacht aufs neu'. So trotzig, zäh,
So kalt, so heiß, so starr, so jäh,
Wie Condé, dieses Kampfes Schürer,
Entsandte Frankreich keinen Führer.
Schon prallten ihm der Kugeln zwei
Vom Harnisch, und der Pferde drei
Sind unterm Leibe ihm erschossen;
Er aber brauset unverdrossen
In das Gewühl mit Frankreichs Söhnen,
Denn endlich muß das Werk sich krönen!

Bei Gott, jetzt scheint ihm hold das Glück!
Die Baiern weichen müd zurück,
Die Schanzen werden schon erklettert.
Da kommt der Werth herangewettert
Mit seinen Reitern auf den Höhn.
Grad langt er an. Laut klingt Getön
Der Feldmusik. Noth thut die Eil'.
Doch in den Rossen ist kein Heil
Am steilen Hang. „Absitzen!“ heißt es.
Sie gehn ans Werk. Wie keilt und schmeißt es!

Wie kracht und tobt es da von Schlägen!
Es fegt der grade Reitersdegen
Dem Beſen gleich die Hügelwände.
Für heute iſt die Schlacht zu Ende,
Und Condé's kühner Trotz zerbricht.
Doch heiſcht den Baiern auch die Pflicht,
Zurückzugehn. Der Uebermacht
Wer hält ihr Stand? Sie ziehn die Nacht
Dem Schwarzwald zu, zwar unbezwungen,
Doch arg geſchwächt. Von Schmerz durchdrungen
Beweinen ſie die vielen Leichen. —
Wann ſchlug der Tod mit ſolchen Streichen?

O Gott, wie vieler Arbeit Frucht
Erlag da ſchnell der Waffenwucht
Des kühnen Condé! Neu verloren
Iſt jetzt der Rheinſtrom. An den Thoren
Von Mannheim, Philippsburg und Speier
Stand gleich er mit dem Schwert als Freier.
Auch Mainz fiel bald in ſeine Hand.
Dann ging er an den Seineſtrand
Und ließ ſich Ruhm und Ruf und Ehren
Durch klatſchende Bewundrer mehren,
Indeß Turenne Frankreichs Fahnen
Hinführt zu neuen Kriegesbahnen.

Nur langſam ſammelt ſich aufs neu'
Des Baiern Macht. In alter Treu'
Gebt er mit Völkern und Geſchützen,
Den ſchönen deutſchen Rhein zu ſtützen.
Vom Neckar drängen ſie heran.
Der Mercy führt. Bald iſt's gethan
Um Mannheim. Plötzlich überfällt
Der Werth die Stadt. Es ſchreit und gellt

Erſt Schreckensruf, als vor den Hieben
Die Franzen auseinanderſtieben.
Auf einem leichten Kahne flüchtet
Der Roſen übern Strom. Dann züchtet
Der Werth aufs neue durch das Land,
Vom Neckar bis zum Mainesſtrand,
Dort nimmt er Höchſt, die Feſte, ein.
Frei wird vom Feind es rechts vom Rhein.
Links will er fegen auch zur Stunde.
O Gott, da kommt ihm böſe Kunde!

Es rufet ihn ins Böhmerland
Der Kaiſer ſelbſt. Mit Mord und Brand
Hauſt wüthend dort der Torſtenſon. —
Der Torſtenſon! — Mit welchem Ton
Klingt dieſer Name ihm ins Herz!
Wie Donnern tönt er und wie Erz.
Nach Baner's Tod ward er geſandt
Von Schweden her ins deutſche Land.
Mit Guſtav Adolf focht er lang
In Ruhm und Glanz. Doch Krankheit zwang
Ihn, in das Vaterland zu kehren,
Verzichtend auf des Krieges Ehren.
Auch jetzt noch plaget ihm die Gicht
Den ſiechen Leib. Doch hell und licht
Iſt ihm der Kopf, und in der Glut
Des Herzens pocht ein wilder Muth.
Gelähmt noch gleichet er dem Blitze.
Gilt es die Schlacht, ſtürmt er in Hitze
Vom Nord zum Süd, vom Süd zum Nord.
Bei Schweidnitz ſäte er den Mord
Ins Kaiſerheer. Bei Breitenfeld
Da zeigt' er ſich ein ganzer Held.

Es war ihm dort das Kriegsglück hold
Gen den Erzherzog Leopold.
Auch Sachsen zwang in hurtigen Zügen
Er, seinem Bündniß sich zu fügen.
Als hinter ihm sich hob der Däne,
Ihm fletschend zeigend seine Zähne,
Ihm Schiff und Zufuhr haltend an,
Da jagte gleich der beiße Mann
In Schleswig und in Jütland ein
Und nahm Besitz. Ob hinterdrein
Auch Gallas mit den Kaiserlichen
Nachrennet, rasch ist er umschlichen.
Aufs neue führt ins Reich die Haufen
Der Torstenson. Gallas muß laufen.
Jüngst hörte man, daß scharf auf Böhmen
Die sieggewohnten Schweden strömen.
Der Kriegslärm wird mit wildem Rasen
Im Kaisererbland angeblasen.

So reitet denn der Werth auf Prag,
Dreitausend Reiter folgen nach.
Schau' welch ein lustig Lagerleben
Sieht man im Thal der Moldau weben!
Beherrscht nicht der Soldat die Welt?
Es bauet bunt sich Zelt an Zelt.
Die Fahnen flattern hoch und kühn,
Die Lagerfeuer flackernd sprühn,
Das Fußvolk eilt in blanker Wehr,
Schwer rasseln starke Reiter her.
Sie sammeln hier sich bald, bald dort,
Es klinget manch Commandowort.
Bald gibt es Spiel und Zecherei,
Dann tönt Musik in das Geschrei,

Die Geigen und die Flöten klingen,
Und rings ſieht man die Paare ſpringen
Zu der Zigeuner wilden Tänzen;
Doch feurig rothen Wein credenzen
Die prallen Marketenderinnen.
Solch Volk muß ja die Schlacht gewinnen,
Da Götz und Hatzfeld commandiren.
Jetzt kommt auch noch zu den Quartieren
Der wilde Werth. Der Kaiſer hat
Ihn ſchon empfangen in der Stadt
Zu Prag. Dort ſah der Kaiſer licht
Im Traum ein hoffnungsvoll Geſicht:
Ihm iſt ſiegkündend in den Mienen
Die Mutter Gottes ſelbſt erſchienen.
Wohlan, das mahnt zu friſchem Wagen!
Jetzt wird der Schwede klein geſchlagen!

Hornruf erſchallt. Aufbricht's mit Macht.
Bei Jankau ſtellet ſich die Schlacht.
Jetzt, Torſtenſon, biſt du am Ziel!
Begonnen wird das rauhe Spiel.
Der Führer ſchrille Rufe tönen,
Die donnernden Geſchütze dröhnen,
Die Flinten knallen allerwegen,
Es ſchallen Lanzen, Piken, Degen.
Doch weh, der Schwede ſpielet Trumpf!
Den Götz lockt er in Moor und Sumpf,
Wo ihm die kühnen, ſtolzen Haufen
Elend verſinken und verſaufen.
Ihr Führer ſelbſt fand in der Noth
Den wackeren Soldatentod.
Auch Hatzfeld's Fußvolk wirft mit Wucht
Der Torſtenſon; da ſtiebt zur Flucht

Weit in das Land des Heeres Kern.
Dem Feldherrn blinkt ein ſchlimmer Stern.
Er fällt in der Verfolger Hand. —
Wo iſt der Werth? Von Zorn entbrannt
Stürmt er den Schweden in die Flanken
Und haut und ſenſt. Sie ſtehn und ſanken.
Doch warf ſein Volk — er führt erſt heute
Die meiſten an — ſich auf die Beute
Und ließ die Schlacht. Da kehrte bald
Der Feind und fällt ihm mit Gewalt
In ſeine Schar. Es gab ein Streiten,
Wie nie er's ſah in allen Zeiten.

Oft kamen zehn auf einen Mann.
Wie ſtürmten ſie den Helden an!
Sie riſſen ihn von ſeinem Roß.
Hufſchmetternd in die Weite ſchoß
Fortuna. Mancher hat begehrt
Zu fangen das berühmte Pferd.
Umſonſt! Es biß und ſchlug. Am Grund
That Werth zu Fuß die Stärke kund.
Wer zählet ſie, die mit ihm rangen? —
Das war der Tag, an dem gefangen
Dreimal der Werth in Banden lag,
Das war der glorreich trübe Tag,
An dem er dreimal ſeine Haft
Zerbrochen hat. In Löwenkraft
Schwoll da ſein Leib. Es war die Fauſt
Gleich Eiſenerz. Ihm hat gegrauſt
Vor all den Leichen, die er machte.
Aufbrüllt er ſchaurig im Geſchlachte. —
Dann flob der Held, um nicht zu fallen. —
Das war die erſte Flucht aus allen

Wildblut'gen Schlachten ſeines Lebens,
Es fochten Kraft und Muth vergebens.

Noch auf der Flucht will er zurück.
Vielleicht, es wendet ſich das Glück!
Er fleht und bittet die Genoſſen.
Umſonſt! es bleibt ihr Ohr verſchloſſen.
Zerſtreut entfliehn ſie in die Felder.
Sie bergen ſich im Schutz der Wälder.
Er ſteht allein. Deß Wort einſt Maſſen
Im Feld bewegt, er iſt verlaſſen. —
Was ſoll er thun, ein einz'ger Mann,
Entblößt von ſeinem Heeresbann? —
Raſtlos durchſchweift er öde Heiden,
Sein Herz durchzuckt von grimmen Leiden.

Doch horch, es wiehert plötzlich nah!
O welch ein Wunder er da ſah!
Fortuna iſt's, ſein treues Thier,
Es fand durch unbekannt Revier
Die Spur des Herrn. Da lacht ihm auf
Der Geiſt. Er nimmt das Thier zum Lauf.
Er will zur Heimat jetzt geſchwind,
Er muß begrüßen Weib und Kind.
An ſolchen lieben, ſüßen Herzen,
Da läßt ſich alle Pein verſchmerzen.
Raſch iſt beſchafft ein Bauernkleid,
Das deckt die Rüſtung bauſchig weit,
Raſch iſt beſchafft an ſchlichter Speiſe,
Soviel ihm noth thut auf der Reiſe.
Und wie er nun aus Böhmen ſcheidet,
O wie er jeden Wohnplatz meidet,

Wie er den Menſchen aus dem Wege
Sich ſuchet ſtillgeheime Stege!
Es war ein ſeltſam öder Ritt.
Es nahmen ihn auf Tritt und Schritt
Die dunkeln Wälder auf. Im Flug
Ging über Heiden weit ſein Zug.
An grünen Strömen ritt er fort.
Wohl ſah er Wölf' und Füchſe dort,
Die Raben krächzen um ihn her,
Der Habicht ſchlägt die Flügel ſchwer,
Vorüber ſtürmt der Hirſch im Lauf,
Die Rehe nimmt das Dickicht auf.
Wo aber ſind die Menſchen hin? —
Ach, allwärts tritt ihm vor den Sinn
Das wundgeſchlagne Vaterland,
Das öd, verarmt, zerfetzet ſtand
Vom wilden Kriegslärm langer Jahre!
Es ſträubten ſich ihm faſt die Haare
Vor all dem Fluch. Zuweilen ſchlief
Er in den Pelz gehüllet tief
Für kurze Friſt, und ohne Säumen
Umwebt es ihn mit wilden Träumen.
Wild fährt er auf und ſchwört aufs neue
Der deutſchen Sache deutſche Treue.

Wie glücklich war er dann, die Seinen
Zu grüßen! Seine Augen weinen,
Es bebt die Stimme einem Mann,
Dem niemals Thränen abgewann
Die blut'ge Schlacht. Heut' war's ſein Glück.
Des Lebens Luſt kehrt ihm zurück
Am treuen Herzen ſeiner Frau,
An ſeines Kindes ſel'ger Schau.

Wie grüßet ihn so hell und traut
Der alten Mutter treuer Laut,
Wie lachen ihm des Vaters Augen!
Daheim kann er sich Frieden saugen.
Wie gern er mit der Brust voll Liebe
In ihren stillen Kreisen bliebe!
Doch erst ist's nöthig, stark zu schaffen,
Daß endlich frei vom Lärm der Waffen
Das Vaterland in Freiheit blühe
Und ihm und allen Glück erglühe!

Erst gibt dem Herzen er die Rechte.
Dann drängt es, neue Kriegesknechte
In Köln zu werben, denn er hat
Stets in der alten heil'gen Stadt
Viel tapfer lustig Volk gefunden,
Das rings vom Land auf viele Stunden
Gar oft in hellen lichten Haufen
Zu seinen Fahnen kam gelaufen.
Dort in des Niederrheines Wiesen,
Da sind die Leute groß wie Riesen;
Zäh ist der Schlag im bergischen Land,
An Wupper, Sieg und Aggerstrand;
Rasch sind zu Thaten die Wallonen,
Die in dem Bisthum Lüttich wohnen.
Kraft, Derbheit, Muth und kecks Feuer
Die passen recht fürs Abenteuer.
Zum Kampfe froh, zum Schwanke heiter!
Drum liebt der Werth der Heimat Streiter.

Frisch, laßt die Werbetrommeln rühren!
Der Werth ist kaum am Rhein zu spüren,

Da kommen allwärts die Rekruten.
Seht, wie ſie her in Schwärmen fluten
Zum alten Köln! Das lärmt wie toll!
Die Schenken liegen alle voll.
Daheim iſt's leider ſchlecht beſtellt,
Leer Scheun' und Stall und brach das Feld.
Was gibt's zu Hauſe zu verlieren?
Da wollen ſie's im Krieg probiren.
Und wo ein rüſt'ger Werber ſtand
Auf Platz und Gaſſe, iſt zur Hand
Auch gleich ein Rudel kecker Jungen.
Da wird ſogleich zu Pferd geſprungen.
Die Pickelhauben ſitzen bald
Auf ſtrupp'gem Haar. Feſt angeſchnallt
Wird Degen und Piſtol. Bei zeiten
So üben Reiten ſie und Streiten.

Die Werbung iſt nach Wunſch gerathen.
Der Werth zählt tüchtige Soldaten,
Doch eh er ſie mit gutem Glück
Hinführt zum erſten Reiterſtück,
Da gibt Kurkölns Herr General,
Graf von Geleen, ein Kriegermahl.
Es ſind viel tapfre Kameraden
Zu dem Bankete eingeladen,
Und wacker kreiſt der volle Becher
Im weiten Kreis der heitern Zecher.
Es fehlt nicht an Geſpräch und Sang,
An Luſt und Schmerz. Doch plötzlich klang
Von einem Munde Spott und Hohn.
Es galt dem Werth, dem Bauernſohn:
„Man gibt der Ehr' ihm viel zu viel,
Und nimmer bringt er's doch ans Ziel

Mit ſeinen lump'gen neuen Knechten!
Was weiß der Schweinehirt vom Fechten?"
Der Spötter war ein Graf Merode,
Dem gibt die Butter gleich zum Brote
Ein Werth'ſcher Obriſt. Zürnend ſpricht
Der Degen: „Schmäht den Bauer nicht,
Es klebt auf ihm nicht ſolcher Tadel,
Wie auf Merode's altem Adel.
Werth's Volk nennt man mit andrem Schall,
Wie die Merodebrüder all.
So heißt der Werth die Kernſoldaten,
Die in Merode's Dienſt einſt traten.
Ihr wißt, es ſind marode Leute,
Sie traben hinterm Heer noch heute
In Krankheit, Angſt und Bangigkeit;
Nur nach der Schlacht ſind ſie bereit,
Um rings im Land auf flücht'gen Sohlen
Die reiche Beute einzuholen!"
Da war mit eins der Streit entfacht,
Denn grimmer Zorn iſt raſch erwacht.
Der Werth läßt Graf Merode fodern.
Alsbald ſieht man den Zweikampf lodern.
Doch gibt dem Graf der Bauernſohn
Mit kräft'gem Schlag des Spottes Lohn.
Merode ſinkt dem ſcharfen Degen
Und iſt gar bald dem Tod erlegen.
Und da's nach Brauch und Recht geſchehen,
Kann frei der Werth von dannen gehen.

Ach, trüb reißt er ſich aus dem Arm
Des Weibs! Die Tochter küßt er warm,
Er nimmt der alten Mutter Segen,
Des Vaters Lebewohl. — Dann fegen

Die Scharen hinter ihm ins Weite.
Schon unterwegs kommt ihm vom Streite
In Oeſtreich gute Mär gezogen.
Die Schweden, die in vollen Wogen
Von Jankau raſch nach Mähren drangen
Und graden Wegs auf Wien gegangen,
Sie ſind zerſtreut und gehn zurück.
Dem Kaiſer lachet neu das Glück.
Denn auch der kühne Torſtenſon
Verließ das Heer. Seit Monden ſchon
Ward er im Siechthum krank und kränker.
Der Wrangel iſt jetzt Schlachtenlenker.
Da zieht der Werth zum Mainesſtrand,
Und bald ſchürt er den Kriegesbrand,
Da die Franzoſen wieder drohen
In Franken zu erneutem Lohen.

Zehntes Stück.

Dem Mercy hat ſich Werth geeint.
Der Gruß war freudig. Da erſcheint
Vor ihm im ſchwarzumflorten Kleid
Ein Bote aus der Heimat weit.
Werth ſieht es ihm an Blick und Munde,
Er kommt mit einer Trauerkunde.
Starb denn ſein liebes Mütterlein?
Ging ſeines Weibes Vater ein
Zur ew'gen Ruh'? O nein, es droht
Noch größrer Schreck! Sein Weib iſt tot!
Der Krieg hat ihr das Sein verbittert,
Sie hat ſo oft für ihn gezittert,
Den theuren Mann! Da ward ihr krank
Das treue Herz. Es brach. Sie ſank

Jählings dahin als kalte Leiche.
Vor solchem unverheißnen Streiche,
Den ihm das Schicksal hat geschlagen,
Strömt er in schluchzend laute Klagen,
In helles Weinen. Ach, das kann
Der wund geschlagne feste Mann
Im starken Geiste nicht verwinden.
Wo er vermocht die Ruh' zu finden
Ganz einziglich, hin ist der Platz,
Verloren seines Lebens Schatz.
Der Hort, der Schirm, dem die Gedanken
Selbst in der Schlachten wildem Schwanken
Zuflogen voller Innigkeit.
Er konnte selbst sein tiefes Leid
Nicht weinen in das dunkle Grab.
Sie senkten einsam sie hinab.
Wie soll der starke Werth sich fassen!
Er fühlt unendlich sich verlassen.
Der einz'ge Trost für sein Gemüth
Ist noch sein Kind. Ein Röslein blüht
Es hell im Schutz der alten Ahnen! —
Fort, Werth, auf neue Kriegesbahnen! —

Mit wildem Schmerz, mit grimmer Pein,
So stürmt er bald ins Land hinein,
Das sich vom Main zur Donau streckt,
Weil es Turenne aufs neue schreckt.
Herbsthausen ist sein Hauptquartier.
Werth schleicht mit Mercy durchs Revier,
Um rasch den Feind zu überfallen.
Sie sehen bald die Fähnlein wallen.
Dort längs den Hügeln aufgestellt
Stehn die Franzosen. Rings das Feld

Ueberraschen sie. Doch drauf und dran!
Bald wälzt die Schlacht sich durch den Plan.
Des Mercy kluger Männermuth,
Des Werth verzweiflungsvolle Wuth,
Zu der der ungezähmte Schmerz
Ihn stachelt, brechen bald das Erz
Der Feindesscharen. Jäh entfacht,
Entscheidet sich die heiße Schlacht
Im Augenblick. Reinhold von Rosen
Ward in des wirren Kampfes Tosen
Gefangen von dem rasenden Werth.
Das ist der Mann, der hoch zu Pferd
Der Feinde bester Streiter war
Seit Taupadel. In der Gefahr
Der Schlachten suchten sich die beiden
Oftmals. Jetzt kam es zum Entscheiden,
Wer besser stritt. Der Feind zerstreute
Sich bald. Da gab es reiche Beute
An Führern, Kriegern, Waffen, Fahnen.
Nachstürmte man auf allen Bahnen.
Wie war im Hetzen man vermessen!
Turenne ruht erst aus in Hessen.

Die Niederlage war voll Schmach.
Hoch schäumte Frankreichs Zorn. Da brach
Prinz Condé auf mit neuem Heer
In frischer Kraft und stolzer Wehr,
Zum Neckarthale zieht er fort.
Es kehrt Turenne aus dem Nord.
Die Feldherrn stehen stark verbunden,
Und Stadt und Dorf wird arg geschunden.
Vorbei an Werth's und Mercy's Scharen
Gedenken sie ins Reich zu fahren.

Es gilt, in Baiern einzubrechen
Und dort die letzte Schmach zu rächen.
Doch sind die Deutschen auch bereit.
Zum Süden geben sich Geleit
Die Feindesheere. Oft erschallt
Ihr Waffenlärm im selben Wald.
Als donauwärts die Franzen kommen,
Hat Mercy schon den Stand genommen.

Bei Allerheim, dem Dorf nicht fern,
Steht auf den Höhn des Fußvolks Kern,
Das Mercy führet. Links vom Schloß
Da hält der Werth auf hohem Roß
Vor seinen Reitern. Rechts Gelsen
Hat sich den Binnenberg erlesen
Zu seinem Stand. Jetzt mag es tosen,
Denn feldwärts kommen die Franzosen.
Zur Mitte nimmt Condé den Hügel,
Turenne führt den linken Flügel,
Grammont den rechten. „Alle her!"
Nun wogt die Schlacht vernichtungsschwer.
Des Mercy Stellung ist so fest,
Daß, wie der Feind auch drängt und preßt,
Jedweder neue Sturm zerschellt.
Da lüftet Werth, von Muth geschwellt,
Den Hut und ruft zum Himmel auf:
„Du Lenker dort im Schlachtenlauf,
Ich komme selten nur mit Bitten,
Hab' stets auf eigne Faust gestritten.
Wenn heut' dein Arm nicht für mich ficht,
So hilf doch auch den Feinden nicht!
O lieber Herrgott, bleib neutral!
Erhör mich nur ein einzig mal!"

Und wie er dieſes Wort geſagt,
Da raſſelt's fort. Er ſtürmt und jagt
Mit ungeſtümer ehrner Wucht
Den Gegner Grammont in die Flucht.
Raſch hat der Sieg ſich ihm geeint,
Er folget mörderiſch dem Feind
Zwei Stunden lang. — Doch weh, Gelcen!
Er kann dem Condé jetzt nicht ſtehn,
Der von dem feſten Mercy ſieh
Und auf den rechten Flügel ſieh.
Rings wallet blauer Pulverdampf.
Dort wühlt ein fürchterlicher Kampf.
Gelcen fällt in des Feindes Hände.
So neigt der Sieg ſich doch am Ende
Dem Condé zu. — Jetzt kehrt der Muth,
Sein iſt Grammont mit Roß und Schwert.
O Gott, es ſieht voll Wuth und Brand,
Wie ſchmählich ſich die Schlacht gewandt!
Ob er für ſich den Sieg erkoren,
Es ging der Winnenberg verloren!

Und wo iſt Mercy? Ach, der Kühne,
Der immer auf der Schlachtenbühne
Scharfſinnig, kalt und ſicher hielt,
Ihm hat der grimme Tod geſpielt
Sein letztes Stück. Die Kugel traf
Ihn jäh, er ſank zum ew'gen Schlaf.
O welch verhängnißvoller Fall!
Es ward durch einen Flintenknall
Der Schlacht Verſtändniß ſchnöd zerſtört.
O hätten ſie ihn noch gehört,
Dann ward gezähmt die blinde Wuth
Der Führer! Toller wilder Muth

Hat viel zu weit den Werth geführt. —
Die Trommeln wurden dumpf gerühret;
Fort in des Donaustroms Bereiche!
Sie trauern um die theure Leiche
Des wackern Mercy. Ihre Beute
Sind siebzig Fahnen. Doch wer freute
Sich der Trophäen? Trauervoll
Hinschleppen sie des Krieges Zoll.
Und auch die Herrn aus Frankreich tragen
Das Haupt nicht hoch. Es liegt erschlagen
Ihr halbes Heer. Mings kann man hören,
Doch sie den halben Sieg verschwören.

Es war bei Heldenwerks nicht viel,
Daß Fürstlingen und Dünkelspiel
Der Condé nahm. Entsetzlich matt
Ward auf der allerheimer Statt
Sein Muth. Er selber ist verwundet.
Da zieht, daß er daheim gesundet,
Der Bourbon ab. Aufs neu' befiehlt
Turenne im Heer, jedoch er flieht
Sich gleichfalls weitwärts. Denn es rollt,
Ihr Haupt Erzherzog Leopold,
Das Kaiserheer ins Baierland.
Werth ist wie immer gleich zur Hand;
Den Feind verfolgend gleich dem Pfeile
Und ihn zerfetzend, mahnt zur Eile,
Zur sturmeschnellen, er die Leiter
Der Kaiserlichen: „Auf, ihr Streiter!
Laßt uns das halbe Werk ergänzen!
Wir können jetzt in Deutschlands Grenzen
Mit einem Schlag den Feind vernichten.
Laßt uns den Sturm zum Rheine richten!“

Jedoch er predigt tauben Ohren,
Denn wiederum geht ſchnöd verloren
Die koſtbare Gelegenheit,
Zu enden dieſen langen Streit.
Als langſam ſie zum Rheine kommen,
Hat längſt der Feind ihn überſchwommen.

Ob dem geſtorbnen Weibe ſchwoll
Das Herz des Werth von Gram. Jetzt quoll
Es auch von Unmuth. Nur Mislingen
Sieht er in allen deutſchen Dingen.
Die Jahre kommen, Jahre gehn,
Doch wann wird man am Ziele ſtehn,
Das die Entſcheidung bringt? Da hört
Er Mär, die ihn noch mehr empört.
Als Mercy ſchloß die Heldenbahn,
Da mußte ihn Maximilian
Zu Baierns Oberfeldherrn ſetzen.
So war es recht nach den Geſetzen
Und Bräuchen, die im Heere gelten.
Er war ſchon lang in allen Zelten
Der ält'ſte General. O Schmach,
Jetzt ſtehet dem Gelcen er nach,
Der jüngſt bei Allerheim erlegen,
Indeß er flog auf Siegeswegen!
O Fluch und Zorn und Grimm! Es heißt:
Zu hitzig iſt der Werth im Geiſt.
Er ſchlägt nur drein mit wüſter Macht,
Ihm fehlt die Ueberſicht der Schlacht!
Und heimlich kommen ihm die Kunden,
Die ihm noch mehr das Herz verwunden.
Der Baiernkurfürſt ſinnt ihm Rache,
Weil Werth des Reichs und Kaiſers Sache

Viel höher ſtellt, als wie der Fürſten
Selbſtſüchtig kleines Herrſchaftsdürſten.
Iſt denn des Vaterlandes Pflicht
Das höchſte Ziel des Mannes nicht? —
Ja, ſäh' es nicht nach Feigheit aus,
Er ließ den Krieg und zög' nach Haus!
Jedoch das Vaterland entſcheidet,
Die Heimat fordert ihn — ſie leidet!

O weh, wie ſchleicht der Krieg den Pfad!
Ihm fehlt die Kraft, ihm fehlt die That.
Wo ſind die alten friſchen Flüge
Wie Sturm und Blitz? Langwier'ge Züge
Vom Süd zum Oſt, vom Nord zum Weſt
Aus einem in das andre Neſt
Ordnet Erzherzog Leopold.
Der Raſchheit war er nimmer hold.
Bald ſieht man ſie zum fernen Böhmen,
Bald in die Oberpfalz ſie ſtrömen,
Dann gehen ſie vom Main nach Heſſen,
Um mit den Schweden ſich zu meſſen.
Doch nicht an Eger, Main und Lahn
Stößt man auf Wrangel's wilde Bahn.
Auch folgt dem Kaiſerheer die Noth
Des Hungers; Krankheit folgt und Tod. —
Auf einmal bricht die Mär herein:
Bei Weſel hat Turenne den Rhein
Mit neuen Truppen überſchritten,
Und in des Heſſenlandes Mitten
Steht er mit Wrangel ſchon vereint.
Herbrauſend bricht der ſtarke Feind
Ins Herz des Reiches. Raſch umſchlichen
Hat ſeine Macht die Kaiſerlichen,

Sie in der Wetterau ſich raſten.
Das iſt ein Rennen und ein Haſten!
Der Main wird ſiegreich überflogen,
Nach Süden wälzen ſich die Wogen
Der Gegner. Auch die Städte all
Ergeben ſich in raſchem Fall.
Der Feind hat gleich, wie er's begehrt,
Den Paß am Strom bei Donauwerth,
Bei Lauingen den Paß. Rings offen,
Was hat das Baierland zu hoffen?

Jetzt wehe dir, Maximilian!
Auf München geht die grade Bahn.
Den Weg zog einſt der Schwedenkönig.
Es tönt der Jammer tauſendtönig.
Doch wo die Macht nicht helfen kann,
Da rettet Schlauheit. Raſch begann
Zu markten und zu unterhandeln
Der kluge Kurfürſt. Boten wandeln
Und reiten raſtlos hin und her.
Beim Schweden hilft kein Schwatzen mehr.
Drum ſpricht er ſüß bei Frankreich vor,
Das früher ſchon ihm lieh das Ohr.
Turenne fordert das Verſprechen,
Max ſoll mit ſeinem Kaiſer brechen,
Turenne gibt den Wrangel preis,
Der ſtets zu kühn das Siegerreis
Am Hute trägt. Frankreich und Baiern
Sieht man zu Ulm den Frieden feiern.
Der Wrangel tobt, von Wuth zerriſſen,
Daß ihm entging der fette Biſſen,
Den er ſchon in den Zähnen glaubte.
Ha, wie er ſengte, brannte, raubte!

Doch edler grollt der kühne Werth
Und grimmer noch. Scharf wie ein Schwert
Fährt ihm die Nachricht in die Seele.
Es stockt das Wort ihm in der Kehle.
Er hat an langen trüben Tagen
Den beißend scharfen Schmerz getragen,
Den ihm verletzter Ehrgeiz schuf.
Jetzt tönt verzweiflungsvoll sein Ruf:
„O wo ist Wahrheit, Scham und Scheu?
Wo ist die alte deutsche Treu'?
Zerrissnes armes Vaterland!
O deutsches Reich, wer hält dir Stand!"
Und betend greift er nach dem Herzen.
So findet ihn in seinen Schmerzen
Der treue Spork. Jetzt gilt es Thaten!
Das ist ihr Schluß! — Und sie berathen.

Bei Gott, es ist ja sonnenklar:
Wer stets ihr höchster Herrscher war!
Der Kaiser ist's, der Kurfürst nicht,
Der Kurfürst steht in Kaisers Pflicht,
Vom Reich trägt er sein Land zu Lehn
Und muß als Dienstmann zu ihm stehn.
Und wenn der Fürst den Herrn verläßt
Und an den Feind sich knüpfet fest,
Ist er nicht besser, als sie alle,
Die jüngst beim lauten Waffenschalle
Sich gegen ihren Herrn empörten
Und frech des Reiches Frieden störten.
Ja, schlimmer ist der Kurfürst noch!
Hier pfeift der Wind nicht aus dem Loch
Der Glaubensfreiheit. Glaubenstrutz
Ist nicht der Grund, nein, Eigennutz!

Maximilian zerbricht den Eid
Dem Reich. Drum iſt es Frömmigkeit,
Nicht Sünde, ihm den Eid zu brechen
Und treu das eidliche Verſprechen,
Das ſie in ihm dem Reich geleiſtet,
Zu halten. Fluch, wer ſich erdreiſtet,
Jetzt dieſe Wahrheit zu beſtreiten!
Sie müſſen für die Heimat reiten!
Den falſchen Kurfürſt gilt's zu fliehen,
Es gilt, dem Kaiſer zuzuziehen!

Und beide lauſchen um und um.
Auch auf dem Heere lieget ſtumm
Und ſtarr die Wuth ob ſolchem Frieden.
Geleen, der Feldherr, iſt geſchieden,
Ihm ward der Krieg zum Ueberdruß,
Auch will er nicht zum böſen Schluß
Noch bei des Reiches Feinden ſtehn.
Wer aber folget dem Geleen?
Werth wird aufs neue übergangen
Als Oberfeldherr. Ja, es bangen
Treuloſe vor dem deutſchen Weſen.
So wird der Rauſchenberg erleſen,
Der unter ihm im Range iſt.
Doch durch die Truppen geht zur Friſt
Ein unzufrieden düſter Grollen,
Weil ſie den Werth zum Führer wollen,
Und in des Helden Seele trifft
Die Nachricht wie ein freſſend Gift.

Jetzt geht im Heere um ein Werben!
Die Führer wollen leben, ſterben

Für ihren Werth. Ein jeder ſchwört
Dem Spork, daß er dem Reich gehört,
Daß ſtark er ſtehen will zum Rechten
Und für den deutſchen Kaiſer fechten.
Bei Gott, da kommt auch noch ein Brief
Von Wien! In Klagen ſchwer und tief
Ergeht der Kaiſer ſich voll Gram.
Daß Baiern ohne Scheu und Scham
Zum Feind ſich ſchlug. Dann klingt ſein Mahnen
Daß zu des Reiches Adlerfahnen
Das Heer, das vielgeprüfte, alte,
In freudenreicher Treue halte.
Da ſchwindet plötzlich alles Schwanken
Aus Werth's hellglühenden Gedanken.
Er ſchickt von Paſſau, wo er ſtand,
Rings Boten durch das ganze Land,
Und läßt den Scharen allen ſagen,
Sich Augenblicks zu ihm zu ſchlagen.
Das Fußvolk läßt die Garniſonen,
Das Feld durchfliegen die Schwadronen.
So ziehen ſie auf Weg und Stegen
Dem theuren Führer rings entgegen.

Doch ach, in München iſt verrathen,
Wie furchtbar Werth gefät die Saaten!
Da ſieht man zu den Heerestheilen
Verrätheriſche Späher eilen.
Der eine ſpricht: „Traut nicht dem Werth,
Der ſelber Land und Volk begehrt!
Er macht es wie der Wallenſtein,
Er haut noch auf den Kurfürſt ein!“
Der andre ruft am andern Ort:
„Er will nach Wien mit Brand und Mord!

Vertrauend ſeinen vielen Siegen,
Denkt er den Kaiſer zu bekriegen!“
Der dritte ſchreit als wilder Heyer:
„O hütet euch, er wird ein Ketzer!
Auf Erden führt er ins Verderben,
Zur Hölle geht es nach dem Sterben!“
All dieſer Stimmen tolles Wirren
Bringt in die Geiſter trübes Irren.
Was wahr iſt und was falſch daran,
Begreift nicht der gemeine Mann.
Er weiß nicht, wem er folgen ſoll,
Als noch zum Schluß der Ruf erſcholl:
„Verrath iſt's, was der Werth erſann.
Der Kurfürſt ſchleudert Acht und Bann!
Erlegt den Werth mit Schwert und Blei,
Der Werth, der Werth iſt vogelfrei!“
Was! ein Verräther iſt der Werth?
Wer kann's verſtehn? Doch jeder kehrt
Und wendet ſcheu ſich von ihm fort.
Und bald erklingt es hier und dort:
„Der Kurfürſt lebe!“ Mancher ſtimmt
Mit in den Ruf. Er ſchwillt ergrimmt
Zum Aufruhr auf. Jetzt iſt's gethan
Um ſeinen edlen deutſchen Plan!
Ja, es iſt Zeit zur raſchen Flucht,
Denn alles tobt und brauſt und flucht.
Es wirft der Held ſich auf das Roß,
Sporf folgt als treulicher Genoß!
Greif aus, Fortuna, Fortunat,
Daß nicht der jähe Tod jetzt naht!
Ha, was iſt das! Horch, welches Knallen!
Bei Gott, der Baiern Schüſſe fallen!
Sie hören rings die Kugeln pfeifen.
Heiß preßt der Sporn. Die Roſſe greifen

Hellwiehernd aus. Die Haare fliegen
Zerzaust im Sturm, im Sturme wiegen
Des Helmbuschs Federn sich zurück.
Es weist sich hold das falsche Glück:
Jetzt halten sie am Hügelrande,
Sie stehen frei im Kaiserlande.

Doch hinter ihnen tobt der Hass,
Die Wuth, der Zorn. Ohn' Unterlass
Verfolgt der Baier jetzt die beiden.
Was hat der Werth da nicht zu leiden!
Ist's nicht genug, ihm abzusprechen
Leben und Ehr'? Max lässt ihm brechen
Ringsum in seine reichen Güter,
Die als der Heimat treuer Hüter
Er sich erwarb. Man reisst ihm ein
Sein stolzes Schloss in Bodenstein,
Das in der Oberpfalz sich hob.
Des Feuers wilde Lohe schnob
Zu Beurain in der Pfalz durchs Haus.
Sie tilgten den Besitz ihm aus,
Der in dem Rheingau lag. In Brand
Stand rheinhinab im jülicher Land
Schloss Odenkirchen. Fern in Hessen
Ward Sporck's Besitzthum nicht vergessen.
O Rachelust! Wer hat's geglaubt?
Max setzte noch auf jedes Haupt
Den Henkerpreis. Es gilt der Werth
Zehntausend Thaler! Wer's begehrt,
Der bring' den Kopf! Wer Sporck erschlagen,
Mag tausend in den Sedel jagen! —
O Schmach und Graun, was ist die gleich!
So zahlet man die Treu' am Reich! —

Es brachten Zix und Zott die Kunden,
Die sich entfernt in nächt'gen Stunden
Aus Baiern zu den Kaiserlichen.
Sie sind den Herren nachgeschlichen.

Doch sieh, der Kaiser Ferdinand
Bewillkommt herzlich sie im Land.
Im Lager war's zu Medinan,
Dort ritten elend müd sie an,
Da ward alsbald das Heer gelichtet.
Als Männer echter deutscher Art
Stellt sie der Kaiser vor die Scharen,
Die trotz den tödlichsten Gefahren
Dem Reich die schönste Treu' erwiesen.
Und als er sie genug gepriesen,
Da ruft er: „Werth, Ihr thatet brav!
Ihr seid von heut' des Reiches Graf
Und als General der Cavalerie
Steht Ihr zu mir. Schlagt anders nie,
Als wie Ihr Euch bisjetzt geschlagen.
Ihr habt Euch wie der Werth betragen,
Herr Spork. Ihr folgt mit Pferd und Schwert
Als General von heut' dem Werth!"
Dann schenket er dem Werth zum Dank,
Dem all sein Gut in Trümmer sank,
Die reiche Herrschaft Benatek.
So lohnt die Noth sich und der Schreck.
Und dort erhält auch Spork alsbald
Ein Schloß mit weitem Feld und Wald.

Da kam den Augen neue Glut,
Da kam den Herzen frischer Muth.
Es war verloren nicht die That,
In der die Seele ihren Rath

So feſt und ſicher hat ertheilt.
Aufhob der Kaiſer unverweilt
Des Baierfürſten Bann und Acht.
Dann ward im Reich bekannt gemacht:
Werth ſowie Spork ging rechte Bahn,
Sie haben ihre Pflicht gethan!
Und die es deutſch mit Deutſchland meinen,
Die ſollen ſeinem Heer ſich einen!

Elftes Stück.

Wer hat zu grüßen nicht begehrt
Den Schlachtenleu Johann von Werth
Im Kaiſerlager? Aus den Zelten
Strömt's nach der Heerſchau. Zu vergelten
Unrechte Schmach mit Lieb' und Ehre,
Nahn all die Hauptleute vom Heere.
Rings welch Gewühl! Sieh da, es naht
Der Oberfeldherr, auch im Staat.
Melander iſt es, zubenannt
Holzapfel. Er iſt Proteſtant,
Einſt war er General in Heſſen,
Mit Oeſtreich hat er ſich gemeſſen
Im Streit für ſeines Herzens Glauben.
Doch als er ſah, daß um zu rauben
Der Däne, Schwed' und Franzmann kam,
Da ſtieg ihm in das Haupt die Scham.
Zum Kaiſer trat er hin in Reue
Und ſchwor dem Reiche Dienſt und Treue.
Noch hält er feſt an Luther's Lehren,
Und jeder hält ſie ihm in Ehren.

Bei Gott, er führt des Heeres Hut
Mit ſtrengem Geiſt und ſcharfem Muth.
Es heißt: Willſt du das Reich zerreißen,
Mußt erſt in den Holzapfel beißen.
Er kennt den Werth, der Werth kennt ihn,
Werth brachte ihn ja einſt zum Fliehn
Bei Ehrenbreitſtein. Doch jetzt reichen
Die Hand ſie ſich zum Friedenszeichen.

Nun gab es auch wol frohe Feſte
Ringsum auf manchem Ritterneſte,
Das in der Nähe lag. Da kamen,
Den Werth zu grüßen, bald die Damen.
Den Mann, der hundert Schlachten ſchlug
Und mächt'ge Ehrennarben trug,
Den ſuchen allezeit die Frauen,
Weil ſie die Kühnheit gerne ſchauen.
Und richtet er an ſie ein Wort,
Sie preiſen's glücklich fort und fort.
Da lacht ihm manche in der Schar,
Die ſchön, die klug, die reizend war;
Doch ſolch ein Kind gewahrt er nie,
Als wie die liebliche Marie,
Gräfin von Kufſtein. Zu Verwandten
Kam ſie ins Land. Die Aeltern ſandten
Sie von der Ens. Dort wohnt ihr Vater
Als Landeshauptmann und Berather
Des Kaiſerſtaats. Ihr ſeltſam Sein
Nimmt gleich das Herz des Helden ein.
Man ſieht im Kreiſe von den andern
Zu ihm ſtets ihre Blicke wandern.
Bei Gott, kein Mädchen iſt ihr gleich.
Das ſtille Haus iſt nicht ihr Reich.

Sie tummelt gerne fern dem Schloß
Durch das Gebirg das muntre Roß.
Sie liebt die Jagd im tiefen Wald,
Das Hüfthorn, das den Forst durchschallt.
Sie liebt, in Heid' und Feld zu säumen
Und an den Flüssen still zu träumen.
Doch wenn sie aus der Weite kehrt,
Da naht sich ihr der kühne Werth,
Da muß er ihr von schnellen Ritten,
Von Schlachten, die er einst gestritten,
Von Städten, die er eingenommen,
Erzählen, und sie lauscht beklommen.
Es blitzt ihr Auge, wenn er siegt,
Sie zittert, wenn er unterliegt,
Sie weinet, bluten ihm die Wunden;
Und liegt er trüb in Haft gebunden,
Dann küßt sie ihm die breite Hand
Und streichelt ihm das Haar. So band
Gemach die stille Lauscherin
Des Helden sturmgewohnten Sinn.
Ihm wird das Herz so seltsam weit,
Wie in verrauschter Jugendzeit.
Werth, hüte dich, die Funken drohen
In lichte Flammen aufzuloben!

Und als sie all sein Leben weiß,
Da plaudern sie oft laut und leis
Durch Schloß und Garten, Wald und Au'.
O welche prächtig kühne Schau
Ist ihr der schöne braune Mann!
Wie hält sie stets sein Aug' in Bann,
Die jugendblühende Gestalt!
Ihn trifft hinreißend mit Gewalt

Der dunkle Blick aus ſchwarzen Locken.
Er bebet jugendlich erſchrocken,
Daß Zauber ihm das Herz bewegt
Und ihm den Geiſt in Feſſeln ſchlägt.
Doch einſt hebt ſich ein Wort mit Schwung:
„Ach, ich bin alt, und Ihr ſeid jung!“
Dann hält er plötzlich ein das Wort,
Als wär' die Zunge ihm verdorrt.
Sein Aug' iſt wirr. Das Mädchen ſpricht:
„Ei was, die Helden altern nicht!
Wenn je ein Mann mein Herz gewinnt,
Iſt er geſchaffen und geſinnt
Wie Ihr. Es muß ihm leuchtend glänzen
Das Haupt von grünen Ehrenkränzen!“
Ha, was iſt das? Ihn packt ein Sinnen:
Der Kühne kann die Braut gewinnen.

Und ſcheidend denkt er, was ihm frommt.
Doch als er in das Lager kommt,
Iſt ſchlimme Botſchaft eingelaufen.
Der Wrangel zieht mit ſeinen Haufen
Auf Böhmen. Ha, des Torſtenſon
Nachfolger geigt den alten Ton.
Als Max den ulmer Frieden ſchloß,
Da jagte er mit ſeinem Troß
Verheerend durch das ſchöne Schwaben.
Bei Kempten ſchlugen ſeine Knaben
Die wilden Scharen rauher Bauern,
Die rings an allen Pfaden lauern,
Dann ging's an den gedehnten Strand
Des Bodenſees. Ihm ward bekannt,
Das Gold und Gut aus jedem Hauſe
Sei dort in der bregenzer Klauſe

Verborgen und verſchanzt. Nicht taub
Iſt er der Nachricht. Welcher Raub
Ward da vollbracht! O welche Schätze
Erwieſen die geheimen Plätze!
Mit Gold und Edelſtein beladen,
Jagt bald er auf denſelben Pfaden
Dem Norden zu. Denn voller Wuth
Droht der Tiroler zäher Muth.
Es ſtellen auf den Alpenwegen
Sich ſelbſt die Weiber ihm entgegen.
Ein Schwedentrupp ward da am Lech
Durch eine Mädchenſchar aus Egg
Bis auf den letzten Mann vernichtet.
Drum ward's im Dorf dort eingerichtet,
Daß in der Kirch' zur rechten Seite
Die Frauen ſitzen. Solchem Streite
Entflieht der Schwed'. Wie ein Komet,
Der ſprühend durch die Räume weht,
Sieht man ihn flugs nach Franken rennen.
Und ſeine Wege zeigt das Brennen
Der Dörfer und der Städte an.
Rings ſchlagen Flammen himmelan.
Rauchſäulen ſteigen in die Lüfte.
Das Land zeigt Trümmer, Schutt und Grüfte.
Der Wrangel, ach, der wilde Wrangel
Wirft jetzt ins Böhmerland den Angel!
Schon hält mit Wehr, Kanonen, Roſſen
Und Kriegsvolk Eger er umſchloſſen.

O wie der Werth die Kunde ſegnet!
Dem Wrangel iſt er nie begegnet
Im Männerkampf. Ihm zuckt die Rechte,
Zu treffen bald ihn im Gefechte.

Ihm brennt die Seele, um zu zeigen,
Wie er ſo ganz dem Kaiſer eigen.
Schon gellt im Lager laut Geſchrei,
Zu Kugeln gießen ſie das Blei,
Und rings mit Jubeln, Rufen, Pfeifen
Hört man ſie Dolch und Schwerter ſchleifen.
Auch putzen allwärts ſie Geſchoſſe,
Und ſchon geſattelt ſtehn die Roſſe.
Und wie nun die Trompeten tönen,
Da bricht mit weitem, breitem Dröhnen
Das Heer zur Ferne. Höhn und Thale
Durchwoget es im Sonnenſtrahle.
Doch weh, als ſie nach Eger kommen,
Da iſt die Feſte ſchon genommen!
O doppelt Weh, vor wenig Stunden
Hat erſt der Feind ſie überwunden!

Es ſtehn auf einen Büchſenſchuß
Des Feindes Zelte überm Fluß.
Gleich lagern auf der Gegenſeite
Die Kaiſerlichen ſich zum Streite.
Da geht ein toll Scharmützeln an;
Hoch auf den Höhen, tief im Plan
Beginnt der kleine Krieg ſein Necken
Mit plötzlich unverhofften Schrecken.
Von Ufer hin zu Ufer grollt
Kanonendonner, und es rollt
Manch ehrne Kugel kreuz und quer
Von einem in das andre Heer.
Es gibt auch kecke Reiterſtücke.
Was braucht's der Kähne und der Brücke?
Was braucht es ſtets der feſten Erde?
Sie ſitzen nächtlich auf die Pferde

Und überſchwimmen raſch den Fluß.
Für ſolchen kecken Reitergruß
Iſt Werth der Meiſter. Hei, ein Regen
Von Hieben ſtürmt von ſeinem Degen!
Die Beute nimmt er gleicher Weile,
Dann tobt er fort in hurt'ger Eile.
Doch einſt bekommt es ſchlecht dem Werth.
Als heim vom Ueberfall er kehrt,
Da praſſelt hinter drein ein Wettern.
Kanonenkugeln ſind's. Sie ſchmettern
Rings in die Schar, und eine ſtreift
Des Helden Wangen; mächtig greift
Sie ihm ins Fleiſch. Ohnmächtig ſinkt
Vom Pferd er hin. Der Boden trinkt
Sein rothes Blut, es ſtrömt wie Quellen.
So tragen ihn die Kriegsgeſellen
Erſtarrt und leichenhaft ins Zelt.
Und allerwärts heißt todt der Held.

Selbſt zu den Schweden dringt es hin,
Das iſt dem Wrangel nach dem Sinn.
Da ward ein Anſchlag gleich gemacht:
Es rüſtet für die nächſte Nacht
Sein Vetter Helmold kecke Reiter.
Er war wie Werth ein ſtolzer Streiter.
Und da nun Erd' und Himmeldom
Im Dunkel liegt, kreuzt er den Strom.
Am Kaiſerlager wie der Blitz
Nimmt er den Poſten in Beſitz.
Wem er begegnet hin und wieder,
Den wirft in jähem Tod er nieder.
Dann feget er mit Saus und Braus
Im Lager um. Dort ſteht das Haus,

In dem der deutsche Kaiser ruht.
Er säbelt rasch mit frechem Muth
Die Wachen um. Jetzt gellt ein Schrei
Voll Schreck und Angst und löst das Blei
Des Schlafs. Du großer Gott, es gilt
Des Kaisers Leben! Wüst und wild
Lärmt schon der Schwede vor der Thür
Des Herrn. Der springt vom Bett. Herfür
Will er im Nachtkleid fliehn. Es droht
Gefangenschaft ihm oder Tod!

Da kommt heran in Wuth und Hast
Barhaupt und ohne Kleidung fast,
Hochblank das Schwert in krampf'ger Faust,
Johann von Werth herangebraust.
Sein Antlitz ist noch roth von Blut,
Die Augen sprühn in Fieberglut,
Die Haare sträuben sich ihm wild.
Das ist das fürchterliche Bild
Des Schlachtengotts! So fährt er drein,
So mäht er in die Schlachtenreihn.
Der einz'ge Mann macht alle weichen
Mit seinen unnahbaren Streichen.
Es folgen bald ihm miteinander
Hauptleute und der Herr Melander.
Der Feind entflieht. Jedoch es fassen
Ihn rings die aufgeschreckten Massen,
Die rasch zu Schwert und Lanzen griffen.
Umsonst ward nicht der Stahl geschliffen.
Da stürzten viele in die Flut,
Die andern sanken roth im Blut,
Die meisten wurden eingekettet.
Doch der den Kaiser hat gerettet,

Das war, der tödlich lag im Zelt,
Das war der wunde kranke Held,
Der totgeglaubte Werth! Er siegt
Selbst, wenn er tief im Siechthum liegt.
Erst als der Feind von dannen rennt,
Da fühlt er, wie die Wunde brennt.
Der Kaiser danket ihm von Herzen.
Dann suchet er das Bett in Schmerzen.

Wie sehr ihn auch der Streit erschlafft,
Bald wuchs ihm frische neue Kraft,
Und lustig ging's mit altem Feuer
Bergauf, bergab zum Abenteuer.
Bald ist er hier, bald ist er dort,
Bald geht's nach Süd und bald nach Nord.
Und oft im flücht'gen Ueberfall
Gibt's blut'ge Köpfe überall.
Was hilft's, vor Eger trüb zu liegen?
Ein Reiter muß die Welt durchfliegen! —
Gibt's keine Schlacht, sucht er Gefecht.
Einst ging es schier dem Helden schlecht.
Da ritt mit Sporck er auf Partei,
Auch ist der Fix und Jost dabei.
Und wie sie Heid' und Wald durchstreifen,
Da hören sie die Kugeln pfeifen.
Der Schwede liegt im Hinterhalt
Mit Uebermacht, der Schlachtruf schallt
Sie müssen fliehen. Abgeschnitten
Vom Heer sind sie zu weit geritten.
Sie werfen drauf sich in ein Schloß
Und bergen sich mit Mann und Roß
Dort zwischen hohen festen Mauern,
Die können wol im Sturme dauern.

Auch iſt von Gräben es umgeben,
Darauf Zugbrücken ſich erheben.
Wohl bot' es ſichern Schirm und Schutz,
Wohl bot' es lange Monde Trutz,
Doch fehlt ihm eins. Dies eins iſt alles,
Es fehlt im Drang des Waffenſchalles
Der Proviant, denn öd und leer
Stehn Stuben, Scheunen, Ställ' umher.
Ein Hüter wohnt im Hof allein.
Dem eine Kuh, ein Bock, ein Schwein
Von abgefallner magrer Zucht,
Sowie ein kleiner Sack mit Frucht
Zu eigen ſind. — Gleichviel! Zu halten
Gilt's hier ſich vor des Feinds Gewalten.

Ja, theuer iſt jetzt guter Rath,
Das hört man, als der Abend naht.
Da ſteht im Dunkeln an der Mauer
Geheim der Werth und Spork auf Lauer.
Wachtmeiſter Fix und Joſt zugleich
Die hören reden überm Teich.
Ein Schwede raunt dem andern zu:
„Bald haben vor dem Werth wir Ruh'.
Er muß mit Mann und Maus ſich geben,
Denn ohne Speiſ' kann er nicht leben.
Im Schloß der Bock, die Kuh, das Schwein,
Die werden bald gegeſſen ſein!"
Da ruft der Spork: „Verdammte Falle!"
Es flucht der Werth: „Die offne Kralle
Der Teufelskerle ſeh' ich ſchon!"
Doch meint der Fix mit munterm Ton:
„Am Galgen hangen wir noch nicht,
Wie auch den Feind der Hafer ſticht.

Was gilt's, wir drehn ihm eine Naſe.
Die Pferde nähren ſich vom Graſe,
Das in den Höfen wächſt. Doch wir,
Wir müſſen ſchonen das Gethier
In dieſem Stall. Die Mäuſ' und Ratten,
Die kommen unſrer Noth zu ſtatten,
Und deren gibt's genug im Haus.
Auch wachſen Neſſeln für den Schmaus.
Wollt ihr vertrauen meiner Weiſe,
So geht der Feind bald auf die Reiſe!"
Die Führer, welche ihm vertrauen,
Verlangen ſeine Kunſt zu ſchauen.

Am andern Morgen holt er ſchlau
Aus ihrem niedern Stall die Sau.
Sie grunzet laut, er grunzet mit
Bald hoch, bald tief auf jedem Schritt,
Denn aller Thiere Ruf und Schreien
Ahmt nach er, grad als ob ſie's ſeien.
Nun kniet er auf den Hals ihr feſt.
Welch Quieken ſchallt! Jedoch er läßt
Ein gleiches Quieken laut erſchallen.
So vielfach hört den Ton man hallen,
Man glaubt, daß eine ganze Heerde
Von Schweinen hingeſchlachtet werde.
Es denkt der Feind: „Ein Schwein ſoll's ſein,
Sie ſchlachten wahrlich ganze Reihn!"
Doch iſt das Werk vollendet kaum,
Da ſteiget Fix zum Speicherraum,
Dort hangen trocknend auf den Stöcken
Die Häute von den todten Böcken,
Die man geſchlachtet hat vor Zeit.
Draus macht er manchem Knecht ein Kleid.

Auch Joſt wird eingehüllt in Felle.
Dann geht hinaus es an die Wälle.
Es müſſen graſen gleich den Thieren
Die Burſchen dort auf allen Vieren.
Doch ſitzt der Fix im Hintergrund
Und ſtößt aus dem geſchickten Mund
Ein Meckern aus. — „O welches Blöken!
Sie haben ja ein Heer von Böcken!“
So ruft der Feind. Wie aber ſteigt
Noch die Verwunderung, als ſich zeigt,
Daß täglich ſie die Schweine fällen,
Und daß die Böcke auf den Wällen
Alltäglich graſen! Doch in Ruh'
Nimmt Fix zuletzt die einz'ge Kuh
Und füttert mit dem letzten Korn
Das Vieh. Dann hängt er ihr ans Horn
Ein Brieflein voll von derbem Hohn.
Drauf ſteht: „Wollt ihr den Werth zum Lohn,
Da müßt ihr andre Kerle ſein!
Fällt euch denn nicht das Sprüchlein ein:
Zu Nürnberg pflegt man nicht zu hangen,
Man hätte denn den Mann gefangen!“
Dann fällt die Brücke raſch herunter,
Man ſieht die Kaiſerlichen munter
Ins Lager ihrer Feinde jagen
Das Thier, als wär' ihr eigner Magen
Mit Leckerbiſſen angefüllt.
Horch, wie die Kuh beim Schlachten brüllt!
Da ſieht der Feind den Wanſt voll Speiſen
Und denkt wahrhaftig an das Reiſen.
Es heißt: „Der Teufel fang' den Werth!
Stets hat er, was das Herz begehrt!“
Zudem hat man die Mär vernommen,
Daß auch die Kaiſerlichen kommen,

Den Werth im Schloſſe zu entſetzen.
Da geht's ans Jagen und ans Hetzen.
Es ſtiebt der Schwed' mit Macht ins Weite,
Das Schloß wird frei nach jeder Seite.
Und in das deutſche Lager kehren
Der Werth und Spork mit neuen Ehren.
Doch danken Haupt ſie, ſowie Mütze,
Dem Fix und ſeiner derben Grütze.

Sonſt aber kommt es nicht zur Schlacht,
Denn keiner der Parteien lacht
Zeit und Gelegenheit. Zu flicken
Dem Feind am Fell, will ſich nicht ſchicken.
Allwärts iſt nichtiges Beginnen,
Sie können ſich nichts abgewinnen.
Man ſieht die Schweden immer gehn,
Sobald die deutſchen Scharen ſtehn;
Die Deutſchen gehen, wenn die Schweden
Sich ſtellen. Jeder meidet jeden.

Einſt ruht der Werth im alten Prag,
Wo grad mit ſeinem Hofe lag
Der deutſche Kaiſer Ferdinand.
Was hört er da? Des Krieges Stand
Verändert ſich. Maximilian
Schließt wieder ſich dem Reiche an.
Sein Säckel hat ihn längſt gegrämt,
Es forderte auch zu unverſchämt
Die frechen Schweden Kriegserſatz
Aus ſeinem längſt erſchöpften Schatz.
Was hilft auf dem Papier der Frieden,
Der auch dem Bruder nicht beſchieden?
Denn ihn, den Kurfürſt Kölns, umpreſſen
Mit ſchnödem, keckem Raub die Heſſen.

Auch redeten wol dienſtbefliſſen
Die Prieſter ſcharf in Max' Gewiſſen,
Daß er der Kirche Freunden kündet
Und ihren Feinden ſich verbündet.
Was ſind's dabei für mächt'ge Laſten,
Sein Heer in faulem, trägen Raſten
Zu halten! Sold und Koſt ſind theuer.
Auch wollen lieber ſie ins Feuer
Die kriegsgeriebenen Geſellen,
Als wie zu ruhn auf faulen Fellen.
Kurzum, er löſt den jüngſten Bund
Und gibt dem Kaiſer plötzlich kund,
Er will zum Reich ſich wieder wenden
Und ihm das Heer nach Böhmen ſenden.

Wen freute ſolche Botſchaft nicht?
Auch Werth ſtrahlt auf in hellem Licht,
Denn blüht dem Reiche Glück und Heil,
So iſt's, als wär's ſein eigen Theil.
Doch ach, mit tiefem Schmerze hört
Er, daß der Baier noch empört
Ihm maßlos zürnet. Ausbedungen
Hat er in ſeinen Forderungen
Sogar, daß Werth und Spork nicht weiter
Zum Kampfe führen ihre Reiter.
Es kündet Kaiſer Ferdinand
Ihm trübt' die Mär. Er gibt die Hand
Dem Werth und fraget: was er meint.
Da ruft der Werth: „Es gilt, den Feind
Vor allem aus dem Land zu ſchlagen.
Das aber thun in dieſen Tagen
Zwei Heere ſchneller als das eine.
Herr Kaiſer, das iſt, was ich meine:

Ihr müßt mit Baiern Euch vertragen.
Nach mir und Spork iſt nicht zu fragen.
Der Himmel möge Segen geben!
Der Kaiſer und das Reich ſoll leben!"

Er wendet tiefgerührt ſich fort,
Und läßt mit ſeinem Roß den Ort.
Doch wie er in die Lande reitet,
Seltſame Schau, da ſchwebt und gleitet
Marie von Kuffſtein's helles Bild
Vor ſeinem Geiſt. Sie lächelt mild
Ihm zu aus Wald und Au' und Heide.
O welche ſüße Augenweide!
Es iſt die freundliche Geſtalt,
Der Mund, die Augen; mit Gewalt
Nimmt ſie ihm die Gedanken weg.
Im Herzen wird die Sehnſucht reg.
So lenkt er nicht nach Benatek,
So lenkt er um zum Süden keck,
Er lenkt zur Ens, und manchen Tag
Durchreitet er Gebirg und Hag.
Da blinkt vor ihm ein hohes Schloß,
Da fraget er von ſeinem Roß.
Das ſind des Grafen Kuffſtein Güter!
Der Alte iſt der Landſchaft Hüter.

Und raſch durchziehet er das Thor.
Die Diener ſtürzen raſch hervor,
Sie bringen ihm das Roß zu Stall
Und führen ihn zur hohen Hall'.
Dort ſtehen zum Empfang bereit
Die Aeltern und dort ſteht die Maid.
O wie ihr über das Geſicht
Tief purpurnes Erröthen bricht!

Sie ſucht ein ruhig Wort zu heben,
Doch ihre Stimm' erſtickt im Beben.
Laut ruft ſie dann: „Johann von Werth!“
Wie ward da hoch der Gaſt geehrt,
Der trotzig kühne wilde Mann,
Der allwärts Ehr' und Ruhm gewann!
In dieſem Bergthal weltverloren
Klang laut ſein Ruhm in alle Ohren.

Fern liegt ihm hier des Krieges Plage,
Ihm kommen helle ſüße Tage
Voll reichem ſeligem Gefühl,
Wie ſie das wirre Weltgewühl
Nicht geben kann. Wie herrlich lacht
Der Berge unberührte Pracht!
Das Thal mit ſeinem ſtillen Lauſchen,
Der Fluß mit ſeinem friſchen Rauſchen!
Und da die Liebe alles krönt,
Iſt raſch das ſtarre Herz verſöhnt.
Das Mädchen liebt ihn ohne Ende,
Den treuen Mann, und ihre Hände
Erheben ſegnend auch die Alten.
Jetzt mag die Zukunft ſich geſtalten
Schön, reich und hell! Das ſchöne Paar
Eint dann die Trauung am Altar.

Doch endlich muß geſchieden ſein!
Wie gerne zög' der Werth zum Rhein,
Um bei der Mutter nach Gebühren
Die neue Tochter einzuführen!
Denn kindlich treu iſt er geſinnt.
Auch möcht' er Irmgard, ſeinem Kind,
Die friſche junge Gattin zeigen.
Wie heiß dahin die Wünſche ſteigen,

Er darf die Heimat nicht betreten,
Er darf im Kölner Dom nicht beten.
Es hat ihn Baiern ja gebannt,
Und unten in des Kurſtifts Land
Herrſcht Marens Bruder. Ließ er vor!
Sich ſehn, ihm drohte Kett' und Mord.
Was ſoll er machen? Ei, wo iſt
Wachtmeiſter Fix zu dieſer Friſt?
Er zog ja auf das neue Gut
Und hält es ſicher treu in Hut.
Sie finden ihn zu Benateck,
Dort ſitzt er ſicher im Verſteck,
Da heißt es: „Alter Knebelbart,
Jetzt mach' dich rüſtig auf die Fahrt!
Du ſollſt anjetzt mit flinken Sohlen
Werth's Mutter und Werth's Tochter holen!"

Der Alte macht ſich auf. Potz Blitz,
So iſt es recht! — Werth nimmt Beſitz
Von dem geſchenkten Kaiſergut.
Es iſt ihm wonniglich zu Muth,
Wie er mit ſeinem ſchmucken Weib
Ins Schloß einzieht. An Zeitvertreib
Fehlt es ihm nicht. Viel iſt zu thun,
Er kommt vom Schaffen kaum zum Ruhn.
Es gilt die öden einfach ſchlichten
Gemächer freundlich einzurichten,
Es gilt die Felder zu beſtellen,
Es gilt den dichten Wald zu fällen,
Es gilt zu züchten gute Pferde,
Der Rinder und der Schafe Heerde
Gilt's in den Ställen, auf den Weiden,
Auf fetten Feldern oder Heiden

Mit Fleiß zu warten. Auch die Jagd
Bedarf der Hut. Auf Knecht und Magd
Muß man mit ſcharfen Augen ſehn,
Damit ſie ſtets zum Rechten ſtehn.
Wer fahren will mit guten Segeln,
Der muß ſtets richten und ſtets regeln.

Und als gemach die Ordnung kommt,
Die jeder guten Wirthſchaft frommt,
Da fühlt ein friſches Glück der Werth,
Der ganz zum Landman ſich bekehrt.
Wie macht's ihn froh, mit ſeiner Frau
Hinauszuwandern in die Au',
Zu Wieſen- und zu Waldbezirken!
Wie freut ihn das geſunde Wirken
In Hof und Stall! Bei ſeinen Pferden
Wie ſteht er ſtolz! Der glatten Heerden
Aufblühendes Wachsthum ſcheint ihm prächtig.
Oft prüft das Paar auch klug bedächtig
Den Hühnerhof. Da kräht der Hahn,
Die Hennen laufen gackernd an,
Und Gänſe watſcheln, Enten ſchnattern
Gleich den Frau Baſen und Gevattern.
Der Taubenſchwarm umfliegt das Dach.
Die Schwalbe baut am Sims gemach.
Der Storch ſetzt auf das Haus ſein Neſt.
Dies all zu ſehen iſt ein Feſt.
Hier in der Sonne, dort im Schatten,
So freuen ſich die beiden Gatten.
Froh ruft der Werth: „Das beſte Leben,
Das Gott den Menſchen nur mag geben,
Das iſt, die eigene Scholle bauen
Und rings in Wieſen, Forſten, Auen,

Das Keimen, Wachſen, Blühen, Reifen
Mit frommer Seele zu begreifen,
Und in des Angeſichtes Schweiß
Zu ſchaffen mit raſtloſem Fleiß,
Dann Gott zu danken für den Frieden,
Den ſtets er der Natur beſchieden!"

Und endlich krönet ſich das Glück.
Wachtmeiſter Fix kommt auch zurück.
Er bringt das alte Mütterlein,
Er bringet Irmgard. Hold und fein
Wuchs auf das Kind. Als Jungfrau ſchier
Tritt ſie ins böhmiſche Revier.
Sie weinet erſt voll Gram und Noth:
Großvater Beuth erlitt den Tod.
Dann lächelt ſie dem Vater zu
Und ſucht an ſeinem Herzen Ruh'.
Werth's junges Weib weckt neue Luſt,
Und lichthell wird nun jede Bruſt.
So ſitzen abends ſie beim Mahl.
Doch Werth ſeufzt manches liebe mal:
„Schließt Deutſchland jetzt den Krieg mit Ehren,
Dann will ich nimmer mehr begehren."

Zwölftes Stück.

Gaſtfreier iſt im Land kein Haus
Wie Benatek, denn ein und aus
Gehn dort alltäglich viele Gäſte.
Als reihten Feſte ſich an Feſte,
So leben ſie dort froh und friſch.
Von guten Speiſen dampft der Tiſch,

Es hegt der Keller edle Weine
Aus Böhmen, Ungarn und vom Rheine.
Und keiner klopft vergebens an.
Dort lacht das Herz dem Edelmann,
Dem Kaufherrn lacht's, der mit den Waaren
Zum Handeln kommt des Wegs gefahren,
Es lachet auch dem ſchlichten Reiter,
Der als ein braver deutſcher Streiter
Alt und gelähmt mit ſchart'gem Schwert
Vom Schlachtfeld in die Heimat kehrt.
O wie im Saal und in den Stuben
Sie Lieder und Geſpräch erhuben!
Herrſchaft und Geſinde haben
Da Scherz und Luſt, die ſtets ſie laben
Und zwiſchen derber Arbeit Mühen
Als rothe Freudenroſen glühen.

Yorck, der in nächſter Nachbarſchaft
Des Werth als wackrer Landwirth ſchafft,
Spornt oft den Fortunat gar keck
Und weilt im Schloß von Benatek.
Dann kommen gute, frohe Stunden,
Wenn dort in Einigkeit verbunden
Des Krieges alte Kameraden,
Die ſchier auf allen wilden Pfaden
Zuſammenfochten, bei dem Mahle
Sich freuen in dem alten Saale.
Sie wandern dann auch in die Welt,
Umſchauend ſich in Wieſ' und Feld,
Sie ziehen oft zur Jagd im Wald,
Wo ſcharf und hell die Büchſe knallt.
Es gilt dem Eber und den Hirſchen,
Auf die bergauf, bergab ſie pirſchen.

Der Flintenknall gemahnt an Kriege,
Der Fall des Wildes mahnt an Siege.

Aus alten Zeiten mannichfach
Wird die Erinnerung dann wach,
Und fröhlich lebt die Hoffnung auf
Auf freudenreichrer Zeiten Lauf.
Das Herz sehnt sich nach guten Tagen,
Auf daß sie nicht umsonst geschlagen
Die Schlachten, daß so edles Blut
Umsonst nicht floß, so reiches Gut
Umsonst nicht fiel in Schutt und Brand.
Und in Gedanken fährt die Hand
Zur Seite; doch die Schwerter prangen
Daheim am Wandknauf aufgehangen.
Oft ist's wie Mahnen und wie Ahnen,
Als ob zu neuem Krieg die Fahnen
Des Kaisers sie noch einmal riefen,
In ihrer Seelen stillen Tiefen.
Es ist, sie müßten nochmals reiten,
Um für das Vaterland zu streiten.

Zumal der Sport hat kein Ruh'.
Er spricht vom Kriege immerzu.
Er hat sich jünger wie der Werth
Noch nicht der Scholle zugekehrt
Und dem Bedürfniß stiller Tage.
Ihm spukt wie eine alte Plage
Die Schlachtenlust noch durch die Glieder.
Und ziehet er und kehrt er wieder,
So ist mit Kunden er belastet,
Wie draußen sich der Kriegslärm hastet.
Doch immer mahnt der Werth zur Ruh'
Und ruft besänftigend ihm zu:

„Ich will, bei Gott, nicht mehr begehren,
Schließt Deutſchland Frieden nur mit Ehren!“

Doch ach, die Kunden ſind nicht gut,
Es raſt aufs neu' der Feind in Wuth,
Und die Franzoſen mit den Schweden
Sie führen glücklich ihre Fehden.
Zwar iſt dem Heer der Kaiſerlichen
Zuerſt der Wrangel ausgewichen.
Kein Heil wollt' ihm in Böhmen wachſen,
Da zog er nordwärts ſich durch Sachſen
Und Thüringen zum Weſerſtrand.
Es folgte ihm, den Sieg zur Hand,
Melander mit dem Kaiſerheer,
Ihm einte ſich mit Baierns Wehr
Der Feldherr Gronsfeld. Und ſofort
Gab es in Heſſen Brand und Mord.
Die Rache ſchwoll Melander's Herz,
Drum ſchont er weder Feuer noch Erz
Im Land der Fürſtin, deren Fahnen
Er einſt geführet. Auf ſolchen Bahnen
Hielt er zu lang ſich auf. Der Feind
Hat unterdeß ſich neu geeint.
Und plötzlich ſieht man die Franzoſen
Und Schweden friſch zum Süden toſen.
Und wie ſie ſcharf das Schwert gezückt,
Da ward das deutſche Heer gedrückt
Zum Donauſtrom. Bei Susmarshauſen
Begann die wüthige Schlacht zu brauſen.
Die Völker trafen wild einander.
Da ſank der Feldherr, Herr Melander,
Und ſtarb in Augsburg an den Wunden.
Das Glück hat ſich dem Feind verbunden.

Sein war der Sieg! Die Deutſchen flohn.
Baiern iſt offen und ſein Thron
Aufs neu' gefährdet. Die Gefahr,
Sie droht den Kaiſerlanden gar.
Nach Salzburg floh Maximilian
Mit Hof und Schatz. Es ſchloß ſich an
Ihm alt und jung. Die Alpenthale,
Sie nehmen auf mit einem male
Der flüchtigen Wohner weite Maſſen.
Rings ſtehen Haus und Hof verlaſſen. —
Und auch verlaſſen iſt das Heer;
Es rühmt ſich keines Führers mehr:
Melander todt, Gronsfeld in Haft,
Denn feige ſondern Muth und Kraft
Entwichte er in hurt'ger Flucht.
Wer ordnet jetzt der Krieger Zucht?
Wer ſoll im Zaum die Raubluſt halten?
Wer ſoll des Drangs der Feinde walten?
Wie ſchlimm auch je die Zeiten gingen,
Nie ſtand es ſchlimmer mit den Dingen
Des deutſchen Reichs. Wo iſt der Mann,
Der jetzt die Noth zerbrechen kann?
Es knirſchen wüthend mit den Zähnen
Der Werth und Spork. Sie ſehen gähnen
Den Abgrund, der das Reich verſchlinget,
Das troſtlos im Verderben ringet.

Da reitet jäh ein Bote an,
Ein Bote von Maximilian.
Nun Wirrniſſe ihn rings umpreſſen,
Will er verzeihen und vergeſſen.
Er ruft den Werth und Spork zum Heere.
Als ob da zu verzeihen wäre!

Sie thaten ſtets nach Recht und Pflicht
Und denken an die Rache nicht.
Es ſeufzt das Vaterland in Noth,
Zu helfen ihm, iſt das Gebot
Der trüben Zeit. Wer will da hadern?
Heißmuthig ſtrömt in ihren Adern
Das deutſche Blut. Wohlan, es gilt,
Aufs neu' der Heimat Heil und Schild
Und Schirm und Schutz und Wehre ſein!
Ein zürnend Grollen wär' zu klein.
Und beide langen von der Wand
Das Schwert. In fauler Ruhe ſtand
Der Panzer und der Helm zu lang.
Sie ſchnallen friſch in jungem Drang
Die Waffen um. Jetzt raſch zum Stall!
Fortuna hebt mit freud'gem Schall
Ein laut Gewieher. Fortuna!
Begleitet ſie. Nun auf den Pfad
Des rauhen Kriegs! Raſch gilt's zu ſcheiden:
„Auf Wiederſehn nach kurzem Meiden!
O lebet wohl, Weib, Mutter, Kind!
Und weinet nicht!“ — Und wie der Wind
So ſitzen beide hoch zu Roſſe
Und fliegen raſſelnd aus dem Schloſſe.

Erſt auf dem Ritt beſieht der Werth
Den Boten ſich. Und ſeltſam fährt
Es durch den Geiſt ihm wie ein Licht,
Ihm iſt, er kenne das Geſicht:
Es gleicht den Zügen von Schlenderhan.
Da geht alsbald ein Fragen an.
Bei Gott, das iſt des Freiherrn Sproſſe,
Dem er gebutet einſt die Roſſe.

Der Junge war noch nicht geboren,
Als er den Reiterdienſt erkoren,
Doch ſah den Knaben er vor Jahren,
Als er am Schloß vorbeigefahren.
Sein Nam' iſt Winand. Keck und dreiſt
Iſt ihm das Herz und klar der Geiſt.
Er iſt ein junger Reitersmann
Und möchte gern im Heeresbann
Des Werth die Sporen ſich verdienen.
Da lächeln froh des Helden Mienen.
Dem Sohne ſeines alten Herrn
Gibt er die erſte Leitung gern.
Er reicht ihm vor die breite Hand,
Dann reiten weiter ſie ins Land.
Mit hellem Muth und heiterr Zunge
Erfreut ihn oft der friſche Junge.

Nach Baiern wird der Weg genommen.
Dort iſt im Lager angekommen
Der Piccolomini, der klug
Wie keiner Schlachten mied und ſchlug.
Er hat die Ordnung hergeſtellt,
Es hebt ſich wieder Zelt an Zelt,
In Reihen iſt das Heer geſchloſſen,
Verſehn mit Waffen und mit Roſſen,
Und durch der Truppen weite Glieder
Da herrſchen die Hauptleute wieder.
Dem Reiche kehrte das Vertrauen,
Voll Hoffnung darf's zur Zukunft ſchauen.
Der Piccolomini grüßt Werth:
„Ich danke, daß Ihr wiederkehrt!
Seid, was Ihr wart, des Heeres Fauſt!
Und nun heißt's in den Feind gebraut.“

Kaum steht der Werth bei den Standarten,
Da läßt Gelegenheit nicht warten,
Da gab es bald am Isarfluß
Manch klingend scharfen Reitergruß.
Oft zeigt der Feind mit sauren Mienen
Und blut'gen Köpfen, daß erschienen
Der Werth im Feld, denn allerwegen
Stürzt er hinein mit blankem Degen,
Den Spork und Winand Frentz zur Seite.
Auch Fix und Jost sind mit im Streite.
Bald ist das Isarland gefegt.
Und Piccolomini bewegt
Sich mit dem ganzen Heere nach.
So stehn die Feinde scharf im Schach.
Nun hat der Werth mit seinen Scharen
Auch bald die Isar überfahren.
Er hört, die Schweden mit den Franzen
Stehn nah bei Dachau in den Schanzen.

So ist's. Turenne lieget dort
Mit Wrangel. Wär' nur nicht der Ort
Langweilig ohne Maß und Ziel!
Sie sehnen sich nach Lust und Spiel.
Da kommt die Kunde ins Quartier,
Es liegt ein mächtig Jagdrevier
Ganz nah der Stadt und voll von Hirschen.
Und Wrangel ruft: „Auf, laßt uns pirschen!"
„Ja", spricht Turenne, „frisch zum Jagen
Im hohen Forst, in tiefen Hagen!"
Doch meint Douglas, der General:
„Wir halten besser Fuß beim Mahl
In Feindes Land. Wer kennt die Wege?
Auch ist der Werth, ihr wißt's, nicht träge!"

Da höhnt der Wrangel: „Was Verweilen!
Es gilt den Tag der Jagd zu theilen!
Vorpoſten ſind' ich gleich ins Feld,
Von Jubelſchall ſei der Wald umſtellt!“
Sie brachen auf in luſt'gem Flug.
Den hellen Schall der Hörner trug
Der Wind ins Land. Hei, wie der Wald
Da bald von Schüſſen knatternd hallt!
Es zucken hell der Büchſen Blitze.
Und alle kommen in die Hitze,
Aufjauchzet mancher Jagdgeſelle,
Denn reichlich iſt das Wild zur Stelle.
Da ſcheint's: ins Blaſen, Schießen, Schallen
Erklinget fern der Lärm der Waffen.
Die Jagdluſt ſchweigt, ſie horchen leis,
Sie ſammeln ſich zum dichten Kreis.
Nun kommt ein blut'ger Mann gelaufen
Und ſchreiet ängſtlich in den Haufen:
„O rettet euch! Die Hölle iſt los,
Der Werth iſt da! Die Noth iſt groß!
Hier kann die raſche Flucht nur frommen!“
Bei Gott, da ſehn ſie ihn ſchon kommen!
Er hat der Jagdluſt Mär erſchlichen
Und iſt nicht an den Wald gewichen
Kein Späherauge hat ihn erreicht.
Der Poſten ſchwache Kette weicht
Geblänt zurück. Was half das Hadern!
Denn mit den raſſelnden Geſchwadern
Breche graden Wegs er ins Gewühl,
Manch warmes Leben wurde kühl.
O welch Gewirr! Er naht dem Strand,
Wo Wrangel und Turenne ſich fand.
Satan, jetzt werden ſie gefaßt!
Hinten der Feind, vorn der Morast!

Gefangenſchaft, die hinten droht,
Doch vorne droht der naſſe Tod!
Verfluchte Jagd, verfluchter Platz! —
Doch ſieh, da ſtürmt in kühnem Satz
Mit hocherhabenen Geweihen,
Um aus der Jagd ſich zu befreien,
Ein Hirſch zum Sumpf, und er erreicht
Das Ufer. Dieſe Furt iſt ſeicht!
Friſch! wo das Thier hindurchgeſetzt,
Da läuft und rennet, tobt und hetzt
Es jetzt hindurch auf hohen Roſſen!
Wie wird der ſchwarze Moor durchſchoſſen!
Hoch ſpritzte auf der dunkle Koth.
Wo iſt der Kleider Weiß und Roth?
Sie ſahen tief bis an die Ohren
Im Schmuz und ſahen aus wie Mohren.
Herr Wrangel ließ im Stich den Degen
Dort in den naſſen Waldgehegen,
Turenne ließ den Hut im Sumpf. —
Das war ein ſchöner Jagdtriumph!
Laut lacht der Werth da hintendrein
Und ſendet in die fliehenden Reihn
Noch manche Kugel. Auch erfreute
Er ſich im Walde reicher Beute,
Nur möcht' es beſſer ihm behagen,
Hätt' er die Herrn in Haft geſchlagen.

Doch ſieh, den Deutſchen lacht das Glück!
Es weichen mehr und mehr zurück
Die Feinde. Wenn ſie Futter holen,
So ſtürmt der Werth zum Platz verſtohlen
Und hindert's. Und voll grimmer Wuth,
So ſchleudern ſie des Feuers Glut

Rings in die Dörfer und die Flecken.
O allbarmherz'ger Gott! da ſtrecken
Rauchſäulen rings ſich in die Luft.
Voll Jammer, Furcht und Schrecken ruft
Die laute Noth. So ſengt und brennt
Der Feind, der ſich aus Baiern trennt,
Um überm Lech im Schwabenlande
Zu wüthen fort mit Schwert und Brande.

Nachfliegt der Werth. Als flücht'ger Gaſt
Hält er im alten Augsburg Raſt,
Da hört er die Poſaunen tönen,
Die hoch von allen Thürmen dröhnen,
Da hört er alle Glocken läuten.
Was hat das Lärmen zu bedeuten?
O Gott, es kam zu dieſer Stunde
Ins Land des Friedens erſte Kunde!
Zu Münſter und zu Osnabrück
Ward er geſchloſſen. Welches Glück!
Es eilen bei dem Freudenſchalle
Zur Kirche raſch die Bürger alle.
Da hört man rings die Katholiken
Zum Himmel manch Tedeum ſchicken.
Aus Proteſtantenkirchen zieht
Das alte ſtolze Lutherlied:
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott! —
Johann von Werth ruft ohne Spott:
„Ich werde nimmer mehr begehren,
Schloß Deutſchland Frieden nur mit Ehren!“ —
Doch als er die Artikel hört,
Da iſt ſein Herz von Zorn empört:
„O“, ruft er, „welcher ſchnöde Streich
Traf das uralte deutſche Reich,

Das Reich, bei dem ſeit Römerzeit
War alle Macht und Herrlichkeit,
Das Reich, das iſt Europas Herz,
Und das mit dem berühmten Erz,
Dem feſten Geiſt, voll treuem Lieben
Den Völkern Recht, Geſetz geſchrieben!
O haben wir es drum gehalten
Seit dreißig Jahren, trotz dem Walten
Der innern Feinde, trotz dem Schaffen
Der äußern, die mit allen Waffen
Der Schlauheit und der frechen Fauſt
Durch unſre Auen hingebrauſt?
Ward es trotz Abgrund und Verderben,
Trotz Hungersnoth und wüſtem Sterben
Drum treu gehütet und gerettet
Vom Tod, der oft es angekettet.
An traurig dunkele Geſchicke?
Wohin wir wenden unſre Blicke,
Da bröckelt ſich ein koſtbar Theil
Dem Feinde zu! O ſchnöde Eil'!
Elſaß, Burgund, Lothringen hin!
Frankreich nahm ſie mit gier'gem Sinn.
Die Schweiz und Holland abgeſchnitten!
Der Rhein zertrennt in ſeiner Mitten,
Zerlegt die Füße und das Haupt!
Das Pommerland iſt uns geraubt
Vom frechen Schweden. Böſer Stern!
Kurfürſten, Fürſten, Grafen, Herrn,
Sie herrſchen ganz nach eignem Willen!
Wer wird den Uebermuth jetzt ſtillen?
Wer kann ſie regeln, ordnen, ſchulen,
Die jetzt nur mit der Fremde buhlen!
Ach, alles ſchmilzt elend in Kleinheit!
Dahin, dahin iſt Deutſchlands Einheit!"

Der Jammer drückt den ſtolzen Mann
Am Herzen wild. Wie Fluch und Bann
Senkt es ſich düſter auf ſein Leben.
Er kann ſich nimmer drein ergeben,
Daß all die Hoffnungen vernichtet,
Auf die ſein Leben war gerichtet.
Wen tiefe Schmerzen ſo durchwehn,
Wie mag der wol zu Hofe gehn?
Er meidet München, meidet Wien.
Was ſoll er hin zum Kaiſer ziehn?
Was ſoll er ſich dem Kurfürſt neigen?
Er bräche dort das tiefe Schweigen,
Das hohe Herren von ihm fodern,
Um laut in Zornmuth aufzulodern
Ob dieſem ſchimpflich ſchlechten Frieden,
Für den die Weiſen ſich entſchieden!
Und von Verſtecke zu Verſteck
Begibt er ſich nach Benatek,
Vom jungen Winand Frenz begleitet,
Der ſtill an ſeiner Seite reitet.

Daheim begrüßt er Weib und Kind
Und Mutter, treu und lieb geſinnt,
Wie allezeit. Doch auf der Feier
Des Wiederſehens ruht ein Schleier.
Marie erkennet kaum den Mann,
Der einſt ſo kühn ihr Herz gewann.
Die Mutter kennet kaum den Sohn,
Den ſie in Blick, Bewegung, Ton
Stets munter ſah. Wo iſt die Luſt,
Die aus der breiten Männerbruſt
So hell auflachte? Selbſt beim Mahl
Und Wein umſchleicht ihn tiefe Qual.

Ihn freut nicht mehr das reiche Gut,
Er führt nicht mehr der Wirthſchaft Hut.
Was kümmern ihn die ſchönen Pferde!
Umſonſt brüllt ihm die glatte Heerde.
Er ziehet nicht mehr aus zum Jagen
Fern ins Gebirg zu Forſt und Hagen,
Er iſt kein Wirth mehr frohen Gäſten,
Und nimmer ladet er zu Feſten.
Sich ſelbſt kennt er im Trübſinn kaum,
Sein Leben iſt wie ſchwerer Traum.
Das thun in dem zerriſſnen Herzen
Ums Vaterland die herben Schmerzen.

Irmgard, ſein ſchmuckes Töchterlein,
Das nun in Schönheit hell und rein
Als Jungfrau blüht, liebt Winand Freny.
Sie liebet ihn. Der helle Lenz
Der Minne lacht den jugendhellen
Geſtalten ſüß. Die beiden ſtellen
Sich vor ihn hin. Die Herzen ſchlagen
So hoch, als ſie dem Vater ſagen,
Daß ſie in Liebe ſich gefunden. —
Da kam ihm nach viel trüben Stunden
Doch eine frohe: „Gebt zum Rhein“,
So ruft er, „glücklich dort zu ſein!
O Gott, wie iſt der Rhein ſo ſchön
Mit ſeinen Ebnen, Thälern, Höhn!
O Gott, jetzt weiß ich, was mir fehlt!
Mir fehlt der Rhein. Ja, es beſeelt
Und kräftigt, an die Heimat denken.
Ach, ich bin krank. Wir alle lenken
Zum Rhein den Zug, ihr theuren Weſen!
Am Rheine werd' ich bald geneſen!“

Er ſendet gleich zum Schloßkaplan,
Der kleidet ſich im Kirchlein an,
Daß er den Bräutigam und die Braut
Noch heute am Altare traut.
Und ſo geſchieht's, dann ruft das Mahl
Sie alle in den hohen Saal.
Lang war kein Tag ſo hell und rein:
In Strömen floß der goldne Wein,
Hoch trank man zu dem jungen Paar.
Wen gab's, der heut' ſo fröhlich war
Wie Werth! Das helle Auge glüht,
Die Stirn iſt klar, die Lippe ſprüht
Von Witz und Luſt. Marie ſchaut
Aufs neu' ihn an wie eine Braut.
Wie freut ſie ſich! Ja, er ward Meiſter
Der trüben und unholden Geiſter!
Und als das Feſt zu Ende iſt,
Da heißt er noch zur ſelben Friſt
Fortuna ſatteln. Seine Kraft,
Die ihm im Trübſinn iſt erſchlafft,
Will üben er in neuer Stärke,
Er kehrt zurück zum Männerwerke.

Er jagt in Muth, die Augen funkeln:
„O kehre bald, die Berge dunkeln!"
Er hört die Mahnung nicht im Saus.
Fort geht's. Er bleibet lange aus.
Im Schloß pacht ſie die Furcht mit Macht.
So harren ſie bis Mitternacht,
Da naht ein Reiter hoch zu Roß
Im Fackelglanze ſich dem Schloß,
Das iſt der Spork, der Werth iſt's nicht.
Doch hinter ihm im Fackellicht,

Von ernſten Männern ſanft getragen,
Da liegt, ein Anblick zu beklagen,
Auf einer Bahr' von grünen Zweigen
Johann von Werth. Weh! ſeltſam eigen
Strahlt ihm der Blick. Blut klebt im Haar,
Ihm kam ein Unfall, das iſt klar,
Auf ſeinem nachtumhüllten Stege.
So fand ihn Spork an ſeinem Wege,
Der raſch nach Benatek gekommen,
Weil von der Hochzeit er vernommen.
Treu bei dem Wunden ſtand das Roß.
O welcher Jammer ging durchs Schloß!

Bald liegt im Bett der kranke Mann.
Ach, wie die Hoffnung jäh zerrann,
Daß er geneſe! FieberND flegen
Die Pulſe ihm. Kaum kann er liegen.
Er zuckt, er brennt. In Phantaſien
Hört man die Sinne raſtlos ziehn.
Die Schlachten all, die er geſchlagen
In alten und in jungen Tagen,
Entſteigen grimm geſpenſterhaft
Aus der Erinnrung feſter Haft:
Er ficht am Weißen Berg bei Prag,
Aufſteigt bei Nördlingen der Tag,
Bei Tuttlingen geht's ins Quartier,
Bei Jankau ſtürmt er im Revier,
Bei Allerheim und Dachau fällt
Er in den Feind. Dann ſieht der Held
Aufſteigen ſie, die er gekannt
Als Krieger durch das deutſche Land:
Tilly, Alvinger, Wallenſtein,
Lothringen, Merey treten ein,

Doch Guſtav Adolf, Torſtenſon
Und Bernhard grinzen ihm mit Hohn.
Sieh, Ferdinand, Maximilian!
Er ſtarrt mit hohlem Blick ſie an.
Wie groß liegt's ihm im Augenlichte!
Entſetzlich furchtbare Geſichte! —

Dann hebt er ſich und ſchreit entbrannt:
„Verrathet nur das Vaterland!
Zerſetzt ihm Haupt und Hand und Glieder!
Einſt kommt der Tag, da hebt ſich's wieder
In Kraft und Macht und Herrlichkeit,
Und ragt fern in alle Zeit
Ob allen Völkern hoch erhoben,
Und alle Völker werden's loben.
Lang dauert's noch, doch muß erſcheinen
Der Tag, wo ſich die Deutſchen einen.
Dann iſt kein Reich dem deutſchen gleich!
Heil dir, du einig deutſches Reich!“

Er ſinkt zurück, es iſt die Noth
Am Ziel. Der Werth iſt todt.
Die Mutter rauft das greiſe Haar,
Das junge Weib ſchreit ſchrill und klar.
Die Tochter mit dem neuen Sohn,
Sie weinen hin in leiſem Ton.
Ihr drückt ihm bleich die Augen zu,
Und ſehnt ſich auch nach ew'ger Ruh'.
Leis ſpricht der Sterk: „In Gottes Namen!
Was er geſagt, geſchehe! Amen!“
Sie ſenkten fern der Heimatluft,
Die er geliebt, zur tiefen Gruft.

Was soll auf seinem Grab der Stein?
Sein Mal soll aufgerichtet sein
In deutschen Herzen treu und offen,
Die auf die deutsche Zukunft hoffen!

Anhang.

Die neuere Geschichtsforschung hat viele verschollene und vergessene Gestalten der Vergangenheit zu neuem Leben erweckt. Zu ihnen gehört ohne Zweifel Johann von Werth, der von Schiller in seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" noch als ein Abenteurer und Parteigänger angesehen wurde und dem erst die letzten Decennien als einem bedeutenden Heerführer seiner Zeit gerecht geworden sind. Augenblicklich kennt ihn ganz Deutschland. In seiner Heimat am Niederrhein aber hat die Erinnerung an ihn zäh und fest fortgedauert. Seit den Zeiten des Mittelalters ist keine Persönlichkeit so volksthümlich geblieben, wie gerade dieser Reiter-General. Geistliche und weltliche Fürsten treten gegen ihn entschieden in den Hintergrund, alt und jung in unsern Gegenden weiß von ihm noch eine Menge von eigenthümlichen Zügen zu berichten. Viele dieser Anekdoten binden sich an Köln und seine Umgebungen. An der untern Erft ist er bereits zu einer sagenhaften Gestalt geworden. Ich habe selbst meine Knabenzeit in jenen Flächen verlebt und in der Kinderstube eine Menge von Geschichten gehört, die sich auf ihn beziehen. So ergaben sich mir schon früh poetische Anregungen, die später zu geschichtlichen Studien führten. Mit großer Freude und Genugthuung gewahrte ich bald einen Stoff für die Dichtung, der dem Sucher nach heimatlichen und dabei nationalen Gestalten höchst willkommen erscheinen mußte. Nachdem ich schon früher einige Balladen aus Werth's Leben behandelt hatte („Lorelei", 3. Aufl., S. 329), ging ich im vorigen Jahre an die vorliegende Dichtung.

Was meine Quellen angeht, so muß ich hier vor allen andern die Monographie: „Johann von Werth ꝛc." von Friedrich Wilhelm Barthold (Berlin 1826) anführen. Dieser fleißige und treffliche Geschichtschreiber hat sich der mühsamen Arbeit

unterzogen, die überall zerstreuten Notizen über Werth zu sammeln und zu einem lebensvollen Bilde zu gestalten. Während er selbst fast überall seine Quellen angibt, ist er von Spätern vielfach nach- und abgeschrieben worden, die ihm diese Gerechtigkeit nicht widerfahren ließen. Ich nehme mit Freuden die Gelegenheit wahr, ihm an dieser Stelle herzlich zu danken für den Vorschub, den der Historiker dem Poeten an die Hand gegeben hat. Außerdem dienten mir des Freiherrn F. C. v. Mering „Burgen, Rittergüter, Abteien, Klöster in den Rheinlanden ꝛc." (Köln 1836—42), „Die Benedictinerabtei Gladbach" von Dr. Gottfried Eckertz (Köln 1853), „Graf Johann von Spork", von Georg Joseph Rosenkranz (Paderborn 1854), „General Spork" von Franz Löher (Göttingen 1854), einige Feuilletons der „Kölnischen Zeitung" aus dem Jahre 1846, sowie eine Sammlung ungedruckter Urkunden, im Besitze des Herrn Jakob Merlo in Köln, die seitdem in den „Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Jahrg. II, Heft 2, S. 266 (Köln 1857) veröffentlicht worden sind, um ihnen einzelne Notizen zu entnehmen. Ein Vergleich mit diesem angeführten Materiale wird den Beweis liefern, daß ich mich in Betreff des Kriegslebens des Johann von Werth durchaus treu an die Geschichte gehalten habe.

In Beziehung der Familiengeschichte mußte ich mir dagegen einige Freiheit erlauben. Zunächst ist die Herkunft Werth's noch ein streitiger Punkt. In der neuern Zeit hat es nämlich nicht an vielfachen Versuchen gefehlt, den Adel des kühnen Helden aufrecht zu erhalten. Allerdings wird in dem Freiherrndiplome vom 4. April 1635 ein „Alt Rittermessiges Geschlecht und Herkommen Unsres und des Reiches lieben getreuen Johann de Werdt, indeme seine Vorfahren ihr Stammhauß von den Staaten Hollands eingenomen" (s. Mering, a. a. O.) angeführt. Dies will aber nicht viel heißen, zumal Kaiser Ferdinand nicht gern den Adel gab und gleichsam selbst eine neue Creirung auf diese Weise entschuldigen mochte. Uebrigens konnte sich der Hof auch selbst irren, indem er das niederdeutsche „van" für adelig hielt oder sogar falsch berichtet war. Daß Werth's Verwandte Soldaten, Geistliche und Beamte waren, wie es in den Feuilletons der „Kölnischen Zeitung" von 1846 nachgewiesen wurde, kann gleichfalls nicht viel entscheiden, weil ein so angesehener Kriegsmann allerdings im Stande sein mußte, seine bäuerlichen Familienmitglieder zu schützen und zu befördern. Gegen den Adel aber sprechen viele schriftliche Zeug-

niſſe der Zeit. Der paderborner Fürſtbiſchof Ferdinand von Fürſtenberg ſagt in den „Monument. Paderborn.“, S. 58: „Quippe duo semper caesarei belli fulmina Joh. Werthius et Joh. Sporkius uterque tamquam Cincinnati aetatis nostrae ex agro ad exercitus ducendos hostesque fatigandos evocati.“ Nach dem obengenannten Roſenkranz befinden ſich auf der Gymnaſialbibliothek zu Paderborn ferner die ungedruckten, bis 1650 fortgeführten Annalen des Jeſuiten Heinrich Turk (geb. 1607) über die niederrheiniſche Provinz in ſieben Foliobänden, in denen mitgetheilt iſt, daß Werth aus einem ungefähr eine Meile von Neuß gelegenen Dorfe Büttgen ſtammte und der Sohn geringer Bauersleute war. Dieſer Turk lebte in Köln während des Dreißigjährigen Krieges und kannte, wie er erzählte, ſehr gut das Geburtshaus des Helden, welches er ein casam rusticanam nennt. Seiner genauen Beſchreibung nach hat er Werth ſelbſt geſehen, der nach ihm zu Schlenderhan beim Freiherrn von Frenz als Knecht diente. Sollte ſich auf den Bauernſtand nicht auch eine Stelle im Simpliciſſimus beziehen, die von dem Helden ſagt: er werde ein neuer Johann von Werth! Denn Simpliciſſimus ſtammt ja auch, ſoviel er bis dahin weiß, von Bauern ab. Im Philander von Sittewald wird erwähnt: als man die Mutter Werth's nach Sr. Excellenz gefragt habe, ſei die naive Antwort erfolgt: ihr Sohn heiße nicht Lenz, ſondern Jan. Alſo auch bei dieſen Zeitgenoſſen taucht das Bauernthum wieder auf. Wäre die Dame adelich geweſen, ſo hätte ſie wohl gewußt, was Excellenz ſagen will. Außerdem war Werth's erſte Frau ſicherlich, und die zweite wahrſcheinlich bürgerlich. Dazu kommen nun noch die vielen Volksſagen, die unſern Helden als Schweinehirten und Pferdeknecht nennen. Solange alſo nicht die authentiſche Urkunde einer adelichen Herkunft der Familie entdeckt iſt, wird man das bäuerliche Blut nicht ganz wegleugnen können. Freilich ſteht es dem Poeten frei, ſich um dieſe Frage gar nicht zu kümmern und die Thatſachen zu nehmen, wie ſie zu ſeinem Zwecke taugen. Ich kann aber doch nicht umhin, zu ſagen, daß ſich die Wahrſcheinlichkeit viel mehr auf die Seite meiner Annahme neigt. Den Punkt wegen des Geburtsortes Werth's habe ich unentſchieden gelaſſen. Man ſtreitet ſich in dieſer Beziehung wie um die Wiege Homer's. Turk läßt ihn in Büttgen geboren ſein. Werth ſagt in ſeinem Teſtament aus, daß er dort in ſeiner Jugend gelebt habe, und macht deshalb eine fromme Stiftung, nach welcher der Fellerhof jährlich eine beſtimmte

Anzahl Wecken backen und in der Kirche an die Armen vertheilen muß. Auf dem Grabsteine des Helden heißt es ferner von ihm: „Natus ex terra inlisconsi." Bin ich nun in diesen Beziehungen auch meiner Ansicht nach den geschichtlichen Daten gefolgt, so war dies in Beziehung seiner verschiedenen Ehen unmöglich. Werth ist nämlich sicherlich dreimal, vielleicht sogar viermal verheirathet gewesen. Vier Frauen eines Mannes lassen sich aber poetisch nicht bewältigen, es sei denn wie im Blaubartmärchen. Ich habe darum auch mit der ersten und letzten fürlieb genommen. Die erste Frau aber hieß Christine Beuth und kommt in einer Urkunde von Merlo a. a. O. vor. Die zweite wird in den kölnischen Schreinsbüchern und andern Urkunden Gertrud Jentten, in einer Urkunde auf Haus Schlenderhan aber Gertrud von Beuth zu Coenen geschrieben. Die bürgerliche Bezeichnung scheint indeß häufiger zu sein. Als dritte Gemahlin wird bei Barthold eine Gräfin Spaur genannt, die ich aber urkundlich nicht finden konnte. Die letzte endlich ist wieder urkundlich nachgewiesen und heißt Gräfin Marie von Aufstein. Werth's Tochter mit Christine Beuth, Irmgard Lambertine, heirathete den Freiherrn Hieronymus Winand Raitz von Frentz zu Schlenderhan. Ein Sohn aus unbestimmter Ehe und einer aus der Ehe mit der Gräfin von Aufstein sind früh gestorben.

Große Ausbeute für meine Dichtung fand ich in der Volkssage. Hierher gehört die Anekdote von Jan und Griet, die sich an verschiedene Orte knüpft. Man ruft noch heute den Bauern, die mit ihren Frauen auf einem und demselben Pferde über Land reiten, gewissermaßen typisch nach: Jan und Griet. Daß Werth als Pferdeknecht einst zu Schlenderhan Reiter aus dem Stalle auf den Mist warf, hörte ich von dem verehrten Ernst Moritz Arndt. Die Bitte an Gott, sich in der Schlacht neutral zu halten, wird anderwärts vom alten Dessauer erzählt. Hier am Rhein erzählt man sie von Werth und in Westfalen von Spork, wie wir aus Löher's Dichtung wissen. Ihr Ursprung soll französisch sein. Den Schwank, welcher sich bei der Belagerung von Eichstädt zuträgt, habe ich Löher's Spork entnommen. Die ursprüngliche Quelle, wenn eine solche existirt, kann ich nicht angeben.

Um so sehr wie möglich das Gepräge der Zeit zu erreichen, habe ich dann ferner Episoden aus andern Büchern, welche im Dreißigjährigen Kriege entstanden sind, in mein Gedicht verflochten. Ich muß hier vor allem den berühmten Roman „Simplicissimus"

nennen, den ich einestheils für den Ueberfall eines Dorfes im zweiten Geſange und anderntheils für die luſtige Diebsgeſchichte, wo die Soldaten die Brote aus dem Backofen und die Schinken aus dem Kamin eines Dorfpfarrers holen, benutzte.

Hin und wieder habe ich denn auch, um das wilde Gewirre der Schlachten und Züge zu beleben, einzelnes erfinden müſſen. In dieſer Beziehung führe ich namentlich die Pferdegeſchichten und die Figur des Fix an. Auch die Bekanntſchaft Werth's mit ſeiner erſten Frau bedurfte einer abenteuerlichen Begründung. Daß ich den von Löher zu ſeinem Spork erfundenen Joſt wieder vorgeführt habe, wird, wie ich glaube, dem trefflichen Manne nicht unangenehm ſein.

Was ich bisjetzt angeführt habe, bildet den Vordergrund meiner Bilder. Es handelt ſich mir auch noch um den zweckmäßigen Hintergrund. Dieſer kann aber in nichts anderm als im Laufe des ganzen Dreißigjährigen Krieges gefunden werden. Ich habe denſelben denn auch in ſeinen Gründen und Urſachen, Ereigniſſen und Thaten, Staatsmännern und Kriegern nach den beſten Quellen am Geiſte des Leſers in möglichſt kurzen Zügen vorübergeführt, weil mein Held dieſe traurige Zeit des Vaterlandes von Anfang bis zu Ende thatend und rathend durchgerungen hat. Es ging mir nämlich darum, ein in ſich und durch ſich verſtändliches Gemälde zu liefern. Nicht allein der Gebildete, der die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges in Schulen und Büchern ſtudirt hat, ſondern auch der gemeine Mann, der jene Zeit nur dem Namen nach kennt, ſoll die Dichtung verſtehen können. Kurz und gut, es war meine Abſicht, für das Volk zu ſchreiben.

Man wird mir überall die Schwierigkeit meiner Aufgabe zugeſtehen müſſen. Es iſt in der That kein leichtes Werk, einen ſo gewaltigen Krieger in einer ſo gewaltigen Zeit während des Laufes von dreißig Jahren in einer Weiſe hinzuſtellen, daß ſich die Ereigniſſe und Geſtalten lebendig und intereſſant gruppiren, daß die Staatsgeſchichte nicht zu viel Raum einnimmt, daß die Schlachten ſich nicht zu bunt aufeinanderfolgen, daß die culturgeſchichtlichen Elemente durchleuchten und daß man das Bild des Helden nie aus den Augen verliert. Ueberdies fehlt es für eine ſolche Dichtung ganz an epiſchen Muſtern. Man hat wol einzelne hiſtoriſche Züge poetiſch behandelt, aber eine ganze Periode deutſcher Geſchichte iſt noch nie in einem Bilde zuſammengeſetzt worden. Bei meinem Gegenſtande wurde die Aufgabe noch ſchwieriger durch

die äußerſt complicirten Staats- und Religionsverhältniſſe der damaligen Zeit. Gleichviel, ich hab's gewagt!

Was die Form angeht, ſo habe ich die Versart gewählt, deren ſich die deutſchen Dichter des Mittelalters meiſtens zu ihren epiſchen Gedichten bedienten, mit dem einzigen Unterſchiede, daß ich die Verſe nicht nach Hebungen, ſondern nach Silben zählte. Warum ich keine ſtrophiſche Form wählte? Die Nibelungenſtrophe hätte für die Zeit nicht gepaßt. Eine andere hiſtoriſch-epiſche Strophe iſt bisjetzt bei uns nicht erfunden. Einen Wechſel in den Versarten, wie die Romantiker ihn aufgebracht und wie ihn auch Lenau und Meißner angewandt haben, ſcheint mir zu balladenartig und für den epiſchen Fluß der Erzählung ſtörend. Freilich mögen meine acht- und neunfüßigen Verſe, die Reim um Reim bringen, den heutzutage ſo viel verbreiteten Freunden der Kunſtdichtung nicht behagen; ich habe aber entſchieden das Ziel im Auge gehabt, eine ſchlichte Volksdichtung zu liefern. Es iſt mir darum ganz recht, wenn man mein Werk eine Reimchronik nennt. Wäre es nur auch eine recht lebendige Reimchronik!

Der Leſer ſieht, daß ich ſelbſt meine gerechten Bedenken über „Johann von Werth" habe. Eine Thatſache aber wird jedermann anerkennen müſſen, nämlich daß ich ernſt und redlich beſtrebt geweſen bin, einen echt deutſchen Gegenſtand mit echt deutſchem Geiſte zu behandeln. Ich habe verſucht, einen Mann zu ſchildern, der in den trübſten Zeiten, welche mit Blut, Brand, Zerſtörung und Vernichtung über die Gaue des Vaterlandes hingezogen ſind, ein treuer, braver Streiter für Deutſchlands Einheit, Größe und Ehre war, der, jedem Glaubensbekenntniſſe gerecht, feſt und ſicher ſeinem nationalen Ziele zuſteuerte und der endlich, als er die höchſten Güter, für die er ſein Leben lang geſtritten und gekämpft hatte, in dem zerriſſenen und zerſpalteten Vaterlande verloren ſah, an gebrochenem Herzen ſtarb, aber noch im Sterben ſeine Hoffnung für eine große neue Zeit nicht fallen ließ. In dieſer Beziehung möchte mein „Johann von Werth" das Alter erquicken und die Jugend entflammen. Was aber ſonſt das Gedicht angeht, ſo will ich herzlich zufrieden ſein, wenn ich jüngere Kräfte anrege, denſelben Weg nationaler Dichtung einzuſchlagen. Mögen ſie bald kommen und unſerm Volke beſſere Werke bieten!

Köln, 1. December 1857.

W. M.